This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

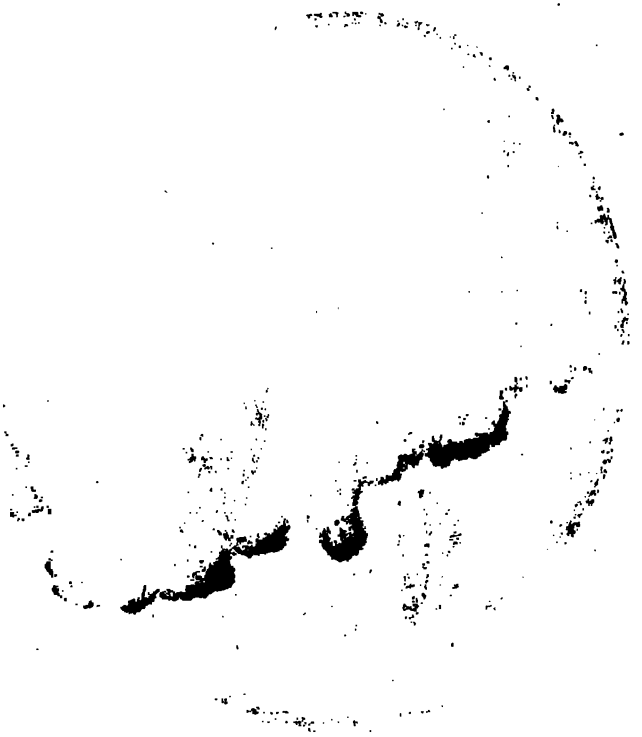
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1817
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN



AUGUST LUDWIG SCHLOEZER.

C.C. Glassbach sculp.

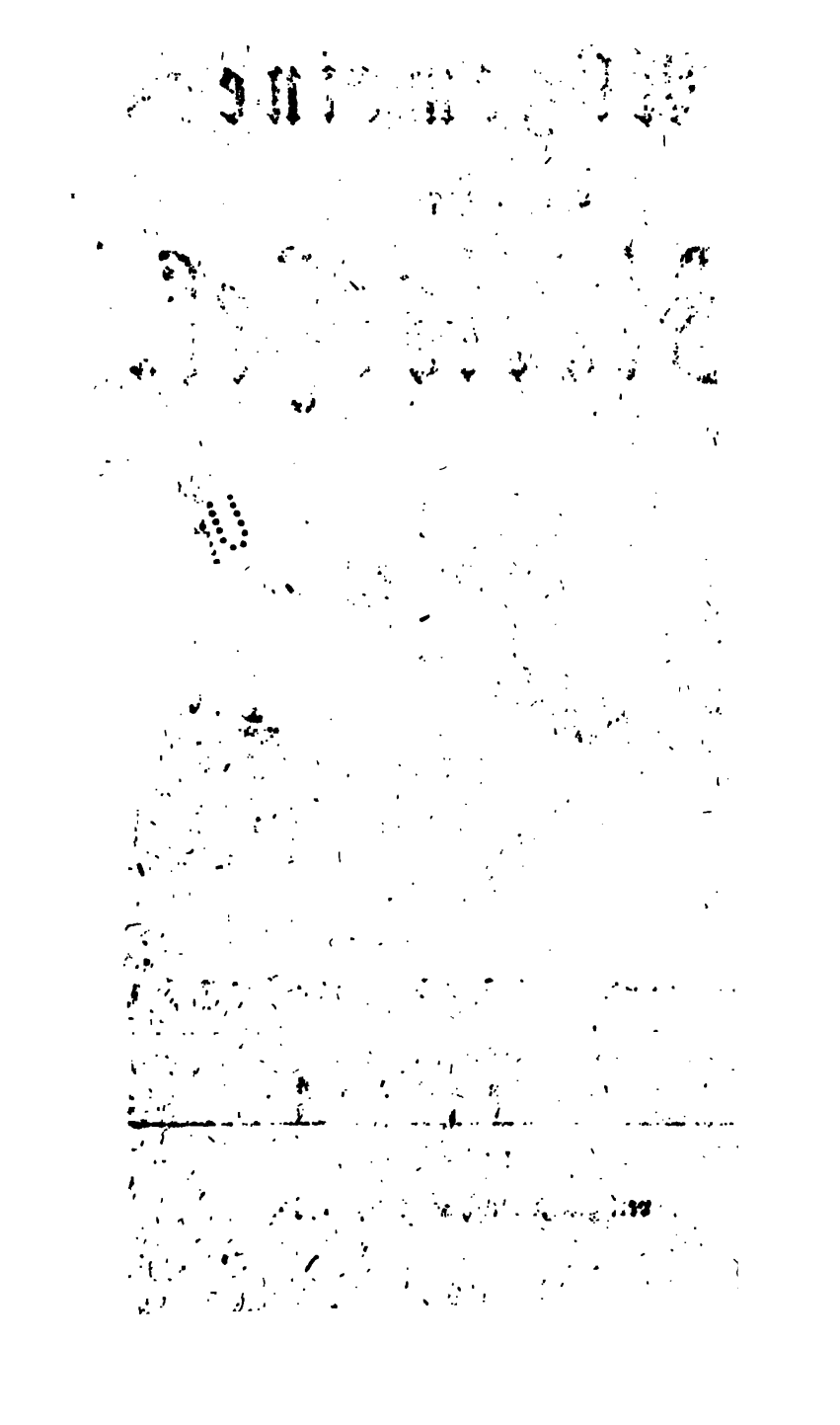
Allgemeine deutſche Bibliothek.

P.V.H

Des drey und vierzigſten Bandes erſtes Stück.

Mit Röm. Kayſerl. Königl. Preußiſchen, Churſächſiſchen und Churbrandenburgiſchen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1780.



Faculty Research Lib
Univ. of Chicago
2-27-31
33643

Verzeichniß

der im erſten Stücke des drey und vierzigſten Bandes recenſirten Bücher.

I. D. J. A. Starkens Geſchichte der chriſtlichen Kirche des erſten Jahrhunderts 2r B. 3
II. M. A. Weikards vermiſchte mediciniſche Schriften, 2s St. 17
III. C. F. v. Irwing Erfahrungen und Unterſuchungen über den Menſchen, 3r B. 31

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Gutachten zweyer theolog. Facultäten — über die Uebereinſtimmung Hrn. D. Bahrdts mit den Reichsgeſetzmäßigen Lehrſyſtemen, 41
D. C. F. Bahrdts Glaubensbekenntniß, 44
D. J. S. Semlers Antwort auf das Bahrdtiſche Glaubensbekenntniß, 45
Das Bahrdtiſche Glaubensbekenntniß — im Auszuge, wie das alles enthalten iſt in den gemein. Betracht. 51
Kurze Erklärung über Hrn. D. S. Antwort auf das B. Glaubensbekenntniß, ebend.
Eine Urkunde des Jahrs 1780. von der neuen Gefahr des Chriſtenthums — 52
Ein Wort der Liebe an Hrn. D. C. F. B. wegen ſeines Glaubensbekenntniſſes, 56
D. C. F. B. Glaubensbekenntniß — berichtiget von D. J. F. Teller, 57

Schreiben an einen Freund in S. den Hrn. D. B. und sein Glaubensbekenntniß betreffend. 59
Biographie und Silhouette von C. F. Bahrdt. 63
Der wahre Charakter des Hrn. D. C. F. Bahrdt 65
A. H. Niemeyers Charakteristik der Bibel, 4r Th.
Ebend. über das Leben und den Charakter Davids, ebend.
Kurze Apologie des Christenthums, 2. A. 73
Predigten und Predigtfragmente, gesa't dem Tage der Garben, 2s B. 74
Stimme der Religion an die Besten unter den Menschen, 77
D. G. C. B. Moschens Bibelfreund, 6r Th. 2s St. 79
Preuschens Triumph der christlichen Religion über das menschliche Herz, ebend.
Der Pauliniſche Lehrbegriff vom heil. Abendmale 82
An den Hrn. Consistorialrath Steinbart, betreffend dessel. ben System der reinen Philos. 87
C. G. Perschke's Religionsvorträge den Studirenden im Kloster Bergen gehalten, 88

2. Rechtsgelahrheit.

Friedr. Wilh. Wievet Erzählung einiger merkwürdigen dänischen und norwegischen Rechtssachen, aus dem Dänischen, 1r B. 93
Goswin Joseph von Buinink, fortgesetzte Sammlung merkwürdiger Rechtshändel, 1s Th. 94
Fr. Chr. Jo. Fischer über die Probenächte der deutschen Bauermädchen, ebend.
William Blackstone vermischte Abhandlungen über verschiedene Rechtsmaterien, aus dem Englischen, 95
Von Verbrechen und Strafen, eine Nachlese zu dem Buche des M. Beccaria, von J. E. J. Schall, 96

J. B. Moſers Betracht. über die Frage: ob aus einem den Appellaten — Appellanten inſinuiren ließ? 105
J. F. C. Weiſſers Recht der Handwerker, 107

3. Arzneygelahrheit.

E. G. Baldingers neues Magazin für Aerzte, 1ſten B. 4tes St. 110
— — 5te St. 113
— — 6te St. 116
D. *I. E. Hebenſtreit* palaeologia therapiae. ex edit. D. *C. G. Gruneri* 121
J. C. Tode erleichterte Kenntniß und Heilung eines gemeinen Trippers, 123
D. *E. G. Baldingeri* Sylloge ſelector, opuſcul. argumenti medico practici, Vol. V. 133

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Titus, ein Vorſpiel. 133
Dankou und Elwine, ein Originaltrauerſpiel von A. A. von Crebozin. 134
Vademecum für Dichterfreunde, 2r Th. ebend.
C. G. v. Murr Sinngedichte, N. A. 135
Lieder der Liebe. 136
Beyträge zur Pfälziſchen Schaubühne, 137
Peter der Große, Kaiſer von Rußland, ein muſikaliſches Drama, von M. C. G. Hempel. 138
Andromeda und Perſeus, ein Duodrama, von J. A. Braun, 139
Muſenalmanach für das Jahr 1780, von Voß und Hölty. 140
Poetiſche Blumenleſe auf das Jahr 1780. 141

Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1780. ebend.
Leipziger Musenalmanach für das Jahr 1780. 142
Preußische Blumenlese für das Jahr 1780, von Doerk und Mohr. ebend.
Schweizerische Blumenlese, 143
Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde, 144

5. Romanen.

J. A. Braun Ruheſtätte der Zärtlichkeit einiger Liebenden, 144
J. M. Millers Beyträge zur Geſchichte der Zärtlichkeit, N. A. 145
Roſaliens Briefe an ihre Freundinn Mariane von St** 1r B. 147
Geſchichte Carl Ferdiners, 3r B. 1r Th. 148
Herrmann und Ulrike, ein komiſcher Roman, 4 Th. 149
H. Fieldings Geſchichte des Tom. Jones, eines Jünglings, N. A. 2 Th. 152

6. Weltweisheit.

J. H. F. Ulrichs moraliſche Encyklopädie, 3r Th. 158
J. E. Mayer über den Vernunftſchluß, 2r Th. ebend.
J. G. Feders Unterſuchung über den menſchlichen Willen, 1r Th. 161

7. Naturlehre und Naturgeſchichte.

Teſtacea muſei Caeſarei Vindobonenſis, deſcripſit *Ignatius a Born*, 161
Bergmanns Anleitung zu Vorleſungen über die Beſchaffenheit und den Nutzen der Chemie, aus dem Schwediſchen, 164

J. A.

J. A. Webers phyſikaliſch-chemiſches Magazin für Aerzte, Chemiſten und Künſtler, 1r Th. 167
Unterricht von Steinkohlen, ein Auszug aus D. Venel, 169
Oryctographia Carniolica, 1r Th. 169
Betrachtung zur Erkenntniß des großen Gottes durch die Kenntniß ſeiner Naturwerke, 172
G. C. Raff Naturgeſchichte für Kinder, 2. A. 172
D. G. B. Schmidlein Verſuch einer genauern Berichtigung der mittlern Höhe des Barometers — 177
Briefe über verſchiedene Gegenſtände aus der Mathematik, 179
Vollſtändiger Unterricht zum Gebrauch der künſtlichen Himmels- und Erdkugeln, 180
J. Hallingers Abhandlung von den Urſachen und Mitteln der Ueberſchwemmungen im Lande Tyrol, aus dem Lateiniſchen überſetzt, von Johann, Grafen von Auersberg, 180
D. J. C. Schäffers Verſuch mit dem beſtändigen Electricitätsträger, 184
J. L. Böckmanns Wünſche und Abſichten zur Vervollkommung der Witterungslehre, 185
J. Beckmanns Grundriß zu Vorleſungen über die Naturlehre, 187
Sammlungen zur Phyſik und Naturgeſchichte, 2r Band 2s Stück, 189
T. *Bergmann* comment. de tubo ferruminatorio, 191
Der Naturforſcher, 14s St. 192

8. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

Beyträge zur Statiſtik und Geographie, vorzüglich von Deutſchland, 18 St. 198

C. Lópera der kaiserl. königl. Residenzstadt Wien Commerzialschema, 3 Abtheilungen, 200
Wunderseltsame Geschichte der Bärte und der spitzen Kapuzen der Ehrw. PP. Kapuziner, 201
C. G. v. Windisch Geographie des Königreichs Ungarn, 2 Th. 204
Cupena Beschreibung des portugiesischen Amerika, herausgegeben von Hrn. Hofr. Lessing, und mit Anmerkungen und Zusätzen von Chr. Leiste, 211
J. Erisselini Versuch einer politischen und natürlichen Geschichte des Temeswarer Bannats in Briefen, 2 Th. 214
Briefe, welche eine vom Hrn. D. U. v. Troil im Jahr 1772. nach Island angestellte Reise betreffen, aus dem Schwedischen, 221
Beytrage zur Kenntniß von Großbrittanien, vom Jahr 1779. aus der Handschrifften eines Ungenannten, herausgegeben von G. Forster, 228

9. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Repertorium für biblische und morgenländische Litteratur, 6r Th. 234
Bibliotheca auctorum classicorum ad usum gymnas. electoral. Boioaiae. historica, T. I. *Fl. Eutropii* breviar. histor. roman poetica, T. I. *Phaedri* selectae fabulae,
M. T. Ciceronis orationes selectae, cura H. *Braun*, 243
M. T. Ciceronis de officiis L. III.
Ejusd. Laelius et Cato maior. 245
Anacreontis ceamina, cura *v. Brunck*, ebend.
Scriptores physiognomoniae veteres, ex edit. *I. G. F. Franzii*, 249
Poetae latini minores, T. II. cura *I. C. Wernsdorfii*, 251

10. Erziehungsſchriften.

Der Kinderfreund, ein Wochenblatt, 14. 15. 16. Th. 258.
Schauplatz der Natur und der Künſte, 6r Jahrgang, ebend.
Reſewitzens Gedanken, Vorſchläge und Wünſche — 2r B. 3s St. 259
J. E. F. Schalls kleine Beyträge zur pädagogiſchen Litteratur, 264
J. G. M. Grundriß der nöthigſten pädagogiſchen Kenntniſſe, herausgegeben von J. Iſelin, 275
Stuve, über die Erziehung, 275
Wiener Kinderalmanach für das Jahr 1780. 278
J. G. Campe kleine Kinderbibliothek, 3s und 4s B.
Hamburgiſcher Kinderalmanach auf das Jahr 1780. 280
Ch. C. Cl — kleine Unterhaltungen
Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde, 3s B. 282

11. Haushaltungswiſſenſchaft.

D. J. G. Krünitz ökonomiſche Encyklopädie, 16r u. 17r Theil, 286
Ebend. 18r 19r Th. 292

12. Vermiſchte Nachrichten.

Schimpf und Ernſt, 1s Quartal, 300
Raritäten, 4r Th. 301
Gothaiſches Magazin der Künſte und Wiſſenſchaften, 2r B. 4s St. 391

Vom Verfall des Credits im Ehſtland.
An meine Hausgöttinn, 302
Ihro Kaiſerl. Majeſtät Catharina II. Verordnung zur Verwaltung der Gouvernements des ruſſiſchen Reichs, 2r Theil, aus dem Ruſſiſchen überſetzt, von C. G. Arndt. ebend.

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus *** 303

I.

Geſchichte der chriſtlichen Kirche des Erſten Jahrhunderts, von D. Johann Auguſt Stark. Zweyter Band. — Berlin, Decker, 1779. 592 S. in gr. 8.

Was wir von dem erſten Theile dieſes Werks geurtheilt haben, das müſſen wir auch, im Ganzen betrachtet, bey dem gegenwärtigen wiederholen. Er iſt offenbar die Arbeit eines gelehrten, ſcharfſinnigen und Wahrheitliebenden Mannes, der über die chriſtliche Kirchengeſchichte, in den letztern Jahren viel geleſen und nachgedacht hat. Und gleichwohl können wir, ſo weit unſere Einſicht reicht, nicht finden, daß dadurch dieſe wichtige hiſtoriſche Wiſſenſchaft einen ausnehmenden Vortheil gewonnen hätte. Die Bemühung des Hrn. Doct. iſt zwar keineswegs vergeblich; aber wozu dient es, um einiger ihm eigenen Vorſtellungen und Urtheile Willen, ein ſo großes Buch, bloß über das erſte chriſtliche Jahrhundert zu ſchreiben, und darinne ſehr viel Bekanntes, nicht eben nach der bequemſten Methode, ſo ausführlich von neuem vorzutragen?

In dieſem Theile iſt lediglich die Geſchichte der Apoſtel, ihrer Schüler, und anderer Lehrer des Chriſtenthums im erſten Jahrhunderte enthalten. Der Verf. rechtfertiget ſich in der Vorrede deswegen, daß er alle von dieſen merkwürdigen Perſonen vorhandene Nachrichten auf das ſorgfältigſte genützt, über die Schriften der Apoſtel und Schüler Jeſu genaue

Untersuchungen angestellt, nicht allein das Wahre und Gewisse, sondern auch das Zweifelhafte, bekanntlich Falsche und Unächte an Personen und Begebenheiten mitgenommen, und bey diesen letztern theils die Spuren eines sichern historischen Grundes aufgesucht, theils auf andere Arten der Nutzbarkeit gesehen hat, die sich aus solchen, sonst verworfenen Nachrichten, ziehen lassen. Ueber alles dieses war überhaupt keine so lange Rechtfertigung nöthig, als der Verf. auf mehr als zwanzig Seiten seiner Vorrede geführt hat. Denn jeder Kenner der historischen Theorie ist darinne mit ihm einig; und es fehlt nicht an Geschichtschreibern, welche eben diesen Weg in der christlichen Kirchengeschichte gegangen sind. Aber das hätte der V. beweisen sollen, daß es schlechterdings für die Bestimmung seines Buchs nothwendig gewesen sey, eine so ausführliche Geschichte des ersten Jahrhunderts darinne zu liefern, als es ihm möglich war; von den ersten Lehrern der Religion so viel zu sagen, als er wußte, u. s. w. (Vorr. a. 3.) Die höchste Vollständigkeit jeder Art, die sich bis unter die kleinsten Umstände, Gerüchte, Mährchen, u. dgl. m. verliert, kann nicht die Absicht eines bedachtsamen Geschichtschreibers seyn. Oft geben ihm zwar Kleinigkeiten eine sehr fruchtbare und sogar nothwendige Erläuterung an die Hand; allein eben so oft sind sie von einer ganz unbedeutenden Wirkung: und alsdenn bleiben sie billig weg; oder ihrer viele gehören zu einerley Gattung: und alsdenn ist es genug, wenige Beyspiele davon anzuführen. Das hat aber Hr. D. St. nicht immer, wie man wünschen möchte, beobachtet. Auf der andern Seite giebt es auch erhebliche Erörterungen, denen sich doch der Geschichtschreiber nicht gleichsam mit verhängtem Zügel überlassen darf. Selbst

in

in einer ausführlichen Geschichte dürfen doch manche wichtige Materien nicht so umständlich behandelt werden, als wenn man eigene Bücher über dieselben schreibt. Sind es überdieß solche Materien, denen durchaus noch in andern Werken von verschiedner Bestimmung und Einrichtung, und zwar nach einer besondern Richtung, ihr Platz gebührt: so darf man noch weniger in ihrer Abhandlung zu freygebig seyn, und man muß die Gränzen zwischen den mancherley Büchern, in welche sie, von gewissen Seiten betrachtet, gehören, unveränderlich festsetzen. Der Verf. erkennt z. E., daß die kritische Untersuchung der Schriften des N. Testaments auch in einer Einleitung in das N. Test. ihre Stelle habe; meynt aber, daß darinne manches weitläuftiger zu erörtern sey, als in einer Kirchengeschichte: so wie hingegen diese sich über andere Puncte mehr ausbreiten müsse. Das ist aber nicht bestimmt genug gesagt, was man davon in jedem von beyden Büchern zu erwarten habe. Und daher sehen wir die Untersuchungen des Verf. bisweilen, so *zu sagen*, zwischen beyderley Gebiet herumwanken; so daß sie weder ganz einer christlichen Kirchengeschichte, noch einer kritischlitterarischen Einleitung in die Schriftsteller und Bücher des N. Test. angemessen sind. Er fürchtet, daß er an manchen Stellen noch zu wenig gesagt habe: und diese Besorgniß ist nicht ungegründet. Das verstehen wir nicht so, als wenn es überhaupt ein Fehler in unsern Augen wäre, daß er nicht immer alles gesagt hat, was sich sagen und sammeln ließ. Sondern wir meynen Stellen, die theils an sich, theils im Verhältnisse gegen die übrige Ausführlichkeit zu mangelhaft und seicht gerathen sind. Mehr Festigkeit des Plans, und strengere Wahl

sind es also hauptsächlich, die wir öfters hier vermissen.

Im ersten Hauptstücke, von den zwölf Aposteln Jesu, kommen zuerst allgemeine Nachrichten und Anmerkungen von denselben vor, z. E. daß sie sämmtlich von geringem Stande, Ungelehrte, u. s. w. gewesen sind. Hier sollte bey der Vollständigkeit, die der Verf. sucht, manches noch genauer entwickelt seyn. Z. E. es ist noch gar nicht hinlänglich, wenn von den Aposteln bemerkt wird, daß sie nicht mit Vorurtheilen jüdischer Gelehrsamkeit und Philosophie angesteckt waren. Diese sehr unbedeutende Gelehrsamkeit und Philosophie konnte ihnen und der Religion, welche sie predigten, bey Griechen und Römern gar kein Ansehen geben. Hätten sie aber griechische und römische Gelehrsamkeit, Beredsamkeit, u. dgl. m. besessen: so würden sie vermuthlich für eine neue Secte von Philosophen angesehen worden seyn; sie würden desto mehr in Versuchung gerathen seyn, an dem Lehrbegriffe Jesu zu künsteln, u. s. w. Eine Stelle des Origenes (contra Cels. L. I. no. 62.) konnte hier auch genützt werden; um anderes zu übergehen. — Indem der Verf. von der völligen Gleichheit der Apostel unter einander zu reden anfängt, citirt er Cyprians Buch, de simplicitate Praelatorum. Aber unter diesem Titel hat C. kein Buch geschrieben; es ist nur die Aufschrift, welche man in spätern Jahrhunderten seinem Buche de unitate Ecclesiae beygelegt hat. — Ganz am unrechten Orte berührt der Verf. hier die Frage von der Oberherrschaft Petri; aber er berührt sie auch nur, indem er sagt: „die Stellen, die man hiefür anzuführen pflegt, beweisen dieses nicht, und die ältesten Kirchenlehrer haben den Stellen, die von den römischen Christen hiefür angezogen worden, eine

ganz

ganz andere und weit richtigere Erklärung gegeben. (Du Pin de ant. Eccl. discipl. p. 304 sq. und Buddeus de Ecclesia Apost. p. 690 sq.) Bey den Lebzeiten des Herrn war diese Oberherrschaft Petri unnöthig, da er selbst das Haupt seiner Jünger und Apostel war: und nach seinem Hingange war die Regierungsform der Kirche nicht so beschaffen, daß Petrus als das Haupt derselben konnte angesehen werden, wie in der Folge gezeigt werden wird." Eine solche Stelle dient schlechterdings zu nichts: denn sie giebt gar keinen Begriff von der Sache, worüber, und den Gründen, womit gestritten wird. In der gleich folgenden Geschichte Petri wird sie auch ganz weggelassen: und da ist doch ihr eigentlicher Sitz. Vermuthlich wird sie also im dritten Theile bey der Materie von der Verfassung und Regierung der Kirche vorkommen. Aber man sieht auch hierinne den Vorzug der chronologischen Ordnung vor der Realmethode. — Eben so hätten hier die wenigen Zeilen über die Frage: ob die Apostel verheyrathet gewesen sind? S. 11. 12. wegbleiben sollen, weil sie bey jedem Apostel besonders erörtert wird. Im Vorbeygehen: *Schmidt* de Apost. uxoratis, Viteb. 1704. muß heißen, Helmst. 1704. und nachgedruckt Viteb. 1734.

Erster Abschnitt. Geschichte des Apostels Petrus, S. 12—33. Die große Streitfrage von seinem Bißthum zu Rom, und zu Antiochien, vermissen wir hier gänzlich. Sie wird also auch wohl erst im dritten Theile untersucht werden. Und doch stehen damit verwandte Erörterungen schon hier; z. E. über die Zeit, wenn Petrus nach Rom gekommen? Aber auch davon ist nicht kritisch genug gehandelt; wie z. E. Lactantius hier eben sowohl seinen Platz verdient hätte als Epiphanius. — Velenus, sagt der Hr. V. S. 25

hat zuerst in seinem 1660 herausgegebenen Buche, die seltsame Meinung vorgebracht, daß Petrus niemals nach Rom gekommen sey. Seine Meinung ist hernach vom Salmasio, Spanheim und andern angenommen worden. Das kann wohl Salmasius nicht hernach gethan haben, weil er sieben Jahre vor der Ausgabe des gedachten Buchs bereits gestorben ist. — Stellen, wie die folgende: „die Nachricht eines anonymischen Schriftstellers beym Cotelerius, daß Petri Mutter Johanna geheißen, ist wohl allein, wie viele andere daselbst, aus dem Archiv seines Kopfes genommen, und hat weiter keine Gewährleistung für sich," würde niemand vermissen, wenn sie weggelassen wäre. So auch die gleich folgende Stelle: „Es kann nicht gewiß bestimmt werden, ob Petrus älter oder jünger als Andreas gewesen. Die das letztere behaupten, berufen sich auf das Zeugniß des Epiphanius; welchem aber das Ansehen des Chrysostomus, Hieronymus und Cassianus entgegen gesetzt werden kann." Eine desto vergeblichere Frage, da es gar keinen Zeugen giebt, der sie beantwortete: denn die angeführten Schriftsteller, die dreyhundert und mehr Jahre nach dem Petrus gelebt haben, können doch nicht Zeugen heißen. — Auch die auf mehr als zwey Seiten beygebrachten Fabeln von Simon des Magus Tode, sind in einer Geschichte, wo Hauptuntersuchungen vorbeygelassen sind, unerwartet.

Zweyter Abschnitt. Charakter und Schriften des Apostels Petrus, S. 34—51. Eine Stelle Klopstocks in der Messiade, worinne dieser Charakter ganz meisterlich geschildert seyn soll, macht den Anfang. Wir dachten, als wir dieses lasen: hätte ihn doch der Geschichtschreiber selbst, in der vorhergehenden Erzählung seines Lebens, schon so meisterlich geschildert!

schildert! denn das ist eigentlich seine Pflicht: und wenn er uns erst den Geist und das Herz des Apostels in seinen Handlungen, mit möglichster Wahrheit und Stärke gezeigt hat, wozu erst ein besonderes Forschen nach dessen Charakter? Aber es dürfte Leser geben, welche die Klopstockische Schilderung von Petri Charakter wohl nicht einmal treffend genug fänden. Muth, und ein kühnes entschlossenes Wesen, und Aufrichtigkeit sollen darinne geherrscht haben. Die Geschichte selbst hingegen sagt, daß der Apostel sehr hitzig, leicht aufwallend, zu Uebereilungen geneigt, und eben daher nicht immer geschickt gewesen sey, sich aus einer Gefahr oder Verlegenheit recht heraus zu ziehen. Paulus giebt ihm, wegen seines Verhaltens zu Antiochien, Heucheley Schuld. Weil nun dieses nicht zu dem einmal von dem Verf. festgesetzten Charakter paßt: so muß er gestehen, daß er sich darein nicht zu finden wisse. — Wiederum eine Stelle, die sich an einen unrechten Ort verlohren hat, lesen wir S. 38. 39. „Wenn alle diejenigen, die in der Würde eines Bischofs von Rom seine (Petri) Nachfolger seyn wollen, ihm gleich gewesen wären, was würde denn die Kirche seyn? Wie aber der Stuhl der Bischöfe von Rom nicht mehr dem alten hölzernen Lehnstuhle ähnlich sieht, der noch jetzt als Petri Stuhl, nach Baronii Bericht, im Vatikan als eine Reliquie gezeigt wird; so ist es auch mit denen gegangen, die hernach darauf gesessen; und Päbste mit dem edeln offenen Charakter Petri möchten auch wohl zu den seltenen Reliquien gerechnet werden können." Erstlich gehört diese Stelle mehr in eine Rede oder Betrachtung, als in eine Geschichte: und dann setzt sie Nachrichten von Petri Bißthum zu Rom, u. dgl. m. voraus, von welchem allem noch kein Wort vorgekommen ist. — Von der

Zeit und dem Orte, da Petrus seine Briefe geschrieben hat, von ihrer Aechtheit, und von den unter Petri Namen untergeschobenen Schriften, redet der V. ziemlich ausführlich; wenn er aber zugleich einen bündigen zusammenhängenden Auszug von dem Inhalte der beyden Briefe des Apostels mitgetheilt hätte: so würde er nicht allein für die verhältnißmäßige Vollständigkeit gesorgt, sondern auch vielen Lesern einen angenehmen Dienst erwiesen haben, als durch die Beurtheilung von den Actis Petri, der Praedicatione Petri, und andern solchen schlechten Waaren. Dies gilt auch bey andern Schriften der Apostel.

In verschiedenen folgenden Abschnitten, welche die Geschichte besonderer Apostel enthalten, finden wir in der Hauptsache eben nicht viel anders, als was Cave, und andere in größern Werken, über die apostolische Geschichte gesagt haben. Merkwürdiger ist der fünfte, nebst den vier folgenden Abschnitten, vom Apostel Johannes, S. 64—136. wo besonders die Untersuchung über die Offenbarung desselben, mehr als 30 Seiten beträgt. Daß die Erklärung der bekannten Erzählung von der Marter des Apostels im siedenden Oele, die Kräfte aller Kunstrichter erschöpft habe, läßt sich wohl nicht sagen. Ein so großes Maaß von Kräften brauchte es nicht, um dieses Geschichtchen zu prüfen. Auch hat Mosheim dasselbe nicht platterdings vertheidigt, wie ihm der Verf. Schuld giebt; (S. 70.) sondern nur, und wie uns dünkt, sehr wohl gegen Heumannen gezeigt, daß der letztere, (nach seiner Gewohnheit,) es zu entscheidend, und ohne hinlängliche Gründe, unter die Fabeln gesetzt habe; da es doch nur unter den ungewissen Erzählungen einen Platz verdiene. — Bey andern Erzählungen

gen vom Johannes hält sich der V. auch fast zu lange auf, z. E. bey der Badstube, in welcher sich der Apostel mit dem Cerinthus befunden haben soll. Er bringt zugleich, wie er auch sonst gern thut, Gemeinörter an, wie wir sie in einer Geschichte am wenigsten lieben, z. E. wider die Afterorthodoxen; daß jetzt das Diligite vos invicem unter die apocrypha und antilegomena gehöre, u. dgl. m. — Daß Johannes sein Evangelium theils zur Ergänzung der andern Evangelisten, theils wider den Cerinthus geschrieben habe, glaubt Hr. St. billig den Alten, und eigentliche Geschichte läßt sich nicht wegerklären; aber die Gründe, die er aus dem ersten Kapitel selbst nimmt, um dieses zu bestätigen, brauchen noch einige Einschränkung. — Der Verf. versichert, (S. 101.) daß er denen nicht beytrete, welche im 2ten Briefe Johannis mit dem Arabischen und Syrischen Uebersetzer das Wort Κυρία für den Namen der Matrone halten; er sagt uns aber nicht, was ihn daran hindere. — Bey der Offenbarung Johannis stellt der Verf. zuerst diejenigen Zeugen auf, welche sie dem Apostel zuschreiben; macht aber gegen dieselben solche Einwürfe, daß am Ende ihr Zeugniß sehr unbeträchtlich wird. Wir können uns nicht darauf einlassen, aus dieser Erörterung einen Auszug zu machen; glauben jedoch, daß man durch solche Bedenklichkeiten auch die wichtigsten Zeugnisse herabsetzen könne. Z. E. Irenäus und Justinus haben dieses Buch nur darum vor ein Werk des Apostels erklärt, weil ihre Lieblingsmeinung vom tausendjährigen Reiche Christi darinne vorgetragen ist. Wie? wenn ein neuer Toland sagte: „die Christen haben nur darum die sogenannten Briefe der Apostel, die doch alle unächt sind, ihnen beygeleget, weil sie das einmal von ihren Lehrern eingeführte

Religions-

Religionssystem darinne fanden?“ u. s. w. Sehr gezwungen wird unter andern S. 115. behauptet, das so positive Zeugniß Tertullians für die Offenbarung Joh. beweise nur, daß das Buch höchstens in der afrikanischen Kirche angenommen worden sey. Aber Origenes, der eifrige Feind des Chiliasmus, hielt doch gewiß nicht, aus Neigung zu dieser Lehre, die Offenbarung für Johannis Arbeit? Das nun freylich nicht, sagt Hr. St., und sein Zeugniß ist sehr wichtig; aber doch nicht so wichtig, als man es zu seyn glauben möchte. Denn er fand andere seiner Lieblingsmeinungen in der Apokalypse ungemein bestätigt; z. E. seine Lehren von Christo, von den Engeln, u. s. w. Er konnte vielleicht aus christlicher Klugheit dieses Buch nicht verwerfen, um die Chiliasten, die dafür eingenommen waren, nicht vor den Kopf zu stoßen, u. s. w. Er führt auch weder innere noch äußere Gründe an, die ihn bewogen haben, sich für die Authenticität der Offenb. zu erklären, u. dgl. m. Ob wir nun gleich durch diese und andere Argumentationen des Verf. nicht sehr eingenommen worden sind; so müssen wir ihm doch Gerechtigkeit wiederfahren lassen: er bringt sie nicht aus Partheylichkeit wider die Offenb. Joh. bey. Denn er zeigt auf der andern Seite, und das weit stärker und glücklicher, daß die Zeugnisse wider die Offenb. nicht den Nachdruck haben, den man ihnen beym ersten Anblicke beylegen möchte. Und was ist endlich das Resultat dieser langen Erörterung? „Der innere Gehalt dieses Buches wird es wohl am besten entscheiden können, „ob dasselbe in das Verzeichniß der heil. Bücher gesetzt werden könne, oder nicht. Dies zu untersuchen, ist hier der Ort nicht, auch wegen des dunkeln Inhalts der Apokalypse weit schwerer, als bey irgend einem andern

Buche.

Buche. Wer die einzelnen Stellen in derselben aufzählen wollte, würde gewiß manches Befremdendes in derselben, und außer der Lehre von einem tausendjährigen Reiche, noch verschiedene andere antreffen, die von denjenigen der übrigen Bücher des N. Test. sehr verschieden sind, und mit Begriffen aus der morgenländischen Philosophie in einer sehr nahen Verwandschaft stehen. Ich bin nie dadurch erbauet worden; aber ich wage nichts in dieser Sache zu bestimmen, bey welcher das Sicherste noch immer Zweifeln ist. Wenn andere dadurch erbauet werden, wer wollte ihnen ein Buch entreißen, das ihnen zum Trost und zur Besserung dienen kann? u. s. w." Ohne Zweifel werden sich mehrere mit uns wundern, daß der V. nach einem so umständlich angestellten Zeugenverhöre, aus welchem er gleichwohl weder für noch wider das Buch etwas Gewisses herausbringt, und eben in dem Augenblicke, da er sagt, nun sey noch der entscheidende Grund übrig, nach welchem über dieses Buch geurtheilt werden müsse, gleichwohl hinzusetzt, es sey hier der Ort nicht, denselben zu erörtern. So wäre ja die ganze vorhergehende Untersuchung unnütz, wenn gerade das, was sie allein zur Entscheidung bringen kann, weggelassen wird! Hätte der Verf. jene weniger weitschweifig abgefaßt: so würde er vermuthlich nicht ermüdet seyn, auch über den Inhalt des Buchs nur auf etlichen Blättern viel Treffendes zu sagen. Eben so befremdet es auch, daß, da Hr. St. behauptet, es sey gewiß in der Offenbarung manche Lehre enthalten, die von der im übrigen N. Test. herrschenden abweiche, doch nach dieser entscheidenden Würdigung des Inhalts, Zweifeln über dieses Buch das Sicherste nennt. Recensent nimmt hier in Ansehung desselben keine Parthey; aber es ist ihm doch unangenehm, wenn

ein

ein gelehrter Mann, der so viel Kritisches in der Vorrede verspricht, so sichtbare Nachläßigkeiten, Mängel und Widersprüche in der Methode des Untersuchens begeht. Es hat ihm daher hier, und an manchen andern Stellen geschienen, daß dieses Werk ziemlich eilfertig aufgewachsen sey.

Aus dem rückständigen großen Raume dieses Theils können wir nur noch wenige Stellen anführen. Von Matthäi Evangelio behauptet der V. S. 159, es sey nichts gewisser, als daß es hebräisch, oder vielmehr im syrochaldäischen Dialekt aufgesetzt worden. Die angeführte Stelle des Papias steht nicht im 29sten, sondern im 39sten Kap. des 9ten B. der Kgesch. des Eusebius. Schade, daß der Hr. Verf. die hier so nothwendige Untersuchung, ob die Alten nicht das Evangelium der Nazaräer mit dem hebräischen Evangelio Matthäi vermengt haben, an einen andern Ort verspart hat.

Für die Aechtheit des Briefes Judä streitet der Verf. S. 189 fg. zum Theil auf eine Art, der wir nicht beytreten können. Er meynt, die anstößigen Citata in demselben aus untergeschobenen Büchern, wären nicht schlechter, „als wenn Paulus (im ersten Brief an die Corinther,) Christum mit dem Fels vergleicht, von welchem die Juden in ihrer Tradition das abgeschmackte Mährchen hatten, daß er den Juden auf ihrem Zuge durch die Wüsten allenthalben sollte nachgelaufen seyn.“ Aber begünstigt denn Paulus dieses Mährchen wirklich?

Die schon vom Hieronymus vorgetragene Erklärung, daß Iscarioth so viel sey, als aus dem Stamm Isaschar gebürtig, verwirft der Verf. S. 198. als eine solche, die bloß aus einer entfernten Aehnlichkeit beyder Namen entstanden sey. Die Aehnlichkeit dünkt

dünkt uns doch nicht so entfernt zu seyn; es ist eine leichte Zusammenziehung des ursprünglichen Stammnamens, den die LXX Ἰωχαὶς schreiben, woraus Ἰσαχαρεώτης, oder Ἰσαναρεώτης, und kürzer Ἰσκαριώτης, entstanden ist.

Wir erwarteten gar nicht, von dem V. S. 220. zu lesen: „Einige Stellen in den Briefen Pauli, (wo er griechische Dichter anführt,) verrathen einen Mann, der in den schönen Wissenschaften der Griechen kein Fremdling gewesen: und wahrscheinlicher Weise hatte er in seinem Vaterlande (zu Tarsus) die erste Anlage gemacht, u. s. w.“ Solche Stellen griechischer Dichter, wie Paulus anführt, wußte der gemeinste Grieche, wie bey uns der gemeinste Christ biblische Stellen, Verschen aus Liedern, u. dgl. m. auswendig weiß. Wer wird daraus Uebung in den schönen Wissenschaften schließen? Und kannte denn der Verf. gar nicht die schöne Abhandlung des seel. Thalmann, de eruditione Pauli Iudaica, non Graeca, durch welche jene alte, auf gar keinem Beweise beruhende, der eigenen Versicherung des Apostels widersprechende Meinung, so gut als zerstört worden ist? — Sonst kommen hier in der Geschichte Pauli einige lesenswerthe Untersuchungen vor, z. E. da es gegen Schmidten wahrscheinlich gemacht wird, daß er verheyrathet gewesen sey. Aber daß von der so merkwürdigen Schreibart dieses Apostels, (die allein schon seine vermeynte Bekanntschaft mit den schönen Wissenschaften der Griechen widerlegen kann,) so viel wir bemerkt haben, gar nichts gesagt wird; daß von der Zeit, da mancher Brief geschrieben worden, auf vielen Seiten, z. E. beym Briefe an die Galater, S. 291—301. gehandelt, und von dem Inhalte desselben

ſelben hingegen kaum zwölf Zeilen angehängt werden; dieſe und andere Mängel des Verhältniſſes und der Vollſtändigkeit ſind auffallend. — Ob Paulus den Brief an die Hebräer geſchrieben habe? wird weitläuftig unterſucht; endlich aber wird doch auch hier Zweifeln für das Sicherſte ausgegeben.

Viel Mühe giebt ſich der Verf. S. 374 fg. zu zeigen, daß Barnabas eben ſowohl als Paulus wirklich ein Apoſtel geweſen ſey. Der Beweis hat doch hin und wieder Lücken: und die weitläuftigere Bedeutung des Namens Apoſtel iſt bekannt.

Ausführlich wird unter andern auch von den Schriften des Areopagitiſchen Dionyſius gehandelt, ihr Urſprung in den Ausgang des fünften Jahrhunderts geſetzt, (S. 569.) und für ihren Verfaſſer ein Mönch zu Alexandrien gehalten.

Von des Römiſchen Clemens zweytem Briefe an die Corinthiſchen Chriſten, urtheilt Hr. St. (S. 501) es ſey immer noch mehr für, als wider die Authenticität deſſelben: hat uns aber davon nicht überzeugt. Wir vermiſſen doch auch hier die zween Briefe, welche Wetſtein unter dem Namen dieſes Clemens ans Licht geſtellt hat.

Ub.

II.

Vermiſchte mediciniſche Schriften von M. A. Weikard. Fürſtl. Fuld. Leibarzt. Zweytes Stück. Mit Kupfern. Frankfurt, bey Andreä. 1779. 18½ Bog. in 8.

Den zweyten Theil dieſer Schrift eines originellen Verfaſſers zeigen wir nicht ohne Vergnügen an, und nicht, ohne anzuerkennen, daß wir manchen ſehr guten Gedanken bey ihm finden. Der Rec. könnte zwar, menſchlicher Schwachheit nach, auf den Verf. ungehalten ſeyn, weil derſelbe verſucht hat, die Recenſion des erſten Theils, (S. des Anhangs zum XXV bis XXXVI Bande dieſer Bibl. erſte Abtheil: S. 605.) in einem eigenen kleinen Aufſatze dieſes Theils zu perſifliren; da doch ſowohl dieſe Recenſion, als auch die, welche in den Göttingiſchen Anzeigen ſteht, (ganz richtig von demſelben Verfaſſer, der aber darum doch nicht in Göttingen lebt,) mit größter Billigkeit und Anſtand geſchrieben war. Dieſes hätte nun zwar Hr. W. lieber nicht thun ſollen, zumal nach dem Urtheile, was er ſelbſt über den Rec. fällt: indeſſen ſoll dieſer kleine Ausfall auf das Urtheil des Rec. keinen Einfluß haben. Ein namenloſer Rec. kann viel eher eine kleine Beleidigung hingehen laſſen, als ein Schriftſteller, der ſich genannt hat; auf den letzten ſehen alle, die ihn kennen, zumal ſeine Feinde; auf jenen ſieht Niemand, als der Herausgeber des Journals, der denn ſchon weiß, wie er es zu nehmen hat. Hr. W. iſt ein Mann, der in unſern Augen Achtung verdient, den man wegen ſeiner treuherzigen,

aufrichtigen Sprache, auch manchmal wegen des launigen Vortrags, recht gern lieſet, und deshalben möchten wir ihm das Schreiben durch unſere Bibliothek nicht zuwider machen. Wo wir jedoch von ſeinen Ideen abgehen, oder ſie uns nicht einleuchten, da werden wir es, wie vorher, anzumerken nicht unterlaſſen. Wen es etwa verdrießen ſollte, daß der V. nicht in der ſtattlichen Figur vor dem Publikum erſcheint, wie andere Schriftſteller gewöhnlich thun; ſondern gemeiniglich in ſeinem Negligée und in ſeiner größten Bequemlichkeit, über eine Sache ſagt, was ihm juſt darüber einfällt, und davon aufhört zu reden, wenn es ihm kein Vergnügen mehr macht, auch die Ausdrücke nicht ſonderlich abwägt: der würde Unrecht haben; denn der Verf. macht hierüber mit ſeinen Leſern einen Accord, der ohngefähr dahin geht, daß er entweder ſo, oder gar nicht ſchreiben müſſe, und da werden doch die meiſten Stimmen lieber wollen, daß er ſo ſchreibe. Es liegt auch in dem, was er von ſeiner Geſundheit ſagt, und von ſeiner Lage, an einem Hofe, der ſich bald hie, bald da aufhält, viel Grund zur Entſchuldigung ſeiner Freyheit, und beydes macht es begreiflich genug, daß er eben nicht über jede Materie viel Bücher nachleſen kann. Wir betrachten den Inhalt der Schrift, mit Uebergehung des minder Merkwürdigen.

I. Ein junges Frauenzimmer hatte allerhand Nervenzufälle, nachdem ſie einmal Gicht nach der Verhaltung ihrer Reinigung bekam; das laulige Brückenauer Bad half trefflich. Nun fragt der V.: darf man alſo nicht dafür halten, daß zerſtreuete Gichtmaterie auf den empfindlichen Nerven ſolche Zufälle veranlaßte? In dieſem Falle können wir dieſes ganz gern gelten laſſen, und wenn wir vorhin etwas darwider anmerkten,

merken, ſo geſchahe es in der Hinſicht, daß unſer V. dieſe zerſtreuete Gichtmaterie zu einer faſt allgemeinen Urſache der Nervenkrankheiten erhoben wiſſen wollte. Indeſſen konnten wir auch hier fragen: warum ſtellte ſich aber die Beſſerung eben mit der wiederkehrenden Reinigung ein? Wir erinnern uns ein Paar ähnlicher Fälle, die nur viel ſchlimmer und langwieriger waren, aber eben auch mit Schwäche in den Beinen; an beyder Heilung hatte das laulige Pyrmonter Bad, mehr Kurzeiten gebraucht, ſeinen Antheil; hier war von keiner Gicht die Rede. III. Einige Geſchichten, die da beweiſen, wie kräftig der äußere Gebrauch des kalten Waſſers nach inwendig treibt, und zumal nach der Bruſt; dieſesmal geſchahe dadurch kein Schaden, aber man ſahe, wie Perſonen, die z. B. zum Blutſpeyen geneigt ſind, ſich vor kalten Bädern zu hüten haben; das kalte Waſchen der Bruſt ſey ſonſt ein gutes Mittel, die Diſpoſition zum Schnupfen zu vertilgen. VI. Umſtändliche Geſchichte eines Aneurisma der großen Ader, nebſt einem Kupfer. Der Verf. beurtheilte den Zufall vom Anfange an ſehr richtig; der ganze Aufſatz iſt leſenswerth, aber zu lang für einen Auszug. Der Kranke hatte viele Jahre vorher einen Rheumatismus, und litt nachher noch zuweilen Schmerzen hie und da; nun ſind aus den Londner Bemerkungen auch einige Fälle angeführt, wo ebenfalls gichtige Perſonen an den Pulsadergeſchwülſten ſtarben: alſo, ſchließt unſer Verf., könne ſeine liebe Gichtmaterie ja auch wohl die Urſache der Pulsadergeſchwülſte ſeyn, und erklärt ſich darüber ſo: daß unmaßgeblich etwa die Gichtmaterie, die Fäden des zellichten Gewebes um die Pulsader her, die ihr zur Stütze dienen, oder die Faſern der Ader ſelbſt erſchlappen, wegätzen, oder ſonſt verderben könnte, da alsdenn dieſe ſchwächere Stelle

würde ausgedehnt werden. Er raillirt sich nachher mit der allmächtigen Gichtmaterie selbst, und das Gegentheil beweisen, können wir freylich nicht. VII. Eine gute Erzählung einer tödtlichen Verstopfung; einer von den Fällen, die man in den Hörsälen gemeiniglich unfehlbar heilen lernt: „und wenn ich nun, sagt „der Verf., alles, alles hinbrauche, und doch durch„aus nicht zu meinem Zwecke komme; werde ich „freylich endlich so toll, fluche über die Arzneykunst, „Krankheit und Schriftsteller, und denke: hole sie „alle der Teufel! Ich wünsche, daß ich kein Arzt „mehr wäre! Allein, was ist zu thun? Ich erhole „mich von meiner Unruhe, wasche meinen erhitzten „Kopf mit kaltem Wasser, und schreibe wieder Recepte „in Gottes Namen fort.“ Ein Medikaster tadelte noch an Hrn. W. Verfahren, daß er dem Kranken keinen Mäusekoth gegeben, und der Mäusekoth sey doch ein herrliches Mittel wider die hartnäckigsten Constipationen; hierauf antwortete Hr. W.: „Richtig, „Meister Dreckarzt!“ weiter nichts. Das ist alles so ganz naif erzählt, wie es manchmal geht. Es war keine Oeffnung zu bewirken, ob man gleich bis zu kalten Aufschlägen, Tabaksklystieren und Queckſilber auf 22 Loth, schritte. Man fand in der Leiche den Fehler an dem untern Ende des Ileum bey dem Blinddarme, da es in einen Zirkel zusammengezogen war, und etwas verwachsen; der Fehler war älter. Im Vten Abschnitte fieng der V. an von Schlagflüssen zu handeln; weil er aber darüber die Lust verlohr, so brach er kurz davon ab, und setzt, da er dazu wieder die nöthige Laune fühlte, im VIIIten Abschnitte die Materie fort: wir nehmen also billig diese beyden Aufsätze zusammen. Den letzten fängt er so an: „und ich bleibe „halt doch dabey, daß eine Ueberschwemmung des „Gehirns

„Gehirns von irgend einer Feuchtigkeit, nicht just die „gewöhnlichste unmittelbare Ursache des Schlagflusses „ist.“ Dieses ist ohngefehr das Thema zu dem Hauptinhalte beyder Abhandlungen, die vornämlich zur Absicht haben, den Aufsatz im ersten Theile über den nämlichen Gegenstand, vorzüglich wohl gegen unsre angeführte Recension, zu vertheidigen. Es ist sonderbar, daß der Recensent mit dem Verf. über diesen Punkt in einen Streit hat gerathen können, da doch ersterer schon im Jahre 1777. in einer öffentlichen Druckschrift in einer eigenen Abhandlung ebenfalls behauptet, und mit Leichenöffnungen bewiesen hat, daß die schlagflüßige Todesart zuweilen feinere Ursachen habe, als eine Zerreissung der Blutgefäße im Hirn, und endlich ausdrücklich sagt: der plötzliche Tod sey zuweilen ein wahrer Nervenzufall. Ohne uns, wider unsern Zweck, weitläuftig in eine Controvers einzulassen, müssen wir nur anmerken, daß, so sehr wir des Verf. Meynung sind, über viele Fälle der Apoplexie; dennoch, unsers Dafürhaltens, der Verf. viel zu weit geht, wenn er den blutigen Schlagfluß ganz abläugnet. Und wir haben das Vertrauen zu des Verf. Urtheilskraft und Einsicht, daß er, ohngeachtet seiner zu allgemein angenommenen Theorie, doch die Ader werde öffnen lassen, wo er einen Kranken mit rothbraunem Gesicht, hervorgetriebenen Augen, dicker Zunge, Schlummer, schnarchendem Athem und vollem Pulse findet, und alles thun, um das Blut von oben wegzuziehen, ohne welches doch ganz sicher Ihr Kranke stirbt. Dergleichen Beyspiele predigen halt doch stärker als die schönste Theorie. Wenn übrigens der Verf. meint, man könne sich wohl einen Schlagfluß dadurch zuziehen, daß man viel daran denke, und eben so wie man durch Richtung der Gedanken auf gewisse Theile des Körpers,

ſich in dieſen Theilen einen Schmerz oder andre Empfindung erregen kann, auch den Schlagfluß bewirken, wenn man viel an diejenigen Theile dächte, die, wie er ſagt, bey dem Schlagfluſſe die vornehmſte Rolle ſpielen: ſo überſieht hierbey der Verf. zwey Dinge, und es ſoll uns ſehr leicht ſeyn, jedem bangen Hypochondriſten dieſe Idee auszureden. Einmal kennt man die Theile, worinn man ſich durch Hülfe der Imagination einen Schmerz, (niemals einen heftigen) hervorbringen kann, durch die Empfindung; diejenigen aber, welche beym Schlagfluſſe angegriffen ſind, kennt kaum noch der Zergliederer, und der Hypochondriſt aus der Empfindung gewiß nicht, und es müßte wunderlich zugehen, daß die Imagination in dem großen menſchlichen Gehirne grade den Fleck treffen ſollte, wo der Schlagfluß ſitzt. Zweytens kann man ſich zwar in einem Zahne oder in einem Zeen, oder was weiß ich wo, einen Schmerz oder ein Jucken, oder ſo was erregen, aber keine große Veränderung, und es müßte wunderlich zugehen, wenn von der brennendſten Imagination Ihr Zahn hohl oder Ihr Zeen brandig werden ſollten. Nach unſern Bemerkungen iſt Frühling und Herbſt nicht ſo vorzüglich gefährlich für Schlagflüßige Perſonen: wir haben in der ſtarken Kälte und bey großer Hitze manchen dergleichen Fall erlebt; der überaus warme Sommer 1779. iſt uns ſonderlich merkwürdig geweſen wegen vieler plötzliche Todesfälle, und man hat es allerdings angemerkt, daß viele Menſchen in der Hitze bey der Feldarbeit plötzlich geſtorben ſind, und z. B. in Jütland, wie man in den Zeitungen geleſen haben kann. Das windige und feuchte Wetter iſt für die Hypochondriſten mit der äußerſten Mobilität noch das unangenehmſte nicht, und überſpannt ihre Nerven nicht ſo wie die große Kälte. Der Gebrauch des kal-

ten

ten Waſſers auf den Kopf ſolcher Perſonen, die einen Schlagfluß befürchten müſſen, iſt freylich ein Mittel, das nicht nur viel verſpricht, ſondern auch nach unſern Beobachtungen viel leiſtet; wir haben die äußerſte Wahrſcheinlichkeit bey etlichen Perſonen, die alle Diſpoſition zu dieſer Todesart hatten, die Zufälle damit verhütet oder doch entfernt zu haben. Sonſt enthält dieſe Abhandlung vom Schlagfluſſe viel Gutes und leſenswerthes, und nützliche Beobachtungen, deren manche vieles zu des Verf. Zweck erweiſet. IX. Von der Luft. Dieſer Aufſatz enthält eine Recenſion alles deſſen, was der Verf. ſich etwa erinnert, neuerlich über dieſen Gegenſtand geleſen zu haben; denn er ſagt ſelbſt, er ſchreibe alles auf dem Lande, entfernt von Bibliotheken, Inſtrumenten, Weibern und Kindern. Die mancherley Abtheilungen der angeblichen Luftarten findet der Verf., und mit Recht, viel zu weit getrieben. Aber noch immer klebt er einer Meinung an, die er wohl von dem Naturforſcher Voltaire angenommen hat, daß eigentlich die Luft nichts anders ſey, als die Sammlung der Dünſte um den Erdboden. Man hat ſchon längſt mit einigem Anſcheine behauptet, daß die Luft und das Waſſer ganz und gar ein Ding ſey; aber dieſer Satz hier hat faſt wenig für ſich, und die Analogie am wenigſten. Es mag ſeyn, daß die Luft merkliche Verſchiedenheiten äußert in verſchiedenen Gegenden, je nachdem andre Dinge ausdünſten; warum kann man aber denn durchaus dieſen Unterſchied nicht auf die der Luft zugemiſchten Theile ſchieben? und warum ſoll durchaus die ganze Luft hier etwas anders ſeyn als dort, da ſie doch die gleiche Schwere, (nach Verhältniß der Höhe des Orts) die gleiche Elaſticität, (in freyer Luft) die gleiche Wirkung in Abſicht auf den Schall, auf Feuer u. ſ. f. unter gleichen Umſtänden äußert, in

Terra del fuego wie in Nubien? Worauf ſchwimmen denn die Dünſte, die man Wolken nennt? auf andern Dünſten? Schwimmt auch ein Stück Holz oben am Rande in einem leeren Eimer? oder ſchwimmt ein Stück Holz gleich oben, wenn man etwa Späne darüber ſchüttet? Was löſet die Dünſte in unſrer Atmoſphäre auf, daß man bald nichts davon ſieht? und bald gerinnt die ganze Luft in Wolken zuſammen, ohne daß ſich die Eigenſchaften der Luft merklich verändern; löſet auch ein Salz das andere auf? es muß wohl dazu eine andere Materie. Da man die mit Dünſten geſchwängerte Luft ſo deutlich unterſcheiden kann, von der Luft, wenn ſie rein iſt, ſo ſollte man bald nicht in die Vermuthung fallen können, beydes für einerley zu halten. Indeſſen, bis man zwey oder drey Luftheilchen aus unterſchiedenen Erdgürteln wird feſſeln können, und verſuchen, ob ſie homogen oder heterogen ſind, wollen wir dem Verf. ſeine Meinung ungeſtört laſſen. Wenn der Verf. mit ſo großem Eifer behauptet, daß die ſchädlichen in der Luft vorhandenen Theilchen, die ſich in den Körper drängen, die Urſache vieler Krankheiten ſeyen, ſo ſehen wir doch eigentlich nicht, wer dieſes wohl abläugnet und davon überführt werden ſoll; iſt doch ſchon ſeit geraumer Zeit de noxiis paludum effluuiis geſchrieben, und von hundert auf die gleiche Art nachtheilig wirkenden Dingen: ſollte er aber damit willens ſeyn, der unterdrückten Ausdünſtung alle Schädlichkeit abzuſprechen, ſo müſſen wir ihn doch erinnern, auf einer andern Seite nicht zu weit zu gehen; wir ſahen auch doch wohl nach kalten Bädern rheumatiſche Schmerzen im ganzen Körper. Sonſt ſieht man deutlich, daß der Verf. durch unſere Einwürfe angefacht, über manche Materien ſchärfer nachgedacht, und ſeine Gedanken mehr entwickelt hat. Vieles aber von ſeinen Behauptungen muß man denn

auch

auch nur als hingeworfene Gedanken anſehen, aus denen er ſich nichts machen wird, ſie zurück zu nehmen. Sehr wahr iſt es, daß es eben keine erwünſchte Diſpoſition iſt, viel Schwitzen, (wohl zu merken, wenn es nicht etwa die Folge eines ſtarken, ſaftvollen Körpers iſt); und daß diejenigen ſchlecht für ſich ſorgen, die ſich an das Schwitzen gewöhnen, es ſey durch Thee, Lebensart, oder Arzneymittel. X. Von der Nervenkrankheit, und was etwa noch dazwiſchen kömmt. Der Anfang dieſes Aufſatzes iſt ein Beytrag zu dem Kapitel de ſympathia partium corporis, das Nage ſo wohl bearbeitet hat. Inſonderheit hält ſich der V. bey der Sympathie des Magens auf; der Wein, das Opium, das kalte Waſſer, u. ſ. w. wirke durch die Nerven, und nicht nach der Einſaugung; das haben wir auch immer geglaubt; ob die adſtringirenden Dinge in gewiſſen Fällen auch ſo wirken, (wie etwa, nach des Verf. Sinn, die Alaunmolken bey Blutflüſſen der Mutter,) und ob man den adſtringirenden Sachen die Fähigkeit von den Einſaugungsgefäßen aufgenommen zu werden, abſprechen könne, davon ſind wir eben nicht überzeugt. Vom Plexus ſolaris, wo die beyden Intercoſtalnerven ſich hinter dem Magen vereinigen, als dem Sitze aller leidenſchaftlichen Empfindung, und vieler anderer, zumal der meiſten hypochondriſchen Empfindungen, nach Mr. Fabre, und nach großer Wahrſcheinlichkeit. Nur kann man wohl die Empfindung der äußern Sinne, und den Siz der Seele, oder das Denken, auch im Scherze nicht dahin verlegen. — Der Phosphorus in Oel aufgelößt, und Abends und Morgens zu zween bis drey Granen genommen, ſchien dem Verf. bey Nervenbeſchwerden nichts ſonderliches zu wirken. Das Cajuputöl vertrieb einen Schmerzen, der ſich nach dem Eſſen im Leibe einzuſtellen pflegte.

Das

Das Extract aus dem Hyoſcyamus ſchaffte nichts. Den Bauern gab der Verf. wider die Nervenbeſchwerden einen heißen Aufguß von Wachholder und Wermuth mit Nutzen, wenn ſie nicht verſtopft waren, und nichts fieberhaftes hatten. Die Chocolade ſey kein Mittel für Perſonen, die an ſchwachen Nerven leiden, wenn ſie nicht ſehr gut verdauen. Der Wein bekömmt auch denen beſſer, die einen guten Magen haben, als ſolchen, die ſchlecht verdauen. Der Verf. handelt hier umſtändlich vom Eichelnkaffee, worüber wir gänzlich ſeiner Meinung ſind; alle jene nach Panaceen ſchmeckende Kräfte der Eicheln, die der ſeel. Schröder zu Marburg, der Alchymiſt, glaubte a priori entdeckt zu haben, und die irgend etwa jemand nach ihm das Publicum hat wollen glauben machen, ſchränken ſich darauf ein, daß es doch ein ſtärkendes Mittel iſt, das inſonderheit bey manchen Schwachheiten des Magens, zumal, wie wir bemerkt haben, wenn dieſe Krankheiten mit Neigung zu Durchfällen begleitet ſind, nicht ohne Wirkung iſt. Man ſolle irritabilitas und vis vitae unterſcheiden; die letztere ſey die natürliche Bewegung der Muskeln auf einen Reiz; jenes Wort müſſe man für den kränklichen Zuſtand behalten, der unnatürlichen Reizbarkeit; nach Gaub. Noch ſagt der V. verſchiedenes über die Theorie der Nervenkrankheit, und das Reſultat iſt immer wieder: von einer Gichtmaterie kömmt dieſes Uebel her. Wo möglich wollen wir doch ſuchen, uns hierüber mit dem V. zu verſtehen. In unſrer Rec. des erſten Theils, (S. des Anhangs zum XXV—XXXVI B. I Abth. S. 611.) ſagten wir, wir haben uns den modum fiendi der Nervenkrankheit allemal ohngefähr ſo vorgeſtellet, daß ein gewiſſer Fehler in der Wirkung der Nerven, den man auch Nervenſchwäche nennen kann, wenn man will, dabey

zum

zum Grunde liege, und daß denn aber in den meiſten Fällen eine reizende Urſache hinzukomme, die wegen des Fehlers in den Nerven auf ſie wirken könne, und die ganze Mannichfaltigkeit von Beſchwerden verurſacht. So weit wären wir wohl eins; nun aber gehen wir verſchiedene Wege; der V. will hier, daß dieſes immer eine Gichtmaterie ſey, und wir möchten lieber annehmen, daß dieſe reizende Urſache von ſehr mannichfaltiger Art ſey. Weil oftmals nicht nur die Nervenkrankheit in Gicht endiget, weil ſich auch oft andere Krankheiten, die auf Nervenbeſchwerden folgen, als Hämorrhoiden, in Gicht auflöſen, oder richtiger, von Gicht abgelöſet werden, ſo iſt auch ſchon Gicht bey der erſten Nervenkrankheit, ſagt der V. Iſt nic das zu viel geſchloſſen? wird uns nicht das dah bringen, nur eine Urſache faſt aller Krankheiten anz nehmen? Der Verf. glaubt unſern Einwurf zu beantworten, da wir ſagten, es entſtehen doch ſo oft Krämpfe nach bloßen Verkältungen, indem er antwortet: das geſchehe nur da, wo die Gichtmaterie ſey; aber dunſtet denn auch die Gichtmaterie bey dem erſten guten Schweiße wieder weg, wie die Verkältungsmaterie? und wozu braucht man da eine Gichtmaterie? Die ſcharfe Verkältungsmaterie auf ſchwache Nerven, die ſie nicht zurückſtoßen können, iſt ja wohl genug. Wo ſoll endlich da die Gichtmaterie hin oder her, wo die Nervenkrankheit, aller menſchlichen Wahrſcheinlichkeit nach, in der Verſtopfung der Eingeweide, und dem daraus entſtandenen Reize liegt, und mit der Auflöſung dieſer Verſtopfung ſich verliert, und vielleicht in einem Schleime abgeht; oder wo die größten Nervenunruhen gleich auf einen Blutverluſt erfolgen, und mit Erſetzung des Bluts wieder verſchwinden? — Wir verlaſſen dieſe Theorie; aber wie ſoll es ein armer

Recen-

Recensent machen, der allerhand lesen und beurtheilen muß? Noch kürzlich mußte der Rec. Amtshalber das Werk eines Franzosen lesen. (*Revillon* sur les affections vaporeuses.) Dieser behauptet nun par tous les diables, die Hypochondrie komme von nichts anders her als von unterdrückter Ausdünstung, und beweiset seinen Satz auf seine Weise sehr gut, und mit Versuchen auf Sanctorius Weise. Der Rec. weiß sich hier nicht anders zu helfen, als daß er sagt: ihr habt alle Recht! ihr mit den Hämorrhoiden, ihr mit der Gicht, ihr mit der Ausdünstung, ihr mit dem schlechten Magen, ihr mit den Ausschlägen, und was noch sonst ist, aber nach Salomon: ein jedes zu seiner Zeit. Der Mangel oder die Verschiedenheit der elektrischen Materie scheint auch zu Nervenunordnungen was zu thun, und hier könnte wohl der Bisam, (nach den Londner Bemerk. 3 B. S. 156.) was leisten. Sehr wahr ist alle Betrachtung des V. über die Schwierigkeit, die Nervenkrankheit zu heilen und zu behandeln. IX. Von dem Nervenfieber, (slow nervous fever, febris lenta nervosa,) das 1778 nach dem nassen erschlaffenden Herbste hie und da um Fulda ausbrach. Die hier angeführten Verfasser, Ball, Brokes, Home, Buchan, Vogel, sind nur Nachschreiber über diese Krankheit, die übrigen sind freylich bedeutender; aber der erste Verf. darinn ist doch Manningham, dem auch Huxham seine Kenntniß dieser Krankheit verdankt. Der Wein und andere stärkende geistige Arzneyen und diätetische Mittel waren auch hier nützlich. Der Name Nervenfieber hat uns für diese Krankheit niemals gefallen wollen, weil sie doch nicht zu den Krankheiten gehört, die wir sonst Nervenkrankheiten nennen, und weil es hingegen einen Zustand in Nervenkrankheiten giebt, der diesen Namen sehr viel besser verdient.

Man

Man hat zwar den Zuſatz gebraucht, das hitzige Nervenfieber, da hingegen andere es das ſchleichende Nervenfieber nennen; aus der letzten Benennung aber ſieht man ſchon, daß die erſtere eben nicht ſonderlich paſſen kann. Kurz, hier iſt noch ein beſſerer Name zu erfinden. Der Name lenta maligna wäre noch ſo einigermaßen; aber recht paſſen doch die Begriffe der Bösartigkeit darauf nicht. Zuletzt philoſophirt der V. auch über den Namen der Krankheit, und iſt demſelben nicht abgeneigt; unſere obige Anmerkung wird er doch gelten laſſen. Auf die fixe Luft ſcheint der V. nicht viel zu halten, und zwar ſeinen Beobachtungen zufolge, die er aber hier noch zurück hält. Dem Alcali volatil fluor des le Sage iſt er nicht abgeneigt; es vertrieb äußerlich ſchnell eine Geſchwulſt des ganzen Arms von dem Wurme am Finger, (panaritium) Des Bouquets Salbe für die Milchknoten der Weiber aus dieſem alcali-volatil, Mandelöl, und dem Gelben vom Ey, wirkte einmal auch gut bey andern Drüſen; es ſoll geſchwind wirken. Auch die Wirkung des alcali-volatil-fluor, den der Verf. p. 8. aus der Hoffmanniſche zog, und einer Dame mit zehn Tropfen davon innerlich, den krampfig unwillkührlichen Abgang des Harns, und ſomit die Furcht vertrieb, ſie werde eine ewige Bettpiſſerinn bleiben, war ſo ſchnell und merkwürdig, als drollig erzählt. Den kleinen Aufſatz S. 252. unter der Aufſchrift: Etwas für jene, die es leſen mögen, der wider den Recenſenten gerichtet iſt, übergehen wir aus Liebe und Achtung gegen den V., und aus den oben angeführten Beweggründen, von ganzem Herzen gern und willig. Ein rechtſchaffener Arzt hat doch oft Widerwärtigkeiten, und wir beſorgen, daß es Hrn. W. daran nicht fehlt; es ſollte uns daher leid ſeyn, zu dem Maaße ſeiner Unannehmlichkeiten

keiten irgend etwas hinzu zu thun. Der letzte Aufsatz handelt von der Beobachtungskunst. Vieles ist hier nach Zimmermann, und selbst hat Hr. W. ganze Stellen daraus eingerückt: nimmer können wir bey solchen Stellen, die uns auch kenntlich wären, ohne daß man es anzeigte, woher sie sind, den herzlichen Wunsch verwehren, jenes vortreffliche Werk von der Erfahrung vollendet zu sehen, das immer das erste philosophisch-medicinische Buch, ja fast das einzige bleibt: sicherlich wird der dritte Band, der der Anlage nach der richtigste seyn wird, dadurch nicht verlieren, daß nun schon bald 17 Jahre dazwischen verlaufen sind: wir sind gewiß, alle aufgeklärte Aerzte werden hierüber ihre Wünsche mit den unsrigen vereinigen. Manchen guten Gedanken sagt der Verf. hier, und zuletzt etwas über den Aberglauben; hier gaben ihm Gassners Teufeleyen und Mesmers Magnetismus schöne Gelegenheit und Anekdoten. Wir können nicht umhin, die letzten Zeilen dieser Abhandlung hier beyzufügen: „Hier lesen Sie einen Zug einer Mesmerischen Cur „an einer Dame, wie sie in Paris geschah. Il la „met dans un bain chaud la baignoire à decouvert. „Il lui place son baton de Fée entre les deux cuisses, „alors il lui commande comme un corporal Prus„sien: garde Madame! — levez la main droite. — „appliquez la gauche contre le front — joignez les „deux mains — pliez deux doits — levez la jam„be gauche, pliez la droite etc. Ce commande„ment soldatesque dure deux heure, et son diable „de baton reste toujours entre les cuisses. C'est „peut-être ce baton, qui fait que Monsieur — ne „peut pas souffrir Mesmer.“ Wir schließen die Recension nicht, ohne das Verlangen zu äußern, bald den dritten Band dieses Werks zu lesen, und wün-

schen

ſchen dem Fürſten Glück, deſſen Geſundheit der Aufſicht eines ſolchen Arztes anvertrauet iſt.

Nf.

III.

Erfahrungen und Unterſuchungen über den Menſchen von Carl Franz von Irwing, Oberconſiſtorialrath. — Dritter Band. Berlin, im Verlage der Realbuchhandlung, 1779. 372 Seiten, in 8.

In den Betrachtungen über die Geiſtesfähigkeiten des Menſchen hatte der Verf. in dem vorhergehenden Theile ſeine Bemerkungen über die Einbildungskraft geendigt, und fängt jetzt mit der Unterſuchung des Verſtandes an. Er bemühet ſich die Bedeutung dieſes Worts, das durch den Sprachgebrauch vieldeutig geworden, zu beſtimmen, und den Unterſchied zwiſchen Verſtand und Vernunft anzugeben. Er nimmt eine weitere und eine engere Bedeutung deſſelben an. In jener bezeichnet es den Inbegriff aller Erkenntnißfähigkeiten des Menſchen, oder den Inbegriff aller Richtungen und Wendungen der Kraft und Thätigkeit der Seele, wodurch der Menſch Erkenntniß erwirbt, ſie erweitert, berichtigt und vollkommner macht. In der engern Bedeutung ſucht er den Unterſchied des Verſtandes und der Vernunft durch folgende Bemerkungen feſtzuſetzen. „Es „giebt, wie er behauptet, eigentlich nur zwey Wege, „welche der Verſtand einſchlagen kann, um den Ideen, „die wir haben, eine Veränderung zu geben, neue zu

„formen, und unſre Erkenntniß ſowohl zu erweitern,
„als zu berichtigen. Einmal geſchieht dies, wenn die
„Seele das verſchiedene und einzelne betrachtet, und
„das Gewahrgenommene von dem Ganzen abſondert,
„und es ſich als abgeſondert wieder vorſtellet. Zwey-
„tens kann die Seele zu den Vorſtellungen, welche ſie
„auf einmal hat, noch andere ſchon gehabte Ideen
„herzurufen, dieſe neben jenen ſtellen, ſie damit ver-
„einigen und verbinden, und ſo ganz von neuem zur Ge-
„wahrnehmung noch mehrerer Verhältniſſe und Bezie-
„hungen gelangen, und ſich alſo auch durch dieſen
„Weg eine Vermehrung ihrer Ideen verſchaffen. Ehe-
„malige Succeſſion der Ideen, die gleichzeitige Aktua-
„lität derſelben mit andern, und die verſchiednen Ver-
„hältniſſe der Uebereinſtimmung und der Aehnlichkeit,
„ſind die drey fruchtbaren Quellen der Ideen-Aſſocia-
„tionen, in welchen die Seele allemal ſehr vielfache
„Veranlaſſungen finden kann, um zu ihren gegenwär-
„tigen Ideen immer noch mehrere in ihren Geſichts-
„kreis hineinzuziehen. In allen Dingen oder Ideen
„ſind viele andere Ideen enthalten, die wir nicht an-
„ders, als durch ſolche Herbeyrufung und Nebenſtel-
„lung anderer entdecken können. Sowohl das Ge-
„ſchäft der Seele, wenn ſie aus einer ihr auf einmal
„vorliegenden Vorſtellung ſich ſelbſt durch Aufmerkſam-
„keit Ideen macht, als auch die Einſicht in dergleichen
„ganze Vorſtellungen, wodurch ſie die darinn liegenden
„Ideen entdeckt, iſt der Verſtand in engerer Bedeu-
„tung. Wenn ſie aber neben den auf einmal vor ihr
„liegenden Ideen noch erſt andre herbeyzieht, ſie mit
„jenen in Verbindung bringt, und ſo neue Ideen und
„neue Reſultate gewahr wird, ſo iſt es die Vernunft,
„welche dabey geſchäftig geweſen. Wenn die Vernunft
„in Abſicht gewiſſer Ideen auf dieſe Weiſe geſchäftig,

„die

„die herbey gezogenen Ideen mit den ſchon gegenwär„tigen in mancherley Zuſammenhang, Verhältniſſe „und Verbindung gebracht hat: ſo iſt es wiederum der „Verſtand, welcher die Reſultate davon oder die neuen „daher entſpringenden Verhältnißideen, gewahr nimmt. „Denn das Geſchäft der Seele, in ſofern ſie Ideen „formirt, muß, um nicht mit den Wörtern eine „ſchwankende Bedeutung zu verbinden, allemal als „eine Handlung des Verſtandes angeſehen werden. „Daher gehört auch eine feine Beobachtung, geſchwin„de Ueberſicht, leichte Begreiflichkeit, Scharfſinn „und durchdringende Einſicht, in Abſicht der Zuſam„menfügung und Zergliederung der Ideen, allemal „dem Verſtande zu. Hingegen Nachdenken, Ueber„legung, Vergleichung und Einſicht in die Folgen und „deſſelben Zuſammennehmung, iſt ein Werk der Ver„nunft. Die Beurtheilung und überhaupt das ganze „Geſchäft der Urtheilskraft, ſcheint gleichen Antheil an „beyden zu haben.“ Es ſcheint mir nicht, daß auf dieſe Art die Gränzen zwiſchen Verſtand und Vernunft, wenn ſie doch unterſchieden werden ſollten, richtig und deutlich beſtimmet werden. Denn wofern ich den V. recht verſtehe: ſo iſt Vernunft die Wirkung der Seele, die zu den Ideen, welche ſie gegenwärtig betrachtet, vermöge der Aſſociation, nur nach den Geſetzen derſelben, noch andre herbey ziehet. Dieſes wird aber der Einbildungskraft zugeſchrieben, und ich ſehe nicht, wie der Verf. das Geſchäft, ſo er der Vernunft anweiſet, von demjenigen, ſo die Einbildungskraft verrichtet, unterſcheiden will. Und eben ſo wenig möchte es möglich ſeyn, zwiſchen den Eigenſchaften oder Tugenden, die der V. dem Verſtande, und denen, ſo er der Vernunft zuſchreibt, z. B. zwiſchen Beobachtung, Ueberſicht, Begreiflichkeit, u. ſ. w., von der einen, und zwiſchen

Nachdenken, Ueberlegung, u. ſ. w., von der andern Seite, einen deutlichern Unterſchied feſtzuſetzen. Wollte man ja ſagen, daß, wenn die Herbeyrufung aſſocirter Ideen mit Vorſatz und mit Ueberlegung geſchehe, dieſelbe ein Werk der Vernunft und nicht der Einbildungskraft ſey; ſo wird man doch bey einem Dichter, der Bilder und Vergleichungen, d. i. aſſociirte Ideen aufſucht, die Erfindung derſelben nicht der Vernunft, ſondern ſeiner Einbildungskraft zuſchreiben, und es läßt ſich kein Grund angeben, warum eine und eben dieſelbe Verrichtung der Seele bey dem Philoſophen der Vernunft, und bey dem Dichter der Einbildungskraft zugeſchrieben werden müſſe.

Nachdem der Verf. hierauf von Begriffen und deren Entſtehung, Verſtändniß, u. ſ. w., das Allgemeinſte vorgetragen, handelt er von den allgemeinen Veranlaſſungen zu Begriffen, oder von den Triebwerken, wodurch die Menſchen zum richtigen Gebrauch ihrer Geiſteskräfte gebracht werden. Dieſe Abhandlung, welche der Verf. auch einen Verſuch über die Kultur der Menſchheit überhaupt nennet, macht das übrige dieſes Bandes aus, und iſt ſehr leſenswürdig; obgleich der V. immer im Allgemeinen bleibt, und nur die äußerſten Linien dieſer intereſſanten Materie ziehet.

Es kommt bey der Theorie des Verf. darauf an, daß bey den Menſchen, die kultivirt werden ſollen, das Selbſtgefühl erweitert, berichtigt und verfeinert werde: und dies geſchieht vermittelſt der neuen vervielfachten Gefühle und Rührungen, die ihre ganze Lage oder ihr äußerlicher Zuſtand in ihnen hervorbringt; denn das Selbſtgefühl iſt nichts anders als das Reſultat aller Gefühle, die der Menſch hat. Alle in ſeinem äußern Zuſtande liegende Erweckungsmittel neuer und vervielfältigter Gefühle nennt der Verf. Triebwerke

der Kultur, unter welchen er inſonderheit die Erziehung, Geſetzgebung und Religion zählet. Was ſich von dieſen theils natürlichen, theils mit Abſicht zu veranſtaltenden Triebwerken der Kultur, im Allgemeinen ſagen läßt, führt der Verf. ſehr gut aus. Er giebt zuletzt die verſchiedenen Perioden der Kultur der Menſchheit an, und rechnet vier Perioden auf. „Erſte Periode. So „lange das Selbſtgefühl der Menſchen, und die Be„griffe, die ſie von ihrem Ich haben, ſich nicht merklich „weiter als auf ihren Körper, ihre nothdürftige Nah„rung, den Ort ihres perſönlichen Aufenthalts, und „allenfalls auf ihre nothdürftige Bedeckung erſtrecket, „ſo lange ſind ſie im roheſten Zuſtande. Zweyte Pe„riode. Wenn ſich das Selbſtgefühl und der Begriff „des Menſchen von ſich ſelbſt nach und nach ſo weit aus„dehnt, daß Einige ſchon anfangen, auf die Sicherung „des Lebensunterhalts und der Gegenſtände ihrer „Bedürfniſſe zu denken; wenn ſie ſchon anfangen, die „Gründe ihres Verhaltens immer aus der Zukunft „herzunehmen: ſo tritt eine Nation aus der erſten Pe„riode ihrer Kultur in die zweyte; der Umfang ihrer Be„dürfniſſe, folglich auch die Gegenſtände ihres Nach„denkens und ihrer Begriffe müſſen ſich dann ſchon an„fangen, mehr zu erweitern. Dritte Periode. Wenn „das Selbſtgefühl der Menſchen ſich bis ſoweit aus„dehnt, daß der Umfang deſſen, was ſie, als zu ſich „gehörig, anſehen, in ſo merklichem Grade erweitert „worden, daß nun ſchon das Privateigenthum allgemei„ner wird, und mehr und entferntere Vorausſetzungen „Einfluß auf ihr Verhalten bekommen: ſo erheben ſie „ſich zu der dritten Periode der Kultur. Vierte „Periode. Es ſind inſonderheit drey Kennzeichen „merkwürdig, woraus ſich beurtheilen läßt, ob eine „Nation über die dritte Periode ihrer Kultur erhaben

„ſey. Erſtlich wenn der Umfang derjenigen Gefühle, „die mehr von der Einbildungskraft, als von dem „Sinn, abhangen, ſich ſchon merklich erweitert hat, „und alſo auch das Bedürfniß feinerer Vergnügungen, „immer dringender, und der Geſchmack an dem Genuß „eines ausgeſuchten Wohllebens ſchon mehr allgemein „geworden. Wenn ferner nach Verhältniß jener Be„dürfniſſe, auch die Induſtrie und Betriebſamkeit der „Menſchen immer neue Richtungen und vielfache Wen„dungen annimmt, um von jenen Vergnügungen die „Quellen immer ergiebiger zu machen, neue zu erfin„den, und die gefundenen zu ſichern. Zweytens, wenn „der Trieb neue Erfahrungen zu machen, und die „Wißbegierde allgemeiner, und immer weniger von „gewiſſen Vorurtheilen der Erziehung oder einer gar „zu ſorgſamen Politik eingeſchränkt wird; wenn der „Grundſatz, daß nichts in der Welt unſrer Kenntniß „und Aufmerkſamkeit unwürdig ſey, und jede Wahr„heit und Kenntniß, ſie ſey von welcher Art ſie wolle, „unter gewiſſen Umſtänden und Verbindungen, ſowohl „für die Wahrheit überhaupt, als für das Wohl der „Menſchen nützlich und wichtig werden könne, immer „allgemeiner wird. Drittens, wenn ſich der Geiſt der „Betrachtung und der Unterſuchung immer mehr aufs „Einzelne und aufs Wirkliche in der Natur herabzulaſ„ſen anfängt. — Obgleich der Menſch ſeine ganze „Erkenntniß allein vom Sinnlichen und von der Erfah„rung anfängt; ſo eilt doch ſein Verſtand in den „frühern Perioden der Menſchheit mit unbegreiflich „ſchnellem Fluge vom Einzelnen zum Allgemeinen. Er „denkt ſich im Stande zu ſeyn, beyde Polen der Welt „aus einem Geſichtspunkt zu überſehen, und das Reich „der Natur und Wahrheit unter allgemeine Geſetze „zu bringen. Er ſetzt überall Gattungen feſt, baut

„Syſte-

„Syſteme, und ſchreibet allgemeine Regeln vor, wor„nach ſich die Geiſter- und die Körperwelt, Wahrheit „und Sittlichkeit bequemen ſoll. Mit der Zeit aber „erheben unleugbare Erfahrungen wider dieſe Allge„meinheit ihren Widerſpruch, und mäßigen durch die „Ueberführung von ſo manchen begangenen Irrthümern „und ſchiefen Urtheilen, die alte eingewurzelte Neigung „zum Allgemeinen, und dämpfen nach und nach die „zu voreilige Syſtemſucht. — Der Prüfungsgeiſt „alter Wahrheiten, und der Beobachtungsgeiſt, der „neue entdeckt, fangen beſonders in dieſer Periode an, „ſich mehr auszuzeichnen. — Aber nicht mit gleichem „Schritt ſcheint beſonders in der erſten Stufe dieſer „Periode, die Kultur der Geſinnungen, Begierden „und des Verhaltens der Menſchen Fortgang zu ha„ben.“ — Der Verf. führt hierauf von dieſer leztern traurigen Erſcheinung die bekannten Urſachen an; behauptet aber, daß ſich noch natürlicher Weiſe in dieſer Periode nach und nach Wege öffnen, wodurch bey immer zunehmender Erweiterung des Gefühls, die Geſinnungen und Begierden der Menſchen immer mehr gebeſſert, und ſtufenweiſe ihr Verhalten zum Beſten der Menſchheit immer zweckmäßiger werde geleitet werden. Dieſer Wege führt der Verf. folgende zwey an: den erſten ſoll der immer allgemeiner ſichtbar werdende Widerſpruch des menſchlichen Gefühls mit den Abſichten und Endzwecken menſchlicher Beſtrebungen öffnen. Auf dieſe Weiſe könne ſich z. B. das Gefühl der Richtigkeit aller übertriebenen Verfeinerung menſchlicher Bedürfniſſe und gränzenloſer Vervielfältigung der Gegenſtände derſelben, nach und nach immer allgemeiner ausbreiten. — Den andern Weg eröffne die ſich weiter ausbreitende Empfindſamkeit. „Denn je mehr ſich die wahre und ächte

„Empfindſamkeit unter den Menſchen allgemeiner aus„breite, deſto mehrere und feinere angenehme Bezie„hungen einer jeden guten und zweckmäßigen Hand„lung mit der menſchlichen ganzen Natur, werden ſicht„bar wahrgenommen, und dünken, indem ſie das Herz „mit innerlicher Ruhe, Vergnügen und Zufriedenheit „erfüllen, dem Empfindſamen allein ſchon Belohnung „genug für alle ſeine gute Thaten zu ſeyn.“ — So zuverläßig indeſſen der Verf. auf dieſen Wegen eine ſittliche Verbeſſerung des menſchlichen Geſchlechts zu hoffen ſcheint; ſo muß ich doch geſtehen, daß meiner Einſicht nach, auf dieſe Weiſe eine nur einigermaſſen ins Allgemeine gehende Verbeſſerung der Geſinnungen und der Sitten ſchwerlich jemals wird erreicht werden. Urtheilt man nach der Erfahrung voriger Zeiten, und richtigen Beobachtungen über die menſchliche Natur: ſo dürften beyde von dem Verf. angegebene Verbeſſerungsmittel ſehr unhinlänglich erſcheinen, um auf den großen Haufen irgend einen heilſamen Einfluß zu haben, als welcher wegen ſeiner Lage, ſeiner Beſchäftigungen und ſeines ganz äußern Zuſtandes, nie ſo weit wird aufgeklärt werden können, daß er den Widerſpruch des menſchlichen Gefühls mit den Abſichten menſchlicher Beſtrebungen auf eine überzeugende und lebhafte Weiſe einſehen wird: und der feinere und nachdenkende Theil des menſchlichen Geſchlechts wird, wenn ihm richtige Grundſätze, und ächte und wirkſame Empfindungen der Religion mangeln, viel leichter durch verfeinerte und ausgebreitete Empfindſamkeit gemißleitet, als richtig geführet werden. Ueberhaupt iſt es zu verwundern, daß der Verf. bey dieſer Charakteriſirung der verſchiedenen Perioden der Kultur, nicht mehr Rückſicht auf die Religion genommen hat, da er doch ſelbſt die Religion als ein Triebwerk der Kultur

angeführt und bemerkt hatte, daß das Selbſtgefühl bis zur Ueberzeugung von der Fortdauer nach dieſem Leben müſſe erweitert werden, wenn der Menſch mit einer ſeiner ganzen Natur gemäßen Würde erſcheinen und handeln ſolle. Wie! wenn nun bey der immer weiter fortſchreitenden Kultur des Verſtandes dieſe Ueberzeugung, anſtatt erleichtert zu werden, immer mehr erſchweret würde; wenn poſitive Religion, wie es die Erfahrung zu lehren ſcheint, von ihrem Anſehen und Einfluß verlieren, und zugleich die Religion der Vernunft, was ihre praktiſche Lehrſätze anbetrifft, immer problematiſcher und unkräftiger werden ſollte, was dürften wir uns alsdann wohl für eine mehr ins Allgemeine gehende Verbeſſerung der Sittlichkeit verſprechen? — Der Menſchen von ſo verfeinerter und ausgebreiteter Empfindſamkeit, und von ſo erhöheter und veredelter Denkungsart, daß ihnen die Tugend ihr eigner Lohn iſt, und blos dieſer Lohn genüget, wird es in Vergleichung mit denen, die nach einer von der Tugend noch verſchiedenen und äußerlich hinzukommenden Belohnung ausſehen, zu allen Zeiten ausnehmend wenige geben, weil der äußere Zuſtand des menſchlichen Geſchlechts, und die immer nothwendig bleibende Aufmerkſamkeit auf die Unterhaltung des Lebens, dem großen Haufen nie geſtatten wird, ſich bis zu dieſer Verfeinerung und Höhe empor zu ſchwingen. Dieſe wenigen Edlen etwa nun ausgenommen, bedürfen alle übrige Menſchen zur Belebung ihrer Sittlichkeit und zur Unterſtützung ihrer Tugend, des Glaubens an eine moraliſche Regierung und eine vergeltende Vorſehung der Gottheit. Wenn nun die Zeiten ſo aufgeklärt werden, daß alle nachdenkende Perſonen einſehen, und auch den weniger Nachdenkenden, die Bemerkung kaum entwiſcht, daß in dieſer Welt Glück und Unglück nicht

nach Verhältniß des ſittlichen Werths ausgetheilt werden, hier alſo keine eigentliche Belohnungen und Strafen ſtatt finden: ſo muß entweder ein künftiger Zuſtand der Vergeltung angenommen werden; oder es fällt alle Religion, wenigſtens aller kräftiger und wohlthätiger Einfluß derſelben weg. Nach der Vorſtellungsart und der Sprache des Verf. würde man ſagen können, das Selbſtgefühl würde in dieſem Fall von der einen Seite, nämlich was die Fortdauer des Menſchen anbetrifft, zu ſehr verenget und eingeſchränkt, (denn auch die Achtung für die Unſterblichkeit des Nachruhms, oder für das Leben in der Menſchen Ohren nach dem Tode, dürfte mit dem Glauben an eine reellere Unſterblichkeit ſich zugleich aus den Gemüthern verlieren) und dieſes müſſe um deſto ſchädlichere Folgen haben, da das Selbſtgefühl von einer andern Seite ſo ſehr erweitert und verfeinert worden, daß der Menſch unzählige Bedürfniſſe und Vergnügungen, wovon er in ſeinem rohen Zuſtande nichts wußte, kennen lernet, und nun nichts hat, was dem wachſenden Hange nach der Befriedigung dieſer neuen Bedürfniſſe, und der zunehmenden in einen ſo engen Zeitraum gedrängten Begierde, nach dem Genuß dieſer Vergnügen Maaße ſetzen, oder ein Gleichgewicht halten könne. Es ſcheint alſo, daß in dieſer Periode und ſchon zum Theil in der dritten, den Menſchen, wofern eine gründliche und ausgebreitete Verbeſſerung ihrer Geſinnungen und Sitten ſoll beſchaffet werden, die Zukunft nach dem Tode gewiſſer, intereſſanter und moraliſcher müſſe gemacht werden; wenigſtens iſt dies bey weitem das kräftigſte und wirkſamſte Mittel der Verbeſſerung, deſſen Abgang durch kein anderes kann erſetzt werden, und ohne welches alle andere Mittel im Ganzen wenigſtens unwirkſam bleiben. Sg.

Kurze

Kurze Nachrichten

1. Gottesgelahrheit.

Gutachten zweyer theologiſchen Facultäten, der Würzburgiſchen und Göttingiſchen, auf allerhöchſten Befehl Sr. Kaiſerlichen Majeſtät, über die Uebereinſtimmung Hrn. D. Bahrdts zu Heidesheim, mit den Reichsgeſetzmäßigen Lehrſyſtemen ausgefertiget. Berlin und Leipzig, bey Decker, 1779. 64 Seit. in 8.

Mit Vergnügen haben wir dieſe beyden Bedenken durchgeleſen, ſowohl wegen der darinn herrſchenden duldſamen Denkungsart, als der kaltblütigen und bedachtſamen Prüfung, die ſich allenthalben äußert, und der gewiſſhaften Sorgfalt, dem angeſchuldigten D. Bahrdt nichts zur Laſt zu legen, als was mit klaren Worten erwieſen werden konnte. Beyde Facultäten laſſen ſeinen Kenntniſſen Gerechtigkeit wiederfahren, und tadeln, wo ſie es für nöthig erachten, mit Billigkeit und Sanftmuth. Von der Göttingiſchen waren wir uns nach den bekannten verträglichen Geſinnungen der dortigen Profeſſoren nicht anders vermuthen; allein daß man auf katholiſchen Univerſitäten auch ſchon ſo urtheilet, auch dort ſo gelinde Grundſätze heget, an dem Abweichenden nicht alles verwerflich findet, und die Bahrdtiſche Ueberſetzung des N. T. nicht für ſo gefährlich und Seelenverderblich ausſchreyet, als wohl lutheriſche Lehrer gethan haben, dies hat uns in Bewunderung geſetzt. Wir wollen den Inhalt beyder Gutachten kurz anzeigen. Zuerſt des Würzburgiſchen. — Nach der vorläufigen Erinnerung, daß der vorgelegten Frage zufolge die Beurtheilung des Bahrdtiſchen Werks, nur nach den ſymboliſchen Büchern der drey im Römiſchen Reich beſtehenden Religionspartheyen geſchehen könne, wird gezeigt, auf wie mancherley Art jemand ſich einer Abweichung von einer Religion ſchuldig mache. Dies geſchehe, wenn

wenn er entweder Hauptgrundsätze derselben gerade zu leugne, oder solche Vordersätze aufstelle, woraus dies ganz natürlich gefolgert werden könne; oder wenn er die Beweisgründe für dieselbe schwächt und widerlegt; (ohne ihre Stelle durch andre zu ersetzen) oder wenn er auch in minder wesentlichen Stücken ihr widerspricht. Das Resultat hievon ist, daß die beygen ersten Fälle dem Hrn. D. Bahrdt eben nicht Schuld gegeben werden können; wohl aber die beyden letzten, welches denn durch Anführung verschiedener Stellen seiner Uebersetzung von der Gottheit Christi, seiner Genugthuung, und der Persönlichkeit des Heil. Geistes erwiesen wird.

Der Verf. des Göttingischen Bedenkens betritt einen andern Weg. Nachdem verschiedene Cautelen, die sowohl eine Bibelübersetzung überhaupt, als diese Bahrdtische insbesondere betreffen, vorangeschickt worden, so wird diese letztere nach den vier Artikeln der christlichen Lehre, von der Gottheit Jesu und des Heil. Geistes, von der Dreyeinigkeit und der Erlösung Christi geprüfet. Die gewöhnlichen Beweisstellen werden nach der Bahrdtischen Uebersetzung angeführet, und dabey wird bemerkt, in wie fern sie hiezu noch dienlich sind oder nicht. Der Schluß ist, daß sich aus dieser Uebersetzung noch immer die Hauptlehren des Christenthums, und des, von den drey Religionspartheyen im Römischen Reich, angenommenen Glaubens herleiten lassen. —

Der Recensent bescheidet sich über diese Urtheile zweyer gelehrten Facultäten abermals zu urtheilen, und ein Revisionsgericht von solcher Wichtigkeit zu hegen; nur wird es ihm erlaubt seyn, über eine Stelle in dem Göttingischen Gutachten seine Bedenklichkeit zu äußern, oder sich vielmehr nähere Belehrung zu erbitten. Der Verf. desselben setzt unter andern, zur richtigen Beurtheilung einer Bibelübersetzung vorläufig anzumerkenden Punkten, auch diesen zum voraus: „daß der so offenbare „Unterschied zwischen einem Uebersetzer der Bibel und zwischen „dem Dogmatiker, der Sprüche der heil. Schrift in einem Lehr„buch, zur Erweisung und Ausführung des kirchlichen Lehrbe„griffs anwendet, jenem mehr Freyheit im Ganzen ertheile, in „so fern er als Dollmetscher der Aussprüche Gottes, des Hei„landes und seiner Gesandten, gleichsam jede menschliche Be„stimmung irgend eines kirchlichen Lehrbegriffs vergessen, und „nur einzig und allein darauf bedacht seyn sollte, den von ihm „nach philosophischen und hermeneutischen Gründen erweis„lich erkannten Sinn der heil. Schrift, aufs verständlichste und

„genauest

„genaueſte in der bekannten Sprache auszudrücken.“ — Mehr Freyheit ſoll alſo der Bibelüberſetzer haben als der Dogmatiker? Doch ohne Zweifel, die Ausſprüche der heil. Schrift richtig auszudrücken, und ſo genau als möglich in ſeiner Sprache darzuſtellen! Dann möchte ich aber wiſſen, wodurch der Dogmatiker die Freyheit erhält, nicht ſo richtig und nicht ſo genau dieſe Ausſprüche darzuſtellen? wer ihm das Recht giebt, ſie vielmehr nach menſchlicher Beſtimmung ſeines kirchlichen Lehrbegriffs, und nicht nach philoſophiſchen und hermeneutiſchen Gründen, zu erklären? So lange der Dogmatiker die Freyheit hat, auf eine ganz andere Art und nach andern Regeln, als der Ueberſetzer, den Sinn der Schrift zu deuten und anzuwenden: ſo muß der Ueberſetzer nothwendig ins Gedränge kommen, und dem Dogmatiker, der im Beſitz der Wahrheit iſt, und auf dem Richterſtuhl ſitzt, mit allen ſeinen philoſophiſchen und hermeneutiſchen Gründen das Feld räumen. Es ſcheint der Verf. des Gutachtens hat befürchtet, daß man dieſen von ihm feſtgeſetzten Unterſchied zwiſchen dem Ueberſetzer und dem Dogmatiker und ihren reſpective Erklärungsarten, misdeuten möchte: er ſetzt alſo, um allen nachtheiligen Folgerungen vorzubeugen hinzu! „Jedoch „wird diesfalls bey denen, jene geheimnißvolle Lehren des „Chriſtenthums enthaltenden Hauptſprüchen in den Ueber„ſetzungen darum keine große Verſchiedenheit ſtatt finden kön„nen, weil ſie ihrer Natur nach, ohnedies von jedem ſo wörtlich als es die neuere Sprache leidet, überſetzt werden müſſen.“ Alſo in Abſicht der jene geheimnißvolle Lehren des Chriſtenthums enthaltenden Hauptſprüche, ſind dem Bibelüberſetzer die Händel gebunden, und er darf ſich, ſo oft er auf ſolche Hauptſprüche geräth, der ihm eben zugeſtandenen Freyheit nicht mehr zum Verdruß des Dogmatikers bedienen. Nur entſteht hier die Frage, wer es beſtimmen ſoll, welche Schriftſtellen ſolche Hauptſprüche ſind, und jene geheimnißvolle Lehren des Chriſtenthums enthalten? ſoll dies der Dogmatiker beſtimmen, ſo darf er nur jeden Ausſpruch, den er zum Vortheil ſeines kirchlichen Syſtems zu deuten weiß, oder zu deuten gewohnt iſt, durch eine Art von Beſchlag der genauern und richtigern Erklärung nach philoſophiſchen und hermeneutiſchen Gründen entziehen, ſo bald er beſorgt, daß der Ueberſetzer ihm ſeine Hauptſprüche unbrauchbar machen, und ſeine Geheimniſſe wegerklären dürfte, und dann würde jene Freyheit, den Sinn der H. S. richtiger und genauer auszudrücken, die man dem Ueberſetzer zugeſtanden hat, ein ſehr abhängiges und unbedeutendes Ding ſeyn.

Es

Es ist bekannt, daß von den meisten und angesehensten der alten Dogmatiker die Worte des 33. Psalms: Der Himmel ist durchs Wort des Herrn gemacht, und all sein Heer durch den Geist seines Mundes, als eine die Dreyeinigkeitslehre sehr deutlich enthaltende und bündig beweisende Hauptstelle angeführt werden; wie? wenn nun ein Schüler von Michaelis sich untersteht, durch die kleine Aenderung des Geistes in Odem oder Hauch des Mundes alle Spur des Geheimnisses auszulöschen, so sollte billig, um diesen Frevel abzuwehren, diese Stelle ins künftige als eine solche, woran sich kein vorwitziger Uebersetzer zu vergreifen hat, nebst andern dergleichen, deren Erklärung sich der Dogmatiker vorbehält, öffentlich bekannt gemacht werden. So wie durch Ausübung dieser Macht, der Dogmatiker sich in dem Besitz seiner geheimnißvollen Lehren immer schützen kann, so wird es ihm auch nie an Hauptsprüchen, die solche enthalten, fehlen können; er darf nur auf eine recht wörtliche und buchstäbliche Uebersetzung dringen, und so kann die Zahl derselben nach seinen Bedürfnissen ins unendliche vermehrt werden. Als Voltaire in seinem Gedicht über das Lissabonsche Erdbeben sich erkühnte, der Vorsehung daraus einen Vorwurf zu machen, daß sie gerade unter volkreichen und blühenden Städten, und nicht vielmehr in öden Wüsteneyen Erdbeben entstehen lasse; antwortete ihm Rousseau, daß es doch in der That ungereimt sey, wenn Menschen sich das Recht anmassen wollten, irgend eine Gegend dadurch vor Erderschütterungen zu sichern, daß sie eine Stadt dahin setzten: freylich ist das eine ungereimte und unmögliche Forderung; aber wenn der Dogmatiker in seinen Anmassungen nicht weniger kühn ist, so scheint er doch glücklicher zu seyn. Er darf nur eine Schriftstelle für den Sitz einer geheimnißvollen Lehre, oder für seine Hauptvestung erklären: so hat er alle Versuche des philosophischen und philologischen Uebersetzers, ihm diese Vestung zu erschüttern oder gar zu zerstören, auf immer vereitelt. —

Den beyden Gutachten ist angehängt:

D. Carl Friedrich Bahrdts Glaubensbekenntniß veranlaßt durch ein Kaiserlich Reichshofraths Conclusum, 1779. 24 Seiten, in 8.

Es ist genugsam bekannt, was für eine Wendung die Sache des Hrn. D. Bahrdt beym Reichshofrath genommen, und wie

wie ihm unter andern auferlegt wurde, bey Strafe der Verweisung aus dem heil. Römischen Reiche, ein orthodoxes Bekenntniß der Gottheit Christi und der Dreyeinigkeit, an die Kaiserl. Büchercommission einzureichen. Dies hat ihn zu der Bekanntmachung der gegenwärtigen Schrift entweder verpflichtet oder veranlaßt. Sie ist freylich kein orthodoxes Bekenntniß, wie man von ihm gefodert hatte; sondern er erklärt vielmehr darinn mit vieler Freymüthigkeit verschiedene Lehrsätze des kirchlichen Systems, namentlich die gewöhnlichen Lehrmeynungen von der Erbsünde — von der Zurechnung der Sünde Adams — von der Nothwendigkeit einer Genugthuung — von der blos und allein durch den Heiligen Geist in dem sich leidend verhaltendem Menschen zu bewirkenden Bekehrung — von der ohne alle Rücksicht auf unsre Besserung und Tugend geschehen sollenden Rechtfertigung — von der Gottheit Christi und des Heiligen Geistes im Athanasischen Sinn — von der Ewigkeit der Höllenstrafen, u. s. f., für solche, die der Vernunft und Schrift zuwider sind, und der Gottseligkeit schaden; er bezeugt, (wiewohl, wie es uns scheint, oft nicht bestimmt und deutlich genug) was er über diese Lehrpunkte glaube und nicht glaube, und schließt mit der Aeußerung, wie er das Resultat seiner Prüfung, wenn es von Wichtigkeit seyn sollte, seinen Glaubensbrüdern ferner vorlegen wollte. Zuletzt sieht er des Kaisers Majestät, an welche das Glaubensbekenntniß gerichtet ist, um Erweiterung der Rechte des Gewissens und Verstattung mehrerer Freyheit zu denken an. Es konnte wohl nicht fehlen, daß eine so merkwürdige Schrift, als dieses Glaubensbekenntniß, viele Bewegung unter Theologen und Layen, und viel Geschreibes, manche Widerlegung, Prüfung, Beantwortung u. d. m. hervorbringen mußte. Wir wollen das, was uns davon zu Gesicht gekommen, hier zugleich anzeigen. Den Anfang mag machen:

D. Joh. Sal. Semlers Antwort auf das Bahrdtische Glaubensbekenntniß. Halle, im Verlag der Hemmerdschen Buchhandlung, 1779. 114 Seit. in 8.

Obgleich Hr. D. S. Gründe mag gehabt haben, sich wider das Bahrdtische Glaubensbekenntniß zu manifestiren, und allen Verdacht, als ob er und die theologische Fakultät in Halle, die Heterodoxien desselben begünstige, durch ein öffentliches Zeugniß abzulehnen; so wird es doch wenige Kenner und

Verehrer

Verehrer seiner Talente und Verdienste geben, die nicht aus Freundschaft und Achtung für ihn wünschen sollten, daß, wenn ja auf das, was eigentlich keine Frage war, sollte geantwortet werden, die Antwort anders ausgefallen seyn möchte. Der bittere unmuthsvolle Ton womit Hr. S. antwortet, ist äußerst befremdlich; und wer wünschte nicht mit uns eine kaltblütige ruhige Untersuchung, statt der verdrießlichen mürrischen Laune zu finden, die dem Hrn. D. S. nicht erlaubt, nur irgend eine Zeile, kaum ein Wort, noch weniger ganze Sätze in dem beantworteten Glaubensbekenntniß erträglich zu finden, sollte er auch darüber seinen bisher behaupteten Grundsätzen ungetreu widersprechen, in dem wahren Geiste seiner vormaligen Gegner eines Goetze und Piederits, alle weitere Berichtigungen und Aufklärungen des kirchlichen Lehrsystems für unnöthig, und alle dahin zielende Versuche, so viel an ihm ist, lächerlich und verhaßt machen. Wir müssen diese sonderbare Schrift näher anzeigen.

Befremdend und auffallend muß zuförderst die hier von Hrn. D. S. vorgetragene Aeußerung über Toleranz und Gewissensfreyheit, einem jeden seyn, der dieses gelehrten Mannes Schriften zur Beförderung einer freyern (liberalioris) theologischen Lehrart gelesen, dieses kühnen Theologen, der sich durch seine freye Untersuchung des Canons sogar an die in allen christlichen Partheyen heilig gehaltenen Urkunden der Religionslehre gewaget, und einige dazu gerechnete Bücher, hauptsächlich, weil sie seinem Urtheile nach, nichts zur christlichen Vollkommenheit beytragen, bestritten, wenigstens zweifelhaft gemacht hat. Ein aufmerksamer Leser der Semlerischen Schriften mag etwa die biblische Vorstellung von der Menschwerdung und dem Tode Christi, die Hr. D. S. in seinen Ascetischen Vorlesungen über Gal. 4, 3. 5. und über 1. Cor. 1, 31. vorträgt, für richtig erkannt, und sich daran erbauet haben, wie wird ihm aber, falls er ein Lehrer der Kirche ist, zu Muthe werden, wenn ihm Hr. D. Semler nun bedeutet: ja, hierüber kannst du nach deiner Gewissensfreyheit denken, wie du es nach deiner Ueberzeugung in der Bibel findest; aber bist du einmal ein bestellter Lehrer, so kannst du dies zwar für dich denken, aber öffentlich mußt du lehren, wie die feyerlichen Lehrbücher deiner Kirche es haben wollen, sonst handelst du wider deinen Eyd und Gewissen. — Ich zweifle sehr daran, daß die in Semlerischen Schriften angemerkte und empfohlene Lehrart hiebey eines jeden Gewissen befriedigen wird. Wer kann sich auch, wenn er einmal über das andere lieset, daß ein jeder für sich denken

und

und glauben kann, was er für wahr erkennet, und daß dennoch das Ansehen der symbolischen Bücher in öffentlichen Vorträgen, so ganz ungekränkt erhalten werden müsse, daß es keinem Lehrer einmal erlaubt sey, nur Vorschläge zur weitern Berichtigung des öffentlich festgesetzten Lehrbegriffs zu thun, (denn wenn Hr. D. S. dies einem Lehrer erlaubt hielte, so würde er den Hrn. D. B. nicht so hart deswegen angesehen haben) wer kann sich denn enthalten zu fragen: wozu soll in aller Welt die unverbrüchliche Beybehaltung, und der ewige Vortrag eines Religionssystems dienen, das weder der Lehrer noch irgend einer der Zuhörer verbunden oder interessirt ist, für wahr zu halten? Mögen doch diejenigen, die außerhalb der durch symbolische Bücher umzäunten Kirche kein Heil und Seeligkeit zugestehen, sich berechtigt und verpflichtet achten, für die unverletzliche Reinigkeit der festgesetzten Lehrform zu eifern; es ist wenigstens nach ihrer Einsicht, Eifer für die Wahrheit und für das Wohl der Menschen; aber wenn ein Semler, der sich selbst reichlich die Freyheit nimmt, und sie jedem andern gern gestattet von allen Kirchenlehren anzunehmen und wegzuwerfen, und überhaupt damit zu machen, was ihm das Beste dünkt, ohne daß er dabey hier oder künftig das geringste zu wagen befürcht darf, für den ewigen Werth der symbolischen Bücher und ein nach ihnen abgezirkelten Lehrvortrages eifert: so kann ihm n das Interesse der Wahrheit, nicht die Sorge für die Glückselig seiner Nebenmenschen, sondern blos gewisse politische Betra tungen können diesen Eifer eingegeben haben. Dies ist nc glimpflich geurtheilt; sonst möchte man eine nähere Ursache finden in dem Bestreben, sich so viel möglich von dem verhaßten D. Bahrdt zu entfernen, nachdem man nicht so glücklich gewesen, ihn durch alle Bewegungen, worinn man sich und andre gesetzt hat, von sich zu entfernen.

Daher möchte sich auch vielleicht die Heftigkeit erklären lassen, womit Hr. D. S. den gewöhnlichen Lehrvortrag wider Hrn. D. B. Vorwürfe, als ob er zum Unglauben führe, und der Tugend und Gottseligkeit schade, weitläuftig, aber doch, wie mich deucht, nicht hinlänglich vertheidigt: denn er nimmt bey seiner Vertheidigung diese Lehrsätze fast immer in einem andern und gemildertern Sinn, als worinn sie vom Hrn. D. B. bestritten werden. Es ist wahr, Hr. D. B. hätte seinen Tadel in gemäßigtern und behutsamern Ausdrücken vorbringen sollen; indessen hat er doch offenbar immer nur auf die härteste und unschicklichste Vorstellungsart der angeschuldigten Lehrgründe Rücksicht

gehabt; und Hr. D. S. hätte ihm dergleichen Aeußerungen so strenge nicht rügen sollen, da man in seinen Schriften auch dergleichen findet. So heißt es unter andern in der Vorrede des ersten Bandes seiner ascetischen Vorlesungen: „den meisten „Streitigkeiten in der Formula Concordiae gehet es so, daß „man über die Art und Weise einer Vorstellung so eifersüchtig „wurde, als wenn alle Kraft und Wirkung der Sachen selbst „z. E. im Abendmahle, an solche einzige Vorstellungsart und „Redensart von Gott gebunden worden wäre. Diese Mann„gelhaftigkeit der Einsicht und eigenmächtige Bestimmung einer „einzigen Art der Vorstellung von einer Sache, hat von jeher „die leichte und unanstößige Ausbreitung und Erfahrung der „christlichen Religion gehindert, und noch jetzt ist dieses die „vornehmste Ursache von sehr vielem Anstoß, der end„lich zur Verwerfung der ganzen Sache gereichet, weil „es den Schein hat, eine Gesellschaft von Menschen wolle sich „das Recht geben, die innern Vorstellungen andrer Menschen „unter Vorschriften und gleichförmige Gesetze zu fassen; da doch „Gott selbst dergleichen Verschiedenheit der Vorstellungen nicht „nur zuläßt und duldet, sondern auch befördert und erhält.„ Noch ein Beyspiel, daß Hr. D. S. sich eben solche Beschuldigungen vormals erlaubt hat, als er jetzt an seinen Gegner so sehr tadelt. So finde ich in dem Versuch einer freyern theologischen Lehrart S. 454 folgenden hart genug ausgedruckten Vorwurf: „Es ist ein schändlicher Begriff, wenn „man in Gott dem Vater gar nichts findet, das zur wirklichen „Erlösung gehört, als die Strenge eines Richters der Rache „fodert,“ (sollte dieser dem Hrn. D. S. vormals wenigstens so anstößige Begriff wohl nicht mit der Vorstellung: daß Gottes Zorn nicht anders als durch das blutige Opfer Christi gestillet werden könne, unzertrennlich zusammen hängen, und sollte nicht Hr. D. B. bey seinen Einwendungen gegen die Genugthuungslehre nicht auch hauptsächlich die so gewöhnliche Entgegensetzung des Vaters und des Sohnes beym Werk der Erlösung im Sinne gehabt haben?) „und die sich kaum dazu bringen läßt, „durch Christi Fürbitte in die Seligkeit der Menschen einzuwil„ligen; und also dem Sohn die ganze Ehre der Barmherzigkeit „und Erlösung zuzuschreiben; als könnte man gar wohl sagen, „er habe mehr Liebe, als der Vater.“

Es ist oben erinnert worden, daß die Vertheidigung der vom Hrn. D. B. angeschuldigten Kirchenlehren darum nicht hinlänglich und genugthuend sey, weil Hr. D. S. sie nicht in dem

dem Sinn vertheidigt, worinn das Glaubensbekenntniß sie verwirft. Wir wollen einige Beyspiele davon anführen. Was Hr. D. B. wider die gewöhnliche Vorstellung von Erlösung und Genugthuung eingewandt hatte, wird offenbar dadurch nicht abgewiesen, wenn Hr. D. S. ihm entgegen setzt: (S. 44.) „Wir danken Gott, daß er einen solchen Christum bestimmt „und geordnet hat, für uns eben, wozu wir ihn nöthig haben, „zur Offenbahrung der rechten göttlichen Weisheit, der größten „Gerechtigkeit, der innersten Heiligkeit, der allergrößten vollkommensten Erlösung, und daraus, aus dieser unsrer eignen „Erfahrung und täglichen Proben entsteht in uns das wärmste „Lob, der innigste Ruhm Gottes, den preisen wir nach Leib und „Geist; weit gefehlet, daß diese christlichen für uns so großen „Ideen uns zur Untugend und auch nur entferntesten Ungottseligkeit verleiten sollten. Wir rufen jedem zu: komme und „siehe es, thue erst und vollziehe selbst in dir, für dein Bestes „diesen Willen Gottes, den Christus lehret, da wirst du es aus „deiner Erfahrung wissen, was du jetzt ohne Geist und inneres „Leben, so kaltsinnig, so fremd, so unbekannt mit unsern Wahrheiten daher speculiereſt.“ Wie gesagt, diese Aeußerung trifft den Hrn. D. B. gar nicht und hebt seine Einwendungen nicht. Nicht nur er, sondern jeder Socinianer, ja jeder von irgend einer christlichen Kirchenpartey, kann dieses unterschreiben, und die Erklärungsart, die er für die schicklichste hält, daß in Gedanken haben. Hier ist kein Wort von der Art und ne der Genugthuung und Erlösung, wie sie in den symbolisch Lehrvorschriften vorgetragen wird, nichts vom thätigen und leidenden Gehorsam, nichts von einem stellvertretenden Verdienste und poena vicaria. — Ja es stimmt sogar diese Aeußerung mit dem beantworteten Glaubensbekenntniß überein, wenn darinn der Glaube an Christum durch Annehmung und Befolgung der Lehre Jesu beschrieben wird. Annehmung: wir danken Gott, daß er uns Christum, zur Weisheit — Gerechtigkeit — bestimmt und geordnet hat. Befolgung der Lehre Jesu: thue erst und vollziehe selbst in dir für dein Bestes, diesen Willen Gottes den Christus lehrte. — Hr. D. S. sagt: „bringt die Ueberzeugung, die ein Mensch „angenommen hat, Gott ist es, der in mir alles Gute wirket, „in dem Menschen Sünde und Hinderniß der Tugend hervor? „ich denke nicht.“ Darinn hat er gewiß recht; aber diese ewige Wahrheit war es auch nicht, die Hr. D. B. bestritt, oder als nachtheilig und unschriftmäßig angab; sondern vielmehr diese

Ueberredung: ich kann nichts, gar nichts zu meiner Besserung thun, ich muß Gott nur stille halten, und ihn allein wirken lassen. Wird ein Mensch, der sich hiervon überredet hat, nicht natürlicherweise auch so denken: nun, ich will auch nichts thun, sondern will es erwarten, daß Gott die Besserung in mir wirke, denn ich kann ja nichts thun?

Es ließen sich selbst in dieser Widerlegung eines heterodoxen Glaubensbekenntnisses, bey allem Ansehen der Rechtgläubigkeit, das sich Hr. D. S. hier als ein ehrlicher lutherischer Professor und Doctor August. Confess. giebt, manche Abweichungen angeben; allein der Recens. überläßt dergleichen gehäßige Entdeckungen den scharfsichtigen Bemerkern der Ketzereyen, um so viel lieber, da gerade die hin und wieder auch hier, so wie in allen Semlerischen Schriften vorkommende freymüthige und gelehrte Aeußerungen für ihn, und vermuthlich auch für andere das lesenswürdigste in dieser sonderbaren Schutzschrift für das kirchliche System sind. Nur über einen vom Hrn. D. S. angegebenen Endzweck derselben, müssen noch ein Paar Worte gesagt werden. Hr. D. S. scheint es sich als ein Verdienst anzurechnen, daß er das Vorhaben gewisser, wie er sie nennt, viel umfassender Männer, eine Universalreligion, oder ein allgemeines Christenthum, auf Kosten der verschiedenen öffentlich festgesetzten Religionssysteme, und auf den Trümmern der verschiedenen Localkirchen aufzuführen, hier entdeckt, und nach Möglichkeit zu hintertreiben gesucht habe. Zugleich setzt er diesem allgemeinen Christenthume nichts so sehr entgegen, als daß es eine bloße Träumerey oder ein Hirngespinst, und die Einführung desselben in unserer sublunarischen Welt nicht möglich sey. Dies wollten wir ihm allenfalls gern glauben; aber alsdenn läßt sich nicht einsehen, was es so ernsthafter Anstalten gegen eine Träumerey, und gegen einen ganz unthunlichen Entwurf bedürfe. — Sollte aber das Vorhaben der viel umfassenden Männer möglich seyn, und wirklich der größte Theil derer, die über die Religion nachdenken, und es ernstlich mit derselben meinen, sich jemals über einen, das Wesentliche des Christenthums enthaltenden Religionsentwurf vereinigen können: so möchte die Voraussetzung, daß er von dem größten Theile nachdenkender und rechtschaffener Christen angenommen werde, keine so ganz schlechte Empfehlung für denselben seyn, und es ließe sich nicht wohl begreifen, wie ein so aufgeklärter Verehrer der Religionswahrheit und der Gewissensfreyheit, wie Hr. D. S. unstreitig ist, sich überreden könne, daß er sich durch öffentliche

heftige

heftige Beſtreitung eines ſolchen Entwurfs um Religion, Tugend und Glückſeligkeit ſeiner Nebenmenſchen werde verdient machen, da doch alle dieſe Bemühung nur darauf abzwecken kann, die Verſchiedenheit der Kirchenverfaſſung, und die Mannichfaltigkeit jener Lokalſyſteme, die zwar bis ans Ende der Tage öffentlich gelehrt werden ſollen, aber eben nicht dürfen geglaubt werden, in der chriſtlichen Welt aufrecht zu erhalten.

Das Bahrdtiſche Glaubensbekenntniß, widerlegt von D. Joh. Sal. Semler, nebſt den beyden Gutachten der theologiſchen Facultäten zu Würzburg und Göttingen über das Bahrdtiſche N. Teſtament, im Auszuge, wie das alles enthalten iſt in den gemeinnützigen Betrachtungen der neueſten Schriften dieſes Jahres viertem Stück No. CXII. Erlangen, bey Schleich. 1779. 56 S. 8.

Ein getreuer und vollſtändiger Auszug aus der eben angezeigten Semleriſchen Antwort, wo bloß der Orthodoxie von dem Recenſenten in den gemeinnützigen Betrachtungen durch einige Einſchaltungen ein wenig nachgeholfen wird.

Kurze Erklärung über Hrn. D. Semlers Antwort auf das Bahrdtiſche Glaubensbekenntniß. Berlin, bey Mylius. 1779. 1 Bog. in 8.

Hr. D. Bahrdt erklärt hier, daß er, um nicht das Publicum zu ärgern, gegen die Semleriſche Schrift nicht ſchreiben werde; er ſuchet nur einige ihm gemachte Beſchuldigungen abzulehnen. Und dies thut er in gedrungener Kürze, und mit anſtändiger Entſchloſſenheit und Freymüthigkeit. Ich will nur eins anführen. Wider Hrn. D. Semlers Beſchuldigung, er habe eine Univerſalreligion der Welt aufdringen, und die Staatsgeſetze abändern wollen, antwortet er: „Ich erkläre hiermit, „und der Augenſchein lehrt es in meinem gedruckten Bekenntniſſe, daß ich ſolches keinem Menſchen habe aufdringen wollen. — Der geſetzgebenden Macht, oder einem Theile derſelben Vorſtellungen gegen ein Geſetz thun, heißt nicht Staatsgeſetze abändern. In England ſind häufige Bittſchriften über „die Abſchaffung der Subſcription an die geſetzgebende Macht

„ergangen, und nie hat man den Bittenden daraus ein Ver„brechen gemacht, noch ihnen Schuld gegeben, daß ſie die „Staatsgeſetze abändern wollen.“ Am Schluſſe überläßt er es einem denkenden und empfindenden Publicum, zu beurtheilen, mit was für einem Herzen man die feindſeligen Ausſtreuungen gegen einen Wehrloſen und Unglücklichen ſammeln und drucken laſſen könne. „Wenn Leute, ſagt er, von gemeiner „Denkungsart, bey ſolchen Umſtänden, wie die Meinigen „ſind, auf einen gedruckten und Waffenloſen loß ſchlagen, ihn „ſchänden, und Lügen oder verunſtaltete Wahrheiten wider ihn „ausbreiten, weil ſie es eben jetzt ungeſtraft thun können, dann „wundert man ſich nicht. Aber wenn ſelbſt ein Mann von „Talent und Verdienſten ſich mit unter dieſen Haufen miſcht,“ (dies bezieht ſich ohne Zweifel auf die der Semleriſchen Antwort angehängte, der Ehre des Hrn. D. Bahrdts ſehr nachtheilige Nachricht von den wahrſcheinlichen Urſachen und der Art der Verlaſſung ſeines Erziehungshauſes zu Heidesheim,) „dann „gehört das unter die Dinge, von denen Saurin einmal ſagt: „Laßt uns einen Vorhang vorziehen.“

Eine Urkunde des Jahres 1780 von der neuen Gefahr des Chriſtenthums durch die ſcheinbare Semleriſche Vertheidigung deſſelben wider den Fragmentiſten. Deſſau, 1780. 143 S. 8.

Ein ſehr ernſthafter Angriff von einem Ungenannten, den aber der Druckort und ſeine bekannten Grundſätze kenntlich genug machen, auf den Hrn. D. Semler wegen ſeiner Widerlegung des Wolfenbüttelſchen Fragmentiſten, und ſeiner Antwort auf das Bahrdtiſche Glaubensbekenntniß. In Abſicht auf dies letztere zeigen wir hier dieſe Urkunde inſonderheit an. Es iſt eigentlich ein Auszug aus dieſen beyden Semleriſchen Schriften. In der Einleitung giebt der Verfaſſer die Veranlaſſung und die Urſachen der Herausgabe dieſer ſeiner Urkunde an, und ſchildert den Hrn. D. Semler folgendermaßen: „dieſer Mann, der doch vermuthlich nur ein Herz hat, hat zwo „mit außerordentlicher Fertigkeit geübte Zungen. Die eine redet verſtändlich nach der Meinung der meiſten, die ihn verſtehen ſollen; die andere redet unverſtändlich für die wenigen, von denen er verſtanden ſeyn will, und denen er doch „Bedenken trägt, deutlicher zu reden. — Vermöge dieſer „Zungen,

„Jungen, und durch ihren abwechselnden Gebrauch, kann er „zu gleicher Zeit die Vernunftmäßigkeit und Rechtgläubigkeit „der Kirchenlehren bey flüchtigen Schülern recht eifrig zu ver„theidigen scheinen, und bey tiefnachforschenden Seelen, (wenn „sie endlich durchschauen,) mit aller möglichen Stärke bestrei„ten; denn er ist, wie ich ihn beurtheile, ein theologisch, „und einigermaßen auch philosophisch gelehrter und geübter „Mann. Nach dieser Absicht nun, deren ihn schon viele be„schuldigt haben, ist seine Denkart und Schreibart so räthsel„haft, daß beyde den möglichen Nutzen seiner Bücher hindern, „welche aus verdienter Hochachtung seiner Talente und Wissen„schaft, und in Hoffnung, daß die Auflösung endlich folgen „wird, weit mehr gekauft, als gelesen werden. Denn das „System seiner Religion ist bisher allen Kritikern unerforschlich „(im Ganzen) geblieben, welche, weil die Uebung in der ge„wöhnlichen Logik dahin nicht reicht, auch nicht gewohnt sind, „oder sich nicht die Mühe geben, viele wahrscheinliche Zeichen, „aus deren Vereinigung eine Gewißheit entsteht, zusammen zu „ordnen. Aber auf eine gewisse Veranlassung," (der V. war durch die Schrift, vom Zwecke Jesu und seiner Jünger in seinem Glauben äußerst beunruhigt worden; wie er aber durch Nachdenken sich aus dieser Unruhe erhohlet hatte, wurde er durch die Semlerische Widerlegung derselben in noch weit beunruhigendere Zweifel über den wunderbaren oder unmittelbar göttlichen Ursprung des Christenthums gestürzt,) „nahm ich mir „vor, aus Vergleichung aller Stellen seiner zwo letzten Schrif„ten, und durch alle mir mögliche Scharfsinnigkeit im Schlies„sen, die ganze Denkart dieses Mannes, im Zusammenhange „der Lehrsätze erstlich selbst mit Gewißheit zu erkennen, und „alsdenn durch Abschreibung der, zu diesem Zwecke gehörigen „Stellen, auch durch einige Winke von mir, der Welt vor „Augen zu legen. — Ich führe also mein Vorhaben aus, „und man wird aus der Wirkung sehen, mit welcher fast un„ausstehlicher Arbeit. Ich fand sein System zusammen, und „zwar in einer sogenannten Vertheidigung des Christenthums „wider den Ungenannten, und in einer sogenannten Antwort „auf das B. heterodoxe Glaubensbekenntniß." Dieser Auszug soll das Resultat geben, daß Hr. D. S. die Thatsachen des Christenthums für bloße, nach dem Vorurtheile und dem Geschmacke der damaligen jüdischen Welt eingerichtete, oder ausgesonnene Einkleidungen der allein wahren, wichtigen und göttlichen Lehren, die Wunder selbst, die außerordentliche Erleuchtung Jesu, seine

Auferstehung, die Wundergaben und Kräfte der Apostel, für keine wahre und eigentliche Wunder, mit einem Worte den unmittelbaren göttlichen Ursprung des Christenthums weder für erweislich, noch zu erweisen nöthig halte; hingegen bloß aus der innern Wahrheit, Vortrefflichkeit und Wünschenswürdigkeit der Lehre, die Göttlichkeit der Sendung und der Lehren Jesu beweisen wolle. Dies hält der V. für Naturalismus, der sich von der Deisterey des Wolfenbüttelischen Ungenannten nur dadurch unterscheide, daß dieser, wo nicht Jesu selbst, doch seinen Jüngern, einen boshaften Betrug Schuld gebe, da es nach dem Semlerischen Systeme doch nur eine gutgemeinte Verstellung und fromme Dichtung gewesen, deren sie sich bedienet. In wiefern der V. durch seine Auszüge aus den beyden Seml. Schriften dies Vorgeben bewiesen habe, darüber getrauet sich der Recensent nicht zu entscheiden; sondern erwartet vielmehr hierüber die eigene freymüthige Aeußerung des Hrn. D. Semlers, die er nach einer solchen Auffoderung dem ohne Zweifel ungeduldigen Publicum nicht lange wird vorenthalten können.

Indessen kann ich ihn, so gern ich wollte, von den Vorwürfen nicht freysprechen, die ihm der Verf. in Ansehung seiner Antwort auf das Bahrdtsche Glaubensbekenntniß macht; er beschuldigt ihn nämlich: „daß er den, auch nicht einmal seinen Verdiensten verzeihlichen, dreyfachen Fehler begangen; „erstlich, die Männer, welche der Verstellung in dem Lehrvortrage zwar auch schuldig sind, aber welche die Gelegenheiten und Geschäffte dieser Verstellung nicht so suchen und aufhalten können, als er selbst; diese anonymischen Männer, deren wahrhaftig nicht wenige im theologischen Lehrstande seyn „mögen, allesammt als unrechtschaffene, pflichtvergessene, „amtsverlustige Männer, öffentlich zu verachten und anzuklagen, als welches Niemanden weniger, als diesem theologischen Doctor ansteht, welcher sich doch selbst bewußt ist, seiner Verstellung oder doppelten Lehrart so vieler Lehrsätze, „nicht nur des Lutherthums und der Athanasianer, sondern „auch, (welches noch viel wichtiger ist,) derjenigen ganzen „Christenheit, welche zu ihrem Glauben an den Allvater und „an das ewige Leben, des Zutrauens zu der übernatürlichen „Erleuchtung Jesu und der Apostel, und zu ihrer wahren übernatürlichen Wunderkraft nicht entbehren kann. „Zweytens, hat er den unverzeihlichen Fehler begangen, die

„von

„von so manchem guten Christen gewünschte Ertheilung größe„rer Freyheiten des Vortrags an die Kirchenlehrer als unmöglich „vorzustellen, und als schädlich abzurathen; und drittens, die „gleichfalls sehr wünschenswerthe Erweiterung der politischen To„leranz, (die in Deutschland, wie auch allenthalben, schwer genug „ist,) als einen Gegenstand eines unerheblichen, oder gar ver„ächtlichen Projects, zu beschreiben, und bloß darum, weil „es ihm gefiel, einen Mann, (den Doctor Bahrdt,) welcher „wegen des abgenöthigten Bekenntnisses seiner verborgnen He„terodoxie mit seiner Familie landflüchtig und hülflos geworden „war, elender zu machen, tiefer niederzudrücken, und, wenns „bey ihm stünde, ihn derer Freyheiten und Hülfsmittel zu be„rauben, die er noch bisher durch Aenderung des Orts hat be„halten können; und durch die einsichtsvollste und toleranteste „Landesregierung.“

Eine Erörterung der in dem Bahrdtischen Glaubensbekenntnisse berührten Lehrpuncte darf man in dieser sogenannten Urkunde nicht suchen; sondern es ist, wie gesagt, ein bloßer unter folgenden Rubriken: von der Religion der Juden vor Jesu und den Aposteln; — Etwas von dem Ursprunge des N. Testaments; — von Gott dem Vater, vom Sohn und Geist; — von Jesu Verdienst und dem Glauben; — von göttlicher Erleuchtung und Wunderkraft; — von Auferstehung Jesu und Ertheilung des heil. Geistes; — vom Christenthum und Religion überhaupt; — von Kirchensachen und Toleranz; — gebrachter Auszug aus beyden obgedachten Schriften, worinn die eigenen Worte des Hrn. D. S. angeführt werden, und nur hin und wieder zur Ergänzung und zur Erläuterung einige Worte des V. mit lateinischen Lettern eingeschaltet sind. Wir wollen eine kurze Probe vorlegen, und zwar den Beschluß. Da heißt es nun: „der lutherische Lehrer muß nicht „sagen, (juro quatenus) ich will nur das behalten, wovon „nach Gottes Wort ich mich selbst überzeugt fühle, also heute „dieß, morgen jenes. Giebt es wohl einen ehrliebenden Men„schen unter uns, der diese Aufführung genehm halten und „billigen will? Cajus, (o Caje! o Caje! o Caje! o Caje! „o Caje!) Cajus kann ja sein Lehramt nicht mehr behalten, „als ein ehrlicher deutscher Biedermann, geschweige als ein „Christ. So muß er also seiner Obrigkeit die schuldige Treue „beweisen, und es anzeigen: ich kann und will das nicht leh„ren, was ihr mir aufgetragen habt, (denn das Wollen

macht in gewiſſen Umſtänden das *Können*,) Ich lege mein Amt alſo wieder in eure Hände nieder, ſucht einen andern Lehrer. Aber dieſer und jener iſt viel klüger, als daß er dieſes thäte, was jeder Biedermann in der ganzen Welt thut; (und was ich Biedermann, wenn ich mich im gleichen Fall befände, auch thun würde.) Man iſt nicht mehr ein Lehrer der Geſellſchaft, ſobald man die feyerliche Norm der öffentlichen Lehre hintenanſetzt. Ich habe nun meiner Pflicht, die ich als ein öffentlicher Lehrer der Augsburgiſchen Confeſſion habe, ein Genüge gethan. (Ich habe auf das Bahrdtiſche Glaubensbekenntniſs, welches doch keine Frage war, geantwortet; Ich habe alle mir mögliche Anſtalt gemacht, die Ausſagen ſeiner Denkart durch Anzapfung ſeines Lebens, und durch Erwähnung ſeiner Schickſaale verdächtig vorzuſtellen, ihm allenthalben, wo Obrigkeiten ſind, die Buchdruckerfarbe, oder wohl gar Feder und Dinte zu erſchweren, und ihn ſelbſt dahin zu ſchicken, wohin er gehört, nämlich nach dem Monde, woſelbſt die Obrigkeit (vielleicht) keine Aufſicht über den öffentlichen Gottesdienſt hat. Man leſe mit Aufmerkſamkeit meine Antwort auf das Bahrdtiſche Glaubensbekenntniſs, in dem merkwürdigen Jahre 1779.“

In einem ſpätern Zuſatze rechtfertigt ſich der Verf. über die Herausgabe dieſer Urkunde; betheuert, daß nicht ein perſönlicher, ſondern aus oben angeführten vom Hrn. D. S. begangenen Fehlern, herrührender Unwille, wie auch keine perſönliche Zuneigung zum Hrn. D. B., ſondern hauptſächlich der abgezielte Nutzen, Hrn. D. S. zu einer offenherzigen Erklärung zu vermögen, und einige der wichtigſten Religionspuncte zur nähern Aufklärung zu bringen, ihn zur Bekanntmachung bewogen haben.

Wir kehren jetzt zur Anzeige einiger das Glaubensbekenntniſs und die Perſon des Hrn. D. B. betreffenden Schriften zurück, und da ſtößt uns zuerſt auf:

Ein Wort der Liebe an Hrn. D. Carl Friedr. Bahrdt, wegen ſeines Glaubensbekenntniſſes. 1779. 8. 2 Bogen.

Der Verf. iſt von der durchgängigen Wahrheit und Wichtigkeit des feſtgeſetzten kirchlichen Lehrbegriffs ſo innig überzeugt,

zeigt, daß er eine Abweichung von demselben, wie sich Hr. D. B. zu Schulden kommen lassen, als den tiefsten Verfall und die äußerste Unseligkeit zu betrachten scheint. Er ermahnt also den Gefallenen mit vollem Herzen zur nochmaligen ernsten Prüfung seines Glaubensbekenntnisses, und zur Besserung, oder, (wie er den Ausdruck biblischer hält,) zur Bekehrung. Was er nur Starkes aus der Religion Jesu weiß, das hält er ihm vor, und wünscht ihm zwar lange glücklich zu leben; aber doch einige lebhafte Vorempfindungen des Todes und des darauf folgenden Gerichts, und ein aufwachendes zärtliches Gewissen. Aber außer der guten Absicht ist dann auch nicht das geringste Erhebliche in diesem herzlichen Buß- und Ermahnungsschreiben. Um von der Denkart und den theologischen Einsichten des V. einigermaßen urtheilen zu können, wollen wir unsern Lesern von seinen Anmerkungen über das B. Glaubensbekenntniß das hersetzen, was er über den ersten Satz desselben erinnert. „Woher, heißt es, sind denn die herrlichen „Anlagen zur Tugend, die edlen Gefühle und Neigungen gekommen, die Sie von Natur in Kindern wahrgenommen haben? Können Sie sich das nicht aussinnen? Wissen Sie „nichts von der Taufe, nichts von ihren Wirkungen? Wirkung der Taufgnade ist das Geistlichgute, das wir „an kleinen Kindern wahrnehmen. — Es ist ein großer Unterschied zwischen herrlichen Anlagen zur Tugend, und zwischen Anlagen zur christlichen Frömmigkeit, zwischen edeln „Empfindungen, und zwischen solchen, die vor Gott gut und „wohlgefällig sind. Man kann ein natürlich guter Mensch, „und doch vor Gott ein Sünder seyn. Es ist nicht die Frage: „mit welchen Fähigkeiten; mit welchen Gesinnungen und Neigungen in Absicht auf Menschen, auf Aeltern und Freunde, „auf Künste und Wissenschaften, werde ich gebohren? sondern „das ist die Frage: mit welchen Fähigkeiten, Gesinnungen und „Neigungen, in Hinsicht auf Gott, komme ich in die Welt? „Bringe ich eine solche Liebe gegen ihn aus Mutterleibe, wie „ich sie ihm schuldig bin? Eine solche Tugendhaftigkeit, woran „er Wohlgefallen hat?“

D. Carl Friedrich Bahrdts berüchtigtes Glaubensbekenntniß, aus alter guter Bekanntschaft Wort zu Wort berichtiget von D. Johann Friedrich Teller. Anhang zum

Anekdoten für Prediger und Priester zur Unterhaltung. Leipzig, bey Schneider. 63 S. 8.

Dieses berichtigte Glaubensbekenntniß ist den Herren Bürgermeistern, Stadtrichtern, Syndicis und sämtlichen vornehmen Gliedern des ansehnlichen Rathscollegiums der Stiftsstadt Zeiz zugeeignet, und sonderbar genug eingerichtet, um hinter einer Sammlung von Anekdoten für Prediger und Priester zur Unterhaltung figuriren zu können. Einige andere Widerlegungen des Bahrdtischen Glaubensbekenntnisses, diesem V. zu Gesichte gekommen, wünschte er lieber nicht gedruckt. Darunter ist auch die Semlerische Antwort, die, nach seinem Urtheil, zu viel Eignes hat, und wohl selbst eine Antwort oder Widerlegung bedürfte. Er entschloß sich daher zu einer solchen Widerlegung, die, seiner Einsicht nach, die einzige mögliche ist, wie man die beschreinigten Unrichtigkeiten recht augenscheinlich machen kann, ob sie gleich auch die mühsamste seyn soll. Er hat nämlich das Bahrdtische Glaubensbekenntniß wörtlich beybehalten, und nur die vermeintlichen Verbesserungen und Berichtigungen mit kleinerm Drucke am gehörigen Orte eingeschaltet, und also seinem gitten guten Freunde eben den Dienst geleistet, den dieser in der frühern Periode seiner Rechtgläubigkeit vormals dem Hrn. Crugot durch seinen verbesserten Christen in der Einsamkeit erwiesen hatte. Man lese, um sich von dieser mühsamen Arbeit, die aber, meiner Einsicht nach, weiter nichts ist, als ein unnützes Spiel des Witzes, wodurch man den Koran in die Bibel, und die Bibel in den Koran verwandeln könnte, einen Begriff zu machen, den Anfang der Berichtigung: „Ew. Kaiserliche Majestät haben aus einer vom Reichsbücher-commissarius von Scheben, wegen meiner neumodischen Uebersetzung des durch dieselbe, wie man sagt, verhunzten und gemißhandelten N. Testaments unter dem ganz neuen Titel: Die neuesten Offenbarungen Gottes, (nach welchem es allerdings so scheinen könnte, zumal da es gar nicht mehr das evangelische, apostolische Neue Testament ist, als habe sich mir Gott neuerlich ganz besonders offenbart, und als sey ich der große Prophet, der in die Welt kommen sollte,) geschehenen und gegründeten Anklage.“ — Was Hr. D. Teller in Ansehung der vorgetragenen Lehrsätze vorbringt, zeichnet sich von dem Alltäglichen und Gewöhnlichen auch durch gar nichts aus. Uebrigens glaubt Hr. D. T. durch diese launichte Umschaffung

eines

einst berüchtigten Glaubensbekenntnisses in ein berichtigtes, sich um das Seelenheil des Hrn. D. B. eben so verdient gemacht zu haben, als sein Bruder, der Herr Oberconsistorialrath Teller in Berlin, durch die Veranstaltung und Beförderung eines freygebigen Beytrags zur Unterstützung des unglücklichen Bahrdts und seiner Familie, sich um dessen zeitliche Wohlfahrt verdient gemacht. „Ich habe, schreibt er, für seine Seele, und mein Bruder für seinen Leib gesorgt.“ Damit er aber, als Wohlthäter des Hrn. D. B., wegen des bekannten Vorzugs der Seele vor dem Leibe, sich über seinen Bruder nicht allzusehr erhebe; so geben wir ihm zu bedenken: daß gleichwohl die Sorge, die dieser für den Leib des Unglücklichen getragen, ihm etwas von dem Seinigen gekostet; ihm, dem Seelsorger aber, hat seine Wohlthat nichts gekostet, vielmehr ist ihm seine Seelsorge, außer was sie ihm am schriftstellerischen Ruhme eingebracht hat, von seinem Verleger vermuthlich sehr reichlich vergolten worden; insonderheit aber, daß seine geistliche Versorgung bloß absichtlich und, in der Idee gewesen, und es auch wahrscheinlich bleiben wird; die leibliche Versorgung aber zur Wirklichkeit gediehen, und dem Hülfsbedürftigen und seiner unglücklichen Familie in der That zu statten gekommen ist.

Schreiben an einen Freund in G. den Hrn. D. Bahrdt und sein Glaubensbekenntniß betreffend. Non tam auctores in disputando, quam rationis momenta quaerenda sunt. Cic. Berlin, bey Decker. 1779. 30 Seit. 8.

ist kei mli ummu Antwort, auch kein
g nes er der Li , keine aus guter alter
t führende. ret u ver ttende Berich-
des l ot enu ; aber ein
es, l u vernünft U eil, nicht so
den Ju ; als r die öffentl kanntmachung

einigen Bemerkungen über den Charakter und die Hrn. D. B. . die dem Verstande und dem Her- orient s Ehre machen, kömmt er auf die Heraus- n enntnisses. Er glaubt, daß sich dieser ses Hrn. Bahrdt nicht billigen lasse, weil durch

sein

ſein bekannt gemachtes Glaubensbekenntniß, oder durch ſeine kurze Erklärung über das, was er glaubt und nicht glaubt, weder für ihn das geringſte gewonnen, noch ſonſt irgend etwas Gutes veranlaßt werden konnte. Eine Aeußerung dieſer Art konnte, wie es ſich, ſeiner Meinung nach, leicht vorherſehen laſſen, zwar Aergerniß, Gezänk und Erbitterung genug zur Folge haben; aber der Beförderung der Wahrheit oder der Toleranz auf keine Weiſe Vorſchub thun. Hr. D. B. könne auch nicht ſagen, daß er irgend eine innere oder äußere Verbindlichkeit gehabt, ſein Glaubensbekenntniß auf dieſe Art abzulegen, da ihm, als einem der Rechte der Proteſtanten kundigen Doctor der Theologie, die Unbefugtheit des Reichshofraths, ihm dergleichen abzufordern nicht unbekannt ſeyn könne, (ſo wie überhaupt die Erkenntniß und Verurtheilung dieſes höchſten Reichsgerichts in einer proteſtantiſchen Religionsſache, nach dem Urtheile des Briefſtellers incompetent iſt, weswegen er ſich auf eine eigene Schrift, worinn dies bewieſen ſey, und auf das, was Hr. D. Semler in ſeiner Antwort gegen die Rechtmäßigkeit des dem Hrn. D. B. gemachten Proceſſes eingewandt, beziehet,) er könne mithin auch keine Verpflichtung, dergleichen Zumuthung ein Genüge zu leiſten, anerkannt haben. Aber, wenn er ſich auch, vermöge jenes Concluſums, wo nicht dazu verbunden, doch genöthigt geglaubt, ſo wäre nur eine ſchriftliche Anzeige nöthig geweſen; dann hätte aber auch mit ſeiner Entfernung aus Heidesheim dieſe ganze Verbindlichkeit aufgehört. Er unterwarf ſich der Strafe, die auf ſein Nichterklären über die zweifelhaften Puncte geſetzt war, und er erklärte ſich demohngeachtet (Hr. D. B. könnte hier ſagen: ich mußte mich wohl entfernen, denn ich erklärte mich zwar, aber nicht auf die Art, wie es mir in dem Concluſum vorgeſchrieben war; aber in allen Fällen ſcheint er doch weder Verbindlichkeit, noch dringende Veranlaſſung zu einer ſolchen Ausſtellung eines feyerlichen Glaubensbekenntniſſes gehabt zu haben,) wozu, und in welcher Abſicht? Hier zeigt nun der V., daß Hr. D. B. weder eine Verbeſſerung ſeiner eigenen Lage, noch irgend einen abſichtlichen Nutzen für andere, durch die Bekanntmachung ſeines Glaubensbekenntniſſes vermuthen oder hoffen können, nicht einmal dieſen, keinem Menſchen im geringſten nutzenden Erfolg, daß nun ſeine wahre Meinung über die ſtreitigen Puncte der Welt vorgelegt würde, da ſich dieſe in ſo wenig Worten ſo genau und beſtimmt nicht ausdrucken laſſe, daß darüber nicht noch Zweifel und Dunkelheiten genung

nur übrig bleiben sollten. Indessen glaubt er, lasse sich dieser Schritt des Hrn. D. B. dadurch einigermaßen entschuldigen, daß man voraussetze, es sey seine Seele zu derselben Zeit gespannt und in ungemeiner Bewegung gewesen, da die Aufmerksamkeit des gelehrten deutschen Publikums auf ihn gerichtet war, und eine plötzliche und erschütternde Revolution in seinem Schicksale das Schifflein seines Lebens noch einmal an eine Klippe geworfen, an der er zu scheitern besorgen mußte. Seinem Amte entsetzt, und dem auf ihn geschleuderten Bannstrahle ausweichend, hatte er sich allerdings als einen aufs äußerste gebrachten Mann ansehen müssen. In einer solchen Lage fasse ein lebhafter und unternehmender Geist, der im Unglück seine Kräfte zusammennimmt, gewöhnlicherweise einen sehr außerordentlichen Entschluß; aber, wofern nicht sehr glückliche Umstände zusammentreffen, selten den überlegtesten und zuträglichsten. Wie! wenn du ohne alle Zurückhaltung, mit der auffallendsten Offenherzigkeit, vor dem ganzen Deutschlande auch den dünnen Schleyer wegrissest, mit dem die Klugheit dein eigentliches System dich bisher bedecken hieß? Dich nun vor allen andern als einen nichts scheuenden, für deine Ueberzeugung alles wagenden Mann, ruhmwürdig auszeichnest? — So läßt der V. den Hrn. D. B. bey dieser Gelegenheit denken, und ist mit Recht der Meinung, daß derselbe sich durch eine Hypothese dieser Art nicht erniedrigt glauben könne; obgleich bey dem allen der Einfall von ihm unausgeführt geblieben wäre, wenn er nur einigermaßen die Folgen davon überlegt hätte. „Ohne „Noth, so fährt er fort, thut ein weiser Mann nichts unge„meines, bloß weil es Aufsehen erregt. Noch weniger ist die „Art und Weise zu entschuldigen, wodurch diesem Glaubensbe„kenntnisse ein so viel größerer Grad von Wichtigkeit hat gege„ben werden sollen. Wenn er als Privatmann seine Meinung „vorgetragen, so möchte dies hingehen; da er sich aber an die „gesetzgebende Macht gewandt, durch seine Vorstellung, Gesetze „und Verfassungen, die ihm nachtheilig geworden, abgestellt „wissen will, wenn er vor dem Throne selbst kirchliche Lehrsätze, „die, mögen sie gleich nach seiner Versicherung vielen Tausen„den anstößig seyn, doch gewiß eben so vielen Tausenden hei„lig und schriftmäßig dünken, als Vernunft- und Schriftwi„drig und der Gottseligkeit schädlich, anklagt; wenn er endlich „im feyerlichsten Tone bittet, die alte Ordnung aufzuheben, „ohne jedoch Vorschläge zu einer bessern zu thun — ich gestehe „es, mir scheint es wenigstens so, man müsse auf sein kleines

„Ver-

„persönliches ich einen ganz ungemeinen Werth setzen, um sich „so nur etwas einkommen zu lassen. So im Gleichgewicht steht „doch die Wage wahrlich noch nicht, daß es nur ein Stäub„chen in die eine Schale brauche, um den Ausschlag zu geben. „Daß auf eine Vorstellung dieser Art gar nicht weiter würde „geachtet; daß darum nicht ein Titel des Gesetzes würde geän„dert, oder abgeschaffet werden; daß, im Fall eine solche Bitt„schrift auch politische Ueberlegung veranlassen könnte, sich sehr „bald tausend Stimmen dagegen erheben, und nun vielleicht „erst in der fürchterlichen Gährung alter Grundsätze und neuer „Verfügungen, Gewissenszwang und Verfolgung ihr Haupt „empor heben würden — wie wenig Kenntniß der Menschen „und der Zeiten gehört doch dazu, um dieses einzusehen? Der „ganze Erfolg dieser Unschicklichkeit ist also nur der: daß ein „neuer unglücklicher Zankapfel unter die Theologen hingewor„fen, die Verwirrung, die schon groß genug ist, noch größer „gemacht, den Feinden des Christenthums eine herrliche Ge„legenheit zu schadenfrohen Anmerkungen, praktischen Christen „von allerley Denkungsart aber eine Ursache der Bekümmerniß „mehr gegeben worden.“

Dieses sein Urtheil will der Verf. nicht als einen Beweis seiner intoleranten, oder alle Neuerung und Besserung verwerfenden Denkart, angesehen wissen, davon sey er weit entfernt; ob er gleich bey dem billigen Wunsche, daß weniger politischer Zwang in Religions- und Kirchensachen in Deutschland seyn möchte, nicht eine jede Art und Weise, diesen Wunsch zu äussern, gerade für vernünftig und nützlich ansehen könne. — Der Verf. kömmt hierauf zu den Gegenschriften gegen das B. Glaubensbekenntniß, und äußert sich über die ihm ebenfalls sehr befremdliche und anstößige Semlerische Antwort beynahe eben so, wie der Recens. gethan, und schließt endlich mit lebhaften Klagen über den äußerst verwirrten Zustand unserer protestantischen Kirche, welche er mit einer belagerten Vestung vergleicht, die von einer durch Argwohn, Verrätherey, Privatinteresse und Aufruhr zerrütteten Besatzung vertheidiget werde. Es ist ungewiß, was daraus erfolgen werde, wenn man auf der einen Seite, alles Fortschrittes ungeachtet, den Philosophie, Kritik und Exegese gemacht haben, die Dogmatik durchaus in der alten symbolischen Form erhalten wissen; auf der andern aber mit Verwerfung aller alten noch brauchbaren Materialien durchaus ein ganz neues Gebäude, ohne dazu vorher Plan und Anschlag gemacht zu haben, aufführen will. Derjenige

Erfolg

Erfolg indeſſen, der dem Verf. der wahrſcheinlichſte iſt, daß nämlich die proteſtantiſche Kirche als ein zerſplittertes und uneiniges Reich nach und nach von der päbſtlichen Hierarchie wieder erobert und unter das alte unglückſelige Joch werde gebracht werden, möchten wir, ſo lange wenigſtens Deutſchland ſeine gegenwärtige politiſche Verfaſſung behält, am wenigſten befürchten. Wir vereinigen uns indeſſen mit dem Wahrheitliebenden und gutgeſinnten Verf., in der Hoffnung, daß die Krankheit ſelbſt Cur und Arzney ſeyn werde, daß, wenn die Grundſätze der wahren Duldung erſt mehr beſtimmt, und man des Streitens und Verketzerns müde ſeyn wird, ſich bey aller Verſchiedenheit von Meinungen und Theorien brüderlich die Hand geben, insbeſondere aber den wahren Zweck der Offenbarung: daß der Menſch Gottes ſey zu allem guten Werke geſchickt, mehr vor den Augen behalten; auch die Gewiſſen der Schwächern mit mehr Behutſamkeit ſchonen, und keinen Pfeiler des Tempels, worinn Gott angebetet wird, weggeriſſen werde, ohne einen andern an deſſen Stelle zu ſetzen — daß alsdenn das Chriſtenthum, was jetzo zum Theil nur in den Köpfen brauſet, ſich in den Herzen mehrerer niederlaſſen, und ſeinen Bekennern theurer, ſeinen Feinden aber ehrwürdiger und furchtbarer ſeyn werde. —

Wir zeigen bey dieſer Gelegenheit noch folgende zwo, den Herrn D. Bahrdt ſelbſt betreffende Schriften an.

Biographie und Silhouette von C. F. Bahrdt.

Es iſt eine kurze Nachricht von den Lebensumſtänden und den Schriften dieſes durch ſeine Ueberſetzung des N. Teſtamentes und ſeine Schickſale ſo bekannt gewordenen Gottesgelehrten. Dies iſt das Hauptſächliche. Er wurde im Jahre 1741 zu Biſchofswerda ohnweit Dresden gebohren, ward erſt von Hauslehrern und hernach auf der Leipziger Nicolaiſchule, inſonderheit von Hrn. Adami, unterrichtet. Von dort kam er auf die Fürſtenſchule Pforta, wo er das Glück hatte, unter die Hände eines geſchickten und tugendhaften Anführers zu gerathen, welcher die erſten Empfindungen der Liebe zu den Wiſſenſchaften in ihm hervorbrachte und ſeinen Geſchmack für das Gute fixirte. Im Jahre 1757 kam er auf die Univerſität Leipzig, ſtudirte unter andern Cruſianiſche Philoſophie und polemiſche Theologie, ſo daß er ſich bald in ſeinem verbeſſerten Chriſten in der Einſamkeit als einen eifrigen Vertheidiger der

Rechtgläubigkeit zeigte. Doch ein ungefährer Zufall erſchütterte ſeine Seele dergeſtalt, daß mit Verdoppelung ſeines Fleiſſes ſeine theologiſche Denkungsart völlig umgeſchaffen wurde. Er hatte ſchon vorher die Magiſterwürde angenommen, und habilitirte ſich nun durch eine Diſputation zum akademiſchen Docenten, wurde bald ſeinem Vater als Prediger an der Petri Kirche adjungirt und zum außerordentlichen Profeſſor ernannt.— Im Jahre 1768 gieng er als ordentlicher Prof. der Philoſophie nach Erfurt, wo er ſchon anfieng, durch den Verdacht der Irrgläubigkeit in theologiſche Streitigkeiten verwickelt zu werden. Dieſe Kriege endigte ein Ruf nach Gieſſen, wohin er als ordentlicher Prof. der Theologie und Univerſitätsprediger im Jahre 1772 abgieng. So wie ſich ſeine Kenntniſſe vermehrten, ſo nahm auch ſeine Freymüthigkeit zu, ſeine gefaßten Meinungen laut zu ſagen. Er hatte alſo auch hier keinen Frieden, ohngeachtet die Angriffe der Gegner, welche er jetzt anfieng mit kaltem Blute zu verachten, in den erſten Jahren ſeine Glückſeligkeit nicht ſtöreten, bis endlich im Jahre 1775 es ſo weit kam, daß die Anklagen der Heterodoxie auf Univerſitäten verſchickt werden ſollten. Dies bewog ihn, dem Herrn von Salis nach Marſchlin zu folgen, und daſelbſt die Direction eines Erziehungsinſtituts zu übernehmen. Im Jahre 1776 rufte ihn der Graf von Leiningen-Dagsburg nach Dürkheim an der Haard, als erſten Superintendenten und Conſiſtorialrath, und übergab ihm das Schloß Heidesheim zur Errichtung einer der Marſchliner ähnlichen Erziehungsanſtalt. Sein Glück und ſeine Ruhe aber dauerte auch hier nicht lange. Man nahm von einer neuen Ausgabe ſeiner Ueberſetzung des N. Teſtaments Gelegenheit, ihm eine Reichsfiskaliſche Anklage der Ketzerey zuzuziehen, und es dahin zu bringen, daß er im Jahre 1778 durch eine K. Reichshofrathsſententz ſuſpendirt, und 1779 abgeſetzt wurde, und zwar mit dem ausdrücklichen Bedeuten, daß er entweder die gewöhnlichen Lehrſätze von der Dreyeinigkeit öffentlich bekennen, oder das Reich melden ſolle. Er ſahe ſich alſo genöthiget, ſein Inſtitut, worinn ſein ganzes Vermögen, nebſt anſehnlichen Summen ſeiner Freunde verſteckt waren, zu verlaſſen, alles, was er hatte, den Gläubigern des Inſtituts Preiß zu geben, und nach Halle zu flüchten. Hier wurde er von dem Herrn Obercurator, dem Staatsminiſter von Zedlitz, gnädig empfangen, und erhielt ſogleich Erlaubniß, (doch, wenn wir nicht irren, mit ausdrücklicher Ausnahme der theologiſchen,) Collegia zu leſen. Das angehängte

Ver-

Verzeichniß seiner Schriften ist nach den beyden Perioden der Rechtgläubigkeit und der steigenden Paradoxie abgetheilt.

Der wahre Charakter des Hrn. Doctor C. F. Bahrdt in vertraulichen Briefen geschildert von einem Niederländischen Bürger an seinen Freund in London. 1779. 80 S. 8.

In diesen vertraulichen Briefen wird der Charakter des Hrn. D. B. so schwarz und nachtheilig als möglich geschildert. Er wird als ein ausschweifender Wollüstling, und als ein Mann ohne Religion, der seiner Gewinnsucht und Rachbegierde alles erlaubt halte, vorgestellt. Die Schilderung seines ihm Schuld gegebenen gewissenlosen Verfahrens bey seiner Aufsicht über das Philanthropin zu Heidesheim, des liederlichen Lebens einiger Lehrer bey demselben, und der traurigen Umstände, unter welchen die Philanthropisten geseufzet haben, müssen jedem Rechtschaffenen, der es liest, Grausen erwecken. Sind diese Züge in dem Charakter des Hrn. D. B., und die Vorfälle mit einem Herrn Triest, Kaufmann in London, die hier ausführlich erzählt werden, erdichtet; so ist es die schwärzeste Bosheit, die nur gedacht werden kann, und Hr. D. B. hat die gerechteste und dringendste Veranlassung, um seinen guten Namen zu retten, freymüthig und offenherzig die wahre Beschaffenheit jener Umstände und Vorfälle, die man ihm hier zur Last legt, dem Publicum vorzulegen. Wie es aber mit der Wahrheit oder Falschheit der Nachrichten, die hier in vertraulichen Briefen aller Welt überliefert werden, immer beschaffen seyn mag, so läst sich doch die pasquillantische und pöbelhafte Schreibart, die darinne herrscht, nicht ohne Unwillen lesen, und erregt wider die Wahrheitsliebe und die gute Absicht des Briefstellers sehr gegründeten Verdacht, den auch der weggelassene Name des Druckorts und Verlegers nicht wenig zu bestätigen scheint.

Charakteristik der Bibel von August Herrmann Niemeyer. Vierter Theil, bey Gebauer. 1779. 580 S. gr. 8.

Ueber das Leben und den Charakter Davids. Aus dem vierten Theile der Charakteristik der Bibel.

Herausgegeben von Auguſt Herrmann Niemeyer, Profeſſor der Theologie — Halle, bey Gebauer. 1779. 344 S. 8.

Dieſer vierte Theil fängt mit dem Charakter Samuels an, und wird mit dem Charakter Salomons geſchloſſen. Am ausführlichſten iſt der Charakter Davids bearbeitet, der auch den größten Theil des Buchs ausmacht, und auf Verlangen vieler Liebhaber, wie eben angezeigt worden, mit einigen wenigen ganz unbeträchtlichen Veränderungen beſonders gedruckt iſt. Wir wollen den Inhalt eines Buchs, das unſtreitig mit eben der Begierde, womit man die vorhergehenden Theile geleſen, von Liebhabern und Kennern wird geleſen werden, nicht weiter anzeigen, als inſofern er uns Gelegenheit zu einigen Anmerkungen geben wird. Mit Vergnügen bemerken wir zuerſt, daß die Schreibart des Verf. immer männlicher und geſetzter zu werden, und ſein Vortrag immer weniger von jenem Ueberfluſſe zu haben, anfängt, den ein guter Schriftſteller nicht dulden ſoll, ſo ungern auch die Wörter weichen wollen.

Der Charakter Samuels ſcheint uns richtig gezeichnet zu ſeyn. Er war ein Reformator ſeines ganz verwilderten Volks, und ein Wiederherſteller des verfallenen Gottesdienſtes und der bürgerlichen Verfaſſung, in ſofern die Zeiten, die Denkungsart und die Sitten einen ſolchen Reformator und Wiederherſteller litten. Er war Richter in Iſrael, und zugleich ein Prophet. Dies letztere gab ihm mehr Einfluß, Würde und Anſehen, als irgend einer ſeiner Vorfahren gehabt zu haben ſcheint. Dieſe waren hauptſächlich nur Anführer im Kriege, Erretter in dringenden Gefahren. Kurz, ſo etwas ähnliches von einem römiſchen Dictator; aber mit der Noth und Gefahr, denen ſie ihr Anſehen zu verdanken hatten, endigte ſich, wie bey jenen, auch größtentheils ihre Befehlshaberſchaft, und es ſcheint nicht, daß ſie im Frieden eine Art von allgemeiner Regierung über alle Stämme geführet, oder auch nur das eigentliche Richteramt mit einem geſetzlichen oder Conſtitutionsmäßigen Anſehen verwaltet, und alſo einen Mittelpunct der Vereinigung für die verſchiedenen Stämme ausgemacht haben. Daher rührte die Anarchie, von deren Folgen wir in dem Buche der Richter ſchreckliche Beyſpiele finden; daher kam die wiederholte Klage: Es war kein König in Iſrael, und jeder that, was ihm gut dünkte. Eine ganz wunderbare Klage, wenn die Richter in

Iſrael

Israel eine wirkliche bürgerliche Regierung und ein eigentliches Richteramt ausgeübt hatten. Aber Samuel schien es in einem weit vollkommnern Grade ausgeübt zu haben, als irgend einer seiner Vorweser, und dem königlichen Ansehen sehr nahe gekommen zu seyn. Sollte nicht dieser Umstand uns die Frage; warum gerade unter der Regierung, (eigentlich am bevorstehenden Ende derselben,) eines so guten und angesehenen Richters, als Samuel war, die Israeliten auf den Einfall kamen, einen König zu begehren, einigermaßen leichter beantworten lassen, anstatt, daß nach des V. Urtheil, diese Forderung eben unter Samuels Richteramte am befremdlichsten ist? — Man würde sich die Sache so vorzustellen haben: die Israeliten hatten unter Samuels Richteramte das Glück einer ordentlichen gesetzmäßigen Regierung zu schmecken angefangen, und wenn sie die Ruhe und Sicherheit, die sie nun von innen und von außen genossen, mit allen Beschwerden, Unruhen und Unterdrückungen der schrecklichen Anarchie, worinn sie seit Josua Tode beynahe dreyhundert Jahre gelitten hatten, verglichen, und nicht hoffen durften, daß einer der Söhne Samuels ihnen den Verlust des Vaters ersetzen, und ein solcher Richter, wie er war, ihnen seyn würde, es ohnedem auch ein seltener Vorzug war, daß der Richter zugleich ein Prophet war, sie sich wenigstens einen solchen Richter nicht wählen konnten; so war es natürlich, daß sie unter diesen Umständen einen König begehrten, nämlich einen Richter, dem der vom ganzen Volke gegebene und anerkannte Königstitel das Recht gab, sein Richteramt ohne Widersetzung über alle Stämme zu führen, allen und jeden, Hohen und Niedrigen, Reichen und Armen, gebieten zu können, der beständige Anführer im Kriege, und der Mittelpunct der Vereinigung unter den verschiedenen Stämmen zu seyn. Dabey mögen immer die Ursachen, die der V. angiebt, insonderheit der Glanz, womit schon damals Königliche Hoheit umgeben war, einigen Einfluß in die Foderung der Israeliten gehabt haben. Aber, wird man sagen, wenn sich die Sache so verhält, wer kann denn das Verlangen einen König zu haben, einem Volke, das nur unter Anarchie und Despotismus zu wählen hatte, so sehr verübelt, und vom Samuel in Gottes Namen so sehr gemißbilligt werden? Man kann hierauf antworten, daß vielleicht diese Mißbilligung nicht sowohl auf das Begehren selbst, als vielmehr auf die Gott mißfällige Gesinnung der Israeliten, sich bezogen, als bey welchen gröstentheils Mißtrauen auf Jehova, und Verza-

gung an' seiner außerordentlichen Unterstützung mitwirkten. Wir finden ja sonst, daß Handlungen bloß in Rücksicht der Gott mißfälligen Absicht und Gesinnung ihrer Thäter in dem A. Testamente getadelt worden, wenn gleich die Handlung an sich nicht böse ist, z. B. Davids Volkszählung. In sofern konnte auch dies Begehren, einen König zu haben, als eine Verwerfung des Jehova angesehen werden. Sonst läßt sichs schwerlich begreifen, wie der bloße Königstitel des Regenten so nichtig oder höchst tadelnswerth seyn könne; denn konnte nicht ein so genannter König in Israel so gut Gottes Statthalter oder Messias seyn, als ein so genannter Richter oder ein Hoherpriester? oder konnte nicht ein jeder Regent der Israeliten, er möchte König, Richter, oder Hoherpriester heißen, so gut als der eigentliche sogenannte König, eine unumschränkte Herrschaft erhalten, und eine despotische Gewalt ausüben? An dem Titel des Regenten selbst konnte nichts liegen, und die Foderung, einen König zu haben, war weiter nichts, als eine Foderung, einen Regenten mit mehrerer Macht und mit beständigem Ansehen zu haben. Man sagt freylich, eben darinn bestand das Vergehen der Israeliten, daß, indem sie einen König begehrten, sie einen unumschränkten morgenländischen Despoten verlangten. Man könnte aber weiter fragen: warum mußte der Israelitische König gerade ein Despot seyn? War es nicht möglich, daß er eingeschränkt wurde? Und wäre es nicht vom Jehova zu erwarten gewesen; da doch in dem uneingeschränkten Despotismus, wo nicht der einzige, doch der hauptsächliche Grund der göttlichen Mißbilligung lag, daß Er, als politischer Gesetzgeber, ein den Despotismus einschränkendes Königsgesetz gegeben? Und hätte er alsdenn nicht so gut Gottes Statthalter seyn können, als ein sogenannter Richter oder Priester? Man möchte dies um so mehr vermuthen, da der Israelitische Staat zu einer gemäßigten Monarchie weit geschickter zu seyn schien, als andere morgenländische Reiche, indem er gewissermaßen Landstände und Adel hatte, nämlich die Fürsten und Aeltesten der Stämme. — Es würde unbillig seyn, von dem Verf. zu erwarten, daß er sich in Erörterungen dieser Art einlassen sollte. Es sind bloß zufällige Gedanken, die uns bey dieser Gelegenheit entwischt sind, und die wir hersetzen, wenn etwa künftige Schriftforscher sie ihrer Aufmerksamkeit würdigen möchten.

Die Methode, wie der Verf. Davids Charakter in seinen Begebenheiten, Schicksalen und Lagen aufsucht, ist wohl unstreitig

tig die richtigste, wofern man nicht dichten, sondern soviel möglich, die wahren Züge desselben treffen soll. Ohnedem gehört dieser Charakter zu denjenigen, die offenbar aus der jedesmaligen Lage des Mannes resultiren, und auf welche die Eindrücke der Behandlungen, des Umgangs, der Gelegenheiten mächtig wirken, welches bey allen denen statt findet, die so sanguinisch, von so lebhafter Empfindung, so feuriger Einbildungskraft und von so warmen Herzen sind, als David war. Bey der Anwendung, die der Verf. von dieser Methode macht, finde ich wenig zu erinnern. Der Verf. scheint mir unpartheyisch zu verfahren, so weit es möglich ist, sich von aller Partheylichkeit für einen Charakter, den man im Ganzen, groß schön und vortrefflich findet, auch bey dem aufrichtigsten Vorsatz der Unpartheylichkeit, sich zu bewahren. Wer diesen Charakter von der guten Seite ansieht, wird ein eben so warmer Bewunderer desselben seyn, als derjenige, der ihn nur von der schlechten betrachtet, ein aufgebrachter Gegner desselben ist. Dieser letztre nämlich hält die ihm auffallende Flecken für die eigentlichen Grundzüge desselben, hingegen die Tugenden Davids, seine Frömmigkeit und Andacht, seine Menschen- und Vaterlandsliebe, seine Treu gegen seinen König, für nichts als Heucheley. So urtheilte Bayle, Morgan und der Verfasser des etwa vor 20 Jahren herausgekommenen Buchs: the Man after the own heart of God, (das dem Hrn. Niemeyer unbekannt zu seyn scheint) und damit sie dies thun können, setzen sie immer voraus, daß David durch die Lobsprüche die ihm seine Geschichtschreiber beylegen, als ein Heiliger von der ersten Größe, als ein auf alle Zeiten geltendes Ideal von Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Menschenliebe, Großmuth und jeder andern Tugend aufgestellet werde, sie messen seine moralische Größe nicht nach dem Maasstabe der mosaischen Gesetzgebung, sondern der vollkommenen christlichen Sittenlehre, und fodern von einem nur mit dem Wahrheitssinn seiner Zeiten, nach jenen dürftigen Satzungen, über Recht und Unrecht urtheilenden Israeliten, allen Scharfsinn und den geläuterten moralischen Geschmack eines christlichen Weltweisen des siebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts. Daß diese Beurtheilung unbillig sey, ist zwar gewisser massen von jedem Vertheidiger Davids erinnert worden, aber keiner hat sich doch, unsrer Einsicht nach, so freymüthig hierüber erklärt, und dies so deutlich gezeigt, als unser Verf. Er schränkt die größere Nachsicht des mosaischen Sittengesetzes, nicht blos auf Vielweiberey ein, sondern läßt sie sich auch auf rachgierige Gesinnungen gegen die

Feinde, auf gewiſſe Zweydeutigkeiten, oder auch Unwahrheiten in dem Betragen und in den Reden erſtrecken, und ſcheint die Worte Chriſti: ihr habt gehört, daß zu den Alten geſagt iſt — ich aber ſage euch ſo zu verſtehen, daß er ſeine Sittenlehre, nicht nur den Aufſätzen der jüdiſchen Schriftgelehrten, ſondern auch den aus den moſaiſchen Geboten richtig hergeleiteten Sittenregeln entgegenzuſetzen, welches hoch, wie uns dünkt, mit einiger Einſchränkung anzunehmen iſt. Nun laſſen ſich ſo manche Fehler und Vergehungen Davids, ſein heftiger Unwille gegen ſeine Feinde, ſein Jachzorn gegen Nabal, ſein zweydeutiges und der Falſchheit nahe kommendes Betragen unter den Philiſtern, ſeine ungroßmüthige Härte gegen den Sohn ſeines Freundes Jonathans, u. d. m., inſoweit entſchuldigen, daß der Iſraelite, bey dem wir dergleichen wahrnehmen, dem ungeachtet ein frommer, ſeinem Gott ergebener und rechtſchaffener Mann kann geweſen ſeyn; und wenn die bibliſchen Geſchichtſchreiber David, in ſofern er ein in dem Dienſte Gottes eifriger, und deſſen Verehrung befördernder König war, einen Mann nach dem Herzen Gottes nennen, und als ein Muſter eines Königs in Iſrael aufſtellen, ſo konnten offenbar jene moraliſche Flecken, die nach dem ſittlichen Geſchmack ſeiner Zeiten einen Charakter nicht verunſtalteten, ihn nach dem Urtheil ſeiner Zeitgenoſſen, und auch nicht nach den unſrigen, wenn wir uns in den Geſichtspunkt jener Zeiten ſtellen, dieſes Lobſpruchs nun nicht unwürdig machen. Aber Davids Ehebruch und Mord, inſonderheit ſeine lange Unbußfertigkeit, die beynahe ein Jahr lang gedauert, wie konnte dies mit ſeiner Frömmigkeit und Gottergebenheit beſtehen? Freylich hier kommen David die Mängel und Unvollkommenheit ſeines Moralgeſetzes zu ſeiner Entſchuldigung nicht zu ſtatten. Er muſte es wiſſen, daß er durch Begehung dieſer Verbrechen ſeinem Gott ungehorſam ward, und in ſofern waren es wiſſentliche Sünden; und wenn die Schuld des Ehebruchs ſich mit der Ueberraſchung einiger maſſen verringern läßt, ſo möchte dies bey dem Mord, der eine Folge vereitelter Anſchläge, ſich auf eine minder boshafte Weiſe aus der Verlegenheit zu helfen, kaum möglich ſeyn, und dieſelbe wohl als eine eigentlich vorſätzliche Sünde erſcheinen. Aber hier erfolgte auch beym David eine wirkliche Kaltſinnigkeit gegen Gott, eine Entfernung von ihm, wie dergleichen etwa bey einem Menſchen ſtatt findet, der ſeinem geliebten und verehrten Gönner durch ſein Betragen misfällig geworden zu ſeyn befürchtet, und ſich daher ſcheuet, ihm unter die Augen zu tre-

ten,

ten, zwar sehnlich wünscht, mit ihm ausgesöhnt zu werden, sich aber vor Scheu und Scham zur demüthigen Abbitte nicht entschliessen kann. Wenn dies, wie es mir wahrscheinlich ist, Davids Gemüthszustand von seinem Fall bis zu seiner Bekehrung war, so wird uns die lange Dauer seiner Unbußfertigkeit nicht mehr so sehr anstößig seyn, oder an seiner Frömmigkeit und Gottergebenheit nicht mehr so irre machen. Wirklich waren diese ganze Zeit über, in seinem Gemüthe nicht, wie es scheint, religiöse Empfindungen ganz ausgelöscht, so wenig nach dem obigen Beyspiel Liebe und Ehrerbietung gegen den beleidigten Göner in dem Gemüth des Verirrten, der nur demselben aus Schaam auszuweichen sucht. Vielmehr fühlte David während dieser unglücklichen Periode manche Beängstigung und Schrecken, die er zwar bekämpfte, vielleicht hauptsächlich durch die Vorstellung, daß er doch eigentlich durch seine Vergehungen den Jehova nicht beleidigen, ihm seine Freundschaft und seinen Dienst nicht aufkündigen wollen, daß es ihm aber nicht geglückt, diese peinlichen Empfindungen ganz zu unterdrücken, bekennt er deutlich genug, wenn er in seinem Bußliede unter andern sagt: Da ichs wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine. Man könnte sich vorstellen, als ob David nach seinem Falle, gerne noch in der ehemaligen Vertaulichkeit mit Gott fortleben wollte, (man erlaube mir diesen Ausdruck, es scheint wirklich beym David eine Art von vertraulicher Freundschaft und persönlichem Attachement an Gott gewesen zu seyn, vermöge deren er immer unter Gottes naher Aufsicht und unmittelbarer Beschützung zu handeln glaubte,) er wollte sich gleichsam von allem dem, was vorgefallen war, nichts gegen Gott merken lassen; und zwar wie gesagt, insonderheit aus diesem Grunde, weil er sich bewußt war, daß er nicht eigentlich an Gott sündigen wollte. Denn wie konnte ihm seine Versündigung überhaupt verborgen bleiben, oder wie konnte er sich für unschuldig erkennen! nein, er mochte Gewissensbisse genug fühlen, es genugsam einsehen und bereuen, daß er sich an Bathseba, Urias und seinem Volke versündigt habe, — und daß er sich auch an Gott zuförderst und hauptsächlich versündigt habe, dies erkannte er allererst nach Nathans Bußpredigt mit derjenigen Lebhaftigkeit, die ihn zu der demüthigsten Abbitte und aufrichtigsten Rückkehr zu Gott vermochte. Aber, wie es denn bey einer so gewaltigen Umkehrung der Denkungsart zu ergehen pflegt, nun schien David von einem Aeußersten ins andre zu verfallen. Glaubte er vorher gar nicht eigentlich an Gott ge-

ſündigt zu haben, ſo bekannte er nun: an dir allein habe ich geſündigt und Uebels vor dir gethan, welches doch im genauen Verſtande nicht richtig war, aber ſich damit entſchuldigen läßt, daß nun ſein aufgewecktes Gewiſſen ihm ſeine Vergehungen in demjenigen Lichte, worinn er ſie bisher nicht erblickte, als eine Untreue und Felonie gegen Gott vorſtellte. Wenn ſich die Sache ſo verhält, ſo können wir uns die Religion Davids nicht ſo ganz frey von ſinnlichen und menſchlichen Vorſtellungen und Empfindungen in Abſicht auf Gott vorſtellen. Wie konnte ſie aber auch bey der Wärme und dem Eifer vor ſeinem Gott von Sinnlichkeiten ganz frey ſeyn? Mochte er ſich alſo immer Gott als den Schutzgott ſeines Volks und als den ſeinigen, inſonderheit, den Berg Zion als ſeine eigentliche Reſidenz, wo man ihm näher ſey, als an irgend einem andern Orte, u. ſ. w. vorſtellen. Dies hinderte nicht, daß David nicht ſo auch ſich ſehr erweiterte und große Vorſtellungen von der Macht und dem Einfluſſe ſeines Gottes machte, und ihn auch für vermögend hielte, mit ſeiner Erkenntniß und Macht ſich über die entfernten Gegenden und Völker zu verbreiten. Nur blieb er immer Iſraels und ſeines Königs Schutzgott, war nirgends ſo gegenwärtig als jetzt auf Zion, und vormals auf Sinai und andern heiligen Bergen. Der Verf. der dieſe localen und ſinnlich eingeſchränkten Vorſtellungen nicht ganz verkennen kann, erinnert freylich mit Recht, daß wir ſie uns beym David nicht völlig ſo eingeſchrenkt denken müſſen, als ſie bey dem großen Haufen der Iſraeliten waren; aber wie geſagt, ganz können wir ihn auch von dieſen eingeſchrenkten Nationalbegriffen nicht freyſprechen, ſonſt dürfte ſein Charakter, in welchem Religion Grundzug war, in unſeren Augen Wahrheit und Einfachheit verlieren. Sollten dieſe Betrachtungen, die bey dem Recenſ. als das Reſultat der ſcharfſinnigen und freymüthigen Bemerkungen des Verf. über Davids Charakter entſtanden, einige Richtigkeit haben; ſo läßt ſichs einigermaſſen erklären, wie einer der Geſchichtſchreiber Davids behaupten konnte, David habe ſein ganzes Leben hindurch, nach dem göttlichen Wohlgefallen in allen Stücken gehandelt, den einzigen Vorfall mit Urias ausgenommen. Nämlich nur durch dieſe Vergehung ward das gute Vernehmen zwiſchen Gott und ihm geſtöret, und es erfolgte eine Art von Bruch, wenigſtens eine Erkältung. Andre Vergehungen müſſen entweder blos Davids Unwiſſenheit oder einer unvorſetzlichen Uebereilung beygemeſſen werden. Aber freylich, um ſo gelinde von David zu urtheilen, müſſen

wir

wir uns seine Sittlichkeit und Religion selbst nicht vollkommner, reiner, geistiger gedenken, als sie wirklich waren.

Der Verf. hat verschiedene Lieder Davids seiner Abhandlung eingerückt, und sie zur Erläuterung und Bestätigung seiner Bemerkungen bey schicklichen Gelegenheiten zu benutzen gesucht. Er hat sie neu übersetzt, und zwar in einer Art von Metrum, weil er glaubt, daß Gedichte sich so am vortheilhaftesten ausnehmen würde. Dies läßt sich freylich hören, wenn wir nur Metra zu finden wüßten, die ohne die ungeschmückte Einfalt, und die kunstlose Kürze des Originals zu verdrängen, noch wirklich nach dem Urtheil unsrer Ohren Metrum und Melodie blieben. Ein gedrungener, wohlklingender und nach dem Fall der Gedanken soviel möglich abgemessener prosaischer Ausdruck, wie ihn Hr. Obereonsistorialrath Teller in seiner Probe von Psalmenübersetzungen nicht unglücklich versucht hat, möchte dem Gehör wohl so angenehm seyn, als des Verf. Versbau. Freylich getreuer und wahrer, und selbst vielleicht angenehmer werden einem Kenner des Originals des Verf. Verse seyn, als die zierlichen aber gedehnten Verse eines Cramers und anderer poetischen Uebersetzer, indessen hat sich doch auch bey seinem freyern metrischen Gange hin und wieder eine unnatürliche Versetzung der Wörter und ein gezwungener Ausdruck eingedrungen.

Kurze Apologie des Christenthums nebst einem Entwurf der Religion eines christlichen Philosophen. Zwote verbesserte Auflage. Erlangen bey Schleich, 1779. 278 Seiten, in 8.

Es ist schwer zu glauben, daß diese Schrift zur Ueberzeugung eines nur einigermässen gescheuten Freydenkers gedienet habe; so von der Oberfläche abgeschöpft, und mit sovielen unerweislichen und falschen Sätzen vermischt ist ihr Inhalt. Sollte es indessen doch gegründet seyn, so läßt es sich nicht anders, als durch die Krankheit des bekehrten Grafen, und durch die beunruhigenden, und bangen Empfindungen die derselbe in seinem Gemüthe fühlte, und durch die Zuneigung gegen seine Gemahlinn und seinen ehemaligen Lehrer einigermassen erklären. Allein die Wahrheit zu gestehen, so halte ich die Bekehrungsgeschichte für erdichtet, und für ein von dem Verf. gewähltes Mittel, seiner Schrift desto mehr Ansehen und Leser zu verschaffen.

ſen. So manches ſcheint dieſe Muthmaſſung zu beſtätigen, und beſonders auch das am Ende befindliche Geſpräch zwiſchen dem Kammerjunker und dem Superintendenten, welches in der That in einem Hauſe, deſſen Beſitzer tödtlich krank iſt, ſehr unſchicklich und unwahrſcheinlich iſt. Dann hätte aber der Verf. dieſe Schrift nicht ans Licht ſtellen, und noch weniger ſie dem Prinzen Maximilian von Braunſchweig aus dem Grunde zueignen dürfen, damit ſie unter Perſonen vom Stande bekannt und von erhabenen Bekennern des Chriſtenthums empfohlen würde. Wir haben ſchon genug Schutzſchriften für die Religion, die weit beſſer ſind, als dieſe. Der Verf. wählt überdies den aus den Weiſſagungen hergenommenen Beweis, gerade denjenigen, bey dem die meiſten Schwierigkeiten ſtatt finden, der viele gelehrte Kenntniſſe vorausſetzt, und wogegen doch zuletzt immer die Einwendung übrig bleibt, daß die Weiſſagungen dunkel und auch eine andre Erklärung litten. Die Art, wie er denſelben führet, iſt dieſe, daß er die Stellen, welchen man gewöhnlich eine Beziehung auf das Chriſtenthum beylegt, anführet, und ſeinem Zweck gemäß erkläret. In dem andern Theil ſeiner Schrift, welchen er Entwurf der Religion eines chriſtlichen Philoſophen betitelt, und worinn er auch die Zweifel des Grafen beantwortet, gefällt er mir beſſer, denn hier bemühet er ſich vornämlich die Sätze des Univerſalchriſtenthums zu erklären, und ihre Vernunftmäßigkeit und Nutzbarkeit darzuthun. Indeſſen bemerkt man auch hier nichts hervorſtechendes und eignes. Nach dem Titel iſt dies die zweyte und verbeſſerte Auflage dieſer Schrift, die erſte habe ich nicht geſehen, und kann alſo über die Verbeſſerungen nicht urtheilen.

St.

Predigten und Predigtfragmente — geſa't dem Tage der Garben. Zweytes Bändchen. Zürich und Winterthur, bey Füeßli Sohn und H. Steiner, 1779. 1 Alph. 1 Bog. in 8.

Eben die aufbrauſende Imagination, eben die Kraftphraſen, eben die hochtönende, begeiſtert ſeyn ſollende Sprache, eben das theoſophiſche Syſtem, wie im erſten im Anhang zum XXV – XXXVI B. S. 2537 angezeigten Bändchen! Gleich in der erſten Predigt über die Worte Jeſu: Wer den Willen

thut

thut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter, heißt es; „Wer kanns „mit Worten aussprechen, wer ganz fassen mit seinem Herzen, „erreichen mit der schnellsten höchsten Ahndung des Geistes, „messen mit aller Fülle der Liebe, welches da sey die Breite und „Länge, die Tiefe und Höhe des Wortes! — Hohe unendliche „Wonne, davon nur Wenige in den stillsten unverwirrtesten „Stunden des Lebens einige Tropfen zu fühlen vermögen; die „nur da geahndet, gefühlt werden kann, wo noch Bruder- „Schwester- und Muttergefühl wohnt und wirkt — fern von „der stolzen eiteln Welt. Ihn, dem Hohen, Erhabenen mehr „am Herzen, im Herzen zu fühlen, wie in sein Angesicht zu „schauen, seine Hand zu fassen, ihm um den Hals zu fallen, „wie dem nächsten, gleichsten, verwandtesten Bruder — ihm „des Herzens verschlossenste Geheimnisse zu vertrauen, ihm die „verdeckteste Gänge und Tiefen der Seele zu zeigen, die ge- „heimste versiegeltste Leiden zu klagen, die verhaltenste Wünsche, „die leiseste kühnste Hofnungen in seinen Schoos zu schütten, „in sein offnes Herz abzuladen — und von ihm Balsam auf „jede Wunde, ein festes Siegel auf des Herzens Sehnsucht, „auf die höchste Hofnung Pfand zu bekommen — eine Liebe, „eine Eintracht, ein Genuß, wie Bruder, Schwester und Mut- „ter in Einer Freude und in Einem Leid, mit warmer, wallen- „der zärtlicher Treu' sich verbinden!“

Unser Kraftmann wird mit Schwierigkeiten, welche dem kühlen Forscher Nachdenken kosten, durch einen Genieblick bald fertig, und zerhaut, gleich einem andern Alexander, den Knoten. So antwortet er auf die Frage, warum die Apostel die Wiederkunft Christi, als sehr nahe, vorgestellt hätten, dies sey ganz natürlich, weil ihre ganze Seele an dieser Wiederkunft ge- hangen: „Erwartest du, fährt er fort, deiner Seele Freund „mit allem, was dein Herz begehrt, und redest du von deiner „Erwartung; rechnest du dann erst kalt die Berge und Meere, „und Strassen aus, durch die er reisen, zählest die Stunden „alle, die er dazu brauchen muß? Sieh, Berg' und Meer; und „Strassen schwinden vor deinem Blick, du fliegst ihm über alles „entgegen, und rufst: er kommt! er kommt! hörst sein Ge- „wand rauschen, fällst ihm in die Arme. — So die Apostel, „wenn sie von dem Tage des Herrn sprechen; ihr Wort ist „Wort der stärksten reinsten Sehnsucht, eilender lebendiger „Hofnung. — Sehnsucht und Hofnung wirds verstehen und „fühlen; dem kalten Berechner und Stundenzähler ists Stein

„des

„des Anstoses zu tausend wunderlichen und sinnlosen Fragen und „sinnlosen Antworten.“ Bene, bene respondere! Eben so mächtig versteht er den Flachsinn der Rationalisten zu Boden zu schlagen. In einer Anmerkung S. 290. 291. widerlegt er ihre Behauptung, daß Frömmigkeit und Tugend das Wesen des Christenthums und den höchsten Vorzug des Jüngers Jesu ausmache, aus der Geschichte des Kornelius Apostelgesch. 10. „Ist das Christenthum tugendhaft und fromm seyn; soll „das der Christ seyn, und nichts mehr; wozu denn die Engel„erscheinung, Petrus von Joppen, die Predigt von „Christus, die Geistesgaben für den Mann, der fromm „und gottesfürchtig war samt seinem ganzen Hause? Wozu „ein solcher Aufwand, ihn zu dem zu machen, was er schon „war.“ Vielleicht werden sie in Demuth antworten: um ihn aus dem, was er war, zu dem zu machen, was er noch nicht war, ihn durch das Christenthum noch weiser, frömmer, besser, und eben dadurch ruhiger und seliger zu machen. Ihnen zu Trotz glaubt er auch steif und fest S. 199. 200. einen Teufel, der „ein unsichtbares, aber mächtig wirken„des Wesen, grundarger Feind J. C. und seines Reiches; in „Finsterniß, Bosheit und Verderben eben das sey, was „Christus im Licht, Liebe und Leben ist.“ Unbekümmert, ob die Idee eines solchen Geistes von so ausgebreiteten unermeßlichen intellektuellen und physischen Kräften, und zugleich des größten moralischen Ungeheuers sich philosophisch denken, ob der Begriff von einem so mächtig wirkenden Verführer der Sterblichen sich mit der göttlichen Güte reimen lasse.

In den vier letzten Predigten, über 1 Joh. 3, 21. 22. handelt der Verf. vom Gebet, so daß überall die bekannte Meynung vom Glauben und von der Gebetskraft durchschimmert, nur daß er die Kühnste damit verbundene Anmassungen, vermuthlich um der Schwachen willen, in vortheilhafte Schatten einzuhüllen sucht. Präcision und die gehörige Bestimmung eines Satzes, ist ohnehin seine Sache nicht. Z. E. Er beweißt, daß man auch um körperliche Bedürfnisse im Glauben beten dürfe, vornämlich aus den Aufforderungen, Verheißungen und Beyspielen des Evangeliums, und schließt mit der entscheidend seyn sollenden Frage: War Christus einst Heiland des Körpers und der Seele, und jetzt nur noch der Seele? — Hat aber wohl je ein Christ die Rechtmäßigkeit, Billigkeit und Nutzbarkeit des Gebets um leibliche Bedürfnisse bezweifelt? Man hat uns erinnert, daß dieses Gebet mit einer gelaßnen

gelaßnen Erhebung an den Willen der höchsten Weisheit und Liebe, mit einer Ergebung, wie sie Jesus Matth. 26, 39. bewiesen; und wie sie einem Paulus selbst 2 Cor. 12, 8. 9. empfohlen worden, begleitet gehen müsse. Warum schweigt er hievon so ganz stille? Muß er doch selbst S. 303 gestehen, daß der leiblichen Bedürfnissen immer weniger würden, jemehr sich der inwendige Mensch erhebe und veredle, und nach einem langen Gerede und Gepränge von Gebetserhörung zuletzt, wiewohl ungern zugeben, daß Gott wohl, statt das Gebetene zu gewähren, dem Beter einen Sinn der Langmuth und Geduld, oder etwas eben so gutes oder noch besseres gebe. S. 363. Bey dem Einwurf, ein solches unbeschränktes Bitten um gewisse Dinge heiße Gott gleichsam vorschreiben, was er thun solle; fühlt er sich in der Enge, und bekennt, daß so etwas Platz haben würde, wenn der Betende das Moment der Erhörung und die Art und Weise derselben bestimmen wollte. Allein in demselbigen Augenblick thut ihm dieses Bekenntniß wieder leid, und er macht in einer Anmerkung den Zusatz: „kann er dies mit Glauben, mit Freymüthigkeit „und Zuversicht des Herzens, so mag ers auch thun.“ S. 339. Daß er die gewöhnlichen Begriffe von Wundern dürftig findet, Wunder und Naturbegebenheiten vermengen will, und Wunder bey Gebetserhörungen so gern wollte gelten lassen, S. 348 f. ist dem Geist seiner Theosopisch-Thavmaturgischen Schule gemäß. Aber es ist auch das Nöthige dagegen bereits in dieser Bibl. B. XXX. S. 340 erinnert worden.

Wir schliessen, und geben dem Verf. und andern Genies seines Gelichters, die von ihm selbst S. 219 geschriebene güldene Regel zu beherzigen. „Hast du Kraft zu wirken, Weis„heit, Licht, Leben um dich zu verbreiten; hüte dich gerade und „auf einmal weit und großes wirken zu wollen. Hüte dich „deine Kräfte zu hoch zu spannen, zuviel damit zu umspan„nen; du verschwendest die Kräfte, und wirkest wenig oder „nichts. Gieb lieber wenig, ein klein Saamenkorn an rechter „Stelle und zu rechter Zeit — und du giebst viel!

Stimme der Religion an die Besten unter den Menschen. Frankf. bey Perrenon. 1779. 12 B. 8.

Ein vermuthlich junger Mensch, der sich durch das Lesen unserer neuern schönen Geister erwärmt, auch obendrein mit einigen

einigen gutgeschriebenen theologischen Büchern, z. B. Jerusalems, bekannt gemacht hatte, glaubte sich begeistert genug, um andere in einer hochtönenden poetischen Prose zu erbauen, und Schriftsteller zu werden. Er setzte sich an seinen Schreibpult, seine Lieblingsbücher zur Seite, und schrieb dieses rhapsodische Werklein — nicht aus dem Herzen — nicht aus dem Kopfe einmal — nein! er stückelte es aus gedruckten Büchern mühsam, hier und da, durch schülermäßige Amplificationen und Variationen verschönert und aufgestutzt, unter 44 Nummern, (die letzte ist ein neuer Abdruck einer seit langen Jahren bekannten Wielandischen Ode auf die Geburt Jesu,) zusammen. Schon die Einleitung ist aus Jerusalems Abhandlungen I B. S. 437. 439. 445. 446. 424. der größern Ausgabe hergenommen. Man vergleiche, wenn man Lust hat, seinen schriftstellerischen Diebstahl näher kennen zu lernen, im Werke selbst mit diesen Abhandlungen; S. 8. und Jerus. I. 127. 128. Num. 4. und Jerusal. I. 176. 187—191. Num. 5. und Jerus. I. 333-335. 361-365. Num. 7. und Jerusal. II. 4-5. Num. 10. und Jerus. II. 71. 31. 33. Num. 11. und Jerus. I. 326-339. Num. 12. und Jer. II. 209. 210. 112. 127. 129. So ist auch Num. 9. aus drey verschiedenen Stellen Jerusalems, I. 225. 226. 213. 214. 340, zusammengeschmiert; und was Jerusalem am letzten Orte so treffend von der Wohlthätigkeit sagt: „Ohne sie ist der Heilige ein Schwärmer, der Weise ein Marktschreyer, der schöne Geist ein Komödiant; ohne sie ist der Held nichts mehr, als ein starker Mann;“ wird hier mit so weniger Beurtheilung auf die Religion angewendet, daß sich die Periode in wahren Nonsens endigt. „Ohne die Religion ist der Gelehrte ein Sophist, der schöne Geist ein Komödiant, der Weise ein Marktschreyer, der Heilige ein Schwärmer.“ — Es würde sich der Mühe nicht lohnen, dem elenden Altflicker auf seinen fernern Diebstählen aus Jerusalems Predigten, aus den Erbauungsstunden, u. a. m. nachzuspüren. Und für wen hat der Verf. nun geschrieben? Der gemeine Mann kann, und der einsichtsvollere Christ wird ihn nicht lesen. Wie würde diesem auch zu Muthe werden, wenn er in einem Erbauungsbuche, (so nennt der Ungenannte sein Cento mit vielem Stolze, S. 186.) auf ein so wohlgewähltes Gleichniß stieße, wie sich hier S. 179. 180. findet: „Süßer ist nicht dem liebenden Jünglinge die geheime Stimme der verborgenen Geliebten am einladenden Abend, wenn so zärtlich der Geliebte sein geliebtes Mädchen

„Mägdchen pflegt, dem am heißen Angesichte ihr vertrautes „Herzchen schlägt; — als die himmlische Stimme ins Herz „hinabtönt, wenn die Tugend einen Triumph erhalten hat.“ Und bald nachher von dem hinschmelzenden Auge und dem Lilienbusen der stolzen Cyane schwatzen hörte. Doch das muß man sich in Deutschland gefallen lassen, und der Uzische Liebesgott hat schon längst die Anmerkung gemacht:

Es wird ein männlich Volk, den Sybariten gleich.
Durch Stutzer führt es Krieg, durch Stutzer macht es Frieden;
Stellt Stutzer zum Altar, statt bärtiger Druiden.

Der Bibelfreund von D. G. C. B. Mosche. Sechster Theil. 2 Stücke. Frankf. bey Garbe. 1779. 7 Alph. 7 Bog. gr. 8.

Eben das Werk, welches auch unter einem andern Titel: Beyträge zur Vertheidigung der Auferstehungsgeschichte Jesu gegen die neueste Einwürfe erschienen ist, und zu den fast nicht mehr zählbaren Widerlegungen des Lessingischen Ungenannten gehört. Das erste Stück beschäftiget sich mit Auflösung der zehn Einwürfe des Ungenannten, und der Duplik des Hrn. Lessings; das andere ist gegen den Tadel des Ungenannten über den Beweis, welchen die Jünger Jesu aus dem A. Test. für die Auferstehung Jesu führen, gerichtet, und enthält eine ausführliche Auslegung der Stellen, Apostelg. 7, 51-53. 13, 30-37. und Matth. 12, 38-41. Rec. läßt es hierbey bewenden, weil umständliche Nachrichten von dieser Streitigkeit anderwärts in der A. d. Bibl. gegeben worden, und er von des D. Mosche guten exegetischen Einsichten sowohl, als seiner ängstlichstrengen Orthodoxie und ermüdenden Weitschweifigkeit bey der Anzeige des fünften Theils des Bibelfreundes seine Meinung schon gesagt hat. Wohl dem Christen, daß er ohne so weit getriebene mikrologische Untersuchungen und Deutungen dennoch die Auferstehung seines Herrn von ganzem Herzen glauben kann.

Triumph der christlichen Religion über das menschliche Herz, ein Beweis von ihrer Göttlichkeit und

Wahrheit. Leipzig, bey Breitkopf. 1779. 19 Bog. 8.

Unter diesem gemeinschaftlichen Titel hat Hr. Hofdiakonus Preuschen zu Carlsruhe zwey bereits vorher von ihm herausgegebene Werkchen: Lehren für Freydenker, und Beyspiele glückselig vollendeter Großen, neu auflegen und zusammendrucken lassen.

Im ersten Theile will er zur Belehrung eines Freundes, der ihm die Fragen: 1) ob, und warum uns die Vernunft nicht beruhigen könne? 2) Ob die christliche Religion nicht mehr beunruhige, als Ruhe verschaffe? den Beweis führen, daß die vernünftige Religion uns zu der Beruhigung, wornach der menschliche Geist einen so starken Trieb fühlt, nicht führen könne, daß aber eine von Gott wirklich geoffenbarte Religion, die christliche, vorhanden sey, welche dieses vollkommen leiste. Und diesen Beweis will er besonders durch die Erfahrungen unterstützen, welche ein sicherer Beweis von der Wahrheit der Religion Jesu, und ein Gnadenwerk des Allmächtigen seyen. Allein nun die Ausführung? Sie ist ziemlich schlecht, aus den gewöhnlichen Heilsordnungen geschöpft, setzt das zu erweisende immer als erwiesen voraus, und sucht durch homiletische Redseligkeit. durch eine geschmückte, oft ganz preziöse Schreibart sich Ansehen zu geben. Der Freydenker, welcher jene Fragen aufgeworfen hatte, kann sie sicherlich, wenn er im Ernste zweifelte, nicht gewonnen haben. Richtige Religionserfahrungen sind freylich jedem Christen unschätzbar, und dem ungelehrten Christen zu seiner Beruhigung hinreichend. Er findet die Religion Jesu seinen dringendesten Bedürfnissen und besten Wünschen so angemessen. Er findet sich durch diese innigst empfundene und treu befolgte Lehre täglich weiser, besser und ruhiger; und er verehret darinn die göttliche Gnade, ohne daß er zu seiner Ruhe zu wissen bedarf, ob der heil. Geist diese Erfahrungen unmittelbar oder mittelbar wirke; auch ohne sich durch skeptische Zweifel und Spitzfindigkeiten irre machen zu lassen. Wer aber, wie Hr. P., Zweifler besiegen will, muß einen sorgfältiger angelegten Plan zum Angriffe befolgen. Zuweilen fühlt er es selber, z. B. wenn er sich zum Behuf dieser Erfahrungen S. 68. auf die faktische Gewißheit, d. i. auf die Gewißheit der Thatsachen, wodurch das Christenthum in die Welt eingeführt worden, beziehet; jedoch ohne etwas weiter zur Belehrung seines Gegners darüber zu sagen.

Wie

Wie getreu er dem hergebrachten Syſtem ſey, erhellt unter andern aus der Vorſtellung, welche er von der patriarchaliſchen und moſaiſchen Religion macht. Wir wollen ſeine Worte herſetzen: „Sie (die Patriarchen) erkannten auch das angebohrne Unvermögen ihrer Natur, ſich durch die Mittel der „Vernunft zu beruhigen. Aus dieſem Grunde hielten ſie ſich „an das Hauptberuhigungsmittel, d. i. an den von Gott verheißenen Weibesſaamen, oder den künftigen Meſſias, und „ſuchten ſich damit in einer völligen Hoffnung, in einem kindlichen Vertrauen auf dieſe Verheißung zu beruhigen. Sie „beeiferten ſich um die göttliche Gnade und Freundſchaft, indem ſie dieſes feſte Vertrauen, oder, welches einerley iſt, ihren Glauben in geſeegneten Früchten der Tugend, und beſonders des Gehorſams erwieſen. Solchen Glauben bezeichneten ſie aber durch gebrachte und von Gott ſelbſt vorgeſchriebene Opfer,“ u. ſ. f. S. 49 — „Der Hauptpunct, welchen „der eifrige Moſes dem Iſraelitiſchen Volke einſchärfte, war „der Glaube an den verheiſſenen Meſſias, welcher von den heilbegierigen Vätern nach dem Ablaufe gewiſſer Zeitalter abſtammen, und als ein Schiloh die ſehnlich wartende Welt holdſelig beruhigen ſollte. Zuverläßige Weiſſagungen verkündigten, daß er den mit Eifer gegen die verbrecheriſche Welt gerüſtete Hand des Allmächtigen entwaffnen, die erſchreckliche „Folgen ſtrafwürdiger Vergehen zernichten, die Schulden der „Menſchen durch eine willige und Vertragsmäßige Uebernehmung tilgen, ja eine ewige Freundſchaft zwiſchen dem Schöpfer und den Geſchöpfen ſtiften wollte. Handlungen, welche „ihnen zugerechnet werden ſollten, wenn ſie in eine beſtimmte „Ordnung treten, und in einem aufrichtigen und patriarchaliſchen Glauben mit einer völligen Entſagung ihres Verdienſtes „ſich an ihn allein demüthig und unverrückt halten würden. „Die Opfer und andere gottesdienſtliche Gebräuche mußten in „dieſer Abſicht dem erwählten Volke des Herrn ſolche zur Beruhigung nothwendige Wahrheiten begreiflich machen. Nicht „minder ſollte die Härte der moſaiſchen Gebräuche einem aufrühriſchen Volke ein ſchwerfühlendes Joch auflegen, welches das ſchwindende Verlangen nach dem verſprochenen Beruhiger, die halberſtorbene Hoffnung aufrichtete, den wirklichen Anbruch der ungeduldig erwarteten Zukunft verſüßte, und „den erniedrigten allein anbetungswürdigſten Wunderthäter unendlich hochzuſchätzen antrieb.“ S. 50. 51. Was ſteht wohl von dieſem allen in den Büchern Moſe, und welch ein Stil?

Noch eine kleine Probe des letztern S. 93: „der edelmüthige „Hauptmann Kornelius, ein redlicher Anhänger des Gekreu„zigten, erfährt und bewundert die Fülle des heil. Geistes un„ter dem gesalbten Vortrage eines geistreichen Petrus auf einer „bebenden Stätte, wo sich mit einer feurigen Andacht das „brünstige, das vom heil. Geist selbst geschreene und zu Gott „aufwallende Abba entzückend vereinigt.“

Der zweyte Theil, S. 127 f.: vom Siege der Religion Jesu auf dem Sterbebette vollendeter Großen enthält 19 Beyspiele von Standespersonen, welche in dieser wohlthätigen Religion Trost und Beruhigung für ihre letzten Stunden gesucht und gefunden haben. Sie sind größtentheils erbaulich; einige hätten aber die Einrückung wohl nicht verdient, und dürften, der Absicht des Verf. zuwider, bey sinnlichen, bloß theoretischen Christen die täuschende Hoffnung, doch am Ende nach Vergießung einiger Bußthränen auf Christi Verdienst seelig hinüber zu schlummern, mehr unterhalten, als unterdrücken.

Der Paulinische Lehrbegriff vom heiligen Abendmahle. Ein theologischer Versuch. — 1 Cor. X. XI. Frankf. bey Eichenbergs Erben, 1779. 19 Bogen gr. 8.

Der Verf., welchen sein Herausgeber dem Publicum als einen biedern Deutschmann ankündigte, und welcher uns auch ein solcher zu seyn scheint; (nur daß er das unsern lieben Alten bey ihren gelehrten Klopffechtereyen gewöhnliche Schimpfen auf wahre und vermeintliche Gegner nicht hätte nachmachen sollen,) will in dieser Schrift der protestantischen Kirche eine neue Hypothese über die Abendmahlslehre annehmlich machen, die das Mittel zwischen der lutherischen und reformirten Meinung, (deren eine zu viel, die andern zu wenig annehmen,) halte; und weil er solche aus 1 Cor. X. und XI. geschöpft zu haben, und zu erweisen glaubt, nennt er sie den Paulinischen Lehrbegriff. Er bestreitet daher sowohl die Lutherische Erklärung der Einsetzungsworte des h. Abendmahls, und die bekannte Ernestische Vertheidigung derselben, als auch die reformirte Auslegung, wo er sich besonders Werenfels, Sadeel und Pörnern zu Gegnern wählt, ausführlich, und trägt hiernächst seine Meinung vor, daß nämlich

der Herr Jesus darinn Brod und Wein für seinen Leib, der um unserer Sünden willen getödtet, und für sein Blut, das für die Sünden vergossen werden sollte, substituirt habe; so daß derjenige, der in der feyerlichen Abendmahlshandlung von diesem Brod esse, und von diesem Wein trinke, von Gott und J. C. dafür geachtet, angesehen und beurtheilet werde, auch sich selbst dafür achten, ansehen und halten solle, als ob er den um der Sünde willen getödteten Leib, und das deshalb vergossene Blut Christi selbst gegessen und getrunken habe; man könne dieses eine imputative Vereinigung zwischen dem Brode und dem Leibe, dem Weine und dem Blute J. C. nennen; eben dieses sey der Grund, wie des Seegens für die würdigen, als auch des Gerichtes für die unwürdigen Kommunicanten. S. 61. 88. 127. 128. 229.

Außer Zweifel ist es, daß er hin und wieder manches nützliche, wiewohl auch anderwärts bekannte, sagt; z. B. wenn er aus der Lage, worinn nach der klaren evangelischen Geschichte sich die Jünger vor Jesu Tod, in Ansehung ihrer Einsichten, befanden, und aus der Unähnlichkeit der Umstände darthut, wie unschicklich man für die lutherische Auslegung der Einsetzungsworte, und daß die Jünger es so verstanden hätten, auf 2 B. Mos. 24, 8. als eine deutliche Parallelstelle sich berufe, und dieses von Erneſti so zuversichtlich vorgetragene, und von Mössele angenommene Argument, nicht unrecht ein philologisches Blendwerk nennt. S. 85. 105—107. — Vorliebe zu seiner Hypothese hat ihm aber auch zuweilen den wahren Gesichtspunct, woraus die Meinung und die Erklärung dieser oder jener Parthey beurtheilt werden muß, unstreitig verrücket, als wenn er mit Werenfelsen über dessen Behauptungen vom geistlichen Genusse des Leibes und Blutes Christi nicht ohne Scheltworte hadert. Er vergißt, daß dieser scharfe Denker und kluger Mann hierbey am ausführlichsten seyn mußte, um die gehäßige Vorwürfe in ihrer Blöße darzustellen, welche man seiner Kirche machte, daß sie das hochheilige Sacrament in eine kraftlose leere Ceremonie verwandele.

Was die Hypothese des V. betrifft, so beruhet sie auf nichts weniger, als auf zuverläßigen Gründen. Er will sie zwar aus den Einsetzungsworten J. C. herleiten; aber er kann es nicht, ohne seinen sogenannten Paulinischen Lehrbegriff aus 1 Cor. 10. und 11. zu Hülfe zu nehmen, und die Worte Jesu aus den Folgen, welche Paulus aus diesen Worten zieht, zu erklären. Uns scheint es aber umgekehrt den Vorschriften ei-

ner gefunden Exegetik weit angemessener zu seyn, daß man zuerst die Worte Jesu an und vor sich selbst betrachte, zumal da sich der Apostel auf die Belehrung seines Herrn ausdrücklich bezieht, 1 Cor. 11, und dann daraus den eigentlichen Sinn der Folgerungen des Apostels hermeneutisch bestimme. — Sein stärkster Grund soll aus den Opfermahlen des alten Bundes, verglichen mit 1 Cor. 10, 17. 18. entlehnt seyn; darinn seyen die Israeliten in die Gemeinschaft des Altars getreten, weil nach dem Urtheile Gottes dasjenige Fleisch der Opferthiere, welches sie aßen, eben die Heiligkeit und den Werth gehabt hätte, als die auf dem Altare verbrannte Theile derselben, und nach Gottes Urtheil an ihrer Stelle für die Essende gewesen wären. Dieses will er aus 3 B. Mos. 19, 5—8. erweisen, wo dieses Opferfleisch ein Heiligthum des Herrn genannt werde. (S. 235 f.) Aber in der ganzen Stelle findet sich kein Wort von der hier behaupteten imputativen Vereinigung zwischen den auf den Altar gebrachten, und den von den Opfernden genossenen Stücken des Fleisches. Die Redensart קדש יהוה bedeutet auch im ganzen dritten Buch Mose alles, was Gotte geweihet wurde. Unser V. nennt auch das jährliche Paschalamm ein jenem ersten in Aegypten genossenen, von Gott selbst substituirtes und vor ihm gleichgeltendes Paschaopferlamm, (S. 87. S. 156.) um daraus eine Analogie für seine Hypothese zu erzwingen. Nur den Beweis bleibt er seinen Lesern ganz schuldig. — Ueber die Erklärungen, welche er von 1 Cor. X. und XI. nach seiner Hypothese giebt, würde es überflüßig seyn uns umständlich zu äussern, da die richtige Auslegung dieser Stellen sattsam bekannt, und auch in dieser Bibl. (B. XII. 1 St. S. 224. 229. 230. B. II. 1 St. S. 87.) darauf gewiesen ist. Wer Pauli gedrängte, Tropenvolle Schreibart nur einigermaßen kennt, und andere Stellen, z. B. Hebr. 6, 6. 10, 29. damit vergleicht, wird sie auch ohne Mühe finden. Eben so wollen wir auch das, was er von der Uebereinstimmung der Kirchenväter mit seiner Hypothese, wiewohl nur obenhin anführt, mit Stillschweigen übergehen.

Allein, das müssen wir den V. noch fragen: ist er im Grunde nicht ganz auf der Reformirten Seite, besonders in Ansehung des größern Theils dieser Kirche, welcher mehr Kalvin als Zwingeln folgt, und die versiegelnde Kraft des Abendmahls in starken Ausdrücken behauptet? Brod und Wein sind

ihm

ihm augenſcheinlich nicht prägnante, Chriſti Leib und Blut darreichende und mittheilende Zeichen, ſondern ſinnliche Verſicherungsmittel davon: worinn der Unterſchied zwiſchen der Lehre der einen und der andern Kirche eigentlich liegt. Der verkappte Klifford hat ja bereits auf eine ähnliche Art den Genuß des Leibes und Blutes Jeſu Chriſti im Abendmahl aus der traditione ſymbolica der Rechtsgelehrten (S. A. D. B. B. II. 1 St. 10.) erläutern wollen. Noch mehr: der berühmte Genfer Gottesgelehrte, Vernet, hat im Jahre 1730 Pieçes fugitives ſur l'Euchariſtie, herausgegeben. Die vierte und letzte dieſer Abhandlungen, welche von dieſem reformirten Lehrer ſelbſt herrührt, trägt eben die Hypotheſe unſers V., nur in einem unendlich beſcheidenern Tone vor. Er nennt ſie ſelbſt in der Vorrede: l'eſſai d'un Theologien Proteſtant, qui eſtime, que le langage de *Calvin* ſur l'euchariſtie, étant bien entendu, et preſenté par de certains côtés fournit un *milieu* aſſés propre à éclaircir cette matière, à concilier les divers ſentimens, ſurtout ceux des *Lutheriens* et des *Reformés*, à donner la clé des anciennes liturgies, et à developper le paſſage imperceptible du moral au phyſique, qui a produit le dogme de la tranſubſtantiation. Wir wollen nur deutſch herſetzen, wie er ſich in der Abhandlung ſelbſt ausdrückt: „Wie die Juden ſich nicht bloß geiſtlich mit der Aufopferung ihrer Opfer vereinigten, ſondern wirklich das Opferfleiſch aßen, welches ein Zeichen ihres Antheils an dieſer Aufopferung war: ſo hat Chriſtus, der ſich ſelbſt für uns zum Opfer gegeben, gewollt, daß die wirkliche Mittheilung ſeines Fleiſches für einen jeglichen unter uns ein immerwährendes Zeugniß ſey, daß er es für uns angenommen und geopfert habe. Da er uns aber ſein Fleiſch und ſein Blut nicht in ihrer eigenen Natur zu eſſen und zu trinken geben konnte, ſo hat er Wein und Brod, die mit dem Munde genoſſen werden können, gewählt, und ſie an ſeiner Statt ſubſtituirt, daß ſie in Rückſicht auf uns eben die Wirkung und eben den Nutzen hätten, als ſein Leib und Blut.“ Und an einem andern Orte: „Da das Opfer des N. T. nicht natürlich gegeſſen werden kann, ſo ſteht nichts im Wege, daß der Herr, ſo zu reden, die Rechte dieſes Eſſens auf einen andern dazu ſchicklichern Gegenſtand übertrage;! — er kann das Symbol des Brods zu einem Aequivalent ſeines gekreuzigten Leibes anordnen, um uns mit unſerm Opfer zu ſpeiſen, als ob er geſagt hätte: Ich werde, als das wahre Oſterlamm, für

„die Sünden der Welt geschlachtet werden. Damit „ihr nun an meinem Opfer eben so wirklich, als die „Jüden an dem Osterlamme Theil nehmet, so will ich „nach meiner höchsten Macht, daß das Brod und der „Wein, die ihr in diesem Sacrament empfangen wer„det, euch anstatt meines Leibes und Blutes seyen. „Ich ertheile ihnen von nun an eben die Rechte, eben „die Kraft, um die heilsamen Folgen meines Todes mit„zutheilen. Dieß soll nicht allein ein ewiges Denkmal „meiner Leiden, sondern auch ein feyerliches Mittel in „meiner Kirche seyn, die Gläubigen ihres Versöhn„opfers theilhaftig zu machen. Empfanget also diese „Symbolen, als ob es mein eigen Fleisch und Blut „wäre, da ich eine ganz gleiche Wirkung damit ver„knüpfe. Für euch sollen sie mein Leib und Blut, wo „nicht in der Natur, doch wenigstens an Gnade und „Wirksamkeit seyn.“ Endlich noch an einer andern Stelle: „Christus verbindet sich mit uns nicht allein im Geist, son„dern auch sinnlich darinn, daß er uns eine Substanz mit„theilt, die er sich gewissermaßen durch Adoption eigen ge„macht hat, und welche von seinem natürlichen Körper im re„ligiösen Gebrauche gar nicht verschieden ist. Dieses Symbol „empfangen, oder seinen eigenen Leib empfangen, ist für uns „eben dasselbige.“ Vernet beziehet sich unter andern bey Ausführung dieser Hypothese auf die Worte Augustins: Omnia significantia videntur earum rerum, quas significant, sustinere personas, sucht die Redensarten der Liturgien und Kirchenväter, theils dafür geltend zu machen, theils daraus zu erläutern, und empfiehlt sie zuletzt als einen Punct der Wiedervereinigung zwischen den getrennten Christen überhaupt, und den Protestanten besonders. Und bey dem allen blieb er dem System seiner Kirche in diesem Stücke zugethan.

Doch wir kehren noch auf einen Augenblick zu unserm Ungenannten zurück, um bey aller Hitze, womit er für seine Meinung kämpft, sowohl seinen toleranten Gesinnungen, wornach er die Verschiedenheit beyder Kirchen für unbeträchtlich, oder, in seiner Sprache, für ein an sich kleines menschliches Meinungspünctchen, S. 300. 301. erklärt, auch S. 224. gesteht, daß die eigentliche wahre Verschiedenheit seines apostolischen Lehrbegriffs vom reformirten und lutherischen Systeme in der That, wenn es auf die Hauptsache ge-

Abende

Abendmahls für die Kommunicanten ankomme, sehr geringe sey, als auch dem Eifer, womit er die beyden Kirchen von aller Sectirerey abmahnt, S. 300 f. das gebührende Lob beyzulegen. In der Vorrede zeuget er auch mit Einsicht und Wahrheitsliebe gegen das wilde Geschrey von symbolischen Büchern, wodurch so viele allen Untersuchungsgeist aus der Theologie verscheuchen wollen, und zeiget die erste Bestimmung der symbolischen Bücher aus der Reformationsgeschichte; nur daß er doch selbst eine öffentliche Lehrnorm, wo nicht für nothwendig, doch für nützlich hält. Transeat!

O daß, so dachte Rec. bey Lesung dieses und andrer theologischer Tractate, o daß wir doch einst von unsern gelehrten mit Kleriseyspeculationen (S. 301.) durchwebten, mysteriösen Christenthume zu der alten, einfachen, Mysterien enthüllenden Lehre Jesu zurückkämen! Wie viele Theorien und Technologien würden alsdenn wegfallen? — Quid boni est, sagt auch er mit Seneka, nodos operose solvere, in quos licuit non descendere?

Db.

An den Herrn Consistorialrath Steinbart, betreffend desselben System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums für die Bedürfnisse seiner aufgeklärten Landsleute und anderer, die nach Weisheit fragen. Berlin, Halle und Leipzig. 1778. 7 Bog. 8.

Recht gut meynt es der Verf., und sagt dem Hrn. Consistorialrath Steinbart eben so warm als derb seine Meinung darüber, daß er das protestantische Kirchensystem umstoßen, und sein eigenes unter dem Titel einer Glückseligkeitslehre des Christenthums an dessen Stelle setzen wollen. Er hält ihm Unbestimmtheit in den Begriffen und Ausdrücken vor, und sucht es ihm zu beweisen, daß er die Bibel nicht sattsam studirt, sich auch nicht genug habe angelegen seyn lassen, die Schriftlehren, besonders von der Erbsünde, und von der Versöhnung durch Christum, nach richtiger Auslegung aus der Bibel zu ziehen. Des Verfassers eigene Begriffe sind aber selbst nicht reif genung geworden, es läuft auch bey ihm zu viel Unbestimmtes mit unter, und in die Auslegung der

Schrift ist er wohl nicht so tief, als zur Entscheidung der Sache nöthig ist, hineingedrungen. Schade drum! Wäre es nicht so, so würde er mit dem warmen Herzen und dem kräftigen Verstande, den er wirklich hat, zur Aufklärung der Wahrheit in den streitigen Puncten beförderlich haben seyn können. Nun wird seine Schrift schwerlich mehr wirken, als allenfalls diejenigen, so schon von den vertheidigten Lehrsätzen zuvor überzeugt waren, mehr in dem Glauben an dieselbe zu befestigen.

Em.

Religionsvorträge den Studirenden im Kloster Berge gehalten von Chr. Gottl. Perschke. — Halle, Curt. 1779. 10 Bog. 8.

Die Hauptsätze sind größtentheils zweckmäßig gewählt. Doch dünkt uns der, aus der Ep. am ersten Weihnachtsfeyertage Tit. 2. gezogne: vom Vorgefühl des Himmels, nicht zum geschicktesten ausgeführt zu seyn. Auch hätten wir gewünscht, daß der Verf. in der zwoten Predigt, (Betr. über die Leiden Jesu,) weniger vom Seelenleiden des Herrn und dessen Ursachen, hingegen mehr von andern Theilen seines letzten Schicksals gesagt hätte, über die sich gewisser, genauer, und zugleich weit erbaulicher reden läßt. Allerdings ist das, was er darüber vorbringt, besser als das Gewöhnliche; aber auch immer noch problematisch, und dabey der Fassungskraft des Haufens, welchem diese Vorträge eigentlich bestimmt sind, nicht völlig angemessen. Vollständig können die meisten Materien in Einer Predigt nicht abgehandelt werden; noch minder in Einer für Jünglinge. Wir wollen es also nicht rügen, daß an manchen Orten Mehreres hätte gesagt werden können. Die Sachen sind größtentheils gut geordnet; doch, dünkt uns, wäre in der 7ten Pr. vom pflichtmäßigen Verhalten eines Christen gegen Feinde, Hasser und Beleidiger, (in welcher sonst manche sehr wahre Gedanken vorkommen,) das Beten für die Feinde besser unter die Mittel, richtiges Verhalten gegen dieselben bey sich zu bewirken, als unter die Uebungen und Proben dieser Christenpflicht, zu setzen gewesen. Manche Erläuterungen, Gleichnisse ꝛc. sind gut ausgesucht, als S. 15. 16 f. 20, auch die im Eingange der Pr. vom Vorgefühl des Himmels nicht übel gewählt. Doch hätte der V., da er einmal dieses Sujet abhandeln wollte, und die Glückseligkeit

seligkeit nach dem Tode aus den Vergnügungen des Geistes über die leichtere Befriedigung seines Wissensdurstes, den Freuden des Herzens über das weniger gehinderte Wachsen in der Tugend, und den Annehmlichkeiten des häufigern und minder gestörten Umgangs mit andern weisen und guten Menschen hauptsächlich zusammengesetzt seyn soll, — seinen jungen Zuhörern, oder, (wie er, der stets anders als die übrigen Menschenkinder sich ausdrückt, sagt,) seinen jungen Christenbrüdern, die Sache, von welcher die Rede ist, etwas näher bringen, noch deutlicher machen können, als S. 61 f. geschehen ist, wenn er sie in sich selbst hätte hineinführen, die Lernbegierigen z. E. auf ihre angenehme Empfindungen bey Erweiterung ihrer Erkenntniß aufmerksam machen wollen ꝛc. Einige Predigten beginnen mit einem Verse, oder mehrern, aus einem geistlichen Liede. Anstatt aber, daß der Verf. so fort seinen Text ablesen, und die Abhandlung anfangen sollte, fügt er noch ein langes Gebet hinzu; namentlich ist das, der vierten Predigt vorangeschickte, allzu gedehnt, beträgt drey volle Seiten. Die Verse, womit die dritte eröffnet wird, heben an; Ein Tröpflein von den Reben der süßen Ewigkeit ꝛc.; es hätten sich, sollten wir denken, leicht bessere ausfinden lassen. Der sechste Religionsvortrag, (mit dem das Besondere in Ausdrücken ꝛc. vor andern liebenden Verf. zu reden,) Freundeserinnerungen an Jünglinge überschrieben, bey welchem die Worte Ps. 141, 5. zum Grunde gelegt sind, hat dem Recensenten am wenigsten gefallen. Der V. sagt in demselben, namentlich S. 116-119, den Schülern zu Kl. B. die Wahrheit etwas derb. Dergleichen Vorträge zu halten, möchte noch dem Vorsteher einer solchen Anstalt, oder den ersten und ältesten Lehrern, zustehen, schwerlich aber dem V. Sollen aber überhaupt Predigten dieser Art gehalten werden? Wird der größere, oder kleinere Haufen, welchen sie eigentlich angehen, dadurch gebessert? Werden in den — auch besser gearteten Jünglingen nicht geringschätzige Gesinnungen gegen ihre abgekanzelten Mitschüler angeregt, u. s. f.? Zöglinge, die das Gegentheil von dem thun, was der V. hier bestraft, dürften doch nicht so ganz selten seyn. Wie, wenn er einen solchen geschildert, und zuletzt bey seinen Zuhörern Selbstprüfung, Nacheifer u. dgl. zu erwecken versucht hätte? Sollte dieses nicht weit eindringlicher, und zugleich der Lage des V. angemessener, gewesen seyn? In eben demselben Vortrage heißt es S. 114: „wie oft habt ihr schon bey dem „jetzigen so blutig werdenden Kriege — da ich, und ein jeder

„wahre

„wahrhafte Menschenfreund blutige Thränen weinen „möchte, daß Deutsche ihre Mitdeutschen zu Tausenden „würgen — zu Gotte gebetet, daß Er u. s. w.“ Wenn der Verf. ein wahrhafter Menschenfreund ist, wie wir nicht zweifeln: so gereicht ihm dieses sehr zur Ehre; nur hätte er diese Tugend nicht selber von sich prädiciren sollen, am wenigsten von der Kanzel herab. Außerdem hätten auch die blutige Thränen immer unterdrückt werden sollen.

Sehr tadeln müssen wir, daß der Verf. sich bey Wörtern nicht überall einfach und verständlich genug ausgedrückt hat. Solche Composita, als er, wie bekannt, überaus liebt, Begnadigungslehre, Christenthumserkenntniße, Offenbarungslicht, Andachtsträgheiten, Todgedächtnißmahl J. C., Religionspflanzung u. a. sind allerdings von einer Seite empfehlbar, (Begnadigungslehre ist kürzer, und bezeichnet doch eben soviel, als die Lehre von der Begnadigung u. s. f.;) aber von der andern, als minder gangbar und deutlich, zu verwerfen. Ist es allgemein faßlich, wenn es S. 26 heißt: „waren nun diese gute Handlungen — wahre Urkunden von unserem für Himmel und Ewigkeit — gebildeten „Herzen: so“ u. s. w.? — Verstehen wohl alle junge „Christenbrüder,“ versteht jeder ältere, den „Politismus.“ Der Hohepriester u. a.; den „misgeglätteten Sinn“ unsrer Zeit; „Afterempfindungen; Empfindler;“ Leiden, welche eine „in diesem Charakter besonders gestimmte Saite empfindlich treffen?“ Was denken unsre Leser von der Stelle S. 135, „wie weit seine (Jesu) Einsichten, seine Ueberblicke die ihrigen überstiegen!“ Wenn Jemands Einsichten ausgebreiteter, seine Blicke stärker sind, als diejenigen Andrer; so kann man ihm (in der Perschke'schen Sprache) Ueberblicke zuschreiben; braucht aber nicht zu sagen, seine Ueberblicke (übertreffen, oder) überstiegen diejenigen andern, — wenn es auch gutes Deutsch seyn sollte. Doch sey dieses gegründet, oder nicht gegründet; hätte der Verf. gesagt, „wie weit s. E., seine Blicke die ihrigen überstiegen:“ — so würde er faßlich gewesen seyn. — Ist es allen Zuhörern und Lesern geläufig und deutlich, wenn der Verf. so oft sagt, sittlich; sittliche Beschaffenheit; sittlich Glück; sittlich guter Mensch; moralischer Kampf; moralischen Mängel; heilsamen moralischen Eindruck; die grausenvolle Nacht moralischer Finsterniß; ein Mann von christlicher Sittlichkeit; eben daselbst (S. 121) lesen wir gar: „Glaubst du denn allein ein

solcher

solcher moralischer Riese zu seyn, daß du sogar ungewaffnet im Stande wärest den mächtigen moralischen Feinden zu widerstehen!“ und S. 81, „ein jeder denke nach, ob wir dann „(wenn wir das vorzüglichste Christengebot der Liebe ver„letzen) nicht wahre Nichtchristen in That und Sache, „und bey aller Rechtglaubigkeit unsers Katechismus — „die ärgsten moralischen Ketzer und Irrglaubige sind ꝛc.“ sehr richtig, nur hätten wir den Gedanken faßlicher ausgedruckt zu sehen gewünscht. Auch scheint der Verf. die (obsoleten, mindestens doch) obsoleszirenden Wörter schnöde, schnödgesinnt, Schnödigkeit sehr werth gewonnen zu haben; sie kommen oft vor, hätten sich aber leicht mit gangbareren und deutlicheren verwechseln lassen. Gewöhnlich spricht und schreibt man, die Lehre Jesu, Erlösung Jesu, Religion Jesu, oder auch Jesu Christi; der Verf. aber sagt an den meisten Orten, die Lehre, Erlösung Jesus; wir haben Jesus zum Erlöser; dieser liebenswürdige Sinn. Christus; um Jesus Erlösungstodes willen; die Religion Jesus Christus; so war die Liebe Jesus Christus; unser Leben nach dem Beyspiel Jesus Christus einzurichten; vor dem Angesicht Gottes und Jesus Christus u. dgl. m. In aller Welt! Wozu dergleichen Sonderbarkeiten? namentlich hier, da sich noch sehr fragen läßt, ob nicht der Verf. durch sie einem Theile seiner Zuhörer und Leser weniger deutlich werde? Vom Uebelklange Nichts zu gedenken. Die Meisten sprechen und schreiben gemeiniglich, Lobgesänge; unser Verf. *) aber sagt stets gemeinhin, Preißgesänge. Einfachheit und Deutlichkeit in seine Sprache zu bringen, hätte er soviel angelegentlicher befliſſen seyn sollen, da er in der vorhin gedachten 6ten Pr., Freundeserinnerungen an Jünglinge, S. 118. selbst sagt: „bey der unglaublich dürftigen Kenntniß seiner Muttersprache versteht der Jüng„ling oft den faßlichen Vortrag nicht zur Hälfte“ u. s. f. Auch sind etliche Perioden allzulang; z. E. S. 73.

Wenn der Styl und die Sprache des Verf. an einigen Orten mühsam gearbeitet, oder vielmehr auf eine widerliche, und

*) Der alten ehrlichen Orthographie ist der Verf. sonst ziemlich treu geblieben. Zur affectirten Schreibart desselben würde aber keine passender gewesen seyn, als di son Klopstock in den Handtagen des Jahres 1778 anfangene, und im October eiusdem anni — obstetricante I. H. C. — zur Welt gebome, son disem auch öffentlich aufgestellte, Orthografi.

und dabey ganz und gar unzweckmäßigen Weise verkünstelt sind: so sind sie in andern Stellen theils vernachläßigt, theils offenbar fehlerhaft. Zum guten Style in Predigten gehört, daß keine Gleichnisse von Dingen entlehnt werden, die dem Zuhörer nie sinnlich klar geworden sind. Der Verf. verstößt hingegen, wenn er S. 95 sagt: „euer — Christenthum wird empor wachsen „wie eine Ceder Gottes.“ Der „Pilger nach dem himmlischen Sinn“ S. 65 läßt sich eher in „D. Schupp's „Schriften *) entschuldigen. S. 114 allenfalls denken sie noch „an ihre Angehörigen, weil die ihnen denn doch den Brodkorb reichen,“ sinkt der Verf. ins Platte. An verschiedenen Orten, als S. 112, häuft er die Epitheta zu sehr. Hie und da sind sie ganz und gar überflüßig; so sagt er z. B. S. 64. „Liebste Schoosneigungen und Temperamentsfehler;“ entweder blos liebste Neigungen u. T., oder nur: Schoosneigungen u. T. Eben dieses gilt von den „zärtlich geliebten Schoosfünden“ S. 121. Auch passen sie nicht immer zum Subjekte, als „süsses Band“ S. 26; „mit dreistem Auge“ S. 149 dünkt uns ebenfalls nicht schicklich genug zusammengesetzt zu seyn. S. 38 lesen wir: „aufs dringlichste verpflichtet;“ aufs stärkste, heiligste verpfl. möchte passender gewesen seyn. S. 49 schreibt der Verf. „seines (J. C.) heiligen, mustervollen Lebens;“ richtiger dürfte er musterhaften, oder mustermäßigen, gesagt haben. S. 153 heißt es: „durch solche Mißverständnisse und Uebertriebenheit veranlaßt ꝛc.;“ wir dächten, Uebertreibungen, oder Uebertreibung, wäre das rechte Wort gewesen. S. 82 lesen wir: „so stark als sonst „meine Neigungen und Empfindungen, nach dem lebhaftern „oder trägern Temperament, das mir eigen ist, auf eine gewisse „Sache gerichtet ist, die mir werth ist;“ soviel wir sehen, bezieht

*) S. 106. schreibt der Verf., nachdem er in einer Anmerkung eine Stelle aus denselben angeführt hatte: sie würden nächstens wieder aufgelegt werden Nothwendig versteht er den D. Joh. Balth. Schupp, der als Hauptpastor zu S. Jacobi in Hamburg gestorben. So viel wir wissen, hat dieser Mann ehen nicht so gar wenig geschrieben Einzelne Stücke, abgerissene Stellen daraus, möchten allerdings wieder abgedruckt zu werden verdienen; gewiß aber nicht alles, was je aus seiner Feder unter die Presse gekommen ist. Das Project, das Ganze der Welt von Neuem vorzulegen, wird wahrscheinlich mit dem Bertuch'schen, Hanns Sachsens opera omnia wieder herausgegeben — gleiches Schicksal haben.

bezieht sich gerichtet auf die Neigungen u. L.; der Verf. hätte also sagen sollen: gerichtet sind. — „Kein Vorwitz „oder Neugier — laß dich daher nicht zu irgend einer That „bringen ꝛc.“ S. 97, muß heißen: keinen Vorwitz ꝛc. S. 115 steht zu lesen: „wie oft habt ihr schon zu Gott gebätet, „daß er den alten weisen König in seinen Schirm nehmen „wollte, den König, in dessen Lande ihr, die ihr hier auch Fremde seyd, doch das Gute des Unterrichts und einer weisen Erziehung genießt, und also mit Recht als euer halbes „Vaterland ansehen könnt.“ Irren wir uns nicht: so fehlen zwey Worte vor also; „und welches (Land) ihr also mit Recht als euer halbes Vaterland ansehen könnet,“ oder: welches ihr also mit R. u. s. w.

Angehängt ist S. 164—172 das (schön einzeln in Quart gedruckte) Gebät am Grabmale der weyl. regierenden Grävin von Schulenburg-Lippe, Maria Barbara Eleonora ꝛc., gehalten den 7. Sept. 1776, zum Baum, von J. G. Herder. „Dies apostolisch herzliche Gebät, sagt „Hr. Perschke in der Anm., verdient in mehrfacher Hinsicht, „irgendwo dem christlichen Publikum aufbehalten zu werden. „So mancher wirds mit Nutzen lesen, und den Hochwürd. „Verfasser segnen.“ Wenn es nirgends aufbewahrt wird, als in der vor uns liegenden Sammlung, so dürfte es schwerlich weit verbreitet, und lange erhalten werden.

Sf.

2. Rechtsgelahrheit.

Erzählungen einiger merkwürdigen dänischen und norwegischen Rechtssachen, welche im höchsten Gerichte zu Copenhagen ausgeführt worden sind, von Friedrich Wilhelm Wiedt, Generalfiscal. — Aus dem Dänischen ins Deutsche übersetzt. Erster Band. Copenhagen, verl. Proft, 1779. 22 B. in 8.

Der Verf. entschuldigt die Herausgabe dieser Erzählungen, welche eigentlich in Schutzschriften bestehen, hauptsächlich damit

damit, daß man in dänischer Sprache noch keine dergleichen habe: wowider wir denn auch nichts zu sagen haben, zumal da die Ausführung zum Theil nicht übel gerathen ist. Wir sehen aber nicht, zu welchem Behuf eine Uebersetzung veranstaltet worden, da es uns an dergleichen Sammlungen nicht fehlet, und ein deutscher Rechtsgelehrter aus dänischen Proceßschriften, die eben nicht Meisterstücke in ihrer Art sind, einen großen Vortheil nicht schöpfen kann.

Goswin Joseph von Bukninck — Fortgesetzte Sammlung merkwürdiger Rechtshändel. Erster Theil. Duisburg, in der Helwingischen Universitätsbuchhandlung, 1779. 1 Alph. 2 Bog. in 8.

Der Verf. hat bekanntlich schon eine Sammlung von Rechtshändeln in 5 Bänden herausgegeben, für deren Besitzer auch bey diesem Bande, als dem Sechsten, ein besonderes Titelblatt abgedruckt ist. Was der Recensent des 5ten Bandes (Anh. zum 13—24. B. S. 303) geurtheilet, gilt auch von diesem Band. Die hier erzählten und entschiedenen Rechtshändel empfehlen sich weder durch ihre Merkwürdigkeit, noch durch besondere rechtliche Ausführungen streitiger Lehren; noch durch den guten Vortrag; noch durch etwas, welches einen Anfänger sowohl, als einen erfahrnen Rechtsgelehrten reizen könnte, sie zu lesen.

Dz.

Friderich Christoph Jo. Fischer über die Probenächte der deutschen Bauermädchen. — Berlin und Leipzig bey Decker, 1780. 8 Bogen, in 8.

Von dieser Abhandlung können wir nicht nur unsern juristischen Lesern, sondern allen denen, welchen der Mensch und die Geschichte seiner Sitten wichtig ist, eine sehr angenehme Unterhaltung versprechen. „Beynahe in ganz Deutschland „(damit möchte der Verf. doch wohl etwas zuviel behaupten) „und vorzüglich in der Gegend Schwabens, die man den „Schwarzwald nennet, ist unter den Bauern der Gebrauch, „daß die Mädchen ihren Freyern lange vor der Hochzeit schon „diejenigen Freiheiten über sich einräumen, die sonst nur das „Vorrecht der Ehemänner sind. — — Sobald sich ein Bauer-

„mädchen

„mädchen seine Mannbarkeit zu nähern anfängt, so findet es „sich — von einer Anzahl Liebhabern umgeben, die so lange „mit gleicher Geschäftigkeit um seine Neigung buhlen, als sie „nicht merken, daß einer unter ihnen der Glücklichere ist. Da „verschwinden alle Uebrigen plötzlich, und der Liebling hat die „Erlaubniß, seine Schöne des Nachts zu besuchen. Er würde „aber den romantischen Wohlstand schlecht beobachten, wenn er „den Weg geradezu durch die Hausthür nehmen wollte. Die „Dorfsetiquette verlangt nothwendig, daß er seine nächtlichen „Besuche durch das Dachfenster bewerkstellige, u. s. w. Dieses sind die sogenannten Probenächte oder Kommnächte. Der Verf. setzt den Ursprung dieser Sitte in der gegenseitigen Erforschung der Ehstandstüchtigkeit, und glaubt in der Geschichte aller Völker und Zeiten Spuhren von ihrer ehemaligen Allgemeinheit zu finden. Die ausgebreite Belesenheit desselben, welche schon mehr Verwunderung erregt hat, zeigt sich auch hier in ihrer vollen Stärke; jedoch auch seine fruchtbare Einbildungskraft, welche einer einmal aufgegriffenen Hypothese weiter anhängt, als ein Leser von kälterer Urtheilskraft ihm zu folgen im Stande ist. So war es uns zum Beyspiel unmöglich, den Unterschied, welchen die Canonisten inter sponsalia de praesenti et de futuro machen, und die Ceremonie der Beschreibung des Ehebettes bey den Ehen illüsterer Personen, die durch einen Procuratorem geschlossen werden, mit jenen Probenächten so weit in Verbindung zu setzen, daß wir den Ursprung davon in ihnen hätten entdecken können.

Sf.

Vermischte Abhandlungen über verschiedene Rechtsmaterien von William Blackstone. Aus den Engländischen übersetzt. Bremen, im Verlage Försters, 1779. 10 Bogen, in 8.

Aus des Verf. bekannten Commentaries on the Laws of England sind einige Abhandlungen: 1) Von der allgemeinen Beschaffenheit der Gesetze. 2) Ueber das allgemeine Eigenthumsrecht. 3) Von der Beschaffenheit der Verbrechen und ihrer Strafen; und 4) von der Lehnseinrichtung, herausgenommen und übersetzt worden. Die Uebersetzung, welche, wie man aus der Zueignung sieht, so wie einige Anmerkungen,

von einem gewiſſen Macher verfertiget worden, iſt treu, aber nicht immer fließend.

Von Verbrechen und Strafen. Eine Nachleſe und Berichtigung zu dem Buche des Markeſe Beccaria eben dieſes Inhalts. Nebſt einem Anhange über einige neuere deutſche Schriften von dieſer Materie, in ſofern ſie ſich auf das Buch des Markeſe beziehen: beſonders über Herrn Barkhauſens Beſtreitung der Todesſtrafen. Herausgegeben von J. E. F. Schall. Leipzig, bey Hilſchern, 1779. 13 Bogen, in 8.

Soll unſere Criminalverfaſſung zu dem Grade der Vollkommenheit kommen, wo man ſie zu ſehen wünſcht; ſo iſt es, wo nicht nothwendig, doch zur Beförderung und Beſchleunigung dieſes heilſamen Zweckes dienlich, daß Schriftſteller ihre Gedanken darüber der Welt mittheilen. Jeder Beytrag darzu iſt uns dahero willkommen: und wenn ſich auch zuweilen ein Stümper mit untermiſcht; ſo werden wir doch gewiß durch andere Produkte guter Köpfe dafür ſchadlos gehalten. Dieſe Schrift können wir ohne alle Bedenken in die letztere Klaſſe ſetzen. Der Verf. iſt Philoſoph und Rechtsgelehrter; und da er helle denkt und die Sprache in ſeiner Gewalt hat, ſo weis er ſeinen mit vielem Scharfſinn entwickelten Sätzen einen Grad der Deutlichkeit und Ueberzeugungskraft zu geben, daß nur wenige Leſer ſeyn werden, die nicht größtentheils befriediget das Buch aus den Händen legen werden. Weil ſeine Schrift unter den vielen über dieſe Lehre ſeit kurzen erſchienenen, eine der vorzüglichſten; die Sache ſelbſt aber für das ganze menſchliche Geſchlecht wichtig iſt: ſo wollen wir uns bey dem Inhalt etwas mehr verweilen, als es ſonſt unſere Gewohnheit iſt. Von der Abſicht ſeine Arbeit giebt er in einer Einleitung Rechenſchaft. Man weiß, mit welchem Beyfall Beccarias Schrift aufgenommen worden iſt. Wie ſie von einer Menge Leute, beſonders von denen, die nicht Rechtsgelehrte ſind, ſo ſehr habe erhoben werden können, begreifen wir ſehr wohl; zumal da die ſich ſo neunennende Philoſophen, ſo gut wie viele andere Menſchen, gar zu gerne nach etwas greifen, was Tadel und Vorwurf gegen Juſtizverfaſſung, und die, welche darein verwebt ſind, abgeben kann. Wie aber ſelbſt Rechtsgelehrte

lehrte so gar viel Aufhebens von diesem Buche haben machen können, das haben wir uns nicht erklären können. Denn bey allen den guten und vortrefflichen einzelnen Gedanken, welche Beccaria äußert, und die wir selbst nicht verkennen, ist darinnen, um uns der Worte unsers Verf. zu bedienen, viel blendende Deklamation, die, ohne gründliche Kenntniß der Thatsachen, darüber entscheidet, immer nur nach den entferntern greift, und darüber das zunächstliegende übersieht, immer sich auf allgemeine Wahrheiten beruft, ohne ihren Zusammenhang mit dem, was itzt bewiesen werden soll, zu zeigen *) Das Schlimmste ist, daß nicht nur Beccaria sich immer das Ansehen giebt, als sage er Etwas Neues; da doch das Gute, was er hat, schon längst von Criminalisten, besonders Deutschen, weit besser gesagt worden ist; sondern daß ihm auch die Kenntniß der Gesetze ermangelt; und er daher oft Gesetze, Thatsachen, Gründe voraussetzet, die nicht vorhanden, und behauptet worden sind. Doch genug von Beccaria. Es gab einen Zeitpunkt, wo man für einen juristischen Ketzer würde gegolten haben, wenn man Etwas wider ihn eingewendet hätte: und doch schrieb in diesem Zeitpunkt ein sehr philosophischer Kopf, Schott in Tübingen, eine kleine akademische Schrift, wo er einige der Irrthümer und falschen Raisonnements des Beccaria aufdeckte. Aber eben darum, weil es eine akademische lateinisch geschriebene Schrift war, wurde sie wenig bekannt: daher sie Hr. Schall hier übersetzt liefert, sie mit seinen Anmerkungen begleitet, und am Ende von den Todesstrafen Etwas beyfügt. Schon die Bekanntmachung der Schottischen Schrift verdient Dank; aber gewiß wird sie durch die Schallischen Anmerkungen noch schätzbarer, da darinn die von Schott öfters nur kurz angeführten Gründe weiter und gründlicher ausgeführt, und zum Theil mit vielen Scharfsinn berichtiget werden. Jedem Leser Beccarias, besonders dessen blinde Nachbeter, sollten billig diese Schrift zur Hand haben, um sich nicht irre führen zu lassen. Am Ende fügt Hr. Schall noch einige besondere Betrachtungen bey, worinn er zu beweisen sucht, daß die Todesstrafe weder gänzlich abgeschafft, noch durch die Strafe der ewigen Knechtschaft ersetzet

*) Eben da diese Recension zum Drucke fertig ist, fällt uns ein Heft von des Linguets Annales in die Hände, wo von der Entstehung und dem Werthe des Beccariaischen Buchs einige Anekdoten vorkommen, die unsere Meinung bestätigen.

werden könne. Die Wichtigkeit der Sache verdient, daß wir hierüber ein Paar Worte sagen. Der Satz, so wie er hier stehet, kann, wenn man alle Gründe wohl erwägt, und — uneingenommen urtheilt, nicht geleugnet werden. Auch wollen wir zugeben, daß eine andere Strafe die Todesstrafe im Allgemeinen nicht völlig ersetze; daß die Todesstrafe einen stärkern Eindruck mache, als andere; daß sie einen Allgemeinern mache; daß sie dem Staat gegen den Verbrechen eine absolute Sicherheit gewähre; daß sie da, wo das Verbrechen begangen worden, vollzogen werde, und also einen Vorzug vor allen andern Strafen habe. Es liesse sich zwar wider diese Gründe noch manches einwenden: besonders, wenn man die daraus gezogene Folgen dagegen hält. Wir wollen diese Gründe selbst, so wie den obengeführten, darauf beruhenden, Satz völlig zugestehen. Was folgt daraus? Der Verf. sagt S. 68 selbst: „die blosse gröſsere „Wirksamkeit einer Strafe macht solche weder gerecht noch „nothwendig; es wird also der Beweis der gröſsern Wirksamkeit „der Todesstrafen nur erst alsdenn für die Nothwendigkeit „bewiesen, wenn gezeigt werden kann, daß die wirksamste „Strafe selbst nöthig ist.“ Vortrefflich! Will man also behaupten, daß die Todesstrafen bey gewissen Verbrechen nothwendig sind, so muß ein neuer Beweis geführet werden. Und woher soll man die Gründe nehmen? Die gröſsere Wirksamkeit der Strafe selbst kann keinen Grund eher abgeben, als bis bewiesen ist, daß die wirksamste Strafe nothwendig sey, das heißt, bis die Nothwendigkeit selbst erst erwiesen worden. Daß diese Nothwendigkeit im Allgemeinen erwiesen werden könne, ist nicht zu leugnen; und selbst die Gründe, welche Schott und unser Verf., in seinen Anmerkungen dazu, angeführt haben, um gegen Beccaria zu beweisen, daß und in wie ferne der Regent das Strafrecht habe, selbst diese Gründe leiten gerade auf die Nothwendigkeit und Gerechtigkeit der Todesstrafen. Aber freylich ist das Resultat dieses Beweises kein anderes, als daß die Todesstrafe nur unter gewissen Voraussetzungen nothwendig sey; und daß man ohne diese Voraussetzung nicht von einer ganzen Gattung von Verbrechen geradezu behaupten könne, daß bey ihnen die Todesstrafe schlechterdings nöthig sey, obgleich bey einer Art von Verbrechen jene Voraussetzung eher möglich seyn und öfter vorkommen kann, als bey einer andern Gattung. Unser Verf. ist andrer Meynung. Er behauptet, daß der nächste Grund der Nothwendigkeit in den Verbrechen selbst liege; daß, wenn man sage, die Todesstrafen wären noth-

wendig,

wendig, darunter offenbar nichts anders zu verstehen sey, als daß sie wider gewisse Verbrechen nothwendig wären. Diese Verbrechen sind ihm der vorsetzliche Mord, und der gewaltthätige Diebstahl unter gewissen Umständen. — Beyläufig erinnern wir, daß man dem Verf. Unrecht thun würde, wenn man glaubte, er schlösse alle andere Verbrechen aus, da er sich, ausdrücklich auf die von Bürgern gegen Bürger begangene Verbrechen einschränkt, und also Staats- und Kriegsverbrechen ausschließt. In Ansehung jedes der genannten zwey Verbrechen führt er einen Beweis; die erste und vornehmste Pflicht des Gesetzgebers gegen den Bürger ist, diesem die Sicherheit des Lebens zugewähren; und also wider die Eingriffe gegen dieselbe die allerkräftigsten Mittel vorzukehren, sobald sie die einzigen sichern sind: zu diesen Mitteln gehören die Strafen, und da vorher gezeigt worden, daß nur eine, nämlich die Todesstrafe, allgemein wirksam und sicher sey, so muß diese Strafe wider den Mord verordnet werden. Dies ist der Hauptgrund des Verf.; denn wenn er gleich noch einige andere hinzufügt, so sind sie doch nur Nebengründe. Bey Untersuchung jenes Hauptgrunds stößt man auf Zweifel, die wir mit wenigen Worten mittheilen wollen. 1) Der Verf. beruft sich auf den oben ausgeführten Satz, daß die Todesstrafe die einzige allgemein wirksame und sichere sey. So wie der Satz hier stehet, und wie er in diesem Beweise gebraucht wird, hat ihn der Verf. oben weder erwiesen; noch kann er so, unserm Bedünken nach, erwiesen werden. Um uns nicht in zu große Weitläuftigkeit zu vertiefen, wollen wir den Satz so, wie ihn der Verf. zu erweisen gesucht hat, hersetzen: die Todesstrafe ist allgemein wirksamer und sicherer, als ewige Knechtschaft, und als alle andere Strafen. Folgt nun wohl daraus, daß nur die Todesstrafe allgemein wirksam und sicher sey? Uns dünkt es nicht so. Der Beweis dieser Meynung würde zuviel beweisen. Auch andere Strafen können unter vielen Umständen eben die Eigenschaft haben, daß sie allgemein wirksam sind, wenn man gleich der Todesstrafe den Vorzug einräumte. 2) Daraus, daß die Todesstrafen im Allgemeinen, in abstracto, die sichersten Mittel wider Verbrechen sind, folgt nicht, daß sie es auch in concreto, in denen unter gewissen Umständen angenommenen bestimmten Arten von Fällen sind, (oder wohl gar in einzelnen Fällen, welche aber nicht einmal in Betrachtung kommen mögen.) 3) Der Regent muß die kräftigsten Mittel anwenden; aber wohl zu merken, so bald sie die einzigen sichern sind. Wo also

dieſe vom Verf. ſelbſt hinzugefügte Bedingniß nicht iſt, wo durch weniger kräftige Mittel der nämliche Endzweck erreicht werden kann, da braucht es nicht der kräftigſten Mittel. — Da wir uns unmöglich in weitere Ausführung unſrer Einwendungen einlaſſen können; ſo müſſen wir es bey dem, was wir geſagt haben, bewenden laſſen. Wenigſtens erhellet ſoviel daraus, daß des Verf. Beweis ſchon logikaliſch unrichtig ſey, ohne daß man nöthig habe, zu deſſen Widerlegung, pſychologiſche und Erfahrungsſätze zu Hülfe zu nehmen. Wir wiederholen aber hierbey nochmals, daß wir deshalb die Todesſtrafen nicht ganz verwerfen, und daß wir nur dafür halten, daß man den Beweis nicht eben aus einer Gattung von Verbrechen ſchöpfen, oder darauf einſchränken könne. Uebrigens iſt das, was der Verf. in der Folge, beſonders über die bey Strafen zu beobachtende Gelindigkeit, über die vorgegebene Gauſamkeit der Todesſtrafen, und ſonſt noch anführt, vortrefflich und ſichtbarer Beweis eines denkenden Kopfs. Bey dem 2ten Verbrechen, wo der Verf. die Todesſtrafe für nöthig und gerecht hält, führt er einen gleichen Beweis. Und hier ließen ſich noch mehrere Zweifel machen, wenn wir nicht abbrechen müßten, um noch Etwas von dem Anhange ſagen zu können; deſſen Abſicht die iſt, das, was in neuern Zeiten von verſchiedenen Schriftſtellern, Hommel in der neuen Ueberſetzung Beccarias, Claproth, Michaelis, Jacobi, Feder, Runde und Barkhauſen, und zwar von den drey letztern, ſo wie von einigen Ungenannten, in dem deutſchen Muſäum über Verbrechen und Strafen geſagt worden iſt, zu prüfen. Er trägt ſeine Gedanken nach der Ordnung der Materien vor, und redet 1) von den Todesſtrafen. Unter den Vertheidigern der Todesſtrafen iſt es beſonders Runde und Jacobi, und von den Gegnern beſonders Barkhauſen, deren Gründe er unterſucht. Des letztern Arbeit haben wir, wie wir offenherzig geſtehen, immer mit einigem Verdruß geleſen. Denn, außer manchem leeren und ermüdenden oft verworrenen Gewäſche, verfehlt er den Grund des Strafrechts, trägt ſchwache Gründe als wichtige vor, ſieht die Dinge meiſt nur von einer Seite an, und thut vergebliche Luftſtreiche nach Sätzen, die von Niemanden oder nur von einigen unbeträchtlichen Rechtsgelehrten behauptet werden. Es war uns daher lieb, daß er von einem Manne wie unſer Verf. iſt, zurechte gewieſen wird, welches mit aller möglichen Schonung und Beſcheidenheit geſchiehet. Beſonders hat uns die Widerlegung des von Barkhauſen und

von

von andern so oft, aber gewiß ohne die gehörige vom Verf. sehr gut entwickelte Bestimmung, behaupteten Satzes; daß die Strafen schlechterdings im Geiste des Verbrechens seyn sollen, so wie die Ausführung von der Wirksamkeit der Strafen, gefallen. Uebrigens hat er die Gründe, welche in den obengenannten Schriften für und wider die Todesstrafen vorgebracht werden, geprüft; und seinen Gründen nicht wenig Gewicht dadurch gegeben, daß er die falschen Gründe, womit mancher die Todesstrafen zu erweisen geglaubet, eigentlich aber dadurch den Gegnern nur noch mehr Waffen in die Hände gegeben hat, widerlegt und berichtigt. Ueberhaupt wird durch diese Abhandlung das, was oben vorgetragen worden ist, noch deutlicher auseinander gesetzt, und bestärkt. 2) Sagt der Verf. noch etwas von der Strafe des Diebstahls, daß dabey die Todesstrafe nicht in der Regel, sondern nur unter gewissen, von ihm oben bestimmten, Umständen, nothwendig und also zuläßig sey. Endlich fügt er 3) noch einige Betrachtungen über die Auslegung der Gesetze bey, die besonders wider die von Hommel in einer Anmerkung zu Beccaria geäußerte Meynung: daß der Richter die zu harten Gesetze zu mildern suchen müsse, gerichtet ist. Wir geben dem Verf. gerne zu, daß man ein solches Befugniß dem Richter bey gut eingerichteten Gesetzen, und bey einer guten Criminalverfassung nicht einräumen könne; sie ihm aber unter den jetzigen Umständen der Criminalverfassung nicht nehmen dürfe, so lange nicht die Gesetzgebung in unsern meisten Ländern dahin ist, wo sie von Rechtswegen seyn sollte; und folglich so lange der Richter noch mit Gesetzen zu thun hat, die auf unsere Zeiten nicht passen. Dies mag genug seyn, unsere Leser auf diese in allem Betracht interessante und gründliche Schrift, die sich auch noch durch eine gute Schreibart empfiehlt, aufmerksam zu machen, und sie zu einer unterrichtenden Lektüre einzuladen.

Eg.

Betrachtungen über die Frage: ob aus einem dem Appellaten insinuirten reichshofräthlichen Bescheide, wodurch die Appellation nur schlechterdings angenommen, die gewöhnliche Ladung aber an denselben noch nicht erlediget ward, die Prävention mit der Wirkung entstehe, daß sich Appellat bey dem Kais.

Reichshofrath in der Hauptſache einzulaſſen verbunden ſey, wiewohl ſich derſelbe ſogleich nach der Inſinuation dieſes Concluſums an das Kaiſerl. und Reichskammergericht wand, und die daſelbſt ausgebrachten Proceſſe den reichshofräthlichen Appellanten inſinuiren lies. Wien bey Herolden, 1779. 104 S. in gr. 8.

Auf der folgenden Seite ſteht:

Welche Herr Johann Baptiſt Moßer aus der kaiſerlichen und freyen Reichsſtadt Ueberlingen am Bodenſee in ſeiner öffentlichen Prüfung aus der Reichspraxis unter dem Vorſitze des K. K. öffentlichen Lehrers der Reichspraxis und des deutſchen Privatrechts, Carl Friedrich Brainl, auf dem hieſigen Univerſitätsgebäude austheilen läßt, u. ſ. f.

Daß die genaue Beſtimmung der Präventionsfälle eine der wichtigſten und ſchwerſten Materien beſonders in der Theorie des Reichsproceſſes ſey, iſt auch Anfängern bekannt. Die gegenwärtigen Betrachtungen haben einen Präventionsfall zum Gegenſtand, welcher vielleicht bey den höchſten Reichsgerichten in ſeiner Art der erſte iſt. Der Verf. führt deſſen kurze Geſchichte S. 48 u. f. an:

B** und K** haben bey den reichsſtädtiſchen Schöffenrath zu T** Proceß, beyde werden durch deſſen Ausſpruch beſchweret, beyde alſo ergreifen an Kaiſerl. Majeſt. die Appellation.

B** introduciret ſolche den 29. Julius 1776. am kaiſerl. Hoflager, erhält den 30ſten das reichshofräthliche Concluſum: detur parti appellanti petitus terminus duorum menſium ad producendum libellum gravaminum ſub poena deſertionis, läßt aber ſolches den 31. dieſes Monats durch den Reichshofraths Thürhüter dem unterrichterlichen Beſtellten zu Wien, und den 7. Auguſt dem Unterrichter ſelbſt, wie denn auch dem Appellaten, K** durch einen Notarius und zween Zeugen zur Hande inſinuiren. Nach dieſer Inſinuation geht Appellat K** mit ſeiner Appellation an das Kaiſerl. und Reichskammergericht, übergiebt

zugleich

zugleich seinen Libellum Gravaminum, erhält also den 23. August im nämlichen Jahr Appellationsprocesse, und läßt solche den 24sten dieses Monats Nachts um 10 Uhr dem reichshofräthlichen Appellanten B**, aber ohne Libell und Beylagen durch einen Kammergerichtsboten insinuiren.

Am 20. November 1777. erkennt auch der kaiserl. Reichshofrath auf Bericht und Gegenbericht Appellationsprocesse; weil sich aber K** nicht am kaiserl. Hoflager, und B** nicht am kaiserl. Reichskammergerichte zu der Hauptsache einlassen will, so wird gegen diesen der reichskammergerichtliche, wider jenen hingegen der reichshofräthliche Fiscal endlich excitiret — so steht nun die Sache.

Der Verf. behauptet in den angezeigten Betrachtungen, daß die Sache am Kaiserl. und Reichskammergerichte später, als am kaiserl. Hoflager rechtshängig, und also jenes von diesem präveniret worden sey. Plan und Ausführung sind folgende.

I. Schickt er S. 6 u. f. eine Erläuterung der Frage aus dem reichsgerichtlichen Proceßlauf in Appellationssachen voraus.

II. Setzt der Verf. S. 17 §. 27. folg zur nähern Bestimmung der Frage die allgemeinen pragmatischen Wahrheiten, wie er sagt, von der reichsgerichtlichen Prävention auseinander; a) Von Entstehung derselben 1) in Ansehung des Klägers, 2) in Ansehung des Richters, setzt die Prävention wenigstens zween Gerichtshöfe voraus, worauf die Konkurrenz haftet, eine Streitsache, in welcher beyde Theile als Klägere erscheinen können, und denn, daß eine Parthey bey diesem, die andere hingegen bey jenem Gerichte die Klage schon wirklich vorgetragen habe, und es ist nach des Verf. Meynung gleichviel, ob das vorkommende Gericht auf die Klage Processe erkannt oder abgeschlagen, ob dasselbe Bericht abgefordert, oder eine Commission erlediget, ob es endlich gar nur einen Vorbescheid, eine bloße Fristerstreckung oder was immer für einen andern Bescheid ertheilet habe. Wer sieht nicht, daß er Sätze für allgemeine und pragmatische Wahrheiten von der Prävention ausgiebt, welche in dem vorliegenden Präventionsfall von der Gegenseite für falsch und ungegründet gehalten worden sind. Dennoch soll davon bald mehreres gesagt werden. 3) In Rücksicht auf den Beklagten kommt es, da im Falle der Prävention zween Kläger, zween

Richter, und auch zween Beklagte vorhanden sind, darauf an, welcher von beyden Klägern den von ihm ausgebrachten richterlichen Bescheid seinen Beklagten zuerst zustellen läßt, und zwar wie wieder der Verf. als eine pragmatische Wahrheit voraussetzt, was es immer für ein Bescheid sey.

S. 25 u. f. bestimmt er noch einige Präventionsfälle. Wenn die Insinuationen auf beyden Seiten zur nämlichen Zeit geschähen, u. dgl.

S. 29 u. f. werden b) von den Requisiten zur Entstehung der Prävention, 1) auf Seiten des Gerichts, 2) der anhängigen Sache, und c) von den Wirkungen ihrer Entstehung, 1) bey dem Kläger, 2) bey dem Richter, 3) bey dem Beklagten lauter bekannte Dinge angeführt.

S. 50 f. führt der V. die Zweifelsgründe, wie er sie nennt, an, aus welchen dem Reichshofrathe in diesem Falle das Präventionsrecht keinesweges zuzukommen scheine.

Darauf folgen S. 59 f. die Entscheidungsgründe, welche, nach des Verf. Meinung, auf Einschreitung der Analogie und practischen Auslegung in diesem Präventionsfalle dem kaiserl. Reichshofrathe das Recht behaupten lassen. Sie kommen in folgenden Sätzen zusammen: 1) Die Römisch-bürgerlichen und geistlichen Rechte passen nur auf die altrömische, nicht aber auf die heutsche Justizverfassung, welche von jener in zufälligen Dingen merklich unterschieden ist, da bey den Römern kein andrer Weg war, den Beklagten vor Gericht zu fodern, oder demselben die gerichtliche Aufnahme der Klage bekannt zu machen, als die Citation; bey uns aber das gerichtliche Verfahren gar oft auch mit einer andern Erledigungsart anfängt. 2) Nach der practischen Auslegung, welche aus dem Tone unserer Gerichtsverfassung sprechen muß, heißt der altrömische Ausdruck: vor Gericht rufen, nichts anders, als sich erklären, daß man in der Sache Richter seyn wolle. Dieses geschieht aber, wenn der kaiserl. Reichshofrath auf das Appellantische Anrufen um einen Termin zur Ueberreichung der Beschwerden, solchen ertheilt, und sogar auf die Nichtbefolgung die Strafe der Desertion setzt. 3) Die R. H. R. O. scheint zwar auf dem alten Tone der römischen Gesetze fortzugehen: da sie aber kein fremdes, sondern ein vaterländisches Gesetz ist, und das heutsche Justizwesen zum Augenmerke hat: so muß sie auch von daher ihre Auslegung und Anwendung abwarten. Bey den höchsten Reichsgerichten läßt man nicht allein eine Citation, sondern, nachdem es die Umstände

der

der Klaggattung einrathen, auch ein Mandat, oder Appellationsproceſſe, oder Schreiben um Bericht bey dem R. H. R. die Reſcripte, Erkennung einer Commiſſion u. dgl. ergehen, und bey letzterm insbeſondere iſt das Concluſum: detur parti appellanti petitus terminus — durch die Practik, und ſogar durch die Geſetzgebung arg. legis, aus dem R. A. 1713 § 49. zur Mode geworden. Nach der Grundverfaſſung der höchſten Reichsgerichte kann alſo das Wort Citation in der R. H. R. O. tit. 2. § 8. nichts anders als der erſte Klagbeſcheid, die erſte Erledigungsart heißen. S. 74. zieht daher der Verf. auch Pütter auf ſeine Seite, indem es in den opuſc. S. 100. heiße, man könne ſich auch in jenem Falle gegen eine Stelle mit der Ausflucht der Prävention ſchützen, wo von der andern ſchon ein Remedium Devolutivum acceptirt worden ſey, welches allerdings durch das Decret: detur parti appellanti petitus terminus — geſchähe. Zu dem Ende führt er noch die Stelle S. 92. an, wo H. G. J. R. behauptet, daß deswegen die Geſetzgebung den Urſprung der Prävention von der Citation ableite, weil der Richter durch die Citation ſich erklärt, daß er die Sache übernommen, und bis zu ihrem endlichen Austrage verhandeln wolle, welches nicht durch die Citation allein geſchieht; ſondern nach dem vierten Scholion S. 53, durch einen jeden Beſcheid, wodurch der erſte gerichtbarliche Act in einer Sache ausgeübt wird. Eben ſo will der Verf. ſeine Meinung auch ſchon bey Kramern in ſeinem ſyſtemate proceſſus imperii, §. 174. gefunden haben, wo ſchlechterdings angenommen wird, daß bey den höchſten Reichsgerichten durch ein jedes Decret oder Concluſum, wenn es auch nur dahin laute — refertur exhibitum, die Prävention begründet werden könne, u. ſ. w. 4) Ein dergleichen Concluſum verbindet den Unterrichter, in der Sache ohne Begehung eines Attentats nicht weiter fortzufahren. R. A. 1713. § 49. vermuthlich wie der V. S. 80. ſagt, weil er dadurch erfährt, daß die Sache bey dem Oberrichter nunmehr anhängig ſey. Daher macht er nun den Schluß: warum ſoll nicht auch der Appellat . . . ein wahres, ein offenbares Attentat begehen, und ſich am Ende der Reichsfiskaliſchen Ahndung ausſetzen, wenn er ſich nach der Inſinuation dieſes Concluſums dennoch an das kaiſerl. und Reichskammergericht wendet?

Alle dieſe Gründe ſind, unſerer Einſicht nach, noch lange nicht hinlänglich, dem Reichshofrathe im gegenwärtigen Falle das Präventionsrecht zu behaupten. Offenbar iſt hier

nicht

nicht die Rede von der Prävention in Ansehung des Klägers, sondern nur in Ansehung des concurrirenden Gerichts und des Beklagten. In allen in Deutschland geltenden fremden und einheimischen Rechten ist die Citation als das Ziel derselben festgesetzt, welches auch dadurch keinesweges verrückt wird, daß die Gesetze auf Analoga von der Citation ausgedehnt werden. In sofern bleibt man noch immer bey demselben. Allein das Konclusum: detur parti appellanti petitus terminus — kann weder nach den Gesetzen, noch nach der Analogie derselben, oder per argumentum legis die Prävention begründen. Das erste gesteht der Verf. selbst ein, das andere wird aus dem, womit wir seine Gründe kurz beantworten wollen, von selbst erhellen. 1) Ohne uns darüber aufzuhalten, daß bey den Römern, außer der Citation, kein anderer Weg, den Beklagten die gewöhnliche Aufnahme der Klage bekannt zu machen gewesen seyn soll, (wie der V. behauptet, denn wem sind wohl die Interdicte unbekannt?) so folgt aus dem ersten Grunde mehr nicht, als daß wir nebst der Citation in unserer Proceßart, theils noch Analoga von der Citation, theils auch noch Decrete und Präparatorien haben, welche mit der Citation keine Aehnlichkeit haben. Folgt denn nun aus dieser besondern deutschen Justizverfassung, daß dasjenige, was in Ansehung der Citation verordnet ist, auch von dem zu verstehen sey, was nichts ähnliches mit derselben hat? Was den andern Grund des Verf. betrifft, so hat er a) denselben aus Pütters opusc. S. 92. §. 77. genommen: wo es heißt: siquidem rationem legis penitius inspicias, certum est, praeventionem ideo per citationem oriri, quia per hanc iudex declarat, se causſam recepisse, iudicemque in ea perpetuum futurum esse. Illud ipsum vero per solam citationem fieri posse quis adfirmet? Generatim ergo *omnia enarrata citationis similia* praeventionem efficere, nihil habet difficultatis. H. G. J. R. versteht daher nur eine solche Erklärung, welche derjenigen ähnlich ist, die von dem Richter durch die Citation geschieht, dergleichen in dem Decret: detur parti appellanti petitus terminus — nicht enthalten ist. b) Hat der Reichshofrath durch das angeführte Konclusum noch nicht erklärt, daß er in der Sache Richter seyn wolle, da dasselbe eine bloße Fristerstreckung enthält. Stellt sich der Verf. die Sache so vor, daß eben dadurch, weil das Reichsgericht die Fristerstreckung ertheilt hat, auch Willens gewesen seyn müsse, mit der Zeit den Libellum Gravaminum anzunehmen, so haben wir nichts dage-

gen.

gen. Allein diese Erklärung geht weiter nicht, als daß dasselbe Willens sey, mit der Zeit, nämlich nach überreichtem Libello Gravaminum in der Sache Richter zu werden, nicht aber, daß dasselbe schon von nun an Richter seyn wolle, indem dieses der Natur der Sache nach nicht seyn kann, so lange noch keine Klage vorhanden ist. Das dritte Argument des V. ist aus dem, was wir bisher angemerkt haben, leicht zu widerlegen. Auf das vierte werden wir hinlänglich geantwortet haben, wenn wir zeigen, daß zu viel daraus folge. Der Unterrichter begehet eine Attentat, wenn er nach interponirter Appellation in der Sache fortfährt: sollte nun daher auf die Prävention in Ansehung des Appellaten geschlossen werden können; so müßte schon nach interponirter Appellation Prävention vorhanden seyn. Wer wird aber dieß behaupten? es wird also augenscheinlich mehr zum Daseyn der Prävention erfordert, als hinlänglich ist, dem Unterrichter zu verbieten, in der Sache ferner fortzufahren. Der V. hat selbst die Schwäche des Arguments gefühlt, und deswegen die Rechtshängigkeit der Sache bey dem Oberrichter für eine bloße Muthmaßung angegeben, weswegen der Unterrichter nach dem ihm insinuirten Koncluso: detur parti appellanti petitus terminus — in der Sache nichts weiter verfügen kann.

S. 88 f. sind Hauptbegriffe aus der ganzen Practik der beyden höchsten Reichsgerichte zur öffentlichen Prüfung des Defendenten beygefügt. Sie enthalten nur kurze Sätze zur Disputirübung.

Ob.

Das Recht der Handwerker, nach allgemeinen Grundsätzen, und insbesondere nach den Herzogl. Wirtembergischen Gesetzen entworfen von Johann Friedrich Christeph Weisser. Stuttgard, 1779. Ohne Vorrede und Reg. 500 S. 8.

Wir loben an diesem Werke nicht nur die Unternehmung, weil wir so wenig vollständige Schriften vom Rechte der Handwerker haben; sondern auch den Plan und die Art der Ausführung. Der Verf. hat nicht gemeine schriftstellerische Talente, einen großen Vorrath von alter und neuer Litteratur, und ausgebreitete Kenntnisse, nicht nur in den Wirtembergischen

bergiſchen, ſondern auch gemeinen Rechten. So viel Rückſicht auch der V. auf die Wirtemb. Geſetze und Ordnungen genommen hat, ſo hat er doch alles, was aus den gemeinen Geſetzen, beſonders den Reichsgeſetzen, zu ſeinem Gegenſtande gehört, auch ſorgfältig ausgeführt, öfters auswärtige Landesgeſetze angeführt, und ſein Werk für jeden deutſchen Rechtsgelehrten ſo brauchbar gemacht, daß wir es durchaus als ein klaſſiſches Handbuch empfehlen können, welches beſonders durch die Beſtärkung faſt aller Sätze mit Geſetzen einen großen Vorzug erhalten hat.

Um unſere Leſer etwas genauer mit dem Werke bekannt zu machen, legen wir ihnen kürzlich den Inhalt der zwölf Abſchnitte mit wenigen Anmerkungen vor. I. Von Handwerkern überhaupt. Beſſer wäre es nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, welchen auch die Reichsgeſetze haben, geſagt: von Handwerkern; der Unterſchied derſelben von Profeſſionen, Künſten und Wiſſenſchaften hätte hier erwähnt werden ſollen. II. Vom Handwerksrechte. Unter den Wirtembergiſchen Geſetzen hätten die Communordnungen und der Landtagsabſchied von 1718 auch eine Stelle verdient; bey den Handwerksordnungen hätten wir gewünſcht, eine Ausführung von dem Rechte, ſolche zu errichten, abzuändern und aufzuheben, zu leſen, wovon anderswo, wo man es nicht ſucht, zerſtreute Nachrichten vorkommen. Das Verzeichniß der Schriftſteller könnte aus dem Lipen und den Schottiſchen Supplementen noch mit einigen vermehrt werden. III. Von der collegialiſchen Form der Handwerker. Sehr gut, beſonders von Handwerksladen; nur vermiſſen wir die Anwendung der allgemeinen Collegialbefugniſſe auf die Handwerkscollegien. IV. Von den obrigkeitlichen Rechten in Handwerksſachen. Cap. 1, von den Rechten der höchſten Landesobrigkeit in Handwerksſachen. Cap. 2. von den Rechten der Municipalobrigkeiten (beſſer Stadtobrigkeiten) in Handwerksſachen. Unter jene rechnet der Verf. die Ertheilung des Zunftrechts und Beſtätigung der Handwerksartikel, und die Aufhebung oder Diſpenſation gegen dieſelbe. Ob nicht auch die Verfertigung der Handwerksordnungen, Ertheilung gewiſſer Privilegien, z. E. Sigille, u. dgl. hieher gehören, möchte manchem der Zweifel kommen. Die Abſtellung der Handwerksmißbräuche gehört eigentlich der Landesobrigkeit; nur die Vollziehung der von dieſer darüber gemachten Verordnungen ſteht den mittleren Obrigkeiten zu. V. Von der

Zunft-

Zunftgerichtsbarkeit. Sie besteht in der Befugniß bey entstehenden Streitigkeiten die erforderliche Untersuchung vorzunehmen, und einen Spruch zu ertheilen, auch Strafen anzusetzen, welche aber anders nicht als unter gewissen Einschränkungen, und der Obrigkeit untergeordnet, zusteht. VI. Von Lehrjungen. VII. Von Gesellen. VIII. Von zünftigen Meistern. Besonders gut sind die Meisterstücke, die Rechte der Meisterssöhne und Meisterswittwen; daß der bey Prüfung der Barbierer und Bader zwischen dem Lande ob und unter der Staig gemachte Unterschied, durch die Errichtung der 3ten Lade ganz aufgehoben sey, wie S. 164. not. u) behauptet wird, scheint der Verf. zu eigenmächtig entschieden zu haben; uns scheint der Schluß nicht ganz richtig, und möchte wohl das Verfahren, nach des Verf. Meinung, von Seiten des einen oder andern prüfenden Collegiums, Protestationen nach sich ziehen. IX. Von unzünftigen Meistern; z. E. Hofhandwerkern, Freymeistern, von denen, welche auf ihr Bürgerrecht arbeiten. Die Buchbinder sind im Wirtembergischen nicht Freymeister. X. Vom Zunftzwange, theils gegen die, welche nicht in der Zunft stehen, wenn sie pfuschen, stümplen oder haustren, theils gegen die, welche in der Zunft stehen, wenn sie z. E. ihre verfertigten Waaren nicht in der gehörigen Ordnung verkaufen, oder in fremden Häusern nach Arbeit fragen. Sehr sorgfältig ist der XIte Abschnitt, von Treibung des Handwerks, ausgearbeitet, wo zuerst vom Handwerkskram von Haus aus, an Jahrmärkten und Wochenmärkten, sodann von der Handwerksarbeit, Werkzeug, Werkstatt, Feyertägen u. dgl. sehr gründlich gehandelt wird. Der XIIte Abschn. ist allein dem Wirtembergischen Handwerksrechte gewidmet, und handelt in der 1sten Abtheilung von den gemeinschaftlichen Rechten und Verbindlichkeiten aller Handwerke im Verhältniß mit andern Unterthanen, in der 2ten aber von den Rechten und Verbindlichkeiten einzelner Handwerke. In der letztern wird sehr genau ein Handwerk nach dem andern, und dessen Rechte angeführt. Nur wundern wir uns, daß der V. der Apotheker durchaus nicht anders, als einmal im Vorbeygehen § 198 erwähnt, da sie doch nach dem § 1. gegebenen Begriff eines Handwerks, auch hieher gehören, und wegen ihrer Verwandtschaft mit Kaufleuten, Krämern und Materialisten, und der besondern Leichtigkeit ihrer Handthierung besondere Aufmerksamkeit verdienen. Als Beylagen sind beygedruckt: I. Wirtb. Müllerordnung von 1729. II. Wirtb. Kammmacher-

chterordnung von 1741. III. Wirth. Bierbrauerordnung von 1618. IV. Auszug aus der Ordnung für das Wirtembergische Schifferthum zu Schillach von 1766. V. Schema repartitionis 9 mittelmäßiger Handwerke in Wirtemberg von 1764. VI. Regulativ wegen der Leg- auch Ein- und Ausschreibgelder von 1765. VII. Kaisers Ferdinandi III. Privilegium für die Papiermacher von 1656.

Mit Vergnügen sehen wir mehrern Beyträgen des V. zu Erläuterung der deutschen Rechte entgegen.

Im.

3. Arzneygelahrheit.

Neues Magazin für Aerzte. Ersten Bandes Viertes Stück. Herausgegeben von E. G. Baldinger, Prof. zu Göttingen. S. 96.

Den Anfang dieses Stücks macht eine sehr gut geschriebene Krankheitsgeschichte, die Herr Hofmed. Wichmann den Lesern des Magazins, als ein medicinisches Räthsel vorlegt. Ein Räthsel muß ganz erzählt werden, daher ist es auch, wegen der mancherley verwickelten Umstände, keines Auszugs fähig. Nach Recens. Vermuthung, war wohl in der Brust irgend eine stockende Feuchtigkeit vorhanden, die durch ihre Schärfe zu Zeiten ein krampfichtes Asthma, und in der Folge eine Brustwassersucht, erregen mochte. 2) **Bemerkung eines Urins mit blauem Bodensatze von D. Westendorf.** Eine Kranke zwischen 50—60 Jahren, hatte in den letztern 20 Jahren öftere abwechselnde Anfälle von langem Wahnsinne und Gicht erlitten. In einem 4 monathlichen Anfalle von der letzten fand Hr. W. die Kranke hager, mit einem schleichenden Fieber, und einigen Gichtknoten. Sie bekam einen Trank von Klettenwinzeln mit Kalkwasser; endlich den Huxhamischen Spießglaswein. Während diesem erleichternden Gebrauche bemerkte sie einen blauen Bodensatz im Harnglase. Goß man von dem graublaulichen, auch grünlich blauen Satze, den blassen, trüben Harn von einem alkalischflüchtigen Geruche ab, und frisches Wasser wieder hinzu; so nahm der Satz die Farbe eines hellen Berlinerblaues an, und behielt sie auch trocken.

In

In 8 folgenden Tagen hatte er noch dreymal Gelegenheit, daſſelbe wahrzunehmen; worauf jener ſich verlohr. Die Haut wurde feuchte, der häutige, klebrigere, ohne Schmerzen nicht abzuwiſchende, Schweiß bildete über den ganzen Körper eine kalchichte Rinde, davon man zu Zeiten Hände voll im Krankenbette fand. Löſte man etwas davon im Salpetergeiſt auf; ſo erhielt man durch die Blutlauge einen ſchönen dunkelblauen Niederſchlag. Die Gichtknoten verlohren ſich gröſtentheils, ſo wie auch der Wahnſinn: die hergeſtellte Kranke hatte in den folgenden Jahren nur gelinde Gichtanfälle. Eine Harnſtrenge war (wie bey Bianchi) hier nicht. Der flüchtig alkaliſche Geruch war, nach 6 Stunden, zugleich mit der blauen Farbe, ſchon merklich. Mit Recht hält Hr. W. die Grundtheile des Berlinerblaues im mehreſten Harne gegenwärtig, und der critiſche Bodenſatz bey Gichtiſchen, und auch hitzigen Fieberkranken, werde durch etwas Mingralſäure und Blutlauge blau. Die zur blauen Farbe erforderliche Modification des Brennbaren ſey noch problematiſch: doch müſſe wohl vor jener Erſcheinung die Entwickelung des flüchtigen Laugenſalzes vorhergehen. 3) Anzeige neuer merkwürdiger Schriften, wie gewöhnlich, kurz, aber gründlich. 4) Anzeige neuer akademiſcher Schriften. 6) Hrn. Prof. Baldingers Zuſätze zu Hr. Möhſens Verzeichniß von Kupferſtichen und Holzſchnitten von Aerzten. Solche Blätter werden hier angezeigt, die Hr. B. beſitzt, und in dem gedruckten Verzeichniſſe von Hr. M. fehlen. Der Plan dieſer Sammlung iſt nach dem vom Hrn. von Haller entworfen; die Zuſätze ſind ſehr ſtark (von 20 Seiten) und oft ſind kleine, ſchätzbare Bemerkungen beygefügt. Die Liebhaber ſolcher, für die medicinische Litteratur wichtiger, Sammlungen ſind Hrn. B. für ſeine Bemühung vorzüglichen Dank ſchuldig. 6) J. P. Lehr Verzeichniß von Bildniſſen meiſt berühmter Aerzte. Auch Zuſätze zu Hrn. Möhſens Verzeichniſſe aus Hrn. L. eigener Sammlung; (25 Seiten ſtark). Selten möchte wohl ein Studirender, (wie Hr. L.), ſo viel Neigung und thätigen Eifer für eine ſolche Sammlung haben; beydes iſt ihm allerdings rühmlich. 7) Geſchichte der Krankheit eines Mannes nach dem Biſſe eines tollen Hundes. Die von einem tollen Hunde gemachte Wunde bey einem 40jährigen Manne heilte, nach gebrauchten bewährtgehaltenen Mitteln eines Jägers, bald zu. Acht Wochen nach dem Biſſe fühlte er an derſelben ein beſchwerliches Jucken, und einiges Aufſchwellen.

In der 10—11ten Woche befiel ihm, als er trinken wollte, unaussprechliche Beklemmung; er erbrach viele süßlich bittere, grünliche Galle; und das Trinken, schon der Name davon, war ihm unerträglich: harte Speisen verschlang er ohne Mühe. Der Puls war langsam und klein, die Haut trocken; die Zunge, Strohhalmsdick, mit gelben Unreinigkeiten, die entsezlich rochen, bedecket; das Blut ganz natürlich. Eine Emulsion aus Campher, Biesam und Salpeter brachten ihn nach einigen Stunden dahin, daß er seinen großen Durst mit Wasser, doch unter einem sichtbaren Widerwillen, loschen konnte. Darauf aber mußte er sich vielfältig im Bette, vom Kopfe zu den Füßen, und umgekehrt wieder, sehr schnell herumwälzen: dabey war er jedoch völlig vernünftig. Blasenpflaster konnten wegen des beständigen Herumwerfens nicht angebracht werden; weswegen auch die Mercurialmittel nicht recht gebraucht werden konnten. Der Kranke trank die Nacht hindurch, doch mit Abscheu, ziemlich viel, sprang oft mit Heftigkeit auf; endlich lag er ganz still, sprach bisweilen verwirrt, und starb gegen 11 Uhr Morgens. — Man hätte den Kranken vielleicht zur Zeit des Juckens der Wunde noch retten können. Vermuthlich blieb das Gift so lange im zellichten Gewebe, bis mehrere Theile assimilirt, und zum Einsaugen geschickt wurden. Diesen Zeitpunct zeige das Jucken an. Die Erscheinungen bey den eingepfropften Blattern machten dieß wahrscheinlich. — Warnung wider die gepriesenen specifischen Mittel. — Ursachen ihres Credits. — Die Krankheit sey krampfhaft: einen Nebenbeweis davon gebe die immer bemerkte Unordnung in der Leber und Galle; grüne Galle zeige fast immer zuverläßig Unordnungen im Nervensysteme an; nicht eine Säure. 8) Vermischte Aufsätze vom Hrn. Prof. Baldinger; sie sind alle schäzbar, und für den Litteratoren, bey Hrn. B. ausgebreiteter, gründlicher Litteraturkenntniß, sehr brauchbar. Recens. würde sie besonders anzeigen, wenn er nicht glaubte, daß die meisten Leser der A. D. Bibl. dies so geschäzte Magazin selbst besitzen würden. 9) Anzeige, daß das Judenpechöl auch schon in E. gebraucht werde. 10) Anekdoten; sie sind sehr unterhaltend, und einige entrunzeln gewiß, auch bey dem stärksten Spleen, die Stirn; doch ist es sehr gut, daß man alles, hier im Magazin vorkommende, (wie Hr. Wichmann oben anführt,) als unter uns Aerzte im Vertrauen gesagt, annehmen kann.

Neues Magazin für Aerzte. Ersten Bandes Fünftes Stück. Herausgegeben von E. G. Baldinger, Prof. in Göttingen. S. 96.

Das vor uns liegende Stück enthält: 1) Anfrage eines Kranken an den Herausgeber des Magazins, mit diplomatischer Genauigkeit kopirt, nebst Antwort. Der Kranke ist ein Gelehrter aus dem katholischen Deutschlande, und das Uebel wohl bloß eine tief eingewurzelte hypochondrische Grille, bey deren Erzählung das keimende Lächeln durch Mitleid vermischt wird. Bey der ersten Frage, über das erwiesene Daseyn von Amphibien im Darmcanale, führt Hr. B. sehr viele hieher gehörige Fälle an, von denen viele schon als offenbarer Betrug erkannt; aber auch selbst die glaubwürdigsten, als die von Monti, Zwinger und Batigne, nach einer gegründeten historischen Bezweifelung ausgesetzt sind: noch unglaublicher sey die Fortpflanzung solcher Thiere im Darmcanale, und die vermeintlichen Beweise ihres Daseyns, das Quacken, sind ein Murren im Unterleibe von Blähungen. Bey der zugegebenen Existenz der Amphibien würde man vermuthlich auch starke Laxirmittel zu ihrer Austreibung geben müssen. 2) Gedanken über den Antheil, den die Vollblütigk an den Blutflüssen aus der Mutter hat; über ihre wöhnlichen Ursachen und sichersten Mittel. Die scheinende Vollblütigkeit ist weit öfter die Ursache der Blutflüsse, als die wahre; diese finde nur bey hartem festem und mangelnden Unordnungen in praecordiis statt; der entgegen gesetzten Beschaffenheit, wozu sich grö barkeit geselle. Bemerkt man, nebst der Vollblü chen gallichter oder anderer Unreinigkeiten, ol Eingeweide, so würde jene durch diese allein oder doch verschlimmert. Wahre Vollblütigkeit an sich erzeugt keine Krankheit, wenn sie nicht in stärkere Bewegung gesetzt wird; bey ihr allein ist das Aderlassen heilsam, die aus dieser bewegten Vollblütigkeit erwachsenden Blutflüsse sind nicht so gefährlich, und lassen sich leichter durch Aderlaß, Salpeter, und bey Krämpfen, durch zugesetzten Kampfer, stillen, und die Mißfälle verhüten. — Gegen die scheinbare Vollblütigkeit dienen Mittel, die dem Nervensystem seine zu große Empfindlichkeit benehmen, und es nebst allen festen Theilen stärken; die Rinde, Eisen, Quassia, besonders das Hallersche saure

Elixir, nicht selten mit Sydenhams Laudanum verbunden; das Aderlassen ist sehr schädlich, auch der Salpeter, zu häufige Abführung, warmes Getränk. Alles dies gilt auch von den so sehr starken, aus dieser Ursache entstehenden, Blutflüssen, die mit beträchtlichen Krämpfen verknüpft sind. Vom Mohnsafte, mit Mineralsäuren gegeben, sey hier nicht Gutes zu erwarten, (die Gründe hierzu scheinen bloß theoretisch: man könnte dagegen antworten, daß die Säure die Wallung vom Mohnsafte hinderte, und diesem bloß seine krampflindernde Kraft ließe. Aber dieß bey Seite gesetzt, so reden Erfahrungen für seine Mischung, wie Askow sehr gut gezeigt hat; auch kann Rec. dieß aus seiner eigenen Erfahrung bey Blutflüssen bekräftigen; besonders rettete er dadurch eine Entbundene dicht am Rande des Grabes); die Vitriolsäure allein hergegen sey ein vortreffliches Mittel, auch bloß mit Veilchensaft vermischt; darneben auch ein concentrirtes Decoct der Peruv. zu gebrauchen. Selbst der Alaun sey sehr gut, auch wenn er Verstopfung mache, da jeder Stuhlgang fast allemal neue Krämpfe errege; deshalb wage er auch nicht, bey diesen Zufällen Clystiere zu geben. (Rec. glaubt hergegen, daß ein flüßiger, durch keine Reizung bewirkter, nicht mit Schmerzen, bey Oeffnungen, verbundener, Leib immer heilsamer sey, als Verstopfungen, die theils durch den Reiz des verhaltenen Unraths, theils wegen der, deshalb sich anhäufenden Blähungen, theils wegen des alsdenn nicht ganz freyen Blutumlaufs in diesen Theilen stärkere Krämpfe erregen können, als gelinde Oeffnungen.) Aeußerlich sey der Eisenvitriol nicht genug zu rühmen: 1—2 Loth in wenig warmen Wasser aufgelößt, müßten sich in Tücher ziehen, die, in die Gestalt eines Mutterzäpfchens zusammengedreht, so weit hereingebracht würden, als es immer möglich wäre: oft lasse darnach der Blutfluß schon in der ersten Viertelstunde merklich nach, ohne irgend zu schaden; verhütet auch die sonst gewöhnlichen Vereiterungen. Dieses Mittel müsse wenigstens 12—24 Stunden fortgesetzt werden. — Wenn die Empfindlichkeit sehr groß sey; so könne man die kalten Essigumschläge nicht gut vertragen, weil das dadurch erregte Schaudern bisweilen das Bluten vermehrte. (Leake behauptet, durch Erfahrung unterstützt, das Gegentheil: und bloße Theorie kann hier nicht entscheiden; auch könnte man ihr entgegen setzen, daß die am leidenden Orte unmittelbar erregten Krämpfe, die blutenden Gefäße verschließen könnten. — Unter den äußern Mitteln hätten auch wohl die von Hr. Mertens im Blutspeyen vorgeschlagenen

ſchlagenen, Blaſenpflaſter eine Erwägung verdient.) Wahrſcheinlicher Nutzen des Eiſenvitriols bey Mutterverſchlaffungen, nach der Entbindung, nebſt kalten Umſchlägen. — — Bey gallichten Unreinigkeiten ſind, nebſt den ſcheinbaren Zeichen einer Vollblütigkeit, eine unreine gelbe Zunge, ein bitterer Geſchmack, übler Geruch aus dem Munde, Schwindel und Kopfweh, Mangel der Eßluſt, auch wohl Uebelkeit, Durſt, und Verlangen nach ſauern Sachen, vorhanden. Säuren, Weinſtein, Tamarinden, Glauberſalz, ſind hier vortrefflich, und wenn ſie nicht hinreichen, der Brechweinſtein. Eben dieſe Cur erfordern die, mit jenen Kennzeichen verſehenen, Blutflüſſe, in auch außer der Schwangerſchaft. — Nachdrückliche Warnung gegen das Blutlaſſen; ein Fall zum Beweiſe, wobey das Eiter aus der Scheide und dem After zugleich abgieng. — — Bisweilen könne hier doch das Blutlaſſen nützlich ſeyn. — Finden ſich, bey obigen Mitteln, ſtärkere Neigung zur Uebelkeit ein, ſo ſeyen 4—10 Gran Brechwurz, oder auch Brechweinſtein, ſehr heilſam; auch ſelbſt bey Schwangerſchaften. — Die alle 2—3 Wochen erfolgende, mit Schmerzen verbundene, Reinigung rühre oft von der Galle. — Die ſcheinbare Vollblütigkeit von Verſtopfungen im Unterleibe entſpringt bey der geringen Menge des Blutes, von ſeinem erſchwerten Durchgange; und führt immer eine zu große Reizbarkeit mit ſich: zu Zeiten ſind aber auch die Eingeweide nur krampfhaft zuſammengezogen, noch nicht verſtopft. Rec. verweißt, wegen der Curart, auf die ſchätzbare Abhandlung ſelbſt, die von Aerzten verdient wohl erwogen zu werden. Der Verf. widerräth noch zuletzt, im 2-4 Monathe der Schwangerſchaft, bey Blutſtürzungen, die Ausziehung der Frucht, da dieſe theils durch genaue Anwendung der innern und äußern Mittel, oft gegen alle Vermuthung erhalten wird; oder wenn der Mutterkuchen ſich zu ſtark abgeſondert hat, ſo geht das Kind, nach gänzlichem Aufhören des Blutens, erſt nach mehrern Stunden, bisweilen den 2-3 Tag, faſt trocken, ohne ſonderliche Empfindung, welk, und gleichſam zuſammengeſchrumpft, ab. Vom 6ten Monathe an hingegen, muß man, wenn die gehörigen Mittel gegen den Blutfluß nicht wirken, zur Ausziehung ſchreiten, da wohl ohnedem, bey ſo heftigen Blutflüſſen, der Tod des Kindes die natürliche Folge ſeyn würde. 3) Auszug aus Linnee Diſſert. de Viola Ipecacuanha, von Hrn. v. Waſſerberg. 4) Auszug aus J. A. Davies Epiſt. gratul. de Amygdalis, et oleo amarorum aetherco. Lipſ. 1776. von Ebend.

Zehn Pfund der, mit der braunen Haut versehenen, bittern Mandeln gab etwas weniges, auf dem Boden befindliches ätherisches, sehr bitteres, auf der Zunge sehr brennendes Oel, bey der Destillation. Ein Finke starb von einem einzigen Tröpfchen. Der Darmcanal war entzündet, und Blut unter der Hirnhaut ausgetreten. Ein Frosch verließ sogleich das Weibchen in der Begattung, und schien mit dem Tode zu ringen, erholte sich aber wieder im Wasser. Der V. vermuthet in Nervenkrankheiten, Lähmung der Zunge, Ohnmachten, Mutterbeschwerden, einigen Nutzen davon; es ist in Hamburg bey Herr Ohrtmann zu haben. 5) Auszug aus einem Schreiben des seel. Gladbach, die damals (1725) erst bekannt gewordene Einimpfung der Blattern betreffend. Die Inoculation habe gar keine Vortheile vor den natürlichen Blattern, die Eingeimpften seyen eben so krank, behielten auch ebenfalls Gruben, als andere, u. s. w. 6) Ueber die Holzschnitte zu Vesals Anatomie; sie befanden sich 1778 in Leipzig. 7) Litterarische Anfrage wegen Sauvages nouv. Classes de maladies. 8) Die medicinische Facultät zu Nancy von 1779. 9) Ein Etymologicum parvum für schreibende Aerzte, das einige äußerst eingerissene Sprachfehler rügt. 10) Dritter Zusatz zur Geschichte des Specifici americani antipodagrici. Hr. D. H. in G. befreyete einen Reichsgrafen vom allereingewurzeltesten Podagra dadurch, wovon er nun schon lange Zeit befreyet ist, ob er gleich so kontract war, daß er sich von einem Zimmer in das andere mußte tragen lassen. 11) Kurze Recensionen medicinischer und anderer merkwürdigen Schriften; von der schon bekannten innern Güte. 12) Anzeige neuer Bücher in mehrern Sprachen. 13) Anzeige neuer Dissertationen. 14) Anekdoten. Sie verdienen, bey der Unterhaltung, auch die aufmerksame Beherzigung mancher Aerzte, und flüchtiger Recensenten.

Neues Magazin für Aerzte. Ersten Bandes Sechstes Stück. Herausgegeben von E. G. Baldinger, Prof. zu Götting. S. 94. 8.

Den Anfang dieses Stücks macht eine musterhafte Beobachtung von einem innern Wasserkopfe, vom Hrn. Hofmed. D. Buchholz, der bereits durch seine medicinische, besonders chemische Schriften, unsern Lesern rühmlichst bekannt seyn wird. Ein zwölfjähriges, schwächliches, hageres kleines

Mädchen,

Mädchen, das schon seit 2 Jahren den Kopf beständig vor sich hängend trug, klagte seit dem Maymonathe 1779 über Reißen im Kopfe, und dem rechten Arme, bis zu Ende des Junii. Im Anfange des Julii wurde die Kranke still und traurig, hatte öfteres Uebelseyn, obgleich die sonst gewöhnliche Eßlust; den 29sten brach sie sich, und hatte Schauder und Hitze; der Puls war wenig fieberhaft; ihr Geschmack bitter, der Kopfschmerz in der Stirn gegen den Wirbel anhaltend, nebst einer Röthe der Wangen. Sie erhielt Weinsteinrahm; den andern Morgen Hurh. Brechwein, worauf sie sich siebenmal brach. — Sie klagte nicht über Hitze oder Durst, wohl aber über einigen Frost und Kopfschmerzen; war immer müde, sprach wenig, aß nicht; behielt die Neigung zum Erbrechen, und war, nach dem Aufstehen schwindlich. Sie bekam Hofm. Elixir mit Münzenöl, und eben dieses, nebst Wedels Bezoardöl zum Einreiben. Den 1sten Aug. hatte das Erbrechen nachgelassen, fand sich aber den 4ten wieder ein, wogegen sie ein Magenpflaster bekam. Den 6ten (so wie den 7ten) schien sie nicht mehr den völligen Gebrauch der Sinne zu haben; der Puls fieberhaft; Zittern der Hände; seufzendes Athemholen; stets rothe Wangen. Bey der Vermuthung des innern Wasserkopfs verordnete Hr. B. den 7ten ein großes Blasenpflaster zwischen die Schultern, und eine Mixtur aus auflößbarem Weinstein, Honig und etwas wenigem Brechwein. Den 8ten völliger Verlust der Sinne; der Puls langsam und unordentlich, (wie beym Schlagflusse,) Knirschen mit den Zähnen, öfteres Schreyen; den 9ten unwillkührlicher Abgang des Harns und der Stühle; man legte noch Blasenpflaster auf die Fußsohlen, und vierfachen, in Essig, Salmiakgeist und Campherspiritus getauchten Flanell, alle 3 Stunden frisch auf den Kopfwirbel. — Mangel des Schlingens. — Den 10ten langsamer Puls, höchste Verwirrung des Verstandes, und Schläfrigkeit; Steifheit; starres Auge; Nachmittags: Zucken, und Flechsenhupfen. Der Puls klein und geschwinde; heftige Convulsionen; den 11ten früh der Tod. Bey der Leichenöffnung fand man die schildförmige Drüse sehr groß angewachsen. Die Hirnsuturen waren nicht von einander getrieben; noch der Kopf sehr groß; zwischen der Hirnschale und den Häuten kein Wasser; aber ihre Blutgefäße sehr aufgetrieben. — Die Hirnrinde von gesunder Consistenz. Das netzförmige Adergeflechte fast aschgrau. Aus der rechten vordern Hirnkammer flossen 2 Unzen helles flüßiges Wasser, und aus der linken eben so viel röthliches Wasser. Die Blut-

gefäße des kleinen Gehirns waren sehr aufgetrieben; unter diesem fand man noch 3 Loth röthlicher Feuchtigkeit. Im Herzbeutel 4 Unzen klarer Feuchtigkeit; auf der Oberfläche der Lunge waren kleine hirsenförmige scirrhi wie gesäet, und in derselben viele Knoten ohne Eiter. Der viele Abgang war den Haasenlorbeern gleich. Die Gekrösdrüsen verhärtet und von der Größe der Zuckererbsen, bis zu der von kleinen Bohnen. Um die Mutter herum einige schwärzliche Stellen. — Das Licht konnte die Kranke noch 6 Tage vor dem Tode völlig vertragen. 2) Des Herrn L. A. Wagler Beobachtungen und Anmerkungen über Ruyschii musculum orbicularem uteri. Hr. Prof. Baldinger fand in Coyausen Lucina Ruysch. vom seel. W. die Bemerkung beygeschrieben: er habe Ruysch vorgegebenen Muskel gesehen; er besitze selbst eine umgekehrte Mutter einer Wöchnerinn, worinn man die parallelen Zirkelfalten wahrnehmen könne, die jedoch vom Mutterkuchen entfernt waren. Vielleicht entstehe dieser sogenannte Muskel von einer ungleichförmigen Zusammenziehung der Mutter. — Zuverläßiger sey der dem Cremaster ähnliche, von Winslow schon erwähnte Muskel, der den runden Mutterband begleitet; u. s. w. (Nach neuerlichen Nachrichten hat doch nicht Hr. Hunter, sondern Prof. Loder die Waglerischen Präparate bekommen.) 3) Sieben kleine Abhandlungen eines Ungenannten; a) Symptomatischer Kopfschmerz, der in den faulenden Fiebern 1775 im Jul. und Aug. nicht selten 3 Tage mit äußerster Strenge anhielt. Zehn Tropfen der Mischung aus 1 Scrup. flüßiges Laudanum und ½ Quent. Vitriolnaphthe vertrieb es, oft das erste, wenigstens das 2—3mal; auch im idiopathischen Kopfwehl, das nur nicht von Vollblütigkeit entsteht, hilft die Mischung; auch das Oviat allein. — b) Sudor colloquativ. nach einem hitzigen Gallen- in ein Tertian verwandeltem Fieber; die besten bekannten Mittel halfen nicht; viel Schweinefleisch hielt den Schweiß ein Paar Tage zurück. Er gab ein abführendes Decoct von 1 Unze Chinarinde, und 8 Gran Eisenvitriol in Rheinwein; das sich nun einfindende schleichende Fieber hob er durch die Rinde, Milchzucker, Salpeter und medicinischen Spießglaskönig. c) Beantwortung der Frage: ob das Vorrücken des Anfalls der Wechselfieber ein gutes Zeichen sey; das Gegentheil wird mit Recht behauptet. — Das Seitenstechen werde oft durch Brechmittel glücklich gehoben; vermuthlich gilt dies wohl nur bey dem gallichten, nicht wahren entzündlichen Seitenstechen.) Die Beyspiele aufgelößter [illegible]

typen sind nur Beyspiele einer geheilten Hypochondrie, weil bey dieser, fast alle, jenen zugeschriebene, Zufälle, vorkommen. — Die Fieberrinde, im Froste gegeben, sey mehrentheils vom schlimmen Erfolge. d) Vom Sublimat. Turner habe 10—15 Tropfen einer Mischung von 1 Quent. Sublimat, mit einer Unze Weinstein gerathen; auch das rohe Queckſilber mit Terventhin abgerieben. Eine Pillenmasse von rohem Queckſilber, Resina liquor. Seiffe, Ammoniakgummi, Bernsteinsalz, Spießglas- Goldschwefel solle zwar keinen Speichelfluß verursachen, er erfolge aber doch auch. — Von Murale habe schon eine Pillenmasse von arabischem Gummi und Queckſilber gegeben. e) Vegetation vom Campfer. ½ Quent von diesem auf 1 Quent des in einem cylindrischen Tropfenfläschchen befindlichen Scheidewassers geworfen, schienen in drey Tagen nicht verändert. Hierauf that man 1 Quent höchstgereinigten Weingeist hinzu, schüttelte die Mischung und ließ sie 2 Tage stehen. Der Campfer bildete nun kleine Figuren, wie abgehauene Tannenzweige, oder wie der vergrößerte Staub der Schmetterlingsflügel. — Ebenfalls bildet die Glauberſalzauflösung, in einen neuen glasirten Topf gegossen, nach einigen Tagen ganz andere Crystallen, als sonst gewöhnlich; ein Theil dringt, als Büschel, oder gekräuselte Straußfedern, durch den Topf durch. f) Noch ein Exempel von Verblutung vom Zahn ausziehen. Durch die Verblutung nach einem ausgezogenen Backenzahne gerieth ein junger Künstler in die größte Lebensgefahr, fiel ohnmächtig in einer kalten Kammer auf ein Bette; und nach seiner Erhohlung war das Bluten gestillt. Belloq brauchte dagegen einen Stöpsel von weichgemachtem Wachse, welchen er stark eindrückte. Ein anderer drückte mit Vortheil einen brennenden Nußkern fest in die Lücke. g) Macht der Campfer im menschlichen Körper Hitze oder Kälte? Er sey ein condensirtes ätherisches Oel; folglich erregt er auch Wallungen, und wenn er den Trieb zum Beyschlafe wirklich mäßige, geschähe es deshalb, weil wegen der zu heftigen Bewegung die Secretion des Saamens verhindert werde. (Sollte dies nicht vielmehr durch die Nervenbesänftigende Kraft des Campfers, die er zum Theil mit dem Mohnsafte gemein hat, erklärbar seyn?) 4) Anmerkung über Percivals Beweiß, daß saure Dinge das Blut auflösen; die Trugschlüsse desselben werden dargelegt. 5) Instruction für die Hofmedicos, Hofchirurgos und Hofbarbiere des Königs von Majorka Jacobs II. Ein artiger litterarischer Beytrag zur Geschichte der,

von dieſen Perſonen damals geforderten Pflichten. 6) Zuſatz zu den Geſchichten lebendiger Thiere in den Gedärmen; aus Bonet, Geßner, Purcell und C. Anino. 7) Antwort wegen der mehrern Ausgaben von *Tagliacotii* Chir. Curt. von Hrn. D. Ehrmann. Die Originalausgabe kam Venet. 1597. ap. Rob. Mejettum heraus u. ſ. w. 8) Compilation und Realregiſter. Nützlichkeit ſolcher geſchickt verfaßten Werke, da die Hälfte aller Gelehrſamkeit Gedächtnißwerk iſt. Die beſten Gelehrten waren auch immer die beſten Compilatores — ſchätzbares litterariſches Verzeichniß der Realregiſter über unſere mediciniſche Patriſtik. — Haller hätte das unſterbliche Werk, die Phyſiologie, ohne Compilation nie verfertigen können; eben dieſe iſt auch ein großer Vorzug der Schriften eines Linne, Aſtrue, Lind, Vogel, Spielmann, Murray, Gmelin; diejenigen alſo, die gute Compilation herabwürdigen, verrathen ihre eigene Schwäche. 8) Phyſiographiſche Carten. Ein herrlicher Vorſchlag des Herrn Prof. Baldinger, in einer ſolchen Carte alle drey Naturreiche zu vereinigen, und beſonders für den Arzt, die vorzüglichſten Mineralwaſſer, und die in der ganzen Materia Medica gebräuchlichen Körper zu verzeichnen, um das Ganze mit einem Blicke überſehen zu können. 10) Litterariſche Almanache. Die Vorſchläge zu einem ſolchen immerwährenden Almanache der Gelehrten, und insbeſondere der Aerzte, ſelbſt über einzelne Theile unſerer Kunſt, z. B. die Mater. med. ſind gleichfalls vom Hrn. Prof. Baldinger, und ihre Ausführung wäre ſehr wünſchenswerth. 11) Kurze Recenſionen neuer Bücher; kurz und bündig. 12) Anzeige von Edinburger mediciniſchen Diſſertationen. 13) Anzeige neuer engliſcher Bücher. 14) Anzeige neuer Bücher. 15) Nachricht von neuen Diſſertationen. 16) Kurzgefaßte Aufſätze. Traurige Beyſpiele mediciniſch-litterariſcher Ignoranz. 17) Anekdoten; die, wie gewöhnlich, die Schwächen der Aerzte, zum heilſamen Spiegel für Andere, betreffen. Mit dieſem 6ten Stücke ſchließt ſich der 1ſte Band des neuen Magazins, um deſſen baldige Fortſetzung wir den verdienſtvollen Herrn Herausgeber um deſto mehr erſuchen, da der innere Werth deſſelben mit jedem neuen Stücke immer mehr zu ſteigen ſcheint.

Er.

D. L.

D. Io. Ern. Hebenſtreit, Therap. nuper in Vniverſ. Lipſ. Prof. Palaeologia Therapiae, qua veterum de morbis curandis placita potiora recentiorum ſententiis aequantur. Accedit Ei. ordo morborum cauſalis. Nunc primum iuncta edidit, praefationem vitamque auctoris, notulas qualescunque indicemque rerum adiecit D. Chriſt. Gothofr. Gruner — Halae, Gebauer. 1779. 8. 2 Alph. 10 Bogen.

Das Werk ſelbſt iſt den Kennern der mediciniſchen Litteratur bekannt genug; aber es iſt es den wenigſten unter den praktiſchen Aerzten. Einige 40 Programmen zu ſammlen, haben wenig die Gelegenheit. Und doch iſt nicht leicht Eins, das die mediciniſche Weisheit der Alten in dem Umfange umfaßt, und zugleich die wohlverknüpfte Erzählung mit den ausdrücklichen Worten der Alten ſelbſt erweiſt und belegt, als dies Werk. Lommius, Barchhuſen, Barker, Clifton, u. a. ſtehen weit in dieſer Art zurück, und es iſt ſicher eins der dankwürdigſten Unternehmungen, daß Hr. Gruner unſern Aerzten dies Werk in die Hände giebt, die die Lehrſätze der Alten in den Quellen ſelbſt nicht erforſchen können. Obs der Mühe werth ſey, iſt bey Kennern die Frage nicht. Und mit einigen Leuten muß man gar von ſo was ſich nicht unterhalten, wovon ſie ſo gar nichts verſtehen. Aber die guten Practici, die wahrlich oft wohl mehr lernen möchten, wenn ſie es leichter könnten, wenn ſie durch weitſchichtige Sprach- und Alterthumskenntniſſe, die Jahre erfordern, ſich nicht dahin durcharbeiten müßten, die haben hier ein Werk, woraus ſie wahrnehmen können, was alles Gutes ſchon vor Jahrhunderten gedacht und geſagt iſt. Sie ſollen in den Streit über Alte und Neuere ſich gar nicht einlaſſen; zwiſchen den Theoriſten und Empirikern, zum Beſten einer dogmatiſchen Empirie, die in der Mitte ſteht, nicht entſcheiden wollen. Sie mögen aber dies Buch in die Hand nehmen, um zu ſehen, was doch immer die alten Griechen, ein ſcharfſinniges Volk, über die Medicin gedacht haben möchten, wie ſie etwa, von Neugier gereizt, wohl einmal zu wiſſen Luſt haben, was die Chineſer oder Bramanen von der Medicin halten und wiſſen. Nur das wünſcht Rec. von unſern Aerzten, die ſchon am Siechbette mit der kranken Natur

Natur bekannt sind, und wagt es zu versprechen, man werde auch hier die Natur wieder finden; man werde nicht unbelehrt und nicht unbefestigt sein Buch geendet haben.

Also vom Werke selbst nichts weiter. Es ist viel älter, als unsere Bibliothek. Was Herr Gruner geleistet hat, zeigt der Titel an, und das ist alles angenehm, nützlich und dankenswerth. Das Leben des seel. Hebenstreit ist das von Ernesti, und ein anderes aus den Leipziger Commentar. de reb. in sc. nat. et med. Die Anmerkungen des Hrn. G. sind wichtig, obwohl nicht zahlreich. Das Register hätten wir doch etwas umständlicher gewünscht.

In der Vorrede charakterisirt Hr. Gr. die besten alten Aerzte. Er giebt dem Hippokrates das gebührende Lob. Aus dem Celsus glaubt er, können noch viel Stellen im Hippokrates verbessert werden. Auch Aretäus hat sich sehr nach dem Altvater gebildet; Aurelianus aber, so sehr er auch den Hippokrates kritisirt: so genau sind doch seine Beschreibungen, und so wichtig seine Beobachtungen. Ob Galenus der Kunst mehr geschadet, oder genutzt, läßt er unentschieden: aber seine Schriften stecken voll von wichtigen Anmerkungen, die ausgehoben zu werden verdienten, und Herr von Haller hätte in seiner Sammlung uns dieses Schatzes nicht ermangeln lassen sollen. (In dieser Palaiologie ist Galenus mehr genutzt, als von irgend jemand der Neuern.) Noch bekommen Alexander und Paulus ihre Lobsprüche.

Das größte Verdienst des Hrn. Gr. um diese Ausgabe ist die genauere Anzeige und Berichtigung der Quellen. Der sel. Hebenstreit setzte zwar die Stellen griech. und lat. hin: allein ganz kurz dazu; z. E. p. 179. Galenus de differ. febr. Dem nun, der Stellen im Zusammenhange nachsehen will, macht das unendliche Mühe, über jede ein ganzes Buch nachzulesen; und da hat Hr. Gr. die Citation hinzugesetzt und Einem die Mühe unglaublich erleichtert, seine Stelle sogleich zu finden. Allgemein wird so ein Verdienst zwar nicht hoch angeschlagen; aber der weis es zu schätzen, der den Grund eines kurzen aphoristischen Satzes oft gerne aufspähen und die Beobachtung wissen möchte, aus der sie geflossen ist.

Jr.

Erleich-

Erleichterte Kenntniß und Heilung eines gemeinen Trippers. Ein theils ganz umgearbeitetes, theils neues Werk, in zween Theilen, von Johann Clemens Tode, Prof. in Kopenhagen, u. s. w. Kopenhagen und Leipzig, Heineck und Faber, 1780. 21 Bogen, in 8.

An statt der ersten Abhandlung, welche Hr. T. von dieser Krankheit herausgab, (A. d. B. XXV. B. S. 214) und von welcher die Curmethode der zweyte Theil seyn sollte, hat er uns das gegenwärtige vollständige Werkchen geliefert, worinn nicht allein jene erste theoretische Abhandlung, genauer bestimmt und ganz umgearbeitet, sondern auch der praktische Theil enthalten ist. Die nöthigen Erinnerungen für Aerzte und Kranke, die den Tripper heilen wollen, (A. d. B. XXXV. B. S. 481) worinn Hr. T. die Verschiedenheit des Trippercaifts von dem venerischen behauptet hat, werden bey der gegenwärtigen Schrift vorausgesetzt und könnten damit ein bequemes Bändchen ausmachen, wenn sich nicht der V. hier auch noch öfters auf einen gewissen Aufsatz berufte, der unter der Rubrik: Nähere Beweise der nicht venerischen Natur des Trippers, dem 6ten Bande seiner medicinisch-chirurgischen Bibliothek angefügt worden ist, und als eine Ergänzung der nöthigen Erinnerungen betrachtet werden muß. Hr. T. könnte sich die Leser verbindlich machen, wenn er diese nähern Beweise besonders abdrucken liesse, und zugleich die S. 336 versprochene Abhandlung von der Cur des Nachtrippers bald lieferte, damit man ein ganz vollständiges Werk beysammen hätte.

Da wir schon mehrmalen über die Schriften des Verf. von dieser Krankheit geurtheilt haben, und die Gegenwärtige gewiß schon in den Händen aller mit der Wissenschaft fortrückenden Aerzte seyn wird, so können wir uns, bey der Anzeige dieser, blos auf die Hauptsätze einschränken, denen wir einige Erinnerungen beyfügen wollen. Die Schrift theilt sich von selbst in den theoretischen und praktischen Theil.

Erster Theil. „Der Tripper besteht in einer widernatürlich vermehrten Absonderung und fehlerhaften Beschaffenheit des Schleims der Harnröhre mit einem Harnbrennen, vermittelst einer Entzündung dieses Theils, von dem Reize eines besondern vom Venerischen wesentlich verschiedenen, einer

„einer Einsaugung und Versetzung nicht ganz unfähigen Gifts.“ Kurz, er ist eine Entzündung der Harnröhre vom Trippergifte, (S. 229 ꝛc.) die einen Schleimfluß nach sich zieht, ein wahrer Catarrh ihrer Schleimhaut, wie etwa ein Schnupfen der Nase von einem Nießgifte. (S. 244.) Der Reiz des einem Menschen beygebrachten Trippergifts verursacht die Entzündung der Harnröhre, und diese die Schmerzen und übrigen Zufälle, zugleich aber greift er die Schleimorgane in diesem Theile an, und setzt den abgesonderten Schleim derselben in eine widernatürliche Beschaffenheit. S. 45.

Hier fehlt in der Theorie eine wesentliche Erörterung, die, wie wir sehen werden, auch auf den praktischen Theil Einfluß hat. „Das Trippergift greift die Schleimorgane an, und „giebt dem abgesonderten Schleime selbst eine widernatürliche „Beschaffenheit.“ Gut. Aber diese widernatürliche Beschaffenheit des abgesonderten Schleims ist Trippergiftigkeit, aller Schleim der Harnröhre, der während der Entzündung abgesondert wird, ist oder wird unmittelbar darinn Trippergift. Wie wird er das? Vermischt sich entweder das einem Angesteckten beygebrachte Gift blos mit dem natürlichen Schleime seiner Harnröhre, so daß dieser an sich unverdorben bleibt, wenigstens nicht in Trippergift verwandelt, sondern nur das Vehikel des Beygebrachten wird, oder wird er vom beygebrachten Gifte assimiliret, d. i. so verdorben, daß er sich in Neues, dem Angesteckten selbst eigenes Trippergift verwandelt? Beyde Fälle sind möglich und ereignen sich bey andern ansteckenden Krankheiten. Welcher nun beym Tripper? Hr. T. erklärt sich hierüber nicht ausdrücklich, nimmt aber stillschweigend den ersten Fall an, als ob er der einzige mögliche wäre, daß nämlich das beygebrachte Gift in der Harnröhre des Angesteckten klebe, sich mit ihrem Schleime vermische, sie entzünde, und eine häufigere Absonderung und ein Tröpfeln des Schleims verursache, bis es eben durch diesen beständigen Abfluß völlig aus ihr abgewaschen und weggespült worden ist. Gerade so macht ein in die Nase geflogenes Nießgift einen Reiz der Schleimhaut, eine häufige Schleimabsonderung und einen Schleimausfluß so lange bis dadurch das Nießgift völlig weggewaschen worden ist, da dann der Schnupfen von selbst aufhört. (vergl. S. 244.) Man sieht leicht, daß nach dieser Vorstellung der Sache das beygebrachte Gift es einzig und allein sey, was den wegtröpfelnden Schleim trippergiftig macht, weil es ihm einverleibt ist. In der That ereignet sich dieser Fall, wenn zuweilen

ein

ein frisch Angesteckter schon wieder andre ansteckt, eh er noch weiß, daß er selbst angesteckt sey. Denn da hier das Gift des Ansteckenden im Angesteckten noch keine Tripperkrankheit hervorgebracht hat, so kann die Ansteckung eines Dritten durch den Zweyten nur von dem Gifte des Ersten herrühren, das der Zweyte dem Dritten überbracht hat. Aber diese Uebertragung des Gifts eines Kranken auf einen Dritten durch einen Zweyten ist keine wahre Ansteckung vom Zweyten; sondern wenn der Zweyte selbst anstecken soll, so wird vorausgesetzt, daß das Trippergift, was er dem Dritten giebt, ein Produkt seiner eignen Tripperkrankheit sey. Inzwischen liesse sich auch dies noch ohne eine wirkliche Verwandlung des gesunden Schleims des Angesteckten in Trippergift erklären, wenn man annähme, daß durch die Tripperkrankheit, nämlich durch die von empfangenem Gifte in der Harnröhre verursachte Erhitzung und Entzündung blos das beygebrachte Gift dergestalt subtilisirt, zertheilt, in der Schleimhaut verbreitet und dem natürlichen Schleim des Angesteckten so einverleibet würde, daß dieser von nun an beständig mit Theilchen des empfangenen Giftes imprägniet und dadurch trippergiftig würde: denn so betrachtet man den trippergiftig gewordenen Schleim des Angesteckten als ein Produkt seiner Krankheit, und so könnte er einen Dritten recht eigentlich anstecken, ohne daß sein eigner Harnröhrenschleim selbst in Trippergift verwandelt worden wäre. Dies muß auch des Hrn. T. Meynung seyn; sonst könnte er ohnmöglich glauben, daß der Tripperfluß, eben so wie der Thränenfluß, wenn Staub in die Augen geflogen ist, die reizende Materie blos abwasche, und auf dem Wege, den sie gekommen ist, wieder zurück führe, und daß weiter keine Cur weder für die Harnröhre noch für die Augen nöthig sey, als diese Abwaschung. Allein war diese Erklärungsart etwa die einzige Mögliche, daß sie Hr. T. so schlechterdings annehmen konnte, ohne der Andern auch nur mit einem Worte zu gedenken? Wie wenn das beygebrachte Gift durch seinen Reiz und die davon erregte Entzündung die Schleimorgane so verdürbe, daß ihr Schleim eine widernatürliche Schärfe annähme, und daß dieser verdorbene scharfe Schleim, Neues, dem Ansteckenden selbst eigenes Trippergift wäre, so wie in einer entzündeten Drüse die Säfte, die sie abzusondern pflegt, Eiter werden, und so wie inoculirtes Krätz- oder Pockengift, durch die Entzündung der Haut, die eignen Hautsäfte des Angesteckten zu Krätz- oder Pockengifte verderbt? Hält Hr. T. die Erklärungsart der Ansteckung durch Assimilation überhaupt

für

für falsch, so hätte er ihrer doch nothwendig erwähnen und etwas wider sie anführen müssen, da sie die angenommene Lehre vieler großen Pathologen ist, die er bey seinen meisten Lesern voraussetzen mußte, zumal da er sich weiter unten beklagt, daß man sich von seiner so klaren Theorie nicht wolle überzeugen lassen. (S. 256. 258. 262. ꝛc.) Hält er aber die Assimilation überhaupt für möglich; so sollte er bewiesen haben, sie könne wenigstens beym Tripper unmöglich statt finden. Allein, daß der Schleim der Harnröhre an sich selbst zu wahrem Trippergifte verderben könne, ohne blos das Vehikel eines ihm Beygemischten zu seyn, so wie die Hautsäfte eines Menschen ohne Mittheilung einer Krätze zu Krätzgifte verderben, ist unmöglich zu leugnen, da es bey der ursprünglich ersten Tripperkrankheit, die nothwendig ohne Ansteckung entstanden ist, wirklich geschehen seyn muß; und daß ein gleiches Verderben des Harnröhrenschleims auch durch die Veranlassung eines von einem Andern empfangenen Trippergifts ebenfalls erfolgen könne, indem dieses eben denselben widernatürlichen Zustand der Harnröhre verursachen kann, worinn ihr Schleim bey dem ersten Tripperkranken zu Trippergifte verdarb, leidet auch keinen Zweifel, so wie wir es bey der Ansteckung eines Gesunden mit Krätzmaterie sehen. So lange nun dieses alles nicht widerlegt ist, kann Hr. T. nicht mit Recht verlangen, daß man ihm auf sein Wort glauben soll, es sey aller Schleim eines Angesteckten blos von dem ihm mitgetheilten Gifte eines Andern vergiftet, und es erzeuge sich kein Neues aus seinen eignen Säften: denn diejenigen, welche das letztere glauben, können sich durch die Vergleichung der Tripperkrankheit mit einem Schnupfen oder einer Augenentzündung von Staube unmöglich überzeugen lassen. Doch hiervon unten ein Mehreres. Itzt fahren wir fort die Hauptsätze der Schrift anzuzeigen.

Die Tripperkrankheit hat drey Hauptperioden. S. 51. Die Erste, die das mitgetheilte Gift der Harnröhre reizt, bis sich die Zufälle der Krankheit merklich äußern, da dann das Harnbrennen den Anfang der zwoten Periode macht S. 85 Alle Erscheinungen dieser Periode, ihre Dauer, ihre verschiedenen möglichen Ausgänge sind meisterhaft beschrieben; insbesondere die von der Zwoten, S. 77—193, welche bis zum Aufhören des Harnbrennens reicht, und eigentlich die Entzündungsperiode ist. Ausführlich wird hier vom Schleimabflusse gehandelt, wovon das ganze Uebel den Namen hat. S. 32. Je höher der Reiz des Giftes ist, desto häufiger ist der Abfluß und

desto

deſto dünner und ſchärfer der Schleim. „Vielleicht iſt die „Entzündung der Harnröhre rothlaufartig, und warum ſollte ſie „nicht vielmehr erysipelatös, als phlegmonös ſeyn? Wenn das iſt, „ſo kann ihre innere Fläche wohl eben ſo als in einer andern Roſe „ein dünnes und wundmachendes Waſſer von ſich geben.“ S. 102. Wir bemerken hierbey, daß Hr. T. dieſe dünne Schärfe des Schleims, S. 110, von dem mitgetheilten Gifte herleitet, ohne auch hier ſich zu erklären, ob er meine, daß dieſes empfangene Gift blos die roſenartige Entzündung verurſache, und daß die dünne Schärfe, welche eine ſolche Entzündung der Harnröhre begleitet, ſchon an ſich ſelbſt neues Trippergift ſey, oder ob dieſe dünne Schärfe erſt dadurch trippergiftig werde, daß ſich Theilchen des mitgetheilten, in der Harnröhre klebenden Gifts durch Vermittelung der Entzündung ihr einverleiben? — Daß die von dieſem Schleime angefreſſenen Stellen keine Chankres, und die davon herrührende Warzen nicht veneriſch, der Schleim ſelbſt aber kein wahren Eiter aus einem Geſchwüre ſey, wird von S. 111. an gründlich bewieſen. (Daß Hr. T. nichts anders wahren Eiter nennen will, als was aus Geſchwüren kommt, ſcheint uns doch etwas zu willkührlich, zumal da Eiter aus mehrerley Geſchwüren weit mehr unter ſich verſchieden ſeyn kann, als der von gewöhnlichen Fleiſchwunden von Gabers und de Haens verdorbener Lymphe und von demjenigen Eiter verſchieden iſt, den Hewſon, Hendy, Hunter ꝛc. in den entzündeten und dem Zugange der Luft ausgeſetzten Höhlen und Gefäſſen gefunden haben, welche letzteren doch wohl Niemand ſchwärende Gefäſſe nennen wird. S. 118. 179. ꝛc.) Daß die Geſchwüre der Harnröhre, die man beym Tripper vorausſetzt, eine ſehr ſeltene und zufällige Erſcheinung, und die Trippermaterie kein verdorbener Same ſey, wird S. 119. 126. ꝛc. überflüſſig beſtätigt. Wider die ſtarken Purganzen und Brechmittel eifert Hr. T. mit Recht, S. 136, und ſelbſt die gelindeſten Abführungen will er nur mit vieler Vorſicht angewendet wiſſen, damit ſie das Trippergift nicht zurückziehen. S. 139. Eben ſo wenig billiget er die ſtopfenden Arzneyen. S. 141. Einige Zufälle, die ſich auch bey der wahren Luſtſeuche ereignen, die Hodenentzündung, die Phimoſis, der ſpaniſche Kragen, die Leiſtenbeulen ꝛc., leitet er entweder nur von der Entzündung und Mitleidenheit der Theile, oder von einem mit dem Trippergifte zugleich empfangenen Veneriſchen her. S. 134. 165. — Die dritte Periode des Trippers iſt der Geneſungszuſtand, da Reiz und Entzündung vorbey ſind und blos der natürliche Schleim von der Erſchlaf-

fung noch abgeht. S. 195. Wenn ſich dieſer Zuſtand in die Länge zieht, und einen Nachtripper (Gleet) formirt, ſo kann die Geneſung noch lange außenbleiben. S. 194. Hr. T. giebt hier vortreffliche Warnungen, um den Rückfall in die Tripperkrankheit zu verhüten. Erhitzung, ſtarke Bewegung, Diätfehler, Geilheit und vor Allen Onanie kommen hierbey zu Schulden. S. 202. Hier möchten ſich doch die unreinen Geiſter beſonders die Anzeige merken, daß der Tripper auch noch in dieſer Periode anſtecken kann, damit ſie nicht unſchuldige Perſonen, denen ſie keine Theilnehmung an ihren Sündenſtrafen gönnen, aus Unwiſſenheit unglücklich machten. S. 209.

Zweyter Theil. Die Cur des Trippers gründet Hr. T. auf den Satz, daß er eine entzündungsartige Krankheit der Harnröhre ſey, welche die Wirkung eines Gifts iſt. S. 233. (Das Gift müßte doch wohl näher beſtimmt ſeyn; denn es könnten viele in die Harnröhre gebrachte ſcharfe Gifte eine Entzündung derſelben und einen Schleimfluß erregen, und dieſer Schleimfluß würde doch kein wahrer Tripper und auch keine anſteckende Krankheit ſeyn.) Hr. T. klagt hier, daß man bey der Tripperkur die wahre Natur der Krankheit nicht genug beherzige. S. 242. Man ſoll ſie als einen wahren Catarrh der Harnröhre von einer beygebrachten Schärfe anſehen. S. 244. Dieſe Schärfe alſo hinwegzuſchaffen, und bis dies geſchehen, ſie möglichſt zu entkräften, das iſt die Hauptregel der Cur, und die Natur ſelbſt bewerkſtelliget dies durch den Schleimfluß, ſo wie ſie einen überladenen Magen durch Erbrechen, und Augen, die von hineingeflogenem Staube entzündet ſind, durch einen häufigen Thränenfluß von den reizenden Materien wieder befreyet, welche die Krankheit hervorbrachten. Thöricht wär es im letztern Falle, durch Blaſenpflaſter, Purganzen, oder den Thränenfluß ſtopfende Mittel die Augenentzündung heilen zu wollen. Das einzige vernünftige Mittel wird ſeyn, den Thränenfluß durch erweichende Dämpfe zu befördern, bis der reizende Staub gänzlich hinweggeſpühlt iſt, da dann Jener von ſelbſt aufhören wird. S. 250. „Alſo (ſagt Hr. T. S. 251 ꝛc.) iſt „zur Heilung eines ſolchen Catarrhs wie der Tripper iſt, abſeiten des Arztes gemeiniglich nichts anders nöthig, als den „Schleimfluß zu begünſtigen und zu befördern, und dadurch der „Natur zu Hülfe zu kommen, indem man ihr nur freye Hand „läßt, und alles, was ihr hinderlich ſeyn kann, aus dem Wege „räumt, vielmehr durch gutes Verhalten, ja allenfalls auch „durch Arzneyen ihr giftaustreibendes Geſchäft unterſtützt.

„Ein

„Ein Satz, wovon sich die wenigsten Tripperſiechen „werden überzeugen laſſen, S. 256. begreiflich genug, „wenn man es nur zu ſeinem Frommen anwenden will, „S. 258. — der von der Natur ſelbſt veranſtaltete Schleim„fluß iſt das zuverläßigſte, ſicherſte und bequemſte Mittel, das „Gift bald und gründlich wegzuſchaffen, desgleichen uns die „Kunſt keins an die Hand giebt: und doch wollen ſo wenige Aerzte dieſe klare Wahrheit einſehen, oder ihr gemäß handeln.“ S. 262.

Dieſe wiederholte Klagen des Hrn. T. würden gegründet ſeyn, und man müßte die Zweifler wirklich einer großen Hartnäckigkeit und Unvernunft beſchuldigen, wenn Hr. T. nicht die große Lücke in ſeiner Theorie gelaſſen hätte, wovon wir oben redeten. Hätte er den Leſer dort überzeuget, daß ſich das mitgetheilte Gift, indem es der Harnröhre des Angeſteckten anklebt, mit ihrem Schleime blos vermiſche, ohne die Schleimorgane ſo zu verderben, daß ſie ſtatt ihres natürlichen Schleims Neues dem Angeſteckten ſelbſt eigenes Trippergift hecken; ſo könnte man unmöglich zweifeln, daß auf der bloßen Hinwegräumung des mit den fremden Gifttheilchen angeſteckten Schleims die ganze Cur beruhe, ſo wie Jeder, dem Staub in die Augen oder Naſe geflogen iſt, glauben wird, daß die Abſpuhlung des Staubes durch die ſich häufig aus Augen und Naſe ergießenden Feuchtigkeiten die ganze Cur ausmache. Allein wie kann Hr. T. verlangen, ihm auf ſein bloßes Wort zu glauben, daß dies hier der Fall ſey, da doch noch ein Andrer möglich iſt, wo ſich jener Staub im Auge durchaus nicht mit dem Trippergifte in der Harnröhre vergleichen läßt, und deſſen Hr. T. gar nicht erwähnt, vielweniger ihn widerlegt hat. Wenn ſich in der Haut eines Menſchen, ohne Anſteckung von außen, Krätzgift erzeugt, ſo müſſen nothwendig gewiſſe Hautſäfte in einen ſolchen Zuſtand gerathen ſeyn, worinn ſie, ohne ein Gift von Außen, zu Krätzgifte verdorben ſind, vielleicht durch einen in den Abſonderungsorganen dieſer Säfte entſtandenen Fehler, vielleicht durch eine Decompoſition bey oder nach der Abſonderung, denen nur dieſe Art Säfte allein fähig ſind. Wenn man einem geſunden Menſchen Krätzgift an die Haut ſchmiert, ſo muß dies eben dieſelben Hautſäfte in einen ähnlichen Zuſtand verſetzen, worinn ſie zu Krätzgifte verderben, es ſey indem es den Organen eben den Fehler oder den abgeſonderten Säften eben die Decompoſition giebt, wie in jenem Falle ohne ein Gift von auſſen geſchahe: und nun hecht die Haut Krätzgift aus

ihren eignen Säften durch Ansteckung. Als bey dem allerersten Tripperkranken der ursprüngliche Tripper ohne Ansteckung entstand, so mußte der Schleim seiner Harnröhre in einen solchen Zustand gerathen seyn, daß er ohne ein Trippergift von Außenher zu Trippergift verdarb, vielleicht durch einen in den Schleimorganen der Harnröhre entstandenen Fehler, vielleicht durch eine Decomposition des abgesonderten Schleims, deren nur er allein fähig ist. Wenn von einem Tripperfiechen Trippergift in die Harnröhre eines gesunden Menschen gebracht wird, so muß dies den Schleim des Letztern in einen ähnlichen Zustand versetzen, worinn er zu Trippergifte verdirbt, es sey, indem es den Organen eben den Fehler, oder dem abgesonderten Schleime eben die Decomposition giebt, wie in jenem Falle ohne ein Gift von außen geschahe; und nun erzeugt sich aus dem eignen Harnröhrenschleime des Angesteckten neues Trippergift durch Ansteckung. Was ist wohl gegen die Möglichkeit, ja gegen die Wahrscheinlichkeit dieser Assimilation der eignen Säfte des Angesteckten zu Krätz- und zu Trippergifte einzuwenden? Gesetzt nun aber, sie fände wirklich in der Natur statt: so geben beym Angesteckten die Schleimorgane der Harnröhre, statt ihres natürlichen Schleims, trippergiftigen: der Schleimfluß ist kein Abwaschwasser für das empfangene Trippergift, sondern eine Ergiessung des neuen Gifts, das blos durch die Veranlassung des Mitgetheilten in den dadurch verdorbenen Schleimorganen oder aus dem dadurch decomponirten Schleime erzeugt worden, so wie die Krätzblasen in den Krätzblasen oder der Pockeneiter in den Pocken kein heilsamer Zufluß ist, womit die Natur das Krätz- oder Pockengift aus der Haut wieder wegwaschen will; sondern neues Krätz- oder Pockengift: der Schleim wird nicht dadurch heilsam seyn, daß er das mitgetheilte Gift immer mehr verminderte, je stärker er fließt, sondern er wird blos eine nothwendige Folge des sich stets neu Erzeugenden seyn: der Arzt wird sich nicht überreden lassen dürfen, daß er diesen Schleimfluß immerweg dulden, ja gar befördern müsse, um der Natur zu Hülfe zu kommen; sondern seine Hauptregel wird seyn, die stets fortwährende neue Erzeugung des Gifts und den davon herrührenden Ausfluß, entweder durch Verbesserung des Fehlers der Schleimorgane oder durch Verhütung der Decomposition des abgesonderten Schleims zu hindern; so wie er nicht gehalten ist, den Krätz und Pockenausschlag zu befördern, um, wie der gemeine Mann glaubt, das Gift desto besser auszutreiben, sondenn

dern vielmehr der Erzeugung des Neuen auf eine ſolche Weiſe Einhalt zu thun, daß es der übrigen Geſundheit des Kranken nicht nachtheilig werde: und ſo wird endlich Niemand das für klare Wahrheit halten können, daß es mit dem Tripperfluſſe eben dieſelbe Bewandnis habe, wie dem Schnupfen oder Thränenfluſſe von einem Nießgifte oder Staube. Hätte Hr. T. bewieſen, daß dieſe Idee von der Erzeugung neuen Trippergifts irrig ſey; ſo würde er freylich mit Recht auf die Sonnenklarheit ſeiner Theorie haben pochen können. Aber wer würde ſie wohl dann bezweifeln? Wer bezweifelt ſie beym Schnupfen von Nießgiften? beym Thränenfluſſe vom Staube in den Augen? — Wollte es indeſſen Hr. T. verſuchen, die Theorie der Anſteckung durch Aſſimilation überhaupt, oder auch nur beym Tripper insbeſondere, zu widerlegen; ſo möchte er vielleicht finden, daß dieſes keine ſo gar leichte Sache ſey, und daß vielmehr dieſe Erklärungsart eine überwiegende Wahrſcheinlichkeit vor der ſeinigen habe. Wir dürfen uns hier nicht ſo weit verſtiegen, die Schwierigkeiten der ſeinigen, und die Gründe für die Aſſimilation darzulegen.

Bey dem Allen nun hofft Rec. doch nicht ſo übel verſtanden zu werden, als wolle er Hrn. T. Curart oder ſelbſt ſeine Theorie für falſch erklären, vorausgeſetzt, daß der Fall, den er angenommen hat, der wahre ſey. Wir halten vielmehr für dieſen Fall ſeine Theorie für ſehr wohl ausgeführet und völlig gegründet; und was die Regeln des Verhaltens und die Heilungsmethode des Trippers betrifft, ſo geben wir derſelben unſern ganzen Beyfall, wenn auch gleich der angenommene Fall nicht der Wahre wäre. Sie wäre alsdann nur eine richtige Vorſchrift aus falſchen Prämiſſen, dergleichen vielleicht die meiſten Curarten der Aerzte ſind. Zahlreiche Erfahrungen und die ohne Ausnahme glücklichen Erfolge, die Hr. T. ſelbſt und bereits mehrere Aerzte von dieſer höchſt ſimpeln Methode und Diät geſehen haben, ſind beſſere Empfehlungen für ſie als alle Theorien, auf die ſie ſich — richtig oder auch nur von ohngefähr — paſſen. Wir wünſchen aufrichtig, daß ſie von nun an alle Praktici von ihm annehmen mögen. Sie iſt hinlänglich, gründlich, die vorſichtigſte, und ſo gar bis itzt die einzige Curart, wodurch bey Ermangelung ſpecifiſcher Mittel die von Anſteckung erregte Tripperkrankheit, ſie beſtehe nun in einer ſtets währenden Erzeugung neuen Trippergifts, oder in einem reinigenden Schleimfluſſe, mit der Zeit durch die bloßen Heilkräfte der Natur wieder ausgerottet wird. Eben ſo heilt durch

Länge der Zeit die Natur ein kaltes Fieber von selbst, wenn sie nur in ihren Operationen nicht gehindert und durch gute Diät unterstützt wird; und diese Expektationscur würde gewiß auch bey Fiebern die beste seyn, wenn wir so wenig von specifischen Fiebermitteln wüßten, als wir von solchen Arzneyen wissen, welche das fehlerhafte Absonderungsgeschäft der Schleimorgane verbessern oder der Decomposition des Schleims der Harnröhre Einhalt thun könnten.

Wie gern gäben wir unsern Lesern einen Auszug aus dieser vortrefflichen Methode, wenn wir uns nicht schon allzuweit über unsre Grenzen ausgedehnt hätten! Aber wir dürfen über diesen Mangel unsrer Anzeige keine Vorwürfe befürchten, da diese Schrift viel zu merkwürdig ist, als daß sie nicht jeder Arzt selbst lesen sollte. Sie ist die Erste, welche die Pathologie und Cur des Trippers nach der Voraussetzung abhandelt, daß das Trippergift vom Venerischen wesentlich verschieden sey. Man nehme nun diesen Unterschied an, oder nicht, so wird man nicht umhin können, die Neugier zu befriedigen, um zu sehen, wie der Verf. nach dieser Voraussetzung die Krankheit beurtheile und behandle, und gesetzt, man bliebe von der Theorie unüberzeugt, aus welcher Hr. T. seine Curart herleitet, so hat er doch ihre wesentliche Verschiedenheit von der Cur der Lustseuche und ihre Wirksamkeit, Hinlänglichkeit und Unfehlbarkeit nicht blos aus seinen Grundsätzen, sondern zugleich aus Erfahrung bewiesen, indem er die große Menge Tripperseuche, die sich ihm anvertraut haben, allesamt nach dieser Methode glücklich curirt hat. Man kann also dieselbe doch immer als ein glaubwürdiges Faktum nutzen, und daraus lernen, eine so oft übel behandelte und leider so allgemeine Krankheit leicht, sicher und ohne alle die bösen Folgen zu curiren, die so sehr oft die gewöhnlichen Tripperecuren begleiten. Wer es dann doch nicht übers Herz bringen kann, dem Manne zu danken, und zu gestehen, von ihm gelernt zu haben, der behalte das bey sich. Hrn. T. Schrift macht ihm und Deutschland Ehre und wird für viele Tausende wohlthätig werden. Wie könnte ein Mann um Lob verlegen seyn, der sich dies Lob mit Recht selbst geben kann?

W.

Sylloge

Syllogę ſelectorum opuſculorum argumenti medico-practici. Collegit *Ern. Godofr. Baldinger*, Med. Prof. Goetting. — *Vol. V.* Goettingae, Dieterich, 1780. 8.

Dieſer Band enthält Sigwart phthiſis haemorrhoidalis; Ehrmann de Colchico autumnali; Reiſig de ſulph. uſu interno; Ludwig des jüngern de hydrope cerebri puerorum; Meier de calculo felleo per aluum excreto; Rumpel de Cantharidum uſu int. et ext.; Wendt de pulſus mutatione inſigni; Delius de Taraxaco; Oettinger de Rub. Tinct. iuribus antirhachit.; Remme de diverſa colicum Pictonum curandi methodo; Murray des Goetting. Lehrers de phthiſi pituitoſa. Sie ſind ohne Ausnahme lehrreich und wichtig, und unter ſo mancherley Sammlungen, die wir jetzo haben, iſt zuverläßig dieſe von dem ausgebreiteſten Nutzen. Mit den Leipziger Sammlungen für praktiſche Aerzte zuſammen genommen, macht ſie eine kleine praktiſche Bibliothek. Jene macht die akademiſche Leſe; dieſe, die aus den Schriften der Societäten. Rec. wünſcht nur, daß Hr. Baldinger aus ſeinem eigenen Schatze und durch ſeine Freunde, uns auf einmal mehr und wenigſtens zween ſtatt Eines Bandes jede Meſſe liefern möchte.

Kb.

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Titus, ein Vorſpiel. Zur Feyer des höchſten Geburtsfeſtes Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen. Berlin, 1779. 2½ Bogen, in 8.

Nicht leicht gab es eine ſchicklichere Handlung zum Inhalt dieſes Vorſpiels, als die hier gewählte, die Ernennung des Titus zum Imperator, zum Nachfolger Veſpaſians, die noch beym Leben und im Beyſeyn des letztern, vom Senat geſchah, und wobey die Hoffnung des Volks eben ſo groß war, als ſeine bisherige Zufriedenheit. So dünn auch das Gewebe dieſer Allegorie iſt, ſo ſchätzbar iſt doch eben dieſe Feinheit deſ-

ſelben, und die Bearbeitung ſelbſt verräth einen mehr als gemeinen dramatiſchen Dichter, den man gar bald erräth. Der Ausdruck hat ſehr viel Würde und einen Anſtrich von Römerſprache.

Lk.

Dankou und Elwine, oder: Eins folgt aus dem Andern, ein Originaltrauerſpiel, in fünf Aufzügen, von Anton Adolph von Crewzin. Frankfurt und Leipzig, 1780. 6 Bogen, in 8.

„Das Herz möchte einem zum Munde herausſchäumen," (ein Ausdruck, den wir aus dieſem herrlichen Stücke entlehnen!) wenn man einen ſolchen Pſeudo-Shakeſpear auftreten ſieht, der ſich für ein überſchwengliches Genie hält, wenn er ein Trauerſpiel zuſammenſchmieren kann, in welchem jede Perſon es der andern an Unſinn zuvorthut, in welchem auf der Reihe weg, geflucht, geraſet, genothzüchtigt und gemordet wird.

Yr.

Vademecum für Dichterfreunde. Zweyter Theil. Darmſtadt, gedruckt in der Hof- und Regierungsbuchdruckerey, 1780. 272 Seiten, in 8.

Von dem erſten Theile dieſer Sammlung iſt in dieſer Bibl. nicht viel gutes geſagt worden. Der Herausgeber hat ſich darüber in der Vorrede beſchweret. Da der Verf. der gegenwärtigen Anzeige, und der Rec. des erſten Theiles verſchiedene Perſonen ſind: ſo geht den jetzigen Rec. der Streit nichts an, ſondern er überläßt die Entſcheidung den Leſern, die er intereſſiret: die Sammlung ſcheint freylich für eine gewiſſe Klaſſe der Lektürfreunde ganz nützlich, für die nämlich, welche die vorzüglichſte Stücke aus unſern Almanachen, Muſeum, Merkur und andern periodiſchen Schriften beyſammen und um einen geringen Preis haben wollen. Der gegenwärtige zweyte Theil enthält wieder Balladen, Fabeln, Erzählungen, Oden, Lieder, Elegien, Briefe und Sinngedichte. Unter den Briefen fanden wir mit Vergnügen Pfeffels treffliche Epiſtel an Phöbe. Von den Sinngedichten ſcheinen manche noch unge-

ungedruckt zu seyn. Wir wollen eines davon mit der darunter stehenden Anmerkung herſetzen:

Der gewonnene Sohn.

Der große Mann auf Borussiens Thron *)
Empfing im letzten seiner Kriege
Den angenehmsten Lohn.
In andern Kriegen gewann er Länder, Städte, Siege,
Im letzten einen Sohn.

Dkz.

Sinngedichte, von Christoph Gottlieb von Murr. Neue verbesserte Auflage. Nebst einem Lehrgedichte. Frankfurt, bey J. E. Zeh, 1779.

Ungeachtet der angerühmten Verbesserungen, ist diese neue Auflage doch um nichts besser als die erste, die im XXIV. B. dieser Bibl. auf der 84. S. angezeigt ist. Das Urtheil des damaligen Rec. paßt noch ganz auf dieselbe. Zum Beweiß, daß der Verf. seit der ersten Ausgabe seinen Dichtergeschmack nicht verfeinert hat, wollen wir hier das 19te Sinngedicht abschreiben:

Grete.

Mein lieber Mann, sprach die neugierge Grete,
Ich möchte wissen, was der Teufel thäte?
Der zärtliche Gemahl ward durch die Frag erbaut,
Strich seinen Bart und sagte laut:
Er kommt mir alt und sehr nachläßig für,
Denn sonst wärst du schon längst nicht mehr bey mir.

Das angehängte Lehrgedicht in schleppenden Alexandrineen, die jetzige Welt betitelt, enthält nichts als gemeine Klagen über den zeitigen Weltlauf, scheint ein verlegner Aufsatz von zwanzig Jahren her, der auch schon damals kein Glück würde gemacht haben. Nur ein Paar Zeilen zur Probe der hölzernen Versifikation:

*) Nach dem meisterhaften Rückzuge des Prinzen von Preußen, sagte Friedrich zu ihm; Ich erkenne Sie nicht mehr für meinen Neven; von heute an erkenn' ich Sie für meinen Sohn.

Ihr Unſchuldsräuber — —
Des Himmelsſtrafe rächt an euch verführte Schönen,
Die ihr zur Liebe reizt durch ein verſtelltes Sehnen.
Ihr kleidet euren Trieb in Pflicht und Tugend ein,
Es muß das gute Kind der Geilheit Opfer ſeyn;
Und kaum iſt der Genuß der Reizungen verſchwunden,
So eilt ihr von ihr weg, und opfert eure Stunden
Bey andrer Lüſte Zahl, bis endlich nach und nach
Der falſchen Schwüre Bruch dem Kinde liegt am Tag.

Das ganze Gedicht iſt ein Beweiß mehr, daß der Verf. nicht zum Dichter gebohren iſt: doch das ſey geſaget ſeinen übrigen litterariſchen Verdienſten unbeſchadet.

Lieder der Liebe. 1779. 1½ B. in 8.

Dieſe Lieder, zwanzig an der Zahl, ſind gereimte Nachahmungen der Herderiſchen Lieder der Liebe aus dem hohen Liede, vermuthlich in der Abſicht, ſie deſto leichter zu einer Geſangweiſe zu bequemen, und ohne Rückſicht auf ihren erſten Urſprung, in moderne Minnelieder zu verwandeln; denn wir finden hier Ritter und Rieſen, auch Trauben vom Neckar und Rhein mit eingemiſcht. Wie ſich dieſe Nachahmungen gegen die Originale ausnehmen, mögen unſre Leſer aus folgender Zuſammenſtellung beyder ſelbſt beurtheilen.

Herder.	Der Nachahmer.
Mein Täubchen in den Spalten des Felſen,	Täubchen in des Felſen Spalten,
In den hohen Klüften der Steige,	Täubchen in der holen Kluft,
Laß ſehn mich deine Geſtalt,	Komm ein Liebesfeſt zu halten,
Laß deine Stimme mich hören,	Komm heraus in freye Luft!
Denn deine Stimme iſt lieblich,	Laß mich deine Stimme hören!
Denn deine Geſtalt iſt ſchön.	Laß mich deine Schöne ſehn!
	Denn du ſingſt den Engelchören,
	Denn, o Täubchen, du biſt ſchön!
2.	2.
Sechzig ſind Königinnen,	Funfzig ſind der Königinnen,
Und achtzig Buhlerinnen,	Auf des großen Königs Saal,
Und Jungfraun ohne Zahl:	Achtzig ſind der Buhlerinnen,
	Eine

Eine die ist meine Taube,
Meine Reine,
Sie, die Eine ihrer Mutter,
Sie, die Liebste ihrer Mutter.

Und der Jungfraun ohne Zahl
Eine die ist meine Taube,
Meine Reine! die o die
War mein Raub, allein dem Raube,
Wie ein Held entriß ich sie!

Es sahen sie die Töchter,
Und preiseten sie selig;
Die Königinnen
Und Buhlerinnen
Lobeten sie.

Selig haben sie gepriesen
Alle Fürsten, die sie sahn,
Haben Ritter oder Riesen
Größer eine That gethan?

Die zwo letzten Strophen der Nachahmung mag sich erklären wer es kann.

O.

Beytrag zur Pfälzischen Schaubühne. Mannheim, bey Schwan. 1780. gr. 8.

Unter diesem gemeinschaftlichen Titel hat man drey kleine dramatische Stücke gebracht, wovon jedes wieder seinen besondern Haupttitel hat: I. Cora, ein musikalisches Drama. Das Subjekt ist aus Marmontel's Inkas bekannt, und man weis, daß schon mehrere sich daran versucht haben; schwerlich aber möchte einer kommen, der noch unter dem Verf. des gegenwärtigen Stücks zu stehen verdiente, in welchem alles, Anlage, Verbindung, Sprache, und vollends die Poesie der Arien, höchst armselig ist. — II. Cleopatra, ein Duodrama, wozu das Inhaltsverzeichniß einen Hrn. Neumann als Verfasser nennt. Ungeachtet es Duodrama heißt, reden doch sieben Personen darinn. Wahre Staatsaction! voll unnatürlichen Schwulstes und Bombasts. Dagegen sticht freylich der platte, jämmerlich zusammengereimte Chor seltsam genug ab, dessen Anfang und Schluß folgender ist:

Gestürzt sind sie zur Todesnacht
Mit ihrem Stolz, mit ihrer Macht,
Kleopatra, Antonius;
Heil Rom! Heil dir, Oktavius!

III. Elektra, eine musikalische Deklamation; vom K
rektor Cannabich in Musik gesetzt. Nicht viel b

das vorige. Soll der Titel nur Neuerung, oder soll er Rechtfertigung der vielen unnütz verschwendeten Worte, der wilden Ausrufungen und Verzuckungen der Rede seyn, wovon dies Schauspiel wimmelt? —

Peter der Große, Kaiser von Rußland. Ein musikalisches Drama in fünf Aufzügen von M. Christian Gottlob Hempel. Leipzig, bey Haug, 1780. 7½ Bog. in 8.

Bey der Durchlesung dieses Stücks wurde dem Recensenten ungefähr so, wie einem wird, wenn man an hohen Festtagen einen ehrlichen Bürger oder Handwerker in einem Kleide daher treten sieht, das vor dreyßig oder vierzig Jahren Mode war. Das an ganz andere Form gewöhnte Auge wird dadurch eben so befremdet, als der an ganz andere Arbeiten gewöhnte Geschmack durch solche Schauspiele, wie dieses, ganz von der Gattung, wie sie zwischen Christian Weisens und Christoph Gottscheds Regierung auf der deutschen Bühne Mode war; über die Manier des erstern hinaus, aber — *mirum dictu!* — noch unter der Manier des letztern. Wegen alles dessen, was der Herr Magister in dem Vorbericht erinnern und vorläufig abmachen, wollen wir nicht mit ihm hadern; so viel sich auch wider eins und das andere erinnern ließe; aber wie konnte er von Nachahmung der Engländer reden? wie sie studirt ha- , und doch seine Personen einen so unleidlich langweili- — — nicht Dialog, sondern Schnickschnack führen las- — Doch ja! er ahmt den Engländern, ahmt Shake- nach, bringt, wie dieser im Macbeth, Erscheinungen der Folgewelt auf die Bühne, und läßt die Schatten der ischen Kaiser und Kaiserinnen, wie vor einer magischen La- , die Musterung passiren. Nur mit dem kleinen Unter- ede, daß der gute Shakespear dabey auf nichts weiter, als den Zweck und das Bedürfniß seines Schauspiels sah, der sehende Herr Magister aber gewiß fernere Aussichten da- im Auge hat, und seiner Dedication an die jetzige Kaise- und den Großfürsten vermuthlich damit nachhelfen wolle. den eingemischten Ar- braucht es keines Urtheils, son- nur einiger ' der Große z. E. ermuntert

Auf!

Auf! auf! zum Streite!
Du, tapfres Heer!
Tritt mir zur Seite
In das Gewehr!

Und seine mißvergnügten, ausgehungerten Soldaten lassen mürrisch und traurig folgenden Gesang von sich hören:

Schafft uns des Lebens Unterhalt!
O Himmel! wir verhungern bald.
Uns drückt der Krankheit Seuche
In diesem öden Reiche.

Gebt uns zum mindesten nur Brodt!
Wo nicht, so sind wir morgen todt.
Uns fehlt, wenn wir gleich möchten,
Die Kraft, beherzt zu fechten.

Dieß macht uns Unruh; doch noch mehr
Der Feinde zahlreich Kriegesheer,
Das furchtlos uns umringet,
Und drohend uns verschlinget.

Denn unsres ist dagegen klein;
Der Türke weiß von keiner Pein,
Er lebt im Ueberflusse;
Allein, was hat der Russe?

Andromeda und Perseus. Ein Duodrama. Halle, bey Hendel, 1780. 2½ Bog. 8.

Am Schlusse der Zuschrift unterschreibt sich der V. Johann Adam Braun, der Arzneygelahrheit Kandidat; und diese Zuschrift ist an den Verleger unserer Bibliothek, Herrn Nicolai, gerichtet, „in Erwartung des sanftesten seiner Urtheile.“ — Ist damit ein Urtheil in dieser Bibl. gemeint, so kann der Rec. dem V. heilig versichern, daß er weder Hr. N. sey, noch daß dieser ihn mit einer Sylbe dazu vermocht habe, ihm weder zu Gunsten noch zu Ungunsten über dieß Duodrama zu urtheilen. Gern möchte er es indeß recht sanft machen; gern auch, wie der Verf. wünscht, dieß Schauspiel, weil es klein ist, artig, oder, wie er in der angehängten Nachricht wünscht, so schön wie Andromeda, und so stark wie Perseus finden;

finden; gern sagen, der V. habe das Glück, auf dem gesattelten Pegasus, wie Perseus zu reiten; das alles aber wäre wider seine Ueberzeugung gesprochen, und das erlaubt sich ein ehrlicher Mann nicht leicht. Verlangt der Verf. Lob, so such' er es da, wo es feil ist; verlangt er aber guten Rath, so sagen wir ihm aufrichtig, daß sein Duodrama unter der Kritik ist, und uns im geringsten nicht berechtigt, ihn zu ähnlichen weitern Versuchen aufzumuntern. Prose und Poesie sind eine des andern würdig; denn, wie es den Herren Duodramatisten gemeiniglich geht, was jene zu aufgedunsen ist, das ist diese zu leer und zu kraftlos. Zwar, auch des Schwunges — nur wahrlich nicht des griechischen, wie er sich zu schmeicheln scheint — ist unser Verf. fähig. Man höre, wie die angeschmiedete Andromeda erbost singt, S. 16:

Gedonnert, gewettert, gerasselt,
Gesuchet, geschimpfet, gepraſſelt,
Und besser um Rache gefleht!

Musenalmanach, oder poetische Blumenlese für das Jahr 1780. Herausgegeben von Voß und Goekingk. Hamburg, bey Bohn, 16 B. in 12.

Auch diesmal sind die schönsten poetischen Blumen des vorigen Jahrs den Sammlern dieses Almanachs zu Theil worden, und ihre Flur scheint uns diesmal fast noch schöner und mannichfaltiger, als seit einigen Jahren, zu seyn. Wir führen nur einige vorzüglich gute Stücke an: von Asmus, das Lied auf den Frieden; von Göckingk an einen Familienpokal, und sein höchster Wunsch; von dem jüngern Hensler eine herrliche Ballade, die Brombeersucherinn, das schönste, was wir von diesem zu früh verstorbenen Dichter kennen; manche an Feinheit der Empfindung und des Ausdrucks reiche Verse von Jacobi; verschiedene treffende Epigramme von Lessing; Mendelssohns Ode zum Lobe Gottes; einige sehr schöne erzählende Gedichte von Pfeffel, in seiner bekannten launichten Manier; von dem jüngern Grafen zu Stollberg ein sehr gefälliges Abendlied eines Mädchens, sehr malerisch und wohlklingend versificirt; mehrere glückliche Gedichte, meistens epigrammatischer Art mit — tt — bezeichnet, worunter das Lied: Will auch 'n Genie werden, am meisten hervorsticht. Auch

unter

unter den Beyträgen der ungenannten oder mit Buchstaben bezeichneten Verfasser giebt es einige von Werth.

Poetische Blumenlese auf das Jahr 1780. Göttingen, bey Dieterich, 12 Bog. in 12.

Wie bekannt, veranstaltet itzt Hr. Bürger diesen göttingischen Almanach, der zwar im Ganzen dem Hamburgischen an Güte nicht gleich kömmt, aber doch auch manche schätzbare Poesien enthält, und dadurch ein würdiges Gesellschaftsstück von jenem wird. Die eignen Beyträge des Herausgebers sind ohne Zweifel immer das erste, worauf die Neugier des Lesers bey dieser Blumenlese fällt; und seine Erwartung wird auch diesmal nicht getäuscht; denn, außer einigen anders bezeichneten, aber mit Bürgers Stempel zu sichtlich geprägten Stücken, sind die beyden von ihm anerkannten, besonders das Lied: Untreue über alles, ungemein schön. Eben so ist auch die Muttertändeley seiner Gattinn eine schöne poetische Frucht, sie mag nun von Hrn. B. nur gezeugt, oder auch gebohren seyn. Käſtners Sinngedichte bleiben immer noch ein wichtiges Prärogativ dieser Blumenlese. Pfeffels vortreffliche Epistel an seine Tochter verdiente hier vor vielen andern Gedichten eine Stelle, da sie in dem einzelnen Abdrucke zu wenigen, und in den berlinischen Mannichfaltigkeiten vielleicht nicht den rechten Lesern bekannt geworden wäre. Sie ist ein wahrer goldner Spiegel für junge Mädchen, die in die Welt gehen, in der väterlichsten Herzenssprache, und den glücklichsten Versen. Auch die Poesien des Freyherrn von Seckendorf, und einzelne Stücke mancher Ungenannten verdienen Aufmerksamkeit. Von manchen gilt freylich das gleich zu Anfange dieses Almanachs stehende Käſtnerische Epigramm:

Mit Müh, und voller Furcht, daß seine Blätter reißen,
Trennt man das Gold, von dem sie gleißen;
Verklebt möcht es wohl seyn, manch Almanachsgedicht;
Mit Golde braucht es eben nicht.

Almanach der deutschen Musen, auf das Jahr 1780. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 18 Bog. in kl. 8. mit Hrn. Göckingks Bildnisse.

Die

Die Notiz poetiſcher Neuigkeiten betrifft die in der Michaelmeſſe 1778 und von der Oſtermeſſe 1779 herausgekommenen, zur ſchönen Litteratur gehörigen Bücher, und iſt von der ſchon bekannten Art; itzt auch vielleicht ſchon entbehrlicher, als ehedem, da der Syringiſche Almanach und das allgemeine Bücherverzeichniß dieſe Nachrichten zwar etwas ſpäter, aber faſt noch vollſtändiger, und zum Theil gründlicher, liefern. Unter den Gedichten iſt ein ziemlich zahlreicher Vorrath, meiſtens kleiner epigrammatiſcher, Gedichte von Gleim bey weiten das erheblichſte; die meiſten andern ſind Uebungsſtücke angehender, zum Theil ungenannter, junger Poeten. Genannt ſind: Buri, Degen, Küttner, Meißner, Oeſer, Schink, Schubert, Schummel, Weppen und Zobel. Noch findet man hier ein Paar Stücke von Hölty, Jacobi und Maſtalier.

Leipziger Muſenalmanach für das Jahr 1780. Bey Schwickert, klein 8. mit Herrn Garvens Bildniſſe.

Wie gewöhnlich, erſcheint dieſer Almanach zuletzt unter den vieren, ſteht im Range des innern Werths gleichfalls zuletzt, wird von uns zuletzt angezeigt, und vermuthlich auch von dem Verleger zuletzt aufverkauft. — Ob er ſich auch von allen zuletzt erhalten wird?

Preußiſche Blumenleſe für das Jahr 1780. Herausgegeben von Doerk und Mohr. Königsberg, bey Hartung, 8 Bog. in Sedez.

Die jungen Dichter, von denen die Beyträge zu dieſer Sammlung geliefert ſind, beyde Herausgeber mit eingeſchloſſen, machen hier, ſo viel wir wiſſen, ihre erſte Erſcheinung. Der Werth ihrer Arbeiten iſt freylich ſehr ungleich; doch heben die meiſten ſich über das Mittelmäßige, und einige haben wirklich ſchöne Stellen, beſonders die mit Funk unterzeichneten, deren Verdienſt ſanfte Empfindung, richtiger poetiſcher Ausdruck, und glücklicher Versbau iſt. Auch die von Sarkau unterſcheiden ſich vortheilhaft. Ueberhaupt kann man es dieſen angehenden Dichtern ſchon zum Verdienſt anrechnen, daß ſie ſich von der Seuche der Kraftmänner frey erhalten

halten haben; mit dem Hange zur Empfindeley sind sie freylich schon mehr behaftet, und das giebt ihren Gedichten und den dabey zum Grunde liegenden Empfindungen einen über sie fast allgemein verbreiteten schwermüthigen Anstrich, und eine etwas ermüdende Monotonie.

Schweizerische Blumenlese. Zürich und Winterthur, bey Füeßli und Steiner, 1780. 19 Bog. 8.

Eine schätzbare Sammlung, nicht zur jährlichen oder periodischen, sondern nur zur gelegentlichen Fortsetzung bestimmt. Ihr Herausgeber ist Hr. J. Bürkli in Zürich; er hat diese, nicht alle neuen, sondern seit mehrern Jahren von den besten Schweizerdichtern verfertigten Poesien, als Charakteristik des Nationaltons, gesammelt, und dieß Verdienst, mit dem innern poetischen Werthe der meisten Gedichte verbunden, muß sie jedem Liebhaber poetischer Litteratur erwünscht und wichtig machen. Die Dichter, von denen die Beyträge herrühren, sind: Altdorfer, Bodmer, Bürkli, Crauer, Dunker, Füeßli, Heilmann, Heß, Hirzel, Hottinger, König, Künzli, Lavater, Meister, Müscheler, Salis, Schultheß, Tobler, Tscharner, Weber, Zimmermann, und noch einige andere, die bloß mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen bezeichnet sind. Die meisten von den genannten Verfassern sind schon durch andere, zum Theil auch poetische, Arbeiten berühmt, oder doch vortheilhaft bekannt. Wir nennten nur noch diejenigen Gedichte, die uns in der gegenwärtigen Blumenlese die vorzüglichsten scheinen: S. 14 Dunkers Ode auf Hallers Tod, die auch in der eigenen Lebensbeschreibung dieses Künstlers im Anhange des Füeßli befindlich ist; S. 30. ein Klosterlied von Meister; S. 45. Lavater auf den Rheinfall bey Schaffhausen; S. 55. der glückliche Landmann, von einem Ungenannten; S. 63. die Romanze eines Ungenannten; S. 97. die Schweizerhelden, von Altdorfer; S. 120. ein sehr drolliges Gedicht: der Aal, von H***; S. 138. an den Frühling, von Tobler; S. 140. Elegie einer Negresse, von Meister; S. 259. der Gerichtstag, eine Ode von Altdorfer; S. 270. der Stolz des Weisen, von Meister. Die von dem Maler Füeßli eingerückten Stücke sind fast alle sehr vorzüglich. Auch dem Herausgeber machen verschiedene kleinere Gedichte viel Ehre; und noch größere macht ihm der Ge-

ſchmack und der Patriotismus, womit er dieſe Sammlung übernahm und ausführte, worinn auch die ſchon bekannten Stücke, deren es verſchiedene giebt, ſehr am rechten Orte ſtehen, da ſie Nationalſammlung ſeyn ſoll.

Taſchenbuch für Dichter und Dichterfreunde. Eilfte Abtheilung. Leipzig, bey Dyk, 1779. 10 Bogen. 8.

Von dem Werthe der vorigen Abtheilungen, gute und mittelmäßige Sachen durch einander, und von der letztern Art der größte Vorrath. Zu den leſenswürdigen Stücken rechnen wir, außer ſechs Singgedichten von Käſtner, die gleich zu Anfange ſtehende Elegie nach dem Johannes Sekundus, Kretſchmanns verſificirtes Stück aus dem Oſſian, eine Epiſtel von Sattler, ein paar Gelegenheitsgedichte von Michaelis, und eine Ballade von Urſinus.

Gr.

5. Romanen.

Ruheſtätte der Zärtlichkeit einiger Liebenden. Aus Originalbriefen. Mit Kupfern. Halle, bey Hendel. 1780. 164 S. 8.

Dem Herrn Joh. Ad. Braun, der ſich unter dem Prolog zum erſten Stück unterſchreibt, können wir eben für dies Geſchenk nicht ſehr Dank ſagen. Die Mama, ſchreibt das Fräulein Bianchi S. 16. an ihren Codoardo nach Cadix, iſt ja kein ewig Licht ꝛc. doch wünſch ihr aus kindlicher Pflicht längeres Leben. Eben ſo impertinent und naſenweis iſt S. 35. der Brief des Sohnes an den Vater. S. 32. räth er ſeiner Geliebten gar, der Mutter einen Schlaftrunk zu geben, um ſie dadurch von den Plagen des Alters zu befreyen; und S. 40. ſchreibt der ſchamloſe Bube, ſeine Mutter möchte wohl öfters nicht richtig im Kopfe ſeyn. Rec. verdammt nicht alle Romane; aber die tritt er mit Füßen, die in der Abſicht, das Laſter zu ſchildern, unſere Söhne und Töch-

ter

ter mit den schrecklichsten Ausbrüchen des Lasters bekannt machen, die natürlichen Triebe ersticken, die sanftesten Empfindungen verhöhnen, und hernach den Muttermördern und Selbstmördern doch noch Glück wünschen zu ihrer Ruhe im Grabe. Besser gefällt uns die Vorerinnerung zur zweyten Geschichte, Niklas und Kunigunde, S. 90. Artig ist es, wenn S. 99. Kunigunde schreibt: Ist ein Elend, daß ich alle meine Briefe verbrennen muß, damit man sie nicht gewahr wird. Ueberhaupt ist in den Briefen dieses Mädchens, das zuletzt auch wegen der Schwangerschaft Mäusegift verschlingt, viel Natur, und schön ist der Gesang des Mädchens von Oberrieden S. 122, besonders die Strophe:

O siehs nicht, siehs nicht — lieber Gott!
Im trüben Sonnenstrahl
Streu ichs mir auf mein Morgenbrod,
Und halt mein Todtenmahl.

Von Friedr. Gödike dem Jüngeren ist das 3te Paar: Amaranth und Hafgusa, eine afrikanische Feengeschichte in Versen, und ganz im wilden romantischen Geschmack.

Tr.

J. M. Millers Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit. Aus den Briefen zweyer Liebenden. Zwote mit einem Anhange versehene Auflage. Leipzig, Weygand. 1780. Titelkupf. von Chodowiecki. 364 S. 8.

Das Publicum kennt schon den Inhalt dieser Briefe. Ob aber alle mit der beständig herrschenden Gewohnheit des M., für die Schwärmereyen der Verliebten zu sorgen, ihren Phantasien Nahrung zu geben, ihren Thorheiten einen ehrwürdigtraurigen, oder gar einen heiligen Anstrich zu geben, und ihnen immer große leidende Verdienste zuzuschreiben, sie in dem Gedanken zu befestigen, daß alles, was bey solchen Sachen vorfällt, auch da, wo sich Eigensinn, Ueberspannung, geschäfftiger Müßiggang, unnützes Klagen, spielerische Religiosität, weichliches Wimmern, und Zeitverderbende Kindereyen, offenbar einmischen, Prüfung seye, die Gott zuschickt, und die durch einen höhern Grad von Empfindsamkeit und Herzens-

güte veranlaßt werde, und also den beyden Liebenden noch zur besondern Ehre gereiche; ob die Vernünftigsten unter den Deutschen damit zufrieden seyn können? das wissen wir nicht; wir zweifeln aber sehr daran. Gewiß ist, daß solche Waaren starken Abgang haben; die Verleger sorgen auch durch alle mögliche Verzierungen dafür, und die Nachdrucker gebens wohlfeil, daß endlich jedes Bürgermädchen in jedem Städtchen seinen Siegwart, seinen Wilhelm, seinen Burgheim, haben wird. Aber dem Rec. sind doch selber Frauenzimmer bekannt, für die sonst, weil sie viel Fühlbarkeit affektiren, dergleichen Schriften äußerst anziehend waren, und die doch früher, als andere, auch im glücklichen Ehestande, einen Ekel dawider bekommen haben. Jungen träumerischen Gemüthern ist es ohnehin nicht nöthig, angenehme oder niederschlagende Scenen mit hohen Farben vorzumalen. Sie zaubern sich selber romantische Welten, und, wenn dann das reifere Leben, und die süße Gewöhnung an ernsthafte Geschäffte, sie in kurzer Zeit belehrt, daß das alles, was sie vorher so begierig in Romanen gelesen, und, als wäre es Evangelium, geglaubt haben, nur Farbenspiel und Rauch gewesen ist; dann wünschen sie, daß sie von ihren Lieblingsschriftstellern Stärke, Grundsätze, Maximen, Vorbereitung auf die wahre Geschichte der Welt, Bekanntschaft mit ihren Pflichten, Muth und Gefaßtheit auf alle wahre Leiden, und sonderlich so viel Geschicklichkeit erlernt hätten, sich zur Abwechselung von ihren Hausgeschäfften auf eine nützliche, unschuldige, und ihrer ewigen Bestimmung näher bringende Art, zu vergnügen. Wenn Hr. M. unsere Frauen und Töchter das lehren will, und kann, so soll er unser Mann seyn. Aber wozu das Lieben und Aechzen? der Einklang von Ahndung, Trennung Seeliger, Dulderinn, Klopstock, Wiedervereinigung, tiefes Leiden, Erbarmung? ꝛc. Die wahre Liebe spricht wenig, macht von sich selber kein großes Geräusch, sie hört leise und spricht unhörbar. Unerträglich süß, gezwungen, zugeschnitten und ausgespitzt wird das Mägdchen, das Copie von den Romanheldinnen werden will. Tag und Nacht lesen sie in diesen Büchern, und füllen Kopf und Herz mit Undingen an. Alle Pfarrersfrauen sind in diesen Schriften geizig und zänkisch. Die Mägdchen und jungen Wittwen wollen alle nichts von der zweyten Heirath hören, und müssen erst durch viele Gründe dazu gebracht werden. Aber in der wirklichen Welt ist es ganz anders. Im Anhange erzählt Hr. M. wieder eine saubere Geschichte von zwo Mägdchen, die sich in einen Kandidaten, Schröder, der schön predigt, (sollte wohl heißen: schön aussah,)

ſah,) verlieben; die Sabine gönnt ihn der Marie nicht, endlich bekommt ihn dieſe doch, der Pfarrer im Orte muß Platz machen, und ſtirbt ſchnell am Steckfluſſe; in Hoffnung, daß es nun nicht fehlen könne, ſchwängert der Kandidat ſeine Braut; (daran war, nach Hrn. M. Vorſtellung die ſtrenge Erziehung der Mutter Schuld,) die Pfarrey ſoll aber der Wittwe Sohn haben; darüber duelliren die zwo Kandidaten Rever. Miniſt. Eccleſ. mit einander, wie Banditen auf der Landſtraße, und die Hure wird aus dem Hauſe geſtoßen. Zuletzt bekommt ſie doch noch einen Amtmann, und Sophie ſtirbt am Blutſturz, wie ihr ehemaliger Geliebter. Am Ende giebt der Herausgeber den Kunſtrichtern noch einen derben Verweis, weil ſie oft über Sachen, die aus dem Herzen fließen, ſpotten.

Uz.

Roſaliens Briefe an ihre Freundinn Mariane von St. Von der Verfaſſerinn des Fräuleins von Sternheim. Erſter Band. Altenburg, bey Richter. 1779. 472 S. 8.**

Verſchiedene von dieſen Briefen, die als Fragment in der Iris abgedruckt ſind, erzeugten bey vielen Leſerinnen den Wunſch, ſie in einer beſondern Sammlung zu beſitzen, dadurch wurde dieſe Ausgabe, unter Beſorgung des Herrn Hofrath Bode in Weimar, veranlaßt. Wer die Verfaſſerinn des Fräuleins von Sternheim von Seiten ihres Charakters und ihrer Talente kennt, kann auch bey dieſer Briefſammlung ihre Abſicht nicht verfehlen, Tugend und edle Geſinnungen, vornehmlich bey jungen Perſonen ihres Geſchlechts, und durch reizende Gemälde verſchiedener Situationen des Lebens, bleibende Eindrücke dieſer Geſinnungen in das weibliche Herz zu legen. Die Ideale der Verfaſſerinn, die, wie man weiß, oft an eine liebenswürdige Schwärmerey gränzen, geben dieſen Briefen einen gewiſſen Hochgeſchmack, und außerdem ſind die Schilderungen romantiſcher Gegenden, und der Charaktere der hier vorkommenden Perſonen, bey ſo mancherley Abwechſelungen der Gegenſtände, für den Leſer ein angenehmes Schauſpiel. Roſalie begleitet ihren Onkel auf einer Reiſe, hauptſächlich durch die Schweiz, macht daſelbſt eine Menge Bekanntſchaften, und beſchreibt dieſe, aber nicht bloß

hiſtoriſch; ſie theilt vielmehr ihrer Korreſpondentinn die Empfindungen und Eindrücke mit, die ihre Welt um ſie her auf ihr Herz gemacht hat, und hier blickt das feine und richtige Gefühl der Verfaſſerinn allenthalben durch. Vorzüglich dürfte ſich die Geſchichte der Fräulein Henriette von Effen den empfindſamen Leſerinnen empfehlen, wiewohl von einer andern Seite die Frau von Guden mit ihrer geſchäfftigen Wohlthätigkeit, und in Rückſicht des artigen Gewebes dieſer Geſchichte, auch wohl das Favoritgemälde in dieſer Briefſammlung zu ſeyn verdiente. In Anſehung der Wirkung glaubt Rec., daß die Scenen einer empfindſamen Schwärmerey auf junge Leſerinnen, denen leicht eine verkehrte Nachahmungsſucht anwandeln könnte, die in Ziererey ausartet, immer eher nachtheilige als heilſame Eindrücke machen, ſo anlockend auch die Lectüre derſelben ſeyn mag, und jenes beabſichtet die V. doch gewiß nicht. Der Herausgeber benachrichtiget, daß er noch Handſchrift zur Fortſetzung beſitze, ohne dieſe gerade zu verſprechen. Doch die Bedingung, unter welcher er ſie verheißt, und welche ſich auf die Art der Aufnahme dieſes erſten Bandes beziehet, läßt die baldige Fortſetzung nicht bezweifeln.

Geſchichte Carl Ferdiners. Dritten Bandes erſter Theil. Breßlau, bey Meyer. 1779. 502 Seiten in 8.

Auch dieſer Theil von Ferdiners Geſchichte beſtätiget es, und die Vollendung derſelben wird es noch mehr beſtätigen, wie weit ein überlegter Plan, wo alle Theile zum Ganzen paſſen, wo auch die entfernteſten Anlagen ſich endlich an das Hauptgebäude anſchließen, und die Eurythmie des Ganzen bewirken helfen, die Producte einer ſich ſelbſt gelaſſenen ungeregelten Einbildungskraft hinter ſich läßt. Dort ſchafft die Kunſt einen Palaſt, und hier entſteht höchſtens eine Meyerey ohne Symmetrie, die gleichwohl gewiſſe Annehmlichkeiten haben kann, wobey das Auge eine Zeitlang verweilet, aber doch bald Sättigung empfindet; da es dort immer neue Schönheiten entdeckt, woran es ſich weiden kann. Man ſtelle Ferdiners Geſchichte mit einer von den itzt gewöhnlichen Familiengeſchichten, es ſey, welche es wolle, oder mit einer andern, die nicht auf Einheit des Objects gearbeitet iſt, zuſammen, und ſage ſeine Empfindung, welche von beyden die beſſere Unterhaltung gewähre.

währe. So weit Rec. die Stimme des Publicums kennt, iſt der Verſuch ſchon gemacht, und zum Vortheil der erſtern ausgefallen. Aus der Menge gleichzeitiger Producte iſt, ſo viel wir wiſſen, Ferdiner jetzt der Held der Leſewelt. So lange auch der Verf. die Leſer auf die endliche Auflöſung harren läßt, denn in dem gegenwärtigen Theile ſchwankt die Waagſchale der Geſchichte noch immer, ohne für eine der möglichen Entwickelungen ein merkliches Uebergewicht zu bekommen; ſo wird doch nicht leicht ein Leſer, den er durch gute Zwiſchenſcenen unterhalten wird, die Geduld verlieren, worunter wir hier nur die lehrreiche Epiſode, Benning und ſeinen Freund betreffend, und die Begebenheit mit Louiſen, die die Aufmerkſamkeit der Leſer gewiß anzieht, Kürze halber anführen wollen. Einige beym Abdrucke dieſes Werks vorgefallene, und in einem kurzen Vorberichte verbeſſerte Verſehen, beweiſen die Sorgfalt des Verf. auch die kleinſte Unvollkommenheit, die zu einer Irrung Anlaß geben könnte, wegzuwiſchen; ſie ſind aber an ſich von ſo geringer Erheblichkeit, daß ſie beym Leſen ſchwerlich bemerkt werden, und wer ſie bemerkt, würde ſie bey der Menge in einander geflochtener Handlungen, wo ein Irrthum in Anſehung der Zeit leicht begangen wird, auch leicht verzeihen.

Herrmann und Ulrike. Ein komiſcher Roman in vier Bänden mit acht Kupfern, gezeichnet von Schenau, geſtochen von Geyſer. Leipzig, in der Dykiſchen Buchhandlung, 1780. Erſter Theil. 400 Seiten. Zweyter Theil. 448 S. Dritter Theil. 416 S. Vierter Theil. 422 S. 8.

Bey der jetzt ſo gewöhnlichen Ueberſpannung der Charaktere in Romanen, wo man oft nicht weiß, ob man die handelnden Perſonen in der wirklichen, oder nur in einer möglichen Welt aufſuchen ſoll, wo alles in übertriebener Empfindſamkeit, oder in der Feuergluth eines Kraftgenies zu einer Schlacke ſchmelzt; oder in gränzenloſer Phantaſie als Meteor verdunſtet, hat der Verf. ſich eine Regel gemacht, die ihn für dergleichen Abwegen geſchützt hat, nämlich, auf der einen Seite den Roman der Biographie, und auf der andern dem Luſtſpiele näher zu bringen, und ſo die wahre bürgerliche Epopee, was eigentlich der Roman ſeyn ſollte, entſtehen zu laſſen. Indem

er ſolchergeſtalt ſeine Einbildungskraft zur wahren Natur herabſtimmte, konnte er ſich nicht erlauben, eine von ſeinen Perſonen bis zum Wahnſinn melancholiſch werden zu laſſen, oder ſo ſanft und ſchmelzend zu ſchaffen, als wenn ſie nur ein Fluidum von Thränen wär; die butterweichen Seelen, die faſt gar keine Konſiſtenz haben, mußte er ſchlechterdings aus ſeinem Buche exiliren. Die Liebe ſtellte er thätig, und nicht bloß leidend vor, beſchloß ſie als Triebfeder zum Handeln zu gebrauchen, wodurch Geiſt und Nerven angeſpannt werden, aber nicht erſchlaffen. Dieſer Plan verdient allerdings Beyfall, und da ihn die Ausführung nicht verläugnet: ſo dürfte dieſes Product, wenn es den angeblichen hohen Idealen des ſchöpferiſchen Geiſtes gegen über geſtellet würde, mehr dabey gewinnen als verlieren. Freylich finden die Leſer hier nur ſehr gewöhnliche Menſchen, die wie gewöhnliche Menſchen leben und handeln, und nur durch ſeltſame Konkurrenz verſchiedener Umſtände ſich auszeichnen; aber Scenen aus dem wahren Leben, unterhalten auch den verwöhnten Geiſt und nähren ihn beſſer, als die luſtigen Schatten einer ſchwärmenden Phantaſie.

Herrmann, Sohn eines Einnehmers, ein munterer Knabe, kömmt durch Zufall der Gräfinn von Ohlau in den Weg, frappirt durch ſeine glückliche Phyſionomie, wird den Aeltern entnommen, und von dem Grafen ſeiner Gemahlinn an ihrem Geburtstage, als Liebesgott aufgeputzt, unter einer komiſchen Behandlung geſchenkt. Verwandelt ſich darauf in einen kleinen Kammertürken, wird als Liebling der Gräfinn mit Fräulein Ulriken, Anverwandtinn der Herrſchaft, erzogen. Der tägliche Umgang der Kinder erzeuget anfangs freundſchaftliche Zuneigung, die endlich in Liebe ausartet. Dieſe Leidenſchaft wird von den Laurern bald bemerkt, und dem Grafen zu Ohren gebracht; darüber erhebt ſich ein mächtiger Sturm, Herrmann wird fortgejagt, und kömmt durch Vorſchub ſeines geweſenen Hofmeiſters, der ihm ſehr gewogen iſt, nach Dreßden, und von da nach Berlin. Hier macht er ſeinen eigentlichen Eintritt in die Welt, findet an beyden Orten ſeine Ulrike wieder: denn durch die Liebesintrigue war ſie dem gräflichen Paare ſo verhaßt worden, daß man ſie nach Dreßden ſchickte, und ſie der Aufſicht einer Dragonermäßigen Oberſtinn untergab, von welcher ſie mit Einverſtändniß ihres Herrmanns entflieht, und in Berlin als Franzöſinn in Dienſte geht. Ulrikens Principal hat aber mit dieſem artigen Mägdchen eigentlich ganz andere

Abſichten,

Absichten, als die Erziehung seiner Tochter, wovon jene gleichwohl eine Zeitlang nichts wähnt, und indessen das Vergnügen genießt, ihren Herrmann, der sich bey einem Kaufmanne in die Lehre begeben, aus dem Gewölbe zu nehmen, und durch ihre Unterstützung eine artige Figur spielen zu lassen. Allein böse Beyspiele und beygebrachter Weltton löschen endlich bey dem lieben Paare die tugendhaften Entschlüsse aus, die beyde Liebende ehedem gefaßt hatten, in einer empfindsamen Stunde werden sie mit einander zu vertraut; worauf sie beyderseits durch die Intrigue der Vignali, einer ältern Liebschaft des Principals, die in Ulriken eine gefährliche Nebenbuhlerinn fürchtete, bald aus Berlin weggeschaft werden, und einander aus den Augen verlieren. (Der Charakter der Vignali scheint uns sehr unnatürlich; dergleichen Maitressen handeln nicht so, wie hier erzählt wird.) Herrmann treibt sich eine Zeitlang als Spieler in Leipzig um, bey welcher Profession ihn das Glück nach mancherley Abwechselungen sehr begünstiget. Ulrike schmachtet indessen, ihrer Entbindung nahe, im Elende, auf einem Dorfe versteckt, erfährt aber dort zufälliger Weise den Aufenthalt und glücklichen Zustand ihres Geliebten, und entdeckt ihm ihre mißliche Lage. Augenblicklich fliegt er mit seinem Reichthume in ihre Arme, sinnt einen romantischen Plan aus, ein glücklicher Bauer zu werden, wie Hr. Oheim in der Schweiz, kauft sich ein kleines Bauernguth, und verlebt mit seiner Ulrike, die sich auch in eine niedliche Bäuerinn verwandelt hat, einige glückliche Jahre. Allein da mit der Zeit diese einfache Lebensart den Reiz der Neuheit verliert, so bringen endlich Nahrungssorgen und das Gefühl, daß sie sich doch nicht in ihrer natürlichen Sphäre befinden, Ueberdruß und Langeweile hervor. Es ist daher für beyde ein wahres Glück, daß Ulrike endlich von ihrer Familie entdeckt, heimlich aufgehoben, und zu einem Anverwandten, Obristen der Leibwache eines kleinen Fürsten, gebracht wird, wo sich die Bäuerinn bald in eine Hofdame verwandelt, und diese Rolle mit gutem Anstande spielt. Herrmann zieht seiner Geliebten nach, introducirt sich in dem Hause eines Ministers, bildet sich da, vermöge seiner natürlichen Talente zu einem geschickten Geschäfftsmanne, entdeckt gelegentlich dem Fürsten die untreue Administration seines gewesenen Brodherrn, wird zu Ehren erhoben, der Günstling des Fürsten, und verbindet sich mit Einstimmung der Familie mit Ulriken nun rechtmäßig.

Das sind die Grundzüge der Hauptgeschichte mit Vorbeylassung aller Nebenscenen, in welche der V. sehr viel Komisches zu legen gewußt hat. Die Geschichte ist für junge Leute in etwas lehrreich, die, wenn sie wollen, hier an eindringlichen Beyspielen lernen können, an welchen Klippen ihr Glück und ihre Wohlfahrt scheitert, wenn sie ohne Erfahrung und ohne Ruder ihr Schifflein steuern, und mit unüberlegtem Zutrauen gegen sich selbst, in den Hafen ihrer Wünsche geradeswegs einzulaufen gedenken. Der rohe, ungeschlachte Charakter des ältern Herrmanns liefert eine Menge komischer Züge, und möchte, wenn er fürs Theater genutzt würde, da sich wohl gut ausnehmen. Der muntere und dabey natürliche Ton in diesem Buche, auch die hin und wieder angebrachte Landschaftsmalerey, besonders einiger Gegenden um Dreßden herum, sind in Verbindung mit der übrigen guten Komposition für dasselbe noch einige Empfehlung mehr. Indessen scheint es uns doch, der Verf. dieses Romans thäte wohl, nicht so gar viel zu schreiben.

Oz.

Geschichte des Tom Jones, eines Fündlings, von Heinrich Fielding. Neu übersetzt. Erster Theil. 1 Alph. 3 Bogen. Zweyter Theil. 1 Alphab. 7 Bogen. 8. Nürnberg, bey Lochner und Grattenauer. 1780. m. Kupf.

Fielding's Meisterstück ist zu bekannt, und alle Kenner der Natur und Menschheit sind über den vorzüglichen Rang, den sie diesem herrlichen Romane ertheilen, zu einstimmig, als daß wir es nöthig hätten, seinen mannichfaltigen Werth hier näher zu zergliedern. Für so viele Leser, die der englischen Sprache nicht mächtig sind, war allerdings eine Uebersetzung dieses Romans, eine, so viel möglich, treue Kopie dieses Naturgemäldes, Bedürfniß; und schon vor beynahe dreyßig Jahren war man in Deutschland darauf bedacht, diesem Bedürfnisse abzuhelfen; denn damals erschien zu Hamburg eine erst vor neun Jahren, mit vielen Aenderungen, wieder aufgelegte Uebersetzung des Tom Jones, die freylich das Original nicht erreichte, aber doch wahrlich nicht ohne Einsicht, Sprachkenntniß, und eigenthümliche Geistesfähigkeiten des Uebersetzers, (Wodarch,)

gemacht

gemacht war, und ſich noch immer, vollends für die damalige Zeit, von ſo vielen holprichten, verfehlten und geſchmackloſen Ueberſetzungen aus dem Engliſchen vortheilhaft unterſchied. Denn Rec. war es daher auffallend, als die Lochneriſche Buchhandlung, bey ihrer Ankündigung der gegenwärtigen neuen Ueberſetzung, die Hamburgiſche für ſo gut wie gar keine erklärte, und ſeine hiedurch erregte Erwartung einer im hohen Grade vorzüglichen neuen Arbeit wurde durch die Erklärung noch höher geſpannt, womit jene Buchhandlung die an ſich vielleicht nicht ganz ungegründeten, nur zu heftig vorgebrachten Beſchwerden der Gleditſchiſchen Handlung in Hamburg beantwortete. Hier ſind nun die zween Bände dieſer neuen Ueberſetzung; und man wird ſie unſtreitig im Ganzen geſchmeidiger, natürlicher, lesbarer finden, als die ältere; wie es auch ſehr leicht war, da man das Gute der vorigen Ueberſetzung vor ſich hatte, und deren Fehler zu vermeiden, nicht ſchwer ſeyn konnte; ſchwerlich aber in dem Grade, wie man es erwarten und wünſchen mußte, und wie es das meiſterhaft geſchriebene Original verdient hätte. Auch hier iſt noch an vielen Stellen ein lahmer, ſchleppender Ton der Erzählung, wovon man im Engliſchen keine Spur antrifft.

Das Komiſche und Seltſame, z. B. in Weſtern's und der Honour Reden, iſt nicht immer richtig getroffen, und gefällt uns oft in der ältern Ueberſetzung beſſer, wo der Ton jedes Charakters wenigſtens mehr Eigenheit und Gleichförmigkeit, und der Ausdruck nicht ſelten mehr Treffendes hat. Auch müßten wir durch die angeſtellte Vergleichung ſehr getäuſcht ſeyn, wenn der neue Ueberſetzer bey ſeiner Arbeit ſeinen Vorgänger nicht immer vor Augen gehabt, und ſehr vieles ihm zu danken haben ſollte. Denn ſehr oft treffen beyde zuſammen, oder der Ausdruck iſt hier nur etwas anders, und nicht immer zu ſeinem Vortheile anders, gewendet, als er ehedem war. Doch, am beſten werden wir thun, wenn wir zwo Proben aus beyden Ueberſetzungen gegen einander ſtellen, wovon die erſte, unſerm Gefühl nach, im Ganzen zum Vortheil der ältern, die zwote zum Vortheil der neuern Ueberſetzung ausfällt:

Alte Ueberſ. Th. I. S. 184.	Neue Ueberſ. Th. I. S. 159.
„Der Name dieſes Herrn, der ſich damals ſchon eine Zeit-	„Der Name des Herrn *), der ſich damals einige Zeit in

Herrn

*) Im Engliſchen ſteht: of *this* Gentleman.

Alte Ueberſ. Th. I. S. 148.

Zeitlang in Herrn Allwerths Hauſe aufgehalten hatte, war Herr Viereck. Seine natürlichen Gaben waren eben nicht von der höchſten Art; ſie waren aber durch eine gelehrte Erziehung gar ſehr verbeſſert worden. Er war in den Alten ſehr beleſe, und hatte alle Werke des Plato und Ariſtoteles vollkommen inne. Nach dieſen großen Muſtern hatte er ſich hauptſächlich gebildet. Bisweilen ſtimmte er mit des einen und bisweilen mit des andern Meinung überein. In der Sittenlehre war er ein offenbarer Platoniker; in der Religion aber war er geneigt, einen Ariſtotelianer abzugeben.“

„Allein, ob er gleich, wie wir geſagt haben, ſeine Moral nach dem Muſter des Plato gebildet hatte; ſo kam er doch mit der Meinung des Ariſtoteles vollkommen überein, indem er dieſen Mann mehr in dem Charakter eines Philoſophen, oder ſpekulativiſchen Kopfes, denn als einen Geſetzgeber ſchätzte. Dieſe Geſinnung gieng bey ihm ſehr weit; und zwar ſo weit, daß er alle Tugend als eine bloße Sache der Theorie betrachtete. Er behauptete dieſes zwar, ſo viel ich gehört habe, niemals gegen Jeman-

Neue Ueberſ. Th. I. S. 159.

Herrn Allwerths Hauſe aufhielt, war Herr Square. Seine natürlichen Gaben waren nun eben wohl nicht die vorzüglichſten: aber er hatte ſie durch eine gelehrte Erziehung gar ſehr erhöht. In den Alten war er tief *), und alle die Werke des Plato und Ariſtoteles hatte er vollkommen in ſeiner Gewalt. Nach dieſen großen Muſtern hatt' er ſich nun vorzüglich gebildet, bald nach der Meinung des einen, bald nach des andern. In der Moral war er ein offenbarer Platoniker, in der Religion war er mehr auf des Ariſtoteles Seite.“

„Aber, ob er gleich, wie wir geſagt haben, ſeine Moral nach platoniſcher Form gebildet hatte, ſo war er doch darinn ganz der Meinung des Ariſtoteles, daß er dieſen großen Mann mehr für einen Philoſophen, oder Spekulanten, denn für einen Geſetzgeber anſah. Dieſe Geſinnung trieb er ziemlich weit; und in der That ſo weit, daß er alle Tugend weiter für nichts, als für eine Materie der Theorie anſah. Dieß zwar geſtand er, ſo viel ich gehört habe, niemand ein; indeß läßt mich doch die geringſte

Alte

*) deeply read.

Alte Ueberſ. Th. I. S. 148.

den: und doch kann ich bey der geringſten Aufmerkſamkeit auf ſein Betragen nicht umhin, zu glauben, daß das ſeine wahre Meinung geweſen ſey; zumal, da es einige Widerſprüche, die ſich ſonſt in ſeinem Charakter äußern würden, vollkommen hebt.“

Neue Ueberſ. Th. I. S. 159.

Aufmerkſamkeit auf ſein Betragen nicht anders als denken, daß dieß ſeine wirkliche Herzensmeinung war; und dieß allein kann auch einige Widerſprüche heben, die ſich ſonſt in ſeinem Charakter zeigen möchten.“

Wenn man Stellen von dieſer Art, dergleichen es weit mehrere und größere giebt, in der ältern und neuern Ueberſetzung mit einander vergleicht, ſo wird man ſich ſchwerlich von der Nothwendigkeit, oder beträchtlichen Vorzüglichkeit der letztern überzeugt finden; und ſo mußte dieſe Unternehmung allerdings dem Verleger der erſtern nachtheilig werden, zumal, da dieſer das Bedürfniß mancher Verbeſſerungen erkannt, und daher, wie geſagt, vor neun Jahren eine ganz umgearbeitete Ausgabe veranſtaltet hatte, die, wenigſtens im Ganzen genommen, vor der erſten urſprünglichen Ueberſetzung vieles voraus hat. Doch, um ganz unpartheyiſch zu verfahren, wollen wir auch die verſprochene zwote Probe herſetzen, wo die gegenwärtige neue Ueberſetzung die ältere übertrifft, wie das in vielen, aber gewiß nicht in allen Stellen, wo komiſche Sprache und lebhafter Dialog vorkömmt, der Fall iſt:

Alt. Ueberſ. Th. I. S. 450.

„Da haben Sie *) doch wahrhaftig ein ſauber Stückchen Arbeit gemacht. Ihren Hurenſohn haben Sie zu ſchönen Sachen auferzogen. Ich glaube eben nicht, daß Sie die Hand mit im Spiele gehabt, oder, wie man ſagen möchte, daß Sie es mit Vorſatze gethan hätten; aber genug, er hat in unſerm Hauſe einen

Neue Ueberſ. Th. II. S. 67.

„Da haben Sie ein ſauber Stück Arbeit gemacht, haben Ihren Bankert zu feinen Dingen auferzogen. Will weiter nicht ſagen, daß Sie die Hand mit im Spiel gehabt, oder, ſo zu ſagen, mit Fleiß gethan hätten; aber 'n ſchönen Brey hat er eingerührt in unſerm Haus, der!“ „Was giebts, Herr Weſtern?“ ſagte Allwehrt. —

Alt.

*) Weſtern's Anrede an Allwehrt.

Aelt. Ueberſ. Th. I. S. 450.

wettermäßigen Spektakel angerichtet.“ — „Was iſt es denn? Was kann er denn gethan haben, Herr Weſtern?“ ſagte Allwehrt. — Ach! gethan genug, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Meine Tochter hat ſich in Ihren Hurenſohn verliebt, das iſt es alles; aber ich will ihr keinen Dreyer geben, nein, nicht den zwanzigſten Theil eines kupfernen Pfennings. Ich habe immer gedacht, was doch da herauskommen würde, ein Hurkind wie einen Edelmann aufzuziehen, und ihn in ehrlicher Leute Häuſer kommen zu laſſen. Es iſt Glück für ihn, daß ich ihn nicht habe können zu packen kriegen; ich wollte ihm einen Denkzettel gegeben haben; ich wollte ihm die Beine entzwey geſchlagen haben; ich wollte ihm das Courteſiren ſchon eingetrieben haben; ich wollte den Hurenſohn wohl gelehrt haben, andern Leuten den Speck aus der Kohle zu nehmen. Bey mir ſoll er nicht einen Biſſen mehr zu freſſen, und nicht einen Pfenning kriegen, ſich was dafür zu kaufen. Wenn ſie ihn haben will, ſo ſoll das bloße Hemde, das ſie an hat, ihr

Neue Ueberſ. Th. II. S. 67.

„Was wirds geben? genug, daß wir alle daran zu leck'n haben, bey meiner Seele! Meine Tochter hat ſich in Ihren Bankert verliebt; weiter iſts nichts. Aber ſie ſoll mir auch nicht ſechs Pfenninge haben, nicht den zwanzigſten Theil von 'm rothen Heller, ſie nicht. Dacht' ichs doch immer, was da 'raus kommen ſollte, wenn man 'n Bankert wie 'n Junker aufzieht, und ihn in honetter Leute Häuſer kommen läßt. 'S iſt nur ſein Glück, daß ich ihn nicht habe können zu packen kriegen; ich wollt dir 'n gefegt haben, ich wollt dir 'n's Kützel vertrieben haben, ich wollt dir 'n gelernt haben, den Biſſen wegzuſchnappen, der für ſeinen Herrn gehört. Von mir ſoll er keinen Biſſen Brod mehr haben, und keinen Pfenning, daß er ſich was dafür kaufen könnte. Wenn ſie ihn haben will, und will ihn haben, ſo ſoll ſie nichts mitkriegen, als das Hemd, das ſie auf 'm Leib hat, drauf kann ſie ſich verlaſſen. Eh' wollt ich mein Vermögen nach Hannover ſchicken, daß man unſere Nation damit beſtechen könnte.“ *) — „Es thut mir herzlich leid, ſagte Aelt.

*) Dieſe Stelle hat die ältere Ueberſetzung richtiger, und wörtlich nach dem Original überſetzt. Aber eine Note wäre hier, wie bey manchen ähnlichen Anſpielungen auf die damaligen politiſchen Zeitumſtände, nicht überflüßig geweſen.

Aelt. Ueberſ. Th. I. S. 450.

Brautſchatz ſeyn. Ich will lieber mein Vermögen in den ſinkenden Fond geben, daß ſie es nach Hannover ſchicken, unſere Nation damit zu beſeligen" — „Ich bin herzlich darüber bekümmert," ſagte Allwehrt. — „Ey, ich habe den Teufel von Ihrem Bekümmertſeyn, erwiederte Weſtern; das wird mich was rechts helfen, wenn ich mein einziges Kind, meine arme Sophia, die die Freude meines Herzens, und alle Hoffnung und Troſt meines Alters war, verloren habe. Aber ich habe mir es feſt vorgenommen, ich will ſie aus dem Hauſe jagen. Betteln ſoll ſie gehen, Hungers ſterben, und auf der Straße verfaulen." u. ſ. f.

Neue Ueberſ. Th. II. S. 67.

Allwerth." — „Hätt' den Teufel von Ihrem Leid thun! ſchrye Weſtern; das kann mir viel helfen, wenn ich mein einzigs Kind verloren habe, meine arme Sophia, die meine Luſt und Freude war, und alle Hoffnung und Troſt auf mein altes Tage. Aber ich will ſie zum Haus hinausſchmeißen, das hab' ich mir feſt vorgenommen; betteln ſoll ſie und verhungern, und auf der Straße vermodern!"

Th. I. S. 210. der neuern Ueberſetzung vermiſſen wir in der Beſchreibung von Sophiens Schönheit eine ziemlich lange Stelle, welche die ältere Ueberſetzung hat. Es ſind darinn freylich einige dem deutſchen Leſer nicht ganz verſtändliche Anſpielungen; die aber mit wenig Worten hätten erläutert werden ſollen, ohne daß man deswegen dieſe nicht ganz entbehrliche Lücke machen durfte. Ueberhaupt hätten wir gewünſcht, daß manche Anſpielungen, dergleichen Fielding nicht ſelten einmiſcht, von dem Ueberſetzer in kurzen Noten erklärt ſeyn möchten, wie in der ältern Ueberſetzung zuweilen, aber auch nicht oft genug, geſchehen iſt. Von den Romanleſern und Leſerinnen darf man wohl nicht vielen Kenntniſſe dieſer Art genug zutrauen, um z. B. gleich zu wiſſen, wer Th. I. S. 312. Oldmixon, S. 161. Coke und Littleton, S. 205. Butler, S. 206. Lock's blinder Mann ſey; oder was S. 409. Bayes's (eines Marionettenſpielers,) Truppen, Th. II. S. 102. St. James und Drurylane, S. 12. die Londner Abendpoſt, u. dgl. m. bedeuten ſollen. Nur äußerſt ſelten läßt ſich

der

der neuere Ueberſetzer auf dergleichen Erläuterungen ein, wie die S. 238. des erſten Theils über den Kiſtenmacher im Komödienhauſe iſt, eine Stelle, die der erſte Ueberſetzer ganz wegließ, und ſein Umändrer überſetzte, ohne ſie zu erklären. Gelehrte Noten gehören freylich nicht für Romane; aber wo man den Anſtoß vieler Leſer offenbar vorausſieht, warum ſoll man ihnen da nicht zu Hülfe kommen? und das iſt oft leicht, mit zwey oder drey Worten gethan, wenn NB. der Ueberſetzer es ſelbſt weiß.

Bk.

6. Weltweisheit.

Moraliſche Encyklopädie von Joh. Heinr. Friedr. Ulrich. — Dritter und letzter Theil, von Q bis Z. Berlin, bey Pauli. 1780. in groß 8. 1413 Seiten.

Wir beziehen uns auf das über die beyden erſten Bände geſagte. Dieß korpulente Werk wird eher ſchlechter als beſſer.

Ueber den Vernunftſchluß von J. E. Mayer, Prof. der Philoſ. — Zweyter und letzter Theil. Wien, bey Kurzböck. 1779. 359 S. 8.

Quellen unſerer Mißbräuche in Behandlung der Gegenſtände. Die Menſchen können große Ideenreihen nicht feſt halten, haben nicht genug Aufmerkſamkeit, einen Gegenſtand an und für ſich von allen Seiten gehörig zu betrachten, laſſen ſich von Nachahmungsſucht verleiten, oder, ſich gegen dieſen Vorwurf zu ſichern, werden ſie originelle Thoren. Nach dieſer Einleitung handelt der erſte Abſchnitt von den phyſiſchen Schlüſſen. Ueberzeugung beruht da auf Vollſtändigkeit der Beobachtungen, Richtigkeit ihrer Vergleichung, pſychologiſche Geſetze, vermöge welcher der Menſch ſeinen Beyfall geben muß, wenn er ſolche Dinge, und in dieſer Ordnung ſieht; die Erklärungen werden bis zu einem Naturgeſetze fortgeführt, bey dem

dem man stehen bleibt, weil es weiter hin am Licht und festen Boden mangeln würde. Mißbrauch der metaphysischen Sprache und der Abstraction, wenn man Mittelphänomene überspringt, und die Gränzen der Natur nach den Gränzen seiner Einsicht bestimmt. Als eine Probe hiervon, führt Hr. M. den Schluß für das Daseyn einfacher Elemente an: so lange man in einem zusammengesetzten Dinge, noch weiter zusammengesetzte Theile annimmt, darf man auch immerfort nach dem hinreichenden Grunde dieser Zusammensetzung fragen. Wenn man also keine einfachen Bestandtheile zugiebt, so ist die ganze Zusammensetzung ohne allen hinreichenden Grund. — Hier wird, nach Hr. M. Urtheile, Erkenntniß oder Erklärungsgrund, mit dem Grunde der Existenz vermengt, und das Raisonnement heißt: wir wollen nun einmal stehen bleiben, und Alles in der Welt erklären; folglich müssen wir einfache Elemente annehmen. (Wenn zusammengesetzte Dinge immer wieder aus zusammengesetzten entstehen: so ist doch offenbar, daß man entweder Zusammensetzungen ins Unendliche annehmen muß, oder daß sich kein Grund der Zusammensetzung angeben läßt, nicht wegen der Gränzen unserer Einsicht, sondern, weil die Erde auf dem Elephanten ruhend, und der Elephant auf der Schlange, und die Schlange wieder auf was, und das wieder auf was, und so immer fort, nicht so viel heißt: die Frage, worauf die Erde ruht, kann von dem Indianer nicht beantwortet werden; sondern: jede ihrer Antworten verweist wieder auf eine Antwort. Und da könnte man nun wohl denken, das wäre so viel, als: Sie hat keine Antwort. Es ist zweyerley, darzuthun: wir können etwas nicht erklären; oder: es ist unmöglich zu erklären. Das letzte möchte wohl in dem Schlusse für die einfachen Wesen liegen. Uebrigens gehört der Schluß nicht in die Physik, wo man aus dem einfachen Wesen noch nichts erklärt hat, wie denn auch Leibniz und Wolf nicht unternommen haben, aus ihnen Naturbegebenheiten zu erklären. Die bekannten, besonders neuern katholischen Philosophen gewöhnlichen, einfachen Dinge, die anziehen und zurückstoßen, sind geometrische Puncte, von der Einbildungskraft realisirt. Die Körper entstehen aus einfachen Wesen, nicht wie Ganze aus Theilen, sondern wie Erscheinungen, aus Dingen, die nicht Erscheinungen sind. Diese Dinge geht der Naturlehrer, gerade wenn er Metaphysiker ist, nicht zurück, denn er weiß, daß er noch nicht allemal erklären kann, wie Erscheinungen aus andern entstehen, warum die sieben Farbenstrahlen zusammen empfunden,

die Empfindung des Sonnenlichts geben?) Aus unvollständigen Beobachtungen folgen nur einseitige Vorstellungen in Vergleichung oder Gegensatze. Man sahe, daß ein ruhender Körper sich nicht selbst in Bewegung setzt, und schrieb ihm so Trägheit zu; dieses Wort mußte in einer abgeänderten Bedeutung gebraucht werden, als man wahrnahm, daß er von sich selbst auch seine Bewegung nicht ändert. Setzt man zu einer mangelhaften Beobachtung, statt der zweyten, eine willkührlich angenommene Meinung, so folgt nothwendig ein schwankendes Raisonnement. Boerhaave sagt: die Phantasie setze, besonders in hitzigen Krankheiten, die Seele durch ganz neue Vorstellungen in Verwirrung, also können die Lebensgeister unsere Gehirnfibern in eine Bewegung bringen, woraus ganz neue Ideen entspringen, die auf keinen vorgestellten Gegenstand einige Beziehung haben. Man hat hieraus gefolgert: der Wolfische Satz sey falsch, daß die Einbildung ihre Materialien immer von den Sinnen erlange. Aber Haller giebt Wolfen Beyfall, und nicht seinem Lehrer. Erdichtungen, Vergleichungen aus falschem Gesichtspuncte, machen auch physische Schlüsse unrichtig. Ueber die Art, Ursachen aus ihren Wirkungen zu errathen, Eine ist (66 S.), Zusammengesellung der Ideen von Dingen, die wir zusammen empfinden. Die aber gäbe oft Trugschlüsse, und so zeigt Hr. M., wie man den Realgrund, die Verbindung und Einwirkung der Dinge, aufzusuchen habe. Der zweyte Abschnitt handelt von praktischen Schlüssen, die unsere wichtigen Geschäffte und freyen Handlungen leiten. Bey ihnen kömmt es auf Kenntniß der Natur, Psychologie, Anthropologie, an. Nach Hrn. M. Gedanken, stellt man die Seele zu sehr thuend vor, wenn sie so oft sich nur leidend verhält. Anstatt: die Seele ruft die oder jene Idee hervor, um das zu thun, sollte man sagen: die Idee wird ihr zugeführet, und das in ihr bewirkt. Der dritte Abschnitt, von den metaphysischen Schlüssen. Ueber des Aristoteles Tabulam rasam, der Cartesianer angebohrne Begriffe, und Leibnizens Mittelweg dazwischen, der aber, nach Hrn. M. Gedanken, in beyde Fehler zugleich verfällt, doch so, wie nur ein Genie verfallen konnte, dem durch lang gewohnte Fertigkeit, auf einzelne Fälle aufmerksam zu seyn, und sie zu allgemeinen Sätzen durch Vergleichung zu erheben, die allgemeinen Wahrheiten so natürlich geworden sind, daß es sich ihres ersten Ursprungs nicht mehr erinnert. Vierter Abschnitt, von mathematischen Schlüssen. Strenge und Ordnung sind dem

Mathe-

Mathematiker deſto nöthiger, da er ſeinen Begriffen die Realität genommen hat, (inſofern man ſagen kann, daß abſtrakte Begriffe keine Realität mehr haben.) Fünfter Abſchnitt, von den Seelenkräften in Abſicht auf den Vernunftſchluß. Eigentlich enthält Hrn. M. Schrift allerley Gedanken über unterſchiedene Wiſſenſchaften, Freylich kommen nun überall Vernunftſchlüſſe vor, und ſo muß man ihm ſeinen Titel verſtatten. Die Gedanken ſind meiſtens richtig und brauchbar, auch faßlich, ſelbſt unterhaltend vorgetragen, und das Buch kann vielen Leſern lehrreich und nützlich ſeyn.

Lb.

Unterſuchung über den menſchlichen Willen, deſſen Naturtriebe, Veränderlichkeit, Verhältniß zur Tugend und Glückſeligkeit, und die Grundregeln die menſchlichen Gemüther zu erkennen und zu regieren, von Johann Georg Feder, Profeſſor der Philoſophie. — Erſter Theil. Lemgo im Verlag der Meyerſchen Buchhandl. 1779. 478 S. in gr. 8.

Der Verf. erklärt ſich in der Vorrede über die Abſicht und Beſchaffenheit dieſes Werks folgendermaſſen: dieſer erſte Theil meiner Unterſuchungen über den menſchlichen Willen, „iſt der Anfang einer Arbeit, die, wie ſchon die Anzeige des „Titelblattes zu erkennen giebt, natürlich in vier Haupttheile „zerfällt. Hier habe ich es mit der Entwickelung der allgemeinen Geſetze und Triebe des menſchlichen Willens, und mit den „nächſten Urſachen derſelben zu thun. Wenn ich bisweilen bis „zu Verſchiedenheiten fortgegangen bin, ſo geſchah dies nur, „um anmerklich zu machen, daß es Unterſchiede dabey giebt, „und zu verhindern, daß man ſich den allgemeinen Begriff „nicht zu beſtimmt mache. Oder es ſind nur ſolche Verſchiedenheiten, die aus der allgemeinen Urſache leicht begreiflich werden, und dieſen zur Beſtätigung dienen. Im zweyten „Theile ſollen die Urſachen der merkwürdigſten Verſchiedenheiten in den Neigungen und Sitten der Menſchen ausführlich „unterſucht, und der Wille unter den Einflüſſen der Unterſchiede „in den Verſtandeskräften der körperlichen Conſtitution, des „Alters, des Geſchlechts, der Nahrung und der ganzen Lebensart, ferner des Klima, der verſchiedenen Grade der Fruchtbarkeit

„barkeit des Erdbodens, der äußerlichen Glücksumstände über„haupt, endlich der Gesetze und politischen Verfassungen, be„trachtet werden. Vom Verhältnisse des Menschen zur Glück„seeligkeit und zur Tugend soll der dritte Theil handeln, und „zwar also: daß die Gründe und Hindernisse der Glückseligkeit „und Tugend in der menschlichen Natur, nicht blos in Rück„sicht auf die allgemeinen Beschaffenheiten derselben, sondern „auch in Rücksicht auf die vornehmsten Verschiedenheiten der „Gemüther erörtert werden. Im vierten Theil sollen endlich „die Gründe untersucht werden, auf denen die Kunst die mensch„lichen Gemüther zu erkennen und zu regieren, beruhet.“

In diesem ersten Theile liefert also der Verf. ein raisonnirtes Verzeichniß der allgemeinen Gesetze, Triebe und Neigungen des menschlichen Willens, unter einer Menge von Titeln und Rubriken, die wir hier unmöglich alle hersetzen können. Ob dieser Titel und Rubriken nicht fast zu viel gemacht worden, oder ob es nöthig war, die Materialien so sehr zu zertheilen und aus einander zu legen, und ob nicht manches unter einem höhern Gesichtspunkt hätte zusammen gefaßt werden können, und alsdann vielleicht was nun als verschieden oder gar entgegengesetzt erscheint, als ähnlich und verwandt hätte dargestellt, oder aus einem gemeinschaftlichen Principium hergeleitet werden können, darüber wollen wir zwar nicht entscheiden; indessen scheint es uns in manchen Fällen, daß der Verf. die Triebe und Neigungen fast zu sorgfältig und genau eintheile, und es fast ganz unterläßt, entgegengesetzte Triebe, z. B. den Trieb zur Thätigkeit und zur Ruhe, zum Gewohnten und zum Neuen, die doch aus einem gemeinsamen Principium ursprünglich entstehen müssen, mit einander zu vergleichen und in Harmonie zu bringen. Seine große Abneigung von der Systemsucht und seine Entfernung von der von manchen Philosophen gemisbrauchten Begierde, alles im Allgemeinen zu fassen, kann hieran Schuld seyn, auch möchte eben hierinn die Ursache liegen, daß der Verf. wie es uns vorkommt, einigen bekannten allgemeinen Theorien nicht Gerechtigkeit genug wiederfahren läßt, oder nicht tief genug in ihren Sinn eingedrungen ist. Indessen, wenn doch auf einer Seite zu weit gegangen werden sollte, so wäre es unstreitig besser, sich von aller Systemmacherey lieber zu weit zu entfernen, und dagegen in Aufsuchung und Bemerkung der einzelnen Materialien desto sorgfältiger zu seyn. Allenfalls bleibt es künftigen Forschern überlassen, die hier zwar zerstreuet, aber doch in einer leicht zu übersehenden Ordnung hinge-

hingelegten Bruchſtücke, zu einem zuſammenhangenden Gebäude zuſammen zu ſetzen. Genug, das Lob der Vollſtändigkeit ſcheint der Verf. verdient zu haben, wie auch der gründlichen und faſt durchgängig richtigen Beurtheilung, und der nöthigen Aufklärung der vorgetragenen Sätze aus der Geſchichte und aus Reiſebeſchreibungen, wobey er inſonderheit Robertſons Geſchichte von Amerika ſehr gut genutzt hat. Nimmt man nun noch dazu, daß des Verf. Vortrag leicht, und der Sache angemeſſen, und ſein Ausdruck rein, deutlich und gefallend iſt: ſo verdient er in der That Dank für die Ausarbeitung eines ſo gemeinnützigen und reichhaltigen Werks über den menſchlichen Willen, das nicht nur den unkundigen aber wißbegierigen Leſer, mit der Natur und den Geheimniſſen des menſchlichen Willens auf eine leichte und anlockende Art bekannt macht, ſondern auch für den Kenner ſelbſt, wo nicht ganz neue Entdeckungen, dergleichen wir freylich in dieſem Theile eben nicht gefunden, doch manche feine und richtige Bemerkungen enthält, und zu einem Repertorium aller zur Sache gehörigen Materialien dienen kann. Auf eine nähere Prüfung einzelner Behauptungen des Verf. wollen wir uns diesmal nicht einlaſſen: wir behalten es uns aber vor, bey der Anzeige der Fortſetzung, die wir aufrichtig wünſchen.

Sg.

7. Naturlehre und Naturgeſchichte.

Teſtacea muſei Caeſarei Vindobonenſis, quae iuſſu Mariae Thereſiae Auguſtae diſpoſuit et deſcripſit *Ignatius a Born*, Eques etc. Vindobonae, ſumptibus Kraus, 1780. groß Fol. 5 Alph. 18 illum. Kupferplatten.

Dieſes Werk iſt den vorzüglichſten in der Conchyliologie an die Seite zu ſetzen, wenn es nicht dieſelben in manchen Stücken übertrifft. Die illuminirten Abbildungen ſind von ſolchen Arten oder Abänderungen, die ſonſt noch nicht, wenigſtens noch nicht richtig, abgebildet worden, und ſie ſind der Natur völlig getreu, ſehr fein und genau illuminirt, und der

Künstler hat sich mit Recht enthalten, die Natur verschönern zu wollen, wie dieses der Fall bey den Regenfussischen Abbildungen zu seyn scheint. An dem ganzen Werke finden wir nur das auszusetzen, daß es gar zu splendid gedruckt ist, und daß dadurch die Kosten unnöthig vermehrt worden, so daß es sich wenige Liebhaber werden anschaffen können, und daß es also weniger gemeinnützig seyn wird. Wir billigen sehr, daß man keinen Fleiß und Kosten bey den Kupfern und der Illumination erspart hat; diese würden die Käufer auch gern erstatten; aber daß der Text so unnöthig weitläuftig gedruckt ist, können wir nicht billigen. Das Werk hätte mit aller möglichen Schönheit können gedruckt, und doch wenigstens 2 Alph. Papier erspart werden können. — Uebrigens ist des Hrn. Verf. Vorrede sowohl lesenswerth, als auch die Beschreibungen, in Linneischer Terminologie, richtig, und durch hinzugesetzte ausführlichere Beschreibung deutlich, so wie sie schon aus dem Indice Mus. Caes. bekannt ist; doch finden sich nicht nur einige Zusätze in Ansehung der Arten, sondern auch in Absicht auf die Synonymen und Beschreibung. Der Hr. Verf. ist streng dem Linneischen Systeme gefolgt; doch hat er nach Adansons, O. F. Müllers, ꝛc. ꝛc. Beobacheung, die Beschreibung der Thiere beygefügt. Er begünstiget den Pinnenwächter, den Herr Chemnitz in Zweifel gezogen hat. Der Einwohner des Schiffboots hänge doch wohl durch eine zarte Sehne an der Schale an. — Daß die Tab. II. fig. 12 abgebildete Muschel wirklich Tellina Remies *Lin.* seyn sollte, zweifeln wir: sie trifft gar nicht mit der Beschreibung. Auch wundert uns, wie Hr. v. B. den Schiffborer (Teredo) von den Schalthieren absondern kann, da er doch wirklich eine kalkartige, oft sehr harte, Schale hat. Wäre es auch nicht noch oft Gelegenheit gewesen, die oft in Linne falsch citirten Synonymen häufiger zu verbessern?

Zf.

Torbern Bergmanns — Anleitung zu Vorlesungen über die Beschaffenheit und den Nutzen der Chemie ꝛc. Aus dem Schwedischen übersetzt. Stockholm, bey Magnus Schwederus, 1779. 6 Bog. in 8.

Es

Es ſind in dieſer Schrift die bloßen Grundlinien gezeigt worden, nach welchen der chemiſche Lehrvortrag auf die nützlichſte Weiſe eingerichtet werden könnte. In dem erſten Abſchnitt, der von der Chemie überhaupt handelt, wird gezeigt, daß die Chemie eigentlich einen Theil der Naturkunde ausmacht, wovon die Naturgeſchichte und Naturlehre die beyden erſtern Grade wären.

Der Verf. theilt die Chemie in die phyſiſche und angewandte ein, welche letztere er wiederum in die mediciniſche, ökonomiſche und techniſche unterſcheidet.

Die mediciniſche Chemie hat natürlicher Weiſe zween Gegenſtände — Die chemiſche Kenntniß des Körpers, auf deſſen Geſundheit ſie abzielet, macht die phyſiologiſche Chemie aus. — Die Unterſuchung der Materien hingegen, die mehr oder weniger hierzu beytragen, machen die pharmaceutiſche Chemie aus. Die ökonomiſche Chemie zweckt theils auf die Hervorbringung gewiſſer unentbehrlichen rohen Materien ab, theils hernach von ſolchen den beſtmöglichſten Vortheil zu ziehen.

Die techniſche Chemie erſtreckt ſich über Künſte und Handwerke, und zerfällt in fünf Zweige, nämlich in die Salz- Erden- Schwefel- Metallen- und Handwerkerchemie. Die Salzchemie lehret, wie man allerley Salze zubereiten oder reinigen kann. Die Erdenchemie begreift alle Zubereitungen unter ſich, in welchen eine Erdart den vornehmſten Beſtandtheil ausmacht; folglich rechnet der Verf. auch die Glasarbeiten mit darunter. Die Schwefelchemie betrifft ſolche Zubereitungen, welche eine beträchtliche Menge von Brennbaren enthalten. Die Metallenchemie begreift die Zugutmachung der Metallen aus den Erzen, ihre Reinigung und Anwendung zu allerhand Bedürfniſſen unter ſich. Die Chemie der Handwerker handelt endlich von den Aufklärungen, deren gewiſſe Handthierungen im Groſſen bedürfen können, ohne ſich, eben wie die vorhergehenden, ganz und gar auf die Chemie zu gründen.

Darauf folgt eine Abhandlung der natürlichen Körper überhaupt, die in organiſche und unorganiſche eingetheilet werden, von welchen die letztern wieder ſechſerley Art ſind; als Salze, Erden, brennbare Stoffe, Metalle, Waſſer und Luft. Der Begriff, den der Verf. von den Salzen giebt, ſcheint uns zu ſehr ausgedehnt zu ſeyn, indem er noch denjenigen Körper Salz nennt, wovon ſich $\frac{1}{300}$ Theil im Waſſer auflößt. Warum wollen wir nicht lieber bey der ſinnlichen Empfindung des gröſten Theils der Menſchen, ſtehen bleiben, und die Kör-

per nur so lange Salz nennen, als der gröſte Theil an ihnen einen scharfen Geschmack empfindet? Unter den Säuren des Mineralreichs werden auſser den bekannten die Flusspatsäure, die Arsenikſäure und die Boraxsäure angeführet. Die Luftsäure, die alle drey Reiche der Natur gemein haben sollen, scheinet uns, nach mancherley Erfahrungen, immer noch auf Irrthum zu beruhen, weil es erweislicher ist, daſs die Säure, welche in einer Luft befindlich ist, die durch eine angewandte Säure aus einem erdigten Körper oder alkalischen Salze entwickelt worden, von einer kleinen Portion der mitverflüchtigten Säure herrühret. Von der Erlangung des flüchtigen Laugensalzes aus dem Mineralreiche sagt der Verf. nichts. Die zusammengesetzten Mittelsalze theilt derselbe in Neutral- und Mittelsalze ein. Unter den erstern versteht er solche, die aus einer Säure und Laugensalze bestehen; unter den letztern aber solche Zusammensetzungen, worinn nur ein einziger salziger Bestandtheil befindlich ist. Wir halten aber dafür, daſs es deutlicher ist, den Namen Mittelsalze überhaupt beyzubehalten, und solche in vollkommene, erdigte und metallische Mittelsalze einzutheilen. Von den Erdarten werden fünf einfache mit Gewiſsheit bekannt angenommen, die Schmererde, die Kalkerde, die Magnesia, reiner Thon (besser und richtiger, die vom Thon ausgeschiedene auflösliche Erde, die mit Vitriolsäure Alaun macht) und die Kieselerde; worzu der Verf. noch die Grunderde des Diamants, als eine von jenem unterschiedene, die er Edelerde nennt, rechnet. Darauf werden die verschiedenen brennbaren Stoffe angeführet; und unter den bekannten Metallen auch das Metall des Braunsteins mit aufgenommen. Bey den metallischen Kalchen ist der Schluſs auch wohl zu übertrieben: „weil der Arsenik nach der Befreyung von seinem Brennbaren mehr salzigte Eigenschaften zeigt, als vorher; so haben wir Anleitung zu glauben, daſs die Kalche aller übrigen Metalle nichts anders, als besondere Säuren sind.“ Was der Verf. vom Wasser vorgetragen hat, ist aus richtiger Erfahrung abgeleitet. In dem letztern Abschnitt, worinn von der Luft gehandelt wird, sind mehr Hypotheſen befindlich, worinn der Luftsäure, die doch immer noch viele Widersprüche leiden muſs, sehr viel beygemessen wird. Allda werden auch alle bekannte künstliche Luftarten nach ihren Eigenschaften und Zusammensetzungen beschrieben. Wer wird nicht glauben, daſs ein so eingerichteter chemischer Lehrvortrag allgemein nützlich seyn müsse?

Physika-

Phyſikaliſch-chemiſches Magazin für Aerzte, Chemiſten und Künſtler. Erſter Theil. Von J. A. Weber. Berlin, bey Wewer, 1780. 311 Seit. in 8.

Im erſten Stück dieſes neuen Magazins, dem wir neben dem Baldingeriſchen Magazin für Aerzte, und dem Creliſchen Journal für Chemiſten und Künſtler, nicht viel Glück verſprechen können, wird für die Kolik von Poitou ein Mittel aus einem und einem halben Loth Krebsaugen und 2 Drachmen Rhabarber, oder beſſer, anſtatt der Krebsaugen daſſelbe Gewicht gereinigtes Sodaſalz, in drey Doſes getheilt, vorgeſchlagen. Im zweyten wird ein rother Lack für die Paſtellmaler aus Fernambukdekokt, mit Zinnauflöſung abgeſondert, beſchrieben. Im dritten Stück wird von der Säure aus dem Schwefel gehandelt, wobey der Verf. leugnet, daß man in England keinen Salpeter zum Schwefel ſetzen müſſe, weil es ihm nicht gelungen ſey, auf ſolche Art die feuerbeſtändigere Schwefelſäure zu erlangen; wogegen doch neuerlich Ferber den wirklichen Zuſatz des Salpeters zum Schwefel in den engländiſchen Fabriken verſichert. Das vierte Stück von einem durch Mennige verfälſchten Zinnober enthält nichts neues. Beſſer iſt das fünfte, ſo von dem Berlinerblau handelt, worinn allerley gute Beobachtungen vorkommen; falſch iſt es aber, daß der Verf. behauptet, es könnten vegetabiliſche Kohlen mit Alkali kalciniret, mit dem Eiſenvitriol keine blaue Farbe geben. Was im ſechſten Stück von der Bereitung des Bleyzuckers in Holland angeführt wird, wiſſen wir von Ferbern beſſer und richtiger. Denn, wie kann der Verf. ſagen, daß dieſes Salz eben ſo gut aus dem Bley bereitet werden könne, das in Salpetergeiſt aufgelöſet worden? Der Verf. ſchreibt, das Bleyweiß würde in kupfernen Keſſeln gekocht; Ferber aber behauptet richtiger, daß es in bleyernen Keſſeln geſchähe. Im ſiebenten Stück wird eine beſondere Scheidung des fixen Laugenſalzes von dem Vitriolſauer beſchrieben. Sonderbar iſt dieſe vorgeſchlagene Scheidung genug! Der Verf. ſchreibt, daß alle Scheidungen des alkaliſchen Salzes vom Vitriolſauern mit keinem Vortheil verknüpft wären, und er deshalb ſein Augenmerk ganz allein auf das Laugenſalz gerichtet habe, da ſolches ein Salz ſey, das bey den meiſten Manufakturen und Fabriken ſo nothwendig ſey, und daß ſeine Erfahrung in dem Fall brauchbar wäre, wo Mangel an dieſem

sem Salze sey. Nun der Vorschlag: man soll eine Schwefelleber machen, mit zweymal soviel Kalk vermischen, und mit der daraus verfertigten Lauge und Fettigkeiten eine Seife kochen. Hierbey mögten wir fragen, wenn wir alle dabey vorkommenden Schwierigkeiten nicht erwägen wollen, worzu diese Schwefelseife wohl mit Nutzen gebraucht werden könnte? Wo mag denn auch die große Menge von Schwefelleber anzutreffen seyn, deren Alkali noch zu benutzen wäre? Es soll doch wohl nicht aus einem Alkali Schwefelleber gemacht werden, um daraus ein unreines Alkali wieder zu erlangen! Die auf diese Erfindung gewandte Zeit hätte der Verf. besser nutzen können. Nicht viel besser ist es auch mit dem achten Stück bewandt, worinn eine Methode angeführt wird, in einem Augenblick den Kochsalzgeist in Menge und ohne Feuer zu machen. In fünf Pfund von einer satten Mutterlauge des Kochsalzes soll ein Pfund Vitriolöl gegossen werden, das mit einem Maas Wasser verdünnt worden; woraus acht Pfund recht starker Salzgeist erlanget werden soll. Die Rechnung ist richtig; aber das Produkt mögte wohl anders ausfallen. Dergleichen Vorschläge bleiben immer nützlich; man sollte nur nicht zu voreilig den Vortheil zu groß berechnen, weil man eben hierdurch leichtsinniger Weise manche in Schaden setzen kann. Die Tiegel, welche nach dem neunten Stück das Bleyglas zwanzig und mehr Stunden im Fluß halten sollen, mögen andere prüfen, denen viel daran gelegen ist. Eben diese Personen mögen auch das gleich darauf folgende zehnte Stück wohl beherzigen, worinn der Verf. seine eignen Erfahrungen von den berufenen Bleyglasprocessen erzählet. Hier sind zehn Beobachtungen von den am meisten berüchtigten Bleyglasprocessen mit ihren Erfolgen beschrieben. Aus allen ersiehet man, daß ihre Erfinder sich betrogen haben. Gleiche Bewandniß hat es auch mit dem im eilften Stück angeführten vorgegebenen reichen Proceß, aus Kupfer Silber zu machen, gehabt. Alle Arbeit und Kosten waren verlohren gegangen. Das zwölfte Stück handelt von Kaminsalmiak. Darinn erzählt der Verf. eine eigne Erfahrung, daß er in dem Ruß des holländischen Torfes vollkommenen Salmiak, und zwar aus einer Unze des erstern, fünf Drachmen des letztern erhalten habe. Im dreyzehnten Stück sind allerhand Betrachtungen über den durch Kunst gemachten Salmiak angestellet; und im vierzehnten Stück ein Fragment von den grünen Farben beschließlich, darinn wir aber nichts neues angetroffen haben. Das funfzehnte Stück ist überschrieben:

ben: Physikalisch-chemische Abhandlung von dem Salpeter — und enthält einen umständlichen Auszug von einer ohnlängst erschienenen, aus dem französischen übersetzten, Schrift, welche allerhand Nachrichten vom Salpeter gesammlet, ertheilet, wobey der Verf. wiederum verschiedenes aus seiner eigenen Schrift über gleichen Gegenstand vorgebracht hat.

Aw.

Unterricht von den Steinkohlen, ihrem Gebrauche zu allen Arten von Feuern; und den theils allgemeinen theils besondern Vortheilen, die mit diesem Gebrauche verbunden sind. Ein Auszug aus dem französischen Werke des Hrn. D. Venel, der medic. Fakultät zu Montpellier Mitglied. 1½ Bogen in gr. 8. mit 9 Kupfertafeln. Dresden, 1780. in der Waltherischen Hofbuchhandlung.

Es ist bereits in allen Sprachen so viel über die Steinkohlen, und über ihre Anwendung zum Feuern, bey verschiedenen Arbeiten geschrieben, und so vieles in Deutschland hieher gehöriges gedruckt worden, daß dieser Unterricht, der eben nichts neues enthält, füglich hätte unübersetzt bleiben können.

Gm.

Oryctographia Carniolica, oder physikalische Erdbeschreibung des Herzogthums Krain, Istrien, und zum Theil der benachbarten Länder. I. Theil. Leipzig, bey Breitkopf, 1778. in gr. 4. 162 Seiten, nebst einer Karte von Krain, Titelkupfer und 3 Vignetten.

Obschon der Verf. sich nicht genannt hat, so scheint es doch nicht sein Ernst gewesen zu seyn, unbekannt zu bleiben; weil er an verschiedenen Orten des Werks Umstände seines Lebens und seiner Reisen, ohne besondere Veranlassung, anführt, die zum Theil von der Art sind, daß man sie in einer Oryktographie von Krain nicht suchen würde. Wir finden darunter die öftere Erwähnung seines Aufenthalts zu Idria (als

Feldscher)

Feldscher) seiner (ihm nicht unvortheilhaften) Bekanntschaft mit dem Herrn Scopoli, und seiner Reise nach Ungarn (S. 141), seinen Aufenthalt bey der französischen Armee im Hannövrischen, im Jahr 1757, (als Unterfeldscher,) wo er bey einem Sturmwetter den Umsturz des ganzen Erdbodens vermuthete, (S. 75) seine zweymalige Gefangennehmung in dem damaligen Kriege, und dabey ausgestandene Mißhandlung, die derjenigen nichts nachgegeben haben soll, welche einem fetten Mediciner von türkischen Räubern widerfuhr. (S. 146.) Kurz: verschiedene Nachrichten, die es überflüssig machen, den, vielen Lesern nicht schwer zu errathenden Namen des Verf. hier auszusetzen. Die eigentlichen mineralogischen Beobachtungen erzählt er Schritt vor Schritt sehr umständlich, wie er aus einem Gebirge ins andre stieg, und das vorzüglichste Resultat derselben besteht darinn, daß die höchsten krainischen Alpen aus einem grauen dichtkörnichten Kalkstein zusammengesetzt sind, worinn der V. keine Versteinerungen gefunden haben will; die Mittelgebürge hegen einen ähnlichen Kalkstein mit seltenen und undeutlichen Spuren versteinerter Seekörper, und die Vorgebürge oder niedrigsten Hügel sind ebenfalls kalchicht, aber mit Versteinerungen angefüllt. An den Seiten und Flanken der Hauptgebürge sind Thonlager mit Jaspisarten, Schieferarten, wovon die meisten mit Säuren brausen, und Kalktrümmeranlagen (Breccia calcarea) aufgesetzt, wie denn auch zwey, wie der Verf. glaubt, noch unbekannte Steinmischungen in den Hauptgebürgen angetroffen werden, welchen er den Namen Mittelstein gegeben, und die er weitläuftigen chemischen Versuchen unterworfen hat. Die, von andern Naturforschern unter die ältesten Gebirgsarten gerechneten Granite, den Geisbergerstein, Quarz- und Hornschiefer, Gneiß, Gestellstein, *Saxum metalliferum*, thonigte Erzschiefer, u. dgl. hat er entweder nur in den Vor- und Mittelgebirgen, oder in den Thälern zwischen den Hauptgebirgen, (also in der Tiefe) oder zum Theil (namentlich den Erzschiefer) in ihren großen und starken Rissen und Klüften angetroffen. Nie aber sahe er, daß diese Bergarten sein Hauptkalkgebirg unterteuften; er hält sie vielmehr für jüngere Gebirgsarten, und von Granit und Gneiß (S. 113 und 114) für kieselichte Puddingsteine oder Breccien, die so, wie der kalkartige Trümmerstein, zufällig zusammen gekommen und zusammen geleimt sind. Von den Höhlen um Adelsberg oder

Postoina

Poſtoina, von der Zirknitzer See, und von den Eiſenwerken in Krain, giebt der Verf. ebenfalls Nachricht, woraus wir aber, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, nichts ausziehen können. Aus eben dieſer Urſache müſſen wir auch den größten Theil unſrer gegründeten Erinnerungen gegen die Schlüſſe und Folgerungen zurückbehalten, welche der Verf. aller Verſicherung ohngeachtet: kein Syſtem zu bauen, ſondern nur Beobachtungen zu liefern, aus ſeinen jetzt angeführten Bemerkungen zieht. Wenn der Verf. in der That etwas an den Krainerischen Alpen gefunden hätte, welches den bisherigen Beobachtungen andrer Naturforſcher und ihren Entdeckungen, zum Vortheil der Erdkunde, zuwiderliefe; ſo wäre es allerdings ein nicht geringes Verdienſt um den Leſer geweſen, ſolches anzuzeigen. Wenn aber der ganze Unterſchied oder Widerſpruch, den er durch Trugſchlüſſe herausbringt, nur darauf beruht, daß der Verf. die Schriften der Neuern an manchen Orten nach ihrem wahren Sinn nicht recht verſtanden hat, und alles das, was dieſe Männer in dem ausgebreiteten Zuſammenhange ganzer Hauptbergreihen unſrer Erde wahrgenommen haben, in ſeinem 30 Meilen langen Ländchen bey einander finden zu müſſen geglaubt, aber dem Vernehmen nach vergebens geſucht hat: ſo hat man Urſache über das Vertrauen, welches er in ſeine eigene Einſichten ſetzt, ſo wie über den Unglimpf, womit er die Beobachtungen anderer Gelehrten beurtheilet, ſich recht zu verwundern. Wir läugnen nicht die bedeutende Höhe der Krainerischen Alpen; allein es giebt doch noch höhere in andern Gegenden; das Land ſelbſt, worinn ſie liegen, neiget ſich allmälich und unmerklich dem nicht entfernten Meere zu, und dieſe Alpen ſind in der That nichts anders, als fortlaufende Zweige der anſehnlicheren tyroliſchen, ſchweizeriſchen und ſavoyſchen Steinmaſſen, wo Granit, Quarzſchiefer und dergleichen in Menge und von ächter Art, die mit den Breccien nichts gemein hat, in den höchſten Gebürgen anzutreffen ſind. Hätte der Verf. vorher, eh' er ſchrieb, nur bey ſeinem Nachbar, dem Hrn. Bergdirektorathsrath Müller in Tyrol, oder in den höheren vicentiniſchen Alpen, bey dem Hrn. D. Feſtari, Nachfrage gethan, ſo würde ſein Urtheil vermuthlich anders ausgefallen ſeyn; die Aenderung zugeſchweigen, welche es künftig vielleicht dadurch leiden dürfte, wenn ein zweyter Griſelini dem Verf. nachreißt; ſo wie jener es im Bannat that, und manches anders fand, als Delius vorher angegeben hatte. Zwar leugnet der Verf. (S. 46) zu unſerm nicht geringen Befremden,

die

die eben angegebene Abstammung der Krainerischen Alpen, die doch jede Landcharte vor Augen legt; allein ohne allen Grund. Es würde uns nicht wenig unbegreiflich seyn, wenn der Verf., nach der übereinstimmenden Aussage aller physischen Erdbeschreiber, nicht wüßte, oder nicht annehmen wollte, daß Helvetien mit einem Theile von Savoyen, Tyrol und einigen angränzenden höchsten Alpländern, zu den erhabensten europäischen Erdgegenden gerechnet werden müssen. Wenn er es aber weiß, wozu dient denn seine ganz unbestimmte und in Absicht der daraus gezogenen Schlüsse, unrichtige oder unangemessene, aber sehr sorgfältige Eintheilung der Berge in Krain, in Vor- Mittel- und Hauptgebirge, die auf jeder Seite vorkommt? Wenn ganz Krain bey einer allgemeinen Uebersicht der Berggerippe, bloß Vor- oder höchstens Mittelgebirg ist, wo will denn der Verf. sein krainisches Hauptgebirg, in dem wahren Verstande des Worts, im Lande hinsetzen? Auf die Höhe einzelner Berge oder ziemlich langer Strecken derselben, es sey vom Fuße ab oder auch über die Meeresfläche, wenn sie auch wirklich beträchtlich wäre, kommt es bey diesen Betrachtungen nicht an; hier muß das Ganze zusammengenommen und daraus Folgerungen gezogen werden. Nicht ein jedes einzelne Land, nach der politischen Eintheilung, macht vor sich ein Bergsystem aus: mehrere, die an einander gränzen, müssen zugleich, und nach dem Zusammenhang der Gebirge betrachtet werden, wenn man Irrthümer in der physischen Berggeographie vermeiden will. So lange das nicht geschieht, so lange man die von verschiedenen Naturforschern, die nichts von einander gewußt haben, bereits gefundene oder auch zu untersuchende Uebereinstimmung in dem Bau und in den Steinlagen der Hauptgebirgketten ganzer Erdstriche, ja verschiedener Welttheile, für nichts achten, und dagegen aus dem gar zu oft schief beurtheilten Verhalten der Berge und Erdschichten in einzelnen kleinen Staaten oder Ländern aufs Ganze der Erde schliessen will: so wird man die weise Ordnung und Einrichtung des Schöpfers bey dem Bau unsers Planeten, (welcher vermuthlich eben so regelmäßig und einfach in seiner Art ist, als die Einrichtung und Haushaltung des Thier- und Pflanzenreichs von den Naturkundigen gefunden worden) eben so wenig einsehen lernen, als der, die Anlage einer großen Stadt oder die Verfassung eines ganzen Landes beurtheilen kann, der nur eine Strasse derselben oder ein Grenzdorf betreten hat, und daraus aufs übrige schließt. Wir erinnern uns des Bewohners der thüringischen Fläche, der

seine

ſeine Hügel auch in Vor- Mittel- und Hauptgebirge, (Worte womit zu oft geſpielt wird) eintheilte, und folglich alles falſch fand, was die Beobachter der höheren Gebirge und ihrer zuſammenhängenden, weit ausgehenden Bergäſte, bey einer mehr ausgebreiteten Kenntniß und Ueberſicht des Ganzen richtig angemerkt haben. Soviel wir wiſſen, hat niemand gezweifelt, daß einige jüngere Thon- oder Kalkſchieferlagen an verſchiedenen Orten über Alpenkalkſtein aufgeſetzt ſind. Folgt aber daraus, daß ein älterer Thon- oder Hornſchiefer den Alpenkalk nicht unterteufen könne? Wenn nun der Verf. aus Vernachläßigung aller dieſer Betrachtungen ſich fälſchlich überredet, daß andre Naturforſcher irrig beobachtet haben; weil ihre Bemerkungen mit den ſeinigen nicht übereinzukommen ſcheinen: ſo könnte man ihm dieſen Wahn leicht verzeihen; aber es wäre dem etwanigen Werthe ſeiner Meinungen nichts abgegangen, und den feineren Sitten unſers Jahrhunderts angemeſſener geweſen, wenn es dem Verf. gefallen hätte, die Ausdrücke zu mildern, die er ſich hin und wieder gegen Männer erlaubt, welche er ſonſt nicht ganz für Fremdlinge in der Naturgeſchichte zu halten ſcheint. Beyſpielsweiſe wollen wir nur die Aeußerungen gegen den Hrn. Pallas (S. 159 und 160), gegen den Hrn. Scopoli (S. 161); mehrere kleine Stichelreyen gegen dieſen letztern berühmten Mann an andern Orten zu geſchweigen) und gegen den Hrn. Cranz (S. 154) anführen, und überhaupt es dem Urtheil der Leſer anheimſtellen, ob es höflich ſey, verſchiedene theils todte, theils noch lebende Gelehrte, die mit Namen genannt werden, ohne weiteren Beweis, gerade zu zu beſchuldigen, daß ihre Beobachtungen nur wegen ihrer erhitzten Einbildungskraft, wegen des Eindrucks, den der Aufenthalt in dieſem oder jenem Lande auf ihnen gemacht, und wegen der, von den nächſten Gegenſtänden um ihnen verurſachten Verblendung, falſch und anders, als die Bemerkungen des Verf. ausgefallen ſind? Auf eine nicht viel ſanftere und eben ſo wenig gegründete Art, wirft der V. in der Vorrede dem ſel. Linné, den Hrn. Adanſon und Forſter botaniſche, und dem Erſteren ſogar einen Gemüthsfehler vor. Der ſehr weit hergeholte Ausfall auf den Rath in Genf (S. 56), die an manchen Orten vorkommende Spöttereyen auf die Mönche (z. B. S. 66. 142 und 154) und die ironiſche Erzählung der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte ſtehen eben ſo wenig am rechten Orte — als ſie an ſich verſtändig und geziemend, oder mit Beſcheidenheit vorgetragen ſind.

Ueber-

Ueberhaupt scheint der Verf. seine Gedanken ohne genugsame Prüfung so flüchtig niederzuschreiben, als sie ihm zuerst in Sinn kommen mögen. Das Weitschweifige seines Styls, die öfteren Wiederholungen, die Undeutlichkeit und zuweilen auch die Unrichtigkeit seines Ausdrucks, wollen wir gerne auf Rechnung des ihm vermuthlich in der Jugend, wie manchem sonst brauchbaren Manne, gemangelten gehörigen Schulunterrichts und des förmlichen Studirens auf Universitäten schreiben, und würden davon nicht die geringste Erwähnung gethan haben, wenn der Verf. nur sonst die Würde seines Gegenstandes, und die, dem Leser und andern Gelehrten, welche er beurtheilen will, schuldige Achtung weniger aus den Augen gesetzt hätte. Wir müssen aber auch noch von einem andern Gegenstande dieses Buchs reden, welcher nichts weniger, als den Unterschied, die Verwandschaft, Ineinanderverwandlung der feinsten erdichten Urstoffe aller Mineralien, den Ursprung der Stein- und Gebirgsarten aus denselben, und die materiale Zusammensetzung und Entstehung des ganzen Erdbodens in sich begreift. Diese Abhandlungen machen zwar keinen eigenen Abschnitt aus; sondern sind mit den eigentlichen orkytographischen Bemerkungen vermengt; aber an Stärke und Bogenzahl geben sie ihnen nichts nach. Sie bestehen in weitläuftigen Auszügen und Excerpten aus den meisten Mineralogien, Chymien und andern dahin einschlagenden Büchern, und in einer überaus schwonkhaften und seichten Prüfung aller bisherigen Weltsysteme und Meynungen über die Entstehung der Erde, bey den Brachmanen oder Gymnosophisten, Egyptiern, und vielen andern Völkern des Erdbodens, so, daß der Verf. hier gleichsam den Kern seiner ganzen Beleſenheit mittheilt, und den Diogenes von Laert, den Thales von Milet, den Plutarch, den Pherecydes, Anaximander und alle christlichgesinnte Schriftsteller von Moses Zeiten bis auf den heutigen Tag der Reihe nach anführet und ihre Gedanken über die Erd- und Steinerzeugung mit den seinigen durchwässert. Der Kalk ist die Haupterde des Verf., woraus alle andre Erden und Steine entstehen, wie die Beobachtungen an den krainerischen Alpen beweisen sollen; um aber die Wirkungen zu erklären, wie die Natur diese Erde unter so mannigfaltigen Gestalten, als es andre Erden und Steine giebt, verlarvt und die eine in die andre verwandelt, nimmt der V. alle mögliche chymische Theorien zu Hülfe, räumt von einer jeden

etwas

etwas ein, tadelt das übrige, zweifelt über alles, und geräth augenſcheinlich in eine ſolche Ungewißheit nnd Verwirrung, daß er ſich in dem Chaos des Steinreichs nicht finden kann, ſondern in demſelben (wie er es S. 76 beſchreibt) wie mit einem Schwindel herumwandelt und zuletzt mit dem Sceptiker Protagoras (S. 115) glaubt, man könne über alles, für und wider, und ſelbſt darüber, ob dieſes wahr ſey? diſputiren. Vortrefflich! Auf die Art kann man nun dem Verf. nicht zur Laſt legen: er habe ein neues Lehrgebäude errichtet; aber daß er fremde und eigene Hypotheſen, wider ſein Verſprechen, nur Beobachtungen zu erzählen, auf einander gehäuft habe, wird wohl einem jeden in die Augen fallen. S. 116. lernen wir, daß im Schwerſpate eine den Metallen angemeſſene Erde vermuthlich enthalten ſey. Die Bitterſalzerde verwechſelt er S. 101. mit dem Braunſtein, und hohle Steinkugeln, oder Geoden, die kein Waſſer enthalten, nennt er S. 9. Enhydros. Kurz, der Verf. bekräftiget beynahe auf allen Seiten ſeines Werks, was er auf der 161ſten dem engliſchen Geſandten zu Neapel, dem Herrn Hamilton, nachſpricht — und wir ſtimmen aus herzlicher Ueberzeugung mit beyden in gleichem Tone ein:

Beobachtungen über die wirkende Natur in einem einfachen, wahrhaften und gründlichen Tone vorgetragen, ſind ſeltene (der Verf. ſagt ſeltſame) Dinge.

Hb.

Betrachtungen zur Erkenntniß des großen Gottes durch die Kenntniß ſeiner Naturwerke, und zur Beſſerung des menſchlichen Herzens, über mannichfaltige Gegenſtände der Natur und Moral. Quedlinburg, bey Reußner. 1780. 468 S. gr. 8.

Der Ungenannte meint es recht gut; macht aber ein gräuliches Chaos von Natur, Moral, Gebetern, Liedern ꝛc. Neues muß man hier gar nichts ſuchen; auch der Vortrag iſt platt und gewöhnlich. Die Aufſätze ſind klein; der V. wollte anfangs für jeden Tag im Jahre einen liefern. Wenn der V. ſeinen Recenſenten kennte, hielt er ihn gewiß nicht für einen, der ſolche Bücher deswegen tadelt, weil er die Werke Gottes nicht lieb hat, wie er in der Vorrede etwas unchriſtlich

ſagt. Aber beynahe lächerlich iſt es doch, wenn er beym Schatten Anwendung macht auf die Vergänglichkeit der Welt und auf die ſündlichen Begierden, die uns beſtändig begleiten, wie der Schatten den Körper; wenn er beym Schall ſich an den Todten- Tauf- und Hochzeitglocken erbaut; wenn auch er, ſtatt das Leichtere und Angenehmere aus der N. G. vorzutragen, auf das Seltene und Sonderbare fällt; z. B. vom Amianth, oder wenn er wieder ganze Seiten aus andern Büchern von den Halbmetallen abſchreibt, und ſeinen theoretiſchen und practiſchen Unchriſten zur Erbauung meldet, wie ſich Arſenik, Kobolt, Spießglas, Platina del Pinto, Nikel und Wißmuth, via ſicca und via humida verhalten. Viele Lieder von den bekannten Dichtern ſind abgedruckt worden; von den eigenen, oder doch vom Geſchmacke des Verf. wollen wir hernach eine Probe geben. Daß der V. gute Stellen aus Sirachs Buche herausgehoben, und S. 144. und an mehrern Orten kurze moraliſche Regeln gegeben hat, billigen wir ſehr. Aber S. 88. ſagt er meiſteriſche Werke, ſtatt meiſterhaft. Niedrig iſt die Redensart: das Reißaus nehmen, S. 100. Woher weiß er S. 92, daß die von der Spinne gefangene Fliege klägliche, winſelnde Töne hören läßt? S. 101. will er die Unſterblichkeit der Thierſeelen aus Röm. VIII, 19—22. beweiſen. Man kann jene annehmen, ohne zu glauben, daß der Apoſtel in dieſer Stelle neben ſich und die erſten Chriſten, Ochſen und Eſel geſtellt habe. S. 108. iſt der Gedanke, daß der Menſch eine kleine Welt ſey, erbärmlich ausgeſponnen, verzerrt, ausgepreßt, bis kein Safttröpfchen mehr darinn iſt. Im Gebet, ſagt der V. S. 125: Ergrimme nicht, o Gott! in deinem heiligen Zorn. Das Gewiſſen vergleicht er S. 129. mit dem Echo, S. 178. übertreibt er, wie gewöhnlich, die Nachrichten vom Chamäleon; S. 167. iſt es gut, daß im Erbauungsbuche gegen das unnütze und ſchädliche Aderlaſſen geeifert wird. S. 206. bekommen bey Gelegenheit deſſen, was der Verf. von der Begattung der Gänſe erzählt, die ſchamloſen Buhlſchweſtern, die ſich ſelber antragen, ihre Lection. Rec. iſt im Ernſte erſchrocken, als er fand, daß der Verf. S. 353. noch Seemenſchen und Seejungfern annimmt. Wenn man doch nicht von Dingen ſchreiben wollte, die man nicht verſteht! Nicht pfuſchen wollte, ſo lange noch Meiſter vom Handwerke da ſind, die beſſere Arbeit liefern! Die Welt nicht erleuchten wollte, wenn ſelber im Kopfe noch Finſterniß iſt! S. 356. ſchreibt der V. Lolio ſtatt Loligo; aber in ſeiner Beſchreibung

wird

wird man Mühe haben, den Dintenfiſch zu erkennen. Ohne Bedenken ſchreibt der Verf. beym Elephant die Stelle 1. Macc. VI. ab; die doch nach neuern Unterſuchungen falſch befunden worden iſt, und wie abgeſchmackt, wenn er S. 379. ſchließt: Mit ſolchen Kräften, als der Elephant im Körper hat, laßt uns beſtreben, nach Gottes Wohlgefallen zu leben. S. 387. ſchwatzt der V. in einem eigenen Abſchnitte lang und breit über das Wort Natur. Ehemals habe man alles dem unerforſchlichen Zebaoth, (ſtatt dem Gott Zebaoth,) zugeſchrieben. Doch genug von dieſem geſchwätzigen Manne. Nur noch die Verſe zur Probe, S. 188:

Hier, daß mein Geiſt ſich kleide
In weißer Unſchuldsſeide,
Wie reinlicher Jesmin,
Ach! laß die Glockenblume
Mich doch in deinem Ruhme,
Als eine Betglock, öfters ziehn.
Gieb, daß wir, wie Ranunkeln,
In Liebesflammen funkeln,
In heißer Andacht ſtehn.
Laß uns nach dir alleine
Wie nach dem Sonnenſcheine
Sich Sonnenblumen wenden, ſehn.

Uz.

Ge. Chr. Raff Naturgeſchichte für Kinder. Zweyte Auflage. Göttingen, 1780. S. 658. gr. 8. mit 11 Kupfertafeln.

Wir müſſen dem V. das Zeugniß geben, daß er viele Fehler, die wir in unſrer A. D. Bibl. Th. XXXVII. S. 523. angezeigt haben, verbeſſert, auch manche Zuſätze hinzugethan hat. Doch iſt noch manches ſtehen geblieben, das Rec. weggeſtrichen haben würde.

Uk.

Verſuch einer genauen Berichtigung der mittlern Höhe des Barometers für Leipzig, und des Verhältniſſes

hältnisses der Höhen von Wittenberg und Leipzig, durch Barometrische Abmessungen zu bestimmen, von D. Gottfried Benedict Schmidlein. — Leipzig, 1780.

Hr. D. Schmidlein, ein würdiger Gelehrter und fleißiger Beobachter der Witterung, hat schon seit mehr als zehn Jahren die Veränderungen im Steigen und Fallen des Barometers nach einem sehr genauen, von ihm selbst verfertigten Instrumente täglich aufgeschrieben, solche mit des Hrn. Professor Titius zu Wittenberg angestellten Beobachtungen jederzeit verglichen, und dabey gefunden, daß während dieser ganzen Zeit, der Unterschied in der Höhe des Queckſilbers zu Leipzig und Wittenberg fast vollkommen der nämliche bleibe, und 3 Linien, und etwa 4 bis 5 Scrupel betrage. Die mittlere Höhe des Barometerstandes zu Wittenberg ist durch ältere und neuere Beobachtungen erprobt, nach Angabe des Hrn. Titius, 27 Zoll 7 Linien, und die mittlere Höhe von Leipzig aus zehnjährigen Beobachtungen des Hrn. S. 27 Zoll $3\frac{1}{10}$ Linien. Unter dieser Voraussetzung berechnet der Hr. Verf. nach den von Mariotte, Maraldi und Bernoulli gegebenen Regeln, wie viel Leipzig höher liege, als Wittenberg, und wie viel beyde Oerter über die Meeresfläche erhaben sind. Folgendes ist das Resultat seiner Rechnungen, und zugleich die Höhe über die Meeresfläche für

	Mariotte	Maraldi	Bernoulli
Wittenberg	316′, 11″.	315′	332
Leipzig	470,9.	316	536

Aus diesen drey Bestimmungen nimmt Hr. S. wieder eine mittlere Größe, und findet solchergestalt die Höhe von Wittenberg 321 Schuh $3\frac{1}{2}$ Zoll, und die Höhe von Leipzig 507 Schuh 7 Zoll, und daraus den Unterschied zwischen beyden Oertern 186 Schuh $3\frac{1}{2}$ Zoll.

Diese Bestimmung der Höhe durch Zolle, und sogar durch Brüche von Zollen, beweiset mehr eine rühmliche Pünctlichkeit von Seiten des Hrn. Verf., als daß sie selbst der Absicht derjenigen Gelehrten, nach deren Regeln die Berechnungen gemacht sind, gemäß sey. — — Hr. S. arbeitet wirklich an der Verfertigung eines sehr richtigen Barometers, nach Angabe

gabe des Hrn. von Luc, um damit noch genauere Beobachtungen anzuſtellen.

Wir wünſchen, daß er ſich auch dabey eines von dem nämlichen Gelehrten angegebenen Thermometers bedienen möge, um dadurch die wahre Queckſilberhöhe deſto ſicherer berichtigen zu können. Uebrigens erklären wir die Bemühungen des Hrn. S. für ſehr lobwürdig, und wünſchten, daß wir von den Hauptorten Deutſchlands nach und nach ähnliche Vergleichungen erhalten möchten. Nur müſſen die Beobachtungen von Männern gemacht werden, die, außer ſehr richtigen Inſtrumenten, auch Pünctlichkeit und Kenntniſſe genug haben, um Barometer und Thermometer für etwas mehr, als ein Spielzeug der Kinder zu halten.

Briefe über verſchiedene Gegenſtände aus der Mathematik. Frankf. u. Leipz. 1780. 100 S. 8.

Ein kleines Büchelchen, das ſeiner Abſicht entſpricht, und uns einen jungen Mann mit feinen mathematiſchen Kenntniſſen, vieler Neigung für dieſes ſein Lieblingsfach, und mit der Gabe der Deutlichkeit, in Gedanken und im Vortrage, verräth. In den erſten 21 Briefen werden verſchiedene geometriſche und trigonometriſche Materien abgehandelt, welche den Anfänger belehren werden, aus ſeinen erlernten allgemeinen trigonometriſchen Sätzen, die ſchönſten und brauchbarſten Folgerungen, bloß mit Hülfe der Buchſtabenrechnung zu ziehen, und ihn aufzumuntern, nicht bey den erſten Anfangsgründen ſtehen zu bleiben, zumal wenn er bedenkt, wie viel mehr man mit der höhern Mathematik ausrichten, und durch ſie im gemeinen Leben und andern Wiſſenſchaften Nutzen ſtiften kann. Der 22ſte Brief handelt von den Potenzen negativer Größen, und der 23ſte von negativen Logarithmen. Wir können dieſes Buch allen jungen Freunden der Mathematik, nach gehörten erſten Anfangsgründen dieſer Wiſſenſchaft, zur nützlichen und angenehmen Lectüre empfehlen, und wir ermuntern zugleich den uns unbekannten Verfaſſer, uns bald eine Fortſetzung dieſer Briefe zu liefern. In Anſehung der Anwendung der Mathematik auf nützliche und brauchbare Gegenſtände, empfehlen wir ihm, ſich Lambert zum Muſter und Führer zu wählen, auch im Vortrage ſelbſt die kleinen, nichts bedeutenden Briefflosfkelchen aufs möglichſte zu vermeiden, und ſich zu beſtreben, im-

mer ſtärker zu beweiſen, was ſo wenige begreifen können oder wollen, daß die Deutlichkeit des Vortrags vornehmlich aus der Stellung der Gedanken, und nicht aus der Menge der Worte entſpringe, welche, aus leicht zu begreifenden pſychologiſchen Gründen, oft grade das Gegentheil bewirken, wie ſolches leider! viele Erfahrungen nur zu oft uns lehren. —

Vollſtändiger Unterricht vom Gebrauche der künſtlichen Himmels- und Erdkugeln ꝛc. Breßlau, 1779. 8.

Der Verf. hat zur Abſicht, „den Anfängern von den erſten „Lehren der Aſtronomie und mathematiſchen Geographie „ſo vieles beyzubringen, als womit ſie jetzt, bey der großen Er„weiterung der beyden Wiſſenſchaften, zufrieden ſeyn können, „wenn ſie keinen Beruf haben, ſich höher zu verſteigen; oder, „daß ſie, wenn ſie weiter gehen wollen, dadurch ſo viele Vor„erkenntniß erhalten, um ſich ſelbſt aus andern Schriften leicht „weiter zu führen.“ Das Buch hat fünf Abſchnitte: 1) Vorläufiger Unterricht aus der Geometrie. 2) Anfangsgründe aus der ſphäriſchen Aſtronomie. 3) Allgemeine Begriffe von Weltkörpern und dem Weltgebäude. 4) Einrichtung und Gebrauch der künſtlichen Himmelskugel. 5) Einrichtung und Gebrauch der künſtlichen Erdkugel.

Recenſent weiß weder viel zum Lobe noch Tadel dieſes Buchs zu ſagen. Es gehört unter diejenigen litterariſchen Producte, die ſeyn und nicht ſeyn können, ohne daß die Wiſſenſchaften ſelbſt, oder deren Erlernung, viel gewönnen, oder verlören.

Des Hochwürdigen Herrn Franz Zallingers, Lehrers der Naturkunde zu Inſpruk, Abhandlung von den Urſachen und Mitteln der Ueberſchwemmungen im Lande Tyrol, aus dem lateiniſchen überſetzt, von Johann, Grafen von Auersberg. Wien, 1779. 8.

Dies Buch iſt, als eine Gelegenheitsſchrift bey einer öffentlichen Prüfung betrachtet, in der Grundſprache ganz gut; in der Ueberſetzung faſt nicht leſbar.

D. Ja-

D. Jacob Chriſtian Schäffers — Verſuche mit dem beſtändigen Elektricitätsträger. Vier Abhandlungen mit 7 Kupfertafeln. Regensburg, 1780. 4.

Die drey erſtern von dieſen Abhandlungen, die eine Beſchreibung jenes Inſtruments und verſchiedener Verſuche mit demſelben enthalten, ſind ſchon ſo, wie ſie einzeln vor einigen Jahren herauskamen, im 30ſten und 35ſten Bande dieſer Bibliothek angezeigt, und nach ihrem innern Gehalte und wahrem Werthe damals beurtheilt worden. Rec. unterſchreibt nicht nur mit ganzem Herzen jenes darüber gefällte Urtheil; ſondern glaubt auch berechtigt zu ſeyn, ſich zu wundern, daß Hr. Schäffer bey dieſer neuen Ausgabe alles das Wortreiche, Weitſchweifige und Unbeſtimmte in der Beſchreibung ſeiner Verſuche und Darſtellung ſeiner Gedanken, ſo ganz unverändert beybehalten habe; daß er, auch nach Verlauf einer Zeit von 3 bis 4 Jahren, und nachdem die allgemeine Stimme der geübteſten Elektriker, in und außer Deutſchland, ihm einhellig und laut zugerufen hat, wie wenig Wahres mit den Geſetzen der Elektricität, ja ſelbſt mit den Geſetzen der geſunden Vernunft übereinſtimmendes, in ſeinen Verſuchen von den Schwingungen der Körper vermittelſt des Elektrophors ſey, auch bey der von ihm vorauszuſetzenden reifen Prüfung, und vergrößerten Einſichten in die Theorie der Elektricität, noch immer feſt und unerſchüttert auf ſeiner Meinung ſtehen bleibe, und den thieriſchen Magnetismus, oder die thieriſche Elektricität, oder, wer weiß, welche andere thieriſche, unbekannte Kraft ſeiner Hand der Welt mit aller Gewalt aufdringen will; daß er ſogar nichts von allen dem zu wiſſen ſcheint, was ſeit der Zeit ein Soncin, Beckmann, Lichtenberg, Hemmer, und andere anſehnliche Gelehrte, zur Vervollkommung des Elektrophors, deſſen theoretiſcher Erklärung und praktiſcher Anwendung geleiſtet haben; oder wenn er es weiß, daß er ſo ganz ſtille darüber iſt, und dem Publicum ſeine Kleinigkeiten, und, warum wollten wir es nicht gerade heraus ſagen? ganz unbedeutende unerhebliche Verſuche, ſo zuverſichtlich noch einmal hinſtellt; daß er ſogar den nämlichen unfreundlichen Blick auf diejenigen Gelehrten ſchießt, die, ſeiner Meinung nach, viel zu früh es wagen, das Räthſelhafte und Heiligdunkle des Elektrophors zu erklären; daß — — doch wie viele daß könnten

wir noch hinzusetzen, wenn wir alles vor dem Publicum hersagen wollten, worüber wir uns bey dieser neuen Ausgabe noch zu verwundern hätten! Wir würden uns ermüden, dem Kenner nichts Neues sagen, und Hrn. S., gegen unsere Absicht, vielleicht erzürnen. Also transeant die drey ersten Abhandlungen, und die vierte sey diejenige, von welcher wir hier etwas ausführlicher reden wollen.

Diese vierte Abhandlung enthält Beschreibungen, 1) von der elektrischen Pistole, 2) von einem kleinen Elektricitätsträger, 3) von dem Weberischen Luftelektrophor. Die elektrische Pistole kennt man schon aus Volta's Briefen über die Sumpfluft, welcher gelehrte Naturforscher auch der Erfinder dieses Versuchs ist. Die ganze Sache kömmt darauf an, daß atmosphärische und brennbare Luft nach gewissem Verhältnisse in einem hohlen Gefäße verschlossen, und durch einen elektrischen Funken entzündet wird. Hr. S. beschreibt nun die ganze Einrichtung, so wie sie vom Hrn. Brander gemacht wird, und lehrt auch, wie man die brennbare Luft aus Eisenfeil und Vitriolöl sammlen und gebrauchen kann; und in so fern ist dieser Theil der Abhandlung für Personen, die dieses noch nicht wissen, ganz nützlich. Uebrigens aber ist diese Schrift voll kleiner Unrichtigkeiten, und zeigt in der That keine ausgebreitete Kenntnisse in einer Materie, die Hr. S. doch als Lieblingsstudium zu bearbeiten scheint, und worüber er fast ein ganzes Alphabeth hingeschrieben hat. Falsch ist es also, daß man nur erst itzt durch die Elektricität ohne Pulver schießen kann; denn Beccaria und andere haben schon lange vermittelst eines Wassertropfens geschossen, der durch einen starken elektrischen Schlag in Dünste aufgelößt wird. Rec. besitzt selbst einen kleinen helfenbeinernen Mörser, aus welchem er eine hölzerne Bombe von 6 Linien im Durchmesser durch einen Wassertropfen auf 8 bis 10 Schuh weit schießen kann; falsch ist es, daß Herr Volta zuerst auf den Gedanken kam, brennbare Luft durch einen elektrischen Funken anzuzünden; schon Priestley hatte dieses lange vorher gethan, und von Marum's Erfahrungen darüber sind gleichfalls bekannt; falsch ist es, daß es eine so sehr mühsame, und noch mehr, Zeitversplitternde Sache ist, die Sumpfluft zu sammlen. Wer damit umzugehen weiß, der erhält sie leicht; und grade die Versuche mit der Sumpfluft sind das Wichtigste und Eigenthümlichste von Volta's Entdeckungen, und dasjenige, was die Versuche mit der elektrischen Pistole

noch

noch über das Spielwerk erhebt. Falſch iſt es, daß Volta, dieſer Mühſeligkeit wegen erſt einen andern Weg aufſuchen mußte, brennbare Luft durch die Kunſt zu erhalten; Volta und jeder Anfänger der Naturwiſſenſchaft kannte ſolche Luft ſchon lange vorher: und ſollte Hr. S. nicht einmal Wolfs Verſuche geleſen haben? Unbeſtimmt iſt es, daß Volta ſolche Luft endlich durch Vermiſchung aufbrauſender Dinge glücklich gefunden habe. Die aufbrauſenden Dinge machen nicht immer eine entzündbare Luft, und auch ohne aufbrauſende Dinge weiß jeder Naturforſcher ſolche Luft zu erhalten. Falſch iſt es, daß die gläſernen Piſtolen die beſten ſind: denn, das einzige ausgenommen, daß man das Feuer innerhalb denſelben ſehen kann, ſind ſie gar nicht zu empfehlen, ſondern immer ſehr gefährlich, und weiß Rec. mehr als ein Beyſpiel, daß ſolche Piſtolen mit nicht geringer Gefahr der umſtehenden zerſprungen ſind. (Beckmanns phyſ. Bibl. IX B. S. 386.) Da die künſtliche brennbare Luft ſehr oft dephlogiſtiſch iſt, ſo iſt auch bey einer anſehnlichen Dicke des Glaſes noch immer Gefahr da. Falſch iſt es, daß die gläſernen Piſtolen die wohlfeilſten ſind. Rec. mußte für eine gläſerne 4 Rthlr. an Hrn. Brander bezahlen, da eine bleyerne, die ihm ſeit 2 bis 3 Jahren vortreffliche Dienſte thut, ihm kaum die Hälfte koſtet. Rec. beſitzt auch eine meſſingene Piſtole, mit einem 6 Zoll langen Laufe, aus welcher er bleyerne Flintenkugeln durch brennbare Luft fortſchießt, und zwar mit einer ſolchen Gewalt, daß die Kugel auf 24 bis 25 Schritt noch in ein Brett ſchlägt. — Hr. S. hat zwar gelehrt, wie man einige Bouteillen zugleich mit brennbarer Luft füllen könne; aber dabey ein nothwendiges Stück anzuführen vergeſſen, nämlich, wie man ſie auf einige Zeit ſicher aufbewahren könne. Dieſes iſt aber ſehr leicht; man ſtellt die Bouteillen, nachdem man ſie unter dem Waſſer wohl zugeſtopft hat, mit dem Boden oberwärts gekehrt in eine Schüſſel mit Waſſer. Auf ſolche Weiſe kann man 5 bis 6 Monat die brennbare Luft mit aller ihrer Stärke aufbewahren. Rec. hat auch den Hals einer, mit brennbarer Luft angefüllten und wohl verſtopften Bouteille mit einer feuchten Blaſe überbunden, und mit zerſchmolzenem Pech und Harz überzogen, und ſolche alsdann 40 bis 50 Meilweges an einen guten Freund geſchickt, der die Luft darinn in aller Stärke vorgefunden hat. —

Der kleine Elektricitätsträger iſt eben — ein kleiner Elektricitätsträger von 6 Zoll im Durchmeſſer, und weiter

nichts. Denn, daß der Deckel durch eine eingeschraubte Glasröhre, oder angekittete Siegelwachsstange, statt seidener Schnüre, isolirt wird, ist wohl nichts ausgezeichnetes. Auch sind, unserm Bedünken nach, die Schnüre zu der Absicht, ihn bequem einpacken zu können, noch immer vorzuziehen. Rec. besitzt einen von 4½ Zoll, den er sehr bequem, nebst einer kleinen elektrischen Pistole, und einer Flasche mit entzündbarer Luft, in der Tasche bey sich führen kann; man könnte diesen zum Unterschiede noch den Taschenelektrophor nennen. Rec. wird aber keine besondere Abhandlung darüber schreiben. Nur zu Hrn. S. kleinen Elektrophor macht er noch die Anmerkung, daß wenn derselbe öfters eingepackt, oder in der Tasche getragen werden soll, es gut seyn würde, den Ueberguß mit feingestoßenem und durchgesiebtem Glase zu vermischen, weil er auf solche Weise viel weniger der Zertrümmerung ausgesetzt ist, auch seine elektrische Kraft länger behält, wie Rec. aus eigener Erfahrung weiß, indem ihm ein solcher Elektrophor nach mehr als 2 Monaten, ohne aufs neue gerieben zu seyn, kleine Funken gab.

Der Weberische sogenannte Luftelektrophor ist eine etwa 3 Schuh lange und 2 Schuh breite Rahme von Holz, worüber Glanzleinwand, oder wollen Zeug, oder Papier, genägelt oder geleimt ist. Wird diese überzogene Rahme am Ofen oder an der Sonne wohl erwärmet, und mit Katzenfell oder einem Fuchsschwanze gerieben, so zeigt er eine sehr starke negative Elektricität, und giebt die schönsten Feuerpinsel. Rec. hat oft 12 bis 14 Zoll lange Feuerbüschel bekommen, und die Atmosphäre erstreckte sich auf mehr als 4 Schuh weit. Setzt man auf das geriebene Zeug einen Deckel von einem andern Elektrophor, so erhält man beym Abheben des Deckels die schönsten Funken, die fast stärker sind, als von einem, mit harzichter Materie übergossenen, von gleicher Größe. — Warum aber diese Einrichtung des Herrn Webers ein Luftelektrophor genannt wird, kann Rec. nicht füglich begreifen. Ein Elektrophor von wollenem Zeuge, oder Leinwand, oder Papier, würde der ungekünstelte Name seyn. Auch gehört die eigentliche Ehre der Erfindung nicht dem Hrn. Weber; sondern dem Herrn Cavallo, der mit wenig veränderten Umständen diesen Versuch in seiner Abhandlung von der Elektricität S. 268. schon vorher beschrieben hat. Herr Weber hat die vollständige Nachricht von diesem Elektrophor nicht nur einigemal besonders abdrucken, sondern auch in die philosophi-

schen

ſchen Abhandlungen der Münchner Akademie der Wiſſenſchaften einrücken laſſen, wobey wir doch nicht umhin können, uns zu verwundern, wie eine ſo erleuchtete Akademie es hat erlauben können, daß ſo viele Spielereyen, die vielleicht auf dem Tiſche eines Comus oder Bergſchützens zur Unterhaltung für Damen und Stutzer mit Beyfall ſich ſehen ließen, in den Denkſchriften einer Akademie einen Platz erhielten, worin man doch nur neue und wichtige Gedanken, die für die Gelehrſamkeit Epoche machen, aufbewahren ſollte, u. ſ. w.

Dg.

Wünſche und Abſichten zur Vervollkommnung der Witterungslehre, von Joh. Lor. Böckmann, Markgräfl. Bad. Hofr. — Nach der Karlsruher Ausgabe. Wien, bey Jahn. 1779. 33 Seiten in 8.

Es ſind dieſe Bogen nichts anders, als ein Nachdruck, (wie ſchon der Titel ſagt,) der bekannten Böckmanniſchen Schrift, die an ſich keines Auszugs gut fähig, und überdem den Liebhabern dieſes Theils der Naturlehre bekannt genug iſt, da ſie ohnſtreitig dieſe Schrift ſelbſt beſitzen werden. Sie iſt überdem mit ſo vieler Einſicht, und in einer ſo einnehmenden warmen Schreibart abgefaßt, daß ſie Niemand ohne Vergnügen leſen wird. Die Hauptſache iſt, den großen Vortheil zu zeigen, den man aus einer nähern Vorausbeſtimmung der Witterung erhalten kann; und die Hoffnung, aus vielen genauen Beobachtungen gewiſſe Regeln abzuziehen, aus denen man auf die bevorſtehende Witterung ſchließen kann; endlich die Vorkehrungen von Seiten des preiswürdigen Baadenſchen Regenten, um dieſe Beobachtungen in ſeinen Landen zu veranſtalten; nebſt dem Wunſche, daß ſich auch auswärtige Freunde der Natur zu gleichem Endzwecke vereinigen möchten. Rec. wünſcht aus warmen Herzen die völlige Erfüllung aller dieſer Hoffnungen; zugleich nimmt er die Veranlaſſung, einige ſeiner Gedanken über dieſen Gegenſtand zu äußern.

Nichts hält Rec. für richtiger, als des Verf. Meinung, daß die Regelloſcheinende Veränderung der Witterung an ſich einen eben ſo ſichern und feſten Grund habe, als die Laufbahn der Sterne; nur daß wir jenen erſt zu entwickeln ſuchen müſ-

ſen,

sen. Der nächste Grund einer für die Jahreszeiten ungewöhnlichen sehr nassen oder trockenen, kalten oder warmen Witterung scheint in den Winden zu liegen, nachdem sie aus feuchten und trockenen, oder kalten und warmen Gegenden kommen. Aber wir können hier nicht stehen bleiben; sondern wir müssen nach der Ursache der Veränderlichkeit bald dieser, bald jener herrschenden Winde fragen. In den Veränderungen auf unserm Erdboden selbst, können wir sie, (außer in ungewöhnlichen Fällen, z. B. Erdbeben,) ohne einen Zirkel zu begehen, wohl nicht suchen, da man ihnen mit Recht den nächsten Einfluß auf die veränderte Witterung zuschreibt: wir werden also auf andere Himmelskörper geleitet, und unter diesen zunächst auf die Sonne und den Mond aufmerksam gemacht. Wir halten uns schon aus vielen Erfahrungen überzeugt, daß beyde auf unsere Erde wirken, und besonders die wundernswürdige Ebbe und Fluth des Meeres verursachen. Die mehresten Naturkündiger behaupten von beyden Himmelskörpern, daß wenn sie gerade über den Meeren im Meridian stehen, sie das Wasser, (und zwar je näher sie sind, desto stärker,) an sich ziehen, und so an diesem Orte Fluth verursachen. Diese starke Wirkung derselben, vermöge der sie das Wasser, seiner Schwere entgegen, 10—40′ in die Höhe heben, und eine dem ganzen Druck der Luftsäule gleiche oder überwiegende Kraft äußern, muß höchst wahrscheinlich auch einen Einfluß auf die Luft haben. Denn durch sie wirkt die verstärkte anziehende Kraft auf das Wasser zur Zeit der Fluth; sollte denn nun eben diese nicht auch gleiche Wirkung auf die Luft äußern? Dieß letzte zu läugnen, müßte man den widersprechenden Satz behaupten, daß die anziehende Kraft der Sonne und des Monds überhaupt nicht auf die Luft wirken könne; oder daß die Folge davon nicht der geringen specifischen Schwere der Luft wegen, stark genug sey; allein sollte die Höhe der Luftsäule, und also die große Menge der Luftelemente nicht das ersetzen, was ihnen an specifischer Schwere fehlt? Ueberdem wirkt die Luft nicht bloß durch ihre Schwere, sondern auch durch ihre Elasticität; und auch deshalb mußte jede Veränderung in jener schon beträchtliche Folgen hervorbringen. Giebt man also, bey der größern Nähe oder der unmittelbaren Einwirkung dieser Himmelskörper, eine vergrößerte Anziehung der Luft zu: so wird die vis centrifuga derselben vermehrt, ihr Druck vermindert, das Gleichgewicht mit der Luft, die dieselbe Anziehung nicht so erfährt, aufgehoben; also entsteht ein Wind,

und

und da der Stand des Mondes an ſich ſo veränderlich iſt; ſo muß, neben dem zugleich wirkenden Einfluſſe des Standes der Sonne, der Wärme, u. dgl. m. der Wind bald von dieſem, bald von jenem Orte ſeinen erſten Urſprung haben, und daher Veränderung der Witterungen erregen. Hierzu paßt die Bemerkung des Hrn. Böckmann und anderer ſehr gut, daß alle 18 — 19 Jahre, (als in welchen der Mond dieſelbe Laufbahn wieder nimmt,) dieſelbe Witterung wieder einfalle. Neuerlich hat zwar Griſelini u. a. behaupten wollen, daß keine Gleichförmigkeit in der Witterung, ſelbſt im 19ten Jahre ſtatt finde; aber dieß können nicht einzelne Beobachtungen, ſondern mehrere vereinte, erſt entſcheiden. Rec. glaubt daher, daß man bey den Witterungsbeobachtungen, vorzüglich auch immer den Stand des Monds und der Sonne bemerken müſſe; durch den übereinſtimmenden und entgegenwirkenden Einfluß der beyden letzten, nebſt der, der gegenwärtigen Jahreszeit eigenen Wärme, ließen ſich vielleicht die Entſtehungen der Luſterſcheinungen, der Nordſcheine, u. ſ. w. nebſt ihren Folgen vorherbeſtimmen. Rec. wünſcht, daß dieſe hingeworfenen Gedanken einen einſichtsvollen Naturkündiger zu weiterer Prüfung dieſer Meynung veranlaſſen möchten, die er vielleicht auch einmal, wenn es Zeit und Umſtände verſtatten, ſelbſt weiter ausführt. — Auch diejenigen, die die anziehende Kraft für qualitatem occultam halten, und lieber die Erſcheinung aus einem Drucke erklären, können aus den gleichen Prämiſſen correſpondirende Folgerungen ziehen.

+*+

Grundriß zu Vorleſungen über die Naturlehre, von Johann Beckmann, ordentlichem Profeſſor der Oekonomie in Göttingen. Göttingen, bey Vandenhoek. 168 S. in 8.

Der Verf. macht beſcheiden keinen Anſpruch auf etwas Neues, als die ihm eigene Ordnung; die neben einander geſtellten verwandten Lehren erforderten zwar zu Zeiten zur Erläuterung einige Lehren, welche erſt in der Folge vollſtändig erwieſen werden könnten: allein dieſer Umſtand laſſe ſich nicht gut bey einem Lehrbuche vermeiden. Die nachdrückliche Kürze ſey ſein Hauptendzweck geweſen; deshalb müſſe man einigen etwanigen Mißverſtand entſchuldigen.

Das Buch selbst enthält erst eine Einleitung, in welcher einige allgemeine Begriffe, etwas Geschichte, und eine Büchernotiz vorgetragen wird. Der erste Theil handelt von den allgemeinen Eigenschaften der Körper, und zwar von der Ausdehnung, Undurchdringlichkeit, Porosität, Theilbarkeit, Beweglichkeit, Schwere; wobey die ersten Sätze der Mechanik und Hydrostatik beygebracht werden. (Der Zusammenhang der Körper kann dadurch wohl nicht erklärt werden, daß man den kleinsten Theilen eine Kraft zuschreibt, mit einander zusammen zu hängen; sonst wäre das auch eine Erklärung der Verdauung, wenn man sagte: der Magen besitze eine Kraft zu verdauen.) Der zweyte Theil lehrt die besondern Eigenschaften einiger Körper: 1) der Luft; die Luftpumpe — die fixe Luft, (welche vielleicht von der gemeinen sich nur durch fremde beygemischte Theile unterscheiden möchte;) Barometer — Schall. — 2) Das Licht; es sey kein Ausfluß aus dem leuchtenden Körper, sondern entstehe vermuthlich durch die wellenförmige Bewegung des Aethers, — Optik, Katoptrik, Dioptrik, Farben, Fernröhre, Vergrößerungsgläser. 3) Das Feuer; es entstehe wahrscheinlich von einer feinen, flüßigen, durch alle Körper verbreiteten, in Bewegung gesetzten Materie, (zwischen Feuermaterie und Phlogiston ist ein Unterschied, wie zwischen gemeiner und figirter Luft; diese und das Phlogiston sind wahre Bestandtheile vieler Körper; die beyden andern umgeben, oder durchdringen die Zwischenräume der Körper nur.) Richtig wird ein Unterschied zwischen Licht und Feuermaterie angenommen, und die kaltmachende Materie geläugnet — das Thermometer. 4) Die Elektricität. Eine luftleere, gläserne Kugel zeigt gerieben, inwendig das Licht, ohne Anziehung, und ohne Mittheilung der Elektricität: eben dies erfolge, wenn eine luftleere Röhre, durch herunterfallendes Queckſilber gerieben werde. (Die leuchtenden Barometer erfordern absolut noch etwas zurückgebliebene Luft.) Beständiger Elektricitätsträger, Tourmalin; die Frankliniſche Hypothese. 5) Der Magnet. (Die Verwandschaft der elektrischen und magnetischen Materie scheint nun entschieden, seitdem Hr. v. Herbert gezeigt hat, daß in einer Nadel, der Ort, wo der elektrische Schlag hereinfährt, der Nord- und wo er herausgeht, der Südpol werde, auch eine Magnetnadel durch eine solche Richtung ihre Pole ändern könne.) Dritter Theil: unsere Erdkugel. Ihre Oberfläche, Ebbe und Fluth; die Atmosphäre, die Lufterscheinungen. — Die mehresten feurigen Erscheinungen, als

Folgen

Folgen der Luftelektricität, (allein die Luft iſt immer, auch außer dergleichen Fällen, nur ſchwächer, elektriſch.) Die Erdbeben ſind, wenigſtens wohl nicht immer, die Folge einer durch elektriſche Entladung entzündeten unterirdiſchen Luft. Lemery's Verſuch mit Eiſenfeil, Schwefel und Waſſer, ſcheint das Gegentheil zu erweiſen. — Daß die Erde lange vor dem Menſchengeſchlechte Thiere und Pflanzen gehabt habe, möchte ſich wohl weder durch die Offenbarung, noch bloße philoſophiſche Gründe erweiſen laſſen.) Vierter Theil; das Weltgebäude überhaupt.

Dieſer Grundriß der Naturlehre hat vor vielen andern beträchtliche Vorzüge, und er iſt, wie alle Schriften des Verf., brauchbar und nützlich. Jeder Leſer wird zwar leicht einige Puncte finden, die ihm eine vollſtändigere, reichhaltigere Ausführung zu verdienen ſcheinen werden; aber da dieſer Grundriß zunächſt für Vorleſungen beſtimmt iſt, ſo kann der mündliche Vortrag das alles leicht erſetzen.

Db.

Sammlungen zur Phyſik und Naturgeſchichte von einigen Liebhabern dieſer Wiſſenſchaften. Zweyten Bandes zweytes Stück. 1780. 256 S. 8.

Auch dieſes Stück enthält wieder eine ſchöne Auswahl vortrefflicher Abhandlungen, welche alle, die erſte ausgenommen, aus Rozieres beliebtem Journal de phyſique aus den Monaten May, Julius und Junius genommen ſind. Den Anfang macht Mart. Terechovsky mit ſeiner ſchon 1775 zu Straßburg herausgekommenen Streitſchrift von den Infuſionsthierchen, (Chaos infuſorium,) voll Beleſenheit in den Schriften, welche bereits von dieſem Gegenſtande gehandelt haben, und nicht ohne eigene Verſuche, welche das thieriſche Leben dieſer Körper beſtätigen, und andere vor Irrwegen warnen können. Wenn der Aufguß in der Fäulniß ſo weit kam, daß er einen unerträglichen Geſtank von ſich gab, ſo ſtarben ſie alle. Kampfer und Mohnſaft bekam ihnen nicht gut, auch ein ſtarker elektriſcher Schlag tödtete ſie plötzlich; aber im luftleeren Raume ſtarben ſie erſt nach vier Tagen. Nur wenn er den Aufguß mit friſchem Waſſer machte, bekam der Verf. Infuſionsthierchen darinn zu ſehen; auch zeigte ſich, wenn der Aufguß in Glasröhren gebracht, und dieſe ſogleich zuge-

zugeschmolzen wurden, keine Spur davon. Auf diese Abhandlung folgen Bemerkungen eines Ungenannten über die Beobachtungen des Hrn. Pallas die Entstehung der Berge betreffend. Ein sehr schöner Beweis, wie herrlich ausgebreitete geographische Kenntnisse dem Naturforscher, vornehmlich dann, zu statten kommen, wenn er sich mit diesem Theile seiner Wissenschaft beschäfftiget. Wir lesen hier eine mit Scharfsinn und Fleiß entworfene Geschichte der verschiedenen Systeme über die Entstehung der Erde und der Berge; der Keim des Burnetischen lag schon in den Platonischen Schriften, und Franciscus Patricius und Gonzales de Salas hatten ihn bereits genutzt: auf dieses folgen das Whistonische, das Woodwardische, welchem Scheuchzer, Monti, Bourguet und viele andere beypflichteten, und das mit der Veränderung, daß die gegenwärtige Gestalt der Erde ein Werk öfters auf einander folgender Ueberschwemmungen sey, schon Aristoteles, Eratosthenes, Straton, Xantus, Anaxarch, Plutarch und Palissy lehrten, auch de Maillet und Büffon in neuern Zeiten geltend machten, das Leibnizische, das Swedenborgische, das Scheuchzerische, das Kenonische, das auch Ray und Moro annahmen, und zuletzt das Büffonische, gegen welche der V. mehrere aus der Geographie entlehnte Einwürfe macht. Auf der Oberfläche der Erde läuft keine Bergkette von Morgen gegen Abend, welche die Kugel in zwo Hälften theilte; in der nördlichen und südlichen Halbkugel liegen die höchsten Gegenden außerhalb der Wendekreise; dies zeigt der V. sehr überzeugend durch eine detaillirte Betrachtung der größern Bergketten. Die dritte Abhandlung sind Hrn. Barbier de Linan Betrachtungen über die Gewitterableiter. Der V. hält es nicht für unglaublich, daß der Ueberfluß von Elektricität, der sich selbst bey völlig heiterm Himmel in dem obern Theile der Atmosphäre zeigt, von der Verdünnerung der obern Luft herrühre, und warnt sehr richtig, nicht alle Blitze, die während eines Gewitters aus einer Wolke kommen, für Wirkungen der anfänglich darinn enthaltenen Elektricität zu halten. S. 219. ein Beyspiel von einer gewaltsamen Entzündung brennbarer Luft über einem heimlichen Gemach. Ein spitziger Ableiter, dessen Theile alle vollkommen unter sich zusammenhängen, und der genau mit einer großen Masse unterirdischen Gewässers verbunden ist, schützt nicht nur das Gebäude, an dem er angebracht ist, sondern auch die benachbarten weit besser, als ein Dampfer; auch ist es nicht nöthig, wenn er sonst gut eingerichtet

richtet iſt, ihn zu iſoliren: wie weit ſich das Vermögen des Ableiters, vor dem Blitze zu ſchützen, erſtrecke, läßt ſich unmöglich ganz genau beſtimmen. Alle ſeine Sätze ſtützt der V. auf Gründe, Verſuche und Beobachtungen, unter welchen viele eigene, und einige neue ſind. Den Beſchluß macht ein Auszug der Muthmaßungen des Hrn. Franklin über die Urſache der Nordlichter, in einer ſo gedrängten Sprache, daß wir Leſer, welche noch nicht mit dieſer Anwendung der Lehre von der Elektricität auf die Entſtehung der Nordlichter bekannt genug ſind, auf dieſen Auszug ſelbſt verweiſen müſſen.

Ib.

Torbern Bergmann, Ord. Reg. Waſ. Equit. Chem. Prof. Vpſal. — Commentatio de tubo ferruminatorio, eiusdemque uſu in explorandis corporibus, praeſertim mineralibus; ex actorum Societatis literariae Bohemicae *Tomo IV.* Vindob. 1779 p 64. 8.

Dieſer Aufſatz des berühmten ſchwediſchen Chemiſten verdient einen Platz in der A. d. Bibl., weil er nicht nur in Deutſchland gedruckt, ſondern noch mehr, einer Geſellſchaft deutſcher Gelehrten gewidmet war. Das Lothröhrchen an ſich geht von dem Gewöhnlichen in der Hauptſache nicht ab; aber die damit angeſtellten Verſuche ſind deſto wichtiger.

Die Schmelzung der verſchiedenen Körper durch das Lothröhrchen zu befördern, bedient der Verf. ſich des Boraxes, des Soda- und des Phosphorſalzes. Die Mineralien theilt er in die bekannten 4 Klaſſen ein. Von den Erden nimmt er ſechs urſprüngliche an, die Kalkerde, die Schwererde, (die von der vorigen ſich bloß durch den Schwerſpath, welcher mit der Vitriolſäure entſteht, unterſcheidet,) die Bitterſalz-, die Alaun-, die Kieſelerde; die letzte bildet mit der Flußſpathſäure Cryſtallen, und löſt ſich im Sodaſalze ganz auf,) die Edelerde, (ſie löſt in keiner bekannten Säure, noch im Sodaſalze, ſich auf,) die übrigen Erden hält der V., und mit Recht, aus zwey oder mehrern Erden zuſammengeſetzt. Einige ſchmelzen für ſich nicht; andere verändern doch ihre Farben; noch andere ſchmelzen für ſich, mit und ohne Aufbrauſen. — Verzeichniß der Körper, die ſich in den verſchiedenen Flüſſen auflöſen. — Die trocknen Salze: das Sedativſalz;

tivsalz; die Arsenik- Weinstein- Zucker- Phosphor- und Harnsäure, (welche letzte die Nieren- und Blasensteine bildet, auf der Kohle fließt und endlich ganz verfliegt.) Die Laugensalze; die bekannten wahren Mittelsalze; die erdigten Mittelsalze, (der Gyps, der dem Pottischen Ofen widersteht, schmelzt im Augenblicke vor dem Blasrohre,) die metallischen Mittelsalze; die fließenden sind das Hornsilber und Bley, der Silber- und Bleyvitriol; Kupfer und Zink mit der Salzsäure. Das in allen mineralischen Säuren aufgelößte Kupfer giebt eine schöne grüne Farbe; die schönste und mannichfaltigste aber mit der Salzsäure. Die brennbaren Körper; der ganz reine Ambra verfliegt ganz; der nicht so reine läßt etwas Kalkerde zurück, so wie auch der Bernstein. Der Asphalt läßt nichts zurück. Die Steinkohle giebt zuletzt schwammichte Schlacken. Die Metalle; alle fließen vor dem Lothröhrchen; nur nicht die Platina, der Braunstein; fast auch nicht das geschmiedete Eisen. Auf der Kohle werden die Kalke von Gold, Silber, Bley, Kupfer, Wißmuth, Zinn, Nickel und Kobolt wiederhergestellt; der Eisenkalk wird magnetisch. Nur die edeln Metalle geben mit Borax kein gefärbtes Glas; ein Theil der andern stellt sich wieder her. Eben so verhält sich das Phosphorsalz, nur erfolgt keine Wiederherstellung. Ein Goldcrystall, mit jenem geschmolzen, und noch weich in mineralisches Curpeth gelegt, wird schon röthlich; nochmals geschmolzen, wird es rubinroth; dieses, noch weich zusammengedrückt, wird oft blau, und durch eine plötzliche Färbung opalisirend. Bey zu heftigem Feuer verliert es alle Farbe, (dies hat zu gleicher Zeit Herr Crell im Chem. Journal auch bemerkt.) Mit Cassius Purpur wird das Glas gelblich roth, auch leicht dunkel. Das Kupfer gebe auch eine Rubinröthe; daher rühre vielleicht die rothe Farbe mit dem Golde, weil man jenes von diesem nicht völlig trennen könne. — Die Platina, durch Salmiak niedergeschlagen, giebt mit der Phosphorsäure metallische Kügelchen, die sich zusammenhämmern lassen. — Ein dünnem Glase anhängendes Silberblättchen, schweißt sich an dasselbe leicht an, und sieht dadurch goldgelb aus. Das mit Borax und Kupferkalk grüngefärbte Glas, verliert auf der Kohle zu lange geschmolzen, alle Farbe, die sich selbst durch Salpeter nicht wieder herstellen läßt; auch verliert das grüne Glas mit Zinn geschmolzen, seine Farbe; mit Kobolt wird es blau; das Kupfer fällt nieder, aber nicht durch Nickel. Aus dem milchfarbenen Zuflusse stellt sich nur wenig durch Eisen wieder her.

Die

Die gelbe Farbe des Nickelflusses verfliegt endlich ganz; aus ihm schlägt Kupfer und Eisen das Halbmetall nieder, zum Beweise, daß es nicht aus jenem entstehe. Durch das Eisen, (nicht durch das Kupfer,) fällt aus dem blauen Koboltglase ein König nieder. Der ganz verkalchte Braunstein giebt, mit Borax eine gelbrothe, mit Phosphorsalz eine bläulichrothe Farbe. Bey länger anhaltendem heftigem Feuer verschwindet die Farbe ganz; bey schwächerer Flamme, oder etwas hinzugethanenem Salpeter erscheint sie wieder, weil nämlich der Braunstein, auf einen gewissen Grad mit Brennbarem gesättigt, keine Farbe giebt; daher der Nutzen desselben, um dem Glase die Farbe zu benehmen. Der Zink schlägt dies Halbmetall aus seinen Flüssen nur unvollkommen nieder. — Verhältniß der Erze vor dem Blasrohre. Das durch Eisenkies vererzte Gold zeigt sich, wegen seiner geringen Menge, nicht vor dem Blasrohre. Alle Erze geben ein Metallkorn dadurch; nur das Eisen nicht, und der Zink; mit dem Nickel und Kobolt erfolgt es nach öfterem Schmelzen. — Queckfilber- Arsenik- und Spießglaserze verfliegen. Das Zinn scheint nicht durch Schwefel vererzt, ob dies gleich im Wasserbleye statt finden soll; unterdessen ist von diesem doch das Mustvgold sehr verschieden. — Vorzüge der Lothröhrchen; man bedarf keine Ofen und Gefäße, keine lange Zeit, keine große Menge der Substanz; allein man erkennt dabey nicht die Verhältnisse der Bestandtheile; indessen doch den Weg zu fernern Versuchen im Großen. Ueberdem sieht man hier alle Erscheinungen bey dem Schmelzen vom Anfange bis zu Ende, bemerkt, ob sich die Körper in den Flüssen völlig auflösen, und kann ein heftigeres Feuer geben, als in Tiegeln.

Die wenigen hier ausgezeichneten Versuche werden jeden wahren Scheidekünstler gewiß anreizen, das ganze, aus lauter Versuchen zusammengewebte Büchelchen, völlig durchzustudiren.

Ew.

Der Naturforscher. Vierzehentes Stück. Halle, bey Gebauer. 1780. Mit sechs zum Theil bemalten Kupferplatten. 220 S. 8.

Auch dieses Stück eines Journals, das schon unter der Aufsicht seines Stifters, des seel. Hrn. Hofr. Walch, so manche für die Naturgeschichte wichtige Beyträge lieferte,

tivsalz; die Arsenik- Weinstein- Zucker- Phosphor- und Harnsäure, (welche letzte die Nieren- und Blasensteine bildet, auf der Kohle fließt und endlich ganz verfliegt.) Die Laugensalze; die bekannten wahren Mittelsalze; die erdigten Mittelsalze, (der Gyps, der dem Pottischen Ofen widersteht, schmelzt im Augenblicke vor dem Blasrohre,) die metallischen Mittelsalze; die fließenden sind das Hornsilber und Bley, der Silber- und Bleyvitriol; Kupfer und Zink mit der Salzsäure. Das in allen mineralischen Säuren aufgelößte Kupfer giebt eine schöne grüne Farbe; die schönste und mannichfaltigste aber mit der Salzsäure. Die brennbaren Körper; der ganz reine Ambra verfliegt ganz; der nicht so reine läßt etwas Kalkerde zurück, so wie auch der Bernstein. Der Asphalt läßt nichts zurück. Die Steinkohle giebt zuletzt schwammichte Schlacken. Die Metalle; alle fließen vor dem Lothröhrchen; nur nicht die Platina, der Braunstein; fast auch nicht das geschmiedete Eisen. Auf der Kohle werden die Kalke von Gold, Silber, Bley, Kupfer, Wißmuth, Zinn, Nickel und Kobolt wiederhergestellt; der Eisenkalk wird magnetisch. Nur die edeln Metalle geben mit Borax kein gefärbtes Glas; ein Theil der andern stellt sich wieder her. Eben so verhält sich das Phosphorsalz, nur erfolgt keine Wiederherstellung. Ein Goldcrystall, mit jenem geschmolzen, und noch weich in mineralisches Curpeth gelegt, wird schon röthlich; nochmals geschmolzen, wird es rubinroth; dieses, noch weich zusammengedrückt, wird oft blau, und durch eine plötzliche Färbung opalisirend. Bey zu heftigem Feuer verliert es alle Farbe, (dies hat zu gleicher Zeit Herr Crell im Chem. Journal auch bemerkt.) Mit Cassius Purpur wird das Glas gelblich roth, auch leicht dunkel. Das Kupfer gebe auch eine Rubinröthe; daher rühre vielleicht die rothe Farbe mit dem Golde, weil man jenes von diesem nicht völlig trennen könne. — Die Platina, durch Salmiak niedergeschlagen, giebt mit der Phosphorsäure metallische Kügelchen, die sich zusammenhämmern lassen. — Ein dünnem Glase anhängendes Silberblättchen, schweißt sich an dasselbe leicht an, und sieht dadurch goldgelb aus. Das mit Borax und Kupferkalk grüngefärbte Glas, verliert auf der Kohle zu lange geschmolzen, alle Farbe, die sich selbst durch Salpeter nicht wieder herstellen läßt; auch verliert das grüne Glas mit Zinn geschmolzen, seine Farbe; mit Kobolt wird es blau; das Kupfer fällt nieder, aber nicht durch Nickel. Aus dem milchfarbenen Zuflusse stellt sich nur wenig durch Eisen wieder her.

Die

Die gelbe Farbe des Nickelflusses verfliegt endlich ganz; aus ihm schlägt Kupfer und Eisen das Halbmetall nieder, zum Beweise, daß es nicht aus jenem entstehe. Durch das Eisen, (nicht durch das Kupfer,) fällt aus dem blauen Koboltglase ein König nieder. Der ganz verkalchte Braunstein giebt, mit Borax eine gelbrothe, mit Phosphorsalz eine bläulichrothe Farbe. Bey länger anhaltendem heftigem Feuer verschwindet die Farbe ganz; bey schwächerer Flamme, oder etwas hinzugethanenem Salpeter erscheint sie wieder, weil nämlich der Braunstein, auf einen gewissen Grad mit Brennbarem gesättigt, keine Farbe giebt; daher der Nutzen desselben, um dem Glase die Farbe zu benehmen. Der Zink schlägt dies Halbmetall aus seinen Flüssen nur unvollkommen nieder. — Verhältniß der Erze vor dem Blasrohre. Das durch Eisenkies vererzte Gold zeigt sich, wegen seiner geringen Menge, nicht vor dem Blasrohre. Alle Erze geben ein Metallkorn dadurch; nur das Eisen nicht, und der Zink; mit dem Nickel und Kobolt erfolgt es nach öfterem Schmelzen. — Queckſilber- Arſenik- und Spießglaserze verfliegen. Das Zinn scheint nicht durch Schwefel vererzt, ob dies gleich im Wasserbleye statt finden soll; unterdessen ist von diesem doch das Mustygold sehr verschieden. — Vorzüge der Lothröhrchen; man bedarf keine Oefen und Gefäße, keine lange Zeit, keine große Menge der Substanz; allein man erkennt dabey nicht die Verhältnisse der Bestandtheile; indessen doch den Weg zu fernern Versuchen im Großen. Ueberdem sieht man hier alle Erscheinungen bey dem Schmelzen vom Anfange bis zu Ende, bemerkt, ob sich die Körper in den Flüssen völlig auflösen, und kann ein heftigeres Feuer geben, als in Tiegeln.

Die wenigen hier ausgezeichneten Versuche werden jeden wahren Scheidekünstler gewiß anreizen, das ganze, aus lauter Versuchen zusammengewebte Büchelchen, völlig durchzustudiren.

Ew.

Der Naturforscher. Vierzehentes Stück. Halle, bey Gebauer. 1780. Mit sechs zum Theil bemalten Kupferplatten. 220 S. 8.

Auch dieses Stück eines Journals, das schon unter der Aufsicht seines Stifters, des seel. Hrn. Hofr. Walch, so manche für die Naturgeschichte wichtige Beyträge lieferte,

zeichnet sich unter seinem neuen Herausgeber, Hrn. Hofrath Schreber, durch einige vorzügliche Abhandlungen aus. Vornehmlich aber hat sich Hr. Pastor Götze, der schon durch so viele mikroscopische Entdeckungen in der Geschichte der Insecten und Gewürmer berühmt ist, sowohl durch seine eigene Arbeiten, als auch durch die Bekanntmachung der vortrefflichen Abhandlung seines Freundes, Hrn. O. F. Müller in Kopenhagen, um die Leser dieses Journals verdient gemacht. Von ihm haben wir in der neunten Abhandlung neuentdeckte Theile von einigen Insecten, wo er nicht nur diese Theile selbst, sondern auch sein nachahmungswürdiges Verfahren bey seiner Beobachtung, mit einer ausnehmenden Genauigkeit beschrieben hat. An der Käfermilbe sahe er zu beyden Seiten zween Theile oben am Brustschilde abstehen, die so lang als der Leib des Insects, aber völlig wie eine Pike gestaltet waren; ihr Stiel war gegliedert, und am Ende ein breites, spitzzulaufendes Spießchen. An allen Milben hat Hr. G. deutlich Fühlhörner wahrgenommen; bey der Käfermilbe bestehen sie aus sechs Wirbelgelenken, und gleichen den Fühlhörnern der Laus. Das zweyte und dritte Paar ihrer Füße hat fünf Glieder; sie hat auch zu beyden Seiten des Saugstachels wahre Freßzangen, welche mit starken Zähnen besetzt sind. An einer Milbe fand Hr. P. einmal zwischen der Hüftfuge am Körper des linken Fußes vom zweyten Paare, eine kleinere Milbe von einer andern Art, welche sich von dieser ersten nährete. Die Fußkollen, womit sich die Käfermilbe an die Käfer anklammert, hat zwo scharfe Krallen, die selten zu sehen sind, und sind hier meisterhaft geschildert. Die Laus des Auerhahns, des Storchs, und verschiedener großer Wasservögel, ist völlig einerley; aber in ihrem Bau und in ihren Theilen ziemlich weit von andern Thierläusen verschieden. Die Laus des Auerhahns hat ordentliche Freßzangen; die sogenannten Holzböcke, (Acarus Ricinus,) fand Hr. P. auch an einem Eichhörnchen und Holzhäher; ihr Kopf reißt zwar leicht ab, wächst aber nicht wieder nach, und hat an seinem Rüssel starke Widerhaken. In der zehenten Abhandlung spricht Hr. P. von Minirwürmern, die ihren Gang auf glatten Pappelblättern unter einem sehr dünnen Häutchen derselbigen hatten, sich in kleine seidene Gespinste einspannen, und sich in eine wahre Art von Nachtmotten verwandelten; ihr Saugstachel war nicht gewunden, sondern in einer Scheide, und ihre Oberflügel mit sehr feinen und artig gebildeten Federchen bedeckt. In der eilften Abhandlung handelt

er

er von einem Thierchen, das der Hr. Etaatsr. Müller unter dem Namen Gliederwurm beschrieben hatte; nach vielen vergeblichen Bemühungen fand er dieses Wasserthier, sah seine Verwandlung in eine schwimmende lebhafte Nymphe, und nach fünf Tagen in eine schwarze Wasserschnacke, (Tipula.) Die Armpolypen fahren zwar zuweilen rasch darauf loß, lassen ihn aber, ohne ihn zu tödten, bald wieder fahren; er gehört nicht unter die Raublarven, und hat am Schwanze sieben gerade Spitzen; er vermehrt sich im Saamen mehr als einmal. Gelegenheitlich verspricht Hr. P. die vortreffliche Beobachtungen seines Freundes und Mitarbeiters in der Geschichte der kleinern Thiere, des den Wissenschaften zu früh entrissenen Leibmed. Waglers über die gezängelte Naiden bekannt zu machen. Der letzte und schätzbarste seiner Beyträge ist eine deutsche mit eigenen Bemerkungen bereicherte Uebersetzung eines Aufsatzes über die Bandwürmer, den Hr. Etaatsr. Müller zu Ende des Jahres 1778 der Königl Gesellsch. der Wissenschaften zu Kopenhagen vorgelesen hatte. Daß der Bandwurm einen Kopf, d. h. ein von allen andern verschiedenes Gelenk am Ende des Körpers, mit einer Oeffnung, Freß- oder Saugorganen versehen, das die übrigen Gelenke nach sich zieht, habe, läßt sich vorzüglich deutlich an dem Blasenbandwurme, (Hydra Lydetis Linn.) aus der Leberblase einer Maus, und an dem gezackten Bandwurme, (Taenia serrata,) aus einer Katze sehen. Ueberhaupt gehört der Bandwurm mitten zwischen die Naiden und den Plattwurm, durchaus nicht unter die Thierpflanzen; die Anzahl der Gelenke und Füße ist ein eben so unbeständiges Merkmal zur Bestimmung der Wurmgeschlechter, als die Stellung der Seitenwindungen, (osculorum,) zur Bestimmung der Arten des Bandwurms. Von Bandwürmern finden sich nur zwo Arten bey dem Menschen, die langgliederichte oder kürbisartige, (Taenia solium,) und die kurzgliederichte, (vulgaris,) die Hr. G. mit der grauen (grisea,) für eben dieselbige hält. Selbst die canina, die er in Hunden und Katzen von allem Alter zu Hunderten gefunden hat, deucht ihm nur eine Spielart zu seyn, die sich in diesen kleinern Thieren nicht so stark entwickelt hat. Außer den schon in seinem Prodromo der dänischen Thiergeschichte angezeigten Arten, gedenkt Hr. E. hier neun anderer, die er nach den Thieren bestimmt, worinn sie sich aufhalten. Hr. G. merkt aber sehr wohl an, daß es sicherer wäre, sie nach andern wesentlichen Merkmalen, vornehmlich solchen, die von den Kopforganen

hergenommen ſind, zu benennen, und macht uns Hoffnung, uns bald nach dieſem Plane eine Geſchichte der Inteſtinalwürmer zu liefern. In allen Fröſchen fand er eine noch nicht beſchriebene Art Blutigel, und in ihrem Maſtdarme oft ganze Kolonien davon. Am beſten bekommt man die Bandwürmer mit dem Kopfe, wenn man da, wo ſie ſich damit am Darme feſtgeſetzt haben, ein Stück des Darmes ausſchneidet, und in lauwarmes Waſſer wirft. Eine neue Art Kratzer, die Hr. E. zuerſt im Hechte entdeckt, hat Hr. P. nun auch in Rothfedern, Alanden, und ſelbſt in Fröſchen gefunden. Die wahren Blaſenbandwürmer finden ſich nur bey Säugthieren; mit andern Bandwürmern ſind wohl auch zuweilen Bläschen in der Leber einiger Fiſche angefüllt. Der Bandwurm findet ſich niemalen einzeln, er hat immer am Kopfe vier Saugblaſen, nur daß ſie bey dem Bandwurme in den Fiſchen mehr oval ſind, und einen ordentlichen Rüſſel mit Haken haben. In dem Magen eines Pferdes hält ihn Hr. E. für eine ſeltene Erſcheinung. Bey den meiſten Arten des Bandwurms fangen die Gelenke gleich unmittelbar am Kopfe an; nur bey einer Art fand Hr. G. hinter dem Kopfe einen völlig ungegliederten Hals. Sehr richtig beweiſt Hr. E., daß der Bandwurm keine Kette kleinerer Würmer iſt; ſeine unbeſtimmte Länge und die unbeſtimmte Anzahl ſeiner Gelenke, kann ihren Grund in ſeinem verſchiedenen Alter haben; die jungen Naiden entwickeln ſich allerdings zwiſchen dem Aftergelenke und dem übrigen Körper der Mutter; aber dieſe Thiere ſtecken nicht in einander. Daß ſich Theile, womit ſich der Bandwurm anſaugt, an jedem Gelenke deſſelbigen finden, widerlegt Hr. E. ſehr umſtändlich; um den eigentlichen Kopf recht zu ſehen, muß man einen friſchen lebendigen Bandwurm beobachten. Bey einer Art langer Würmer, (Lumbricus variegatus,) bey Aphroditen und Tauſendfüßen, ſelbſt bey einigen Naiden, hängen die Glieder viel ſchwächer zuſammen, als bey dem Bandwurme, ehe er in Waſſer getaucht wird. Hr. E. ſtellt alſo Bandwürmer aus Menſchen, Hunden, Katzen, Pferden, Wölfen, Schaafen, Seehunden, Ratzen, Gänſen, Enten, Hühnern, Tauben, Auerhühnern, Alken, Barſchen, Aalen, Bleyen, Kaulbarſchen, Schleyen, Hechten, Forellen, Stichlingen, Steinbutten, Schlichtbutten, Dorſchen, Lachſen, auf; Hr. G. fand auch einen Bandwurm bey einem jungen Habicht. Was Bonnet im Bandwurme für Fettkügelchen hielt, erklärt Hr. E. für Eyer, deren Gegenwart in den Bandwürmern Hr. P. noch ausführlicher zu erweiſen

weiſen verſpricht. Daß Spuhl- und Bandwurm nur im Alter verſchieden, und jener die Larve und Puppe von dieſem ſey, hält Hr. Et. für eine ungereimte Meinung. Der Bandwurm vermehrt ſich nicht durch das Zertheilen oder durch lebendige Junge; ſondern wahrſcheinlich bloß durch Eyer, die in jedem Gelenke deſſelbigen im Ueberfluſſe vorhanden ſind. Bey ganz jungen Bandwürmern iſt das hintere Ende zugerundet, bey ältern am breiteſten, und immer ſind die hinterſten Gelenke, als die älteſten, länger und breiter, als die übrigen; alle aber entſtehen, eines nach dem andern, aus dem Gelenke, welches dem Kopfe am nächſten iſt. Daß die Bandwürmer, welche man in den Eingeweiden der Thiere findet, aus dem Waſſer kommen, wird auch dadurch höchſt unwahrſcheinlich, daß ſie im kalten Waſſer nur eine ſehr kurze Zeit leben, und wenn es kocht, augenblicklich ſterben. Die übrigen Abhandlungen in dieſem Stücke ſind: I. Hrn. Hofapoth. Meyers Verſuche mit dem Stolpener Baſalt. Sie zeigen, daß die Kieſelerde die Hälfte, Eiſentheilchen den vierten Theil, das übrige Alaun und Kalkerde, und nur ſehr wenig Bitterſalzerde ausmacht. II. Hrn. Hofr. Walch lithologiſche Beobachtungen, neuntes Stück, Sie betreffen Verſteinerungen aus der Gegend von Laugenheim, die Geſchichte der Orthoceratiten, durch ein ſeltenes Beyſpiel aus Kopenhagen beleuchtet; die Geſchichte der Gryphiten aus ſchwarzburgiſchen Beyſpielen; das ſchwarze Schiff und die herzförmigen Nautiliten, von welchen neuerlich auch Hr. geh. Hofr. Schmidel eine ſehr genaue Beſchreibung und Abbildung geliefert hat. III. Hr. Prof. Sander von der Goldwäſche am Rhein, welche freylich lateiniſchen Leſern durch die 1776 zu Straßburg herausgekommene Schrift des Hrn. D. Treitlinger de aurilegio überflüßig wird. IV. Ebend. Beyträge zur Naturgeſchichte der Säugthiere, des neungürtelichten Gürtelthieres, und des Pferdes, die letztere durch den Hrn. Herausgeber in der Vorrede noch vermehrt. V. Ebend. beobachtetes Gewicht einiger Vögeleyer. VI. Hrn. D. Kühns Anekdoten zur Inſectengeſchichte, neuntes Stück; ſie betreffen den Blauſchwanz und ſeine Verwandlung, das blaue Band, die Raupe des Marmorargus, die Proceſſionsraupe, und die Raupe des Bruſtpuncts. VII. Hrn. Paſt. von Scheven Beyträge zur Naturgeſchichte der Inſecten, drittes Stück. Er erzählt die Entwickelung und Verwandlung des Buntflügels, auch einige nützliche Handgriffe bey der Erziehung der Inſecten.

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Beyträge zur Statistik und Geographie, vorzüglich von Deutschland, aus der neuesten Litteratur. Erstes Stück. Tübingen, bey Heerbrandt. 1780. 190 Seit. in 8.

Seitdem einige Schriftsteller von sehr ausgebreiteten Kenntnissen und scharfsichtiger Beurtheilung, die Statistik in Verbindung mit der neuesten Geschichte und Erdbeschreibung, in periodischen Schriften aufzuklären, und zu bereichern angefangen haben, ist dieses Studium unter uns immer beliebter geworden; zumal da die Sache selbst gelehrt hat, wie nöthig es sey, auf fortwährende Sammlungen und Beyträge zu einer Wissenschaft, die stets so vielen Veränderungen unterworfen ist, als die statistisch-geographische, bedacht zu seyn. Der Verf. der gegenwärtigen will nicht, wie seine Vorgänger, ungedruckte Berichte dieses Inhalts, noch kurze Bücheranzeigen mittheilen; sondern brauchbare Auszüge aus diesen, damit man lerne, was entweder die Provinzen für Veränderung in ihrer Verfassung erlitten, oder was sonst die Staatenkunde durch neuere Schriften von Zeit zu Zeit gewonnen habe. Insonderheit will er „Materialien zur Geographie und Verfassung der deutschen „Provinzen, und anderer Länder, welche in unsern gewöhnlichen statistischen Lehrbüchern übergangen sind, sammlen; „dergleichen Anmerkungen aus der Geschichte der Staaten „ausheben; neuere von einander abgehende Nachrichten zu „weiterer Untersuchung anzeigen, und dießfalls auch solche „neue Bücher nutzen, welche nicht eigentlich unter statistischen „Titeln geschrieben, aber doch zum Theil oder im Ganzen zur „Aufklärung dieser Puncte dienlich sind.“

Dieser eingeschränktere Entwurf ist nicht übel gewählt; es kömmt nur auf die Ausführung an: und diese ist folgende: I. Ueber die Einrichtung, Abkürzung und Erweiterung der statistischen Lehrbücher. Neue Auflage des Toziſchen Staatskunde. Es werden gute Anmerkungen über die gewöhnlichen Mängel jener Lehrbücher gemacht, und

Otto,

Otto, der das erste dieser Art schrieb, empfängt sein verdientes Lob. Bey der neuen Ausgabe des Toziſchen Handbuchs, werden einige gegründete Erinnerungen beygebracht, auch die Zusätze derſelben, in Ansehung der ſüdlichen Reiche, herausgezogen. Hierauf folgt II. Ueberſicht der Handlung der italieniſchen Staaten; aus der kurzgefaßten Beſchreibung der Handlung der vornehmſten europäiſchen Staaten, 2ten Theiles erſte Abtheilung, Liegnitz, 1779. 8. Enthält manche gute Nachrichten; die aber an einigen Stellen zu unvollſtändig ſind. III. Auszug aus der Geſchichte und Beſchreibung des Herzogthums Gotha, von Galetti. Gotha, 1779. 8. Die ſo bekannte Geſchichte des herzoglichen Hauſes brauchte nicht excerpirt zu werden. IV. Königlich Preußiſche Armee, Regierungsform, und Verbindung mit den übrigen europäiſchen Staaten. Aus dem ziemlich ſeichten Buche: Bemerkungen eines Reiſenden durch die Königl. Preuß. Staaten, in Briefen. Das meiſte, was daraus angeführet wird, möchte noch hingehen; aber die Stelle vom politiſchen Verhältniſſe des K. von Preußen gegen andere Staaten und Fürſten, war am wenigſten werth, hieher übertragen zu werden. V. Neueſte Veränderung in Holland und in den nordiſchen Reichen. Nach dem zweyten Theile der Toziſchen Staatskunde; wozu noch einiges aus Weckhrlins Chronologen geſetzt wird. Dieſe letztere Quelle iſt in unſern Augen ſo gar lauter nicht; doch was hier daraus geſchöpft worden, hat noch einigen Werth. VI. Ueber Iſland, aus der vom Hrn. von Troil dahin angeſtellten Reiſe, deren Beſchreibung im Jahre 1778 deutſch überſetzt worden; ingleichen aus des Biſch. Jönſſen in Iſland, Nachricht von der Iſländiſchen Kirche, welche in den Actis Hiſt. Eccl. noſtri temporis befindlich iſt. VII. Nachrichten von Heſſencaſſel, aus Engelhards Erdbeſchreibung der Heſſiſchen Lande. VIII. Nachrichten von Danzig, aus Bernoullis Reiſen durch Brandenburg, Pommern, u. ſ. w. IX. Vom neuen Herzogthum Oldenburg, aus Godfr. Dan. Hofmanns Abhandlung de nova Ducatu Oldenburgico. X. Von Slavonien und Syrmien, aus der Beſchreibung dieſer Länder von Fr. W. von Taube. Der Anhang enthält eine Anzeige von Stettin aus Büſchings wöchentlichen Nachrichten.

Man ſieht, daß dieſe Beyträge größtentheils aus guten und zuverläßigen Nachrichten gezogen worden ſind. Daß aber

der Verf. auch aus Lehrbüchern der Statistik, und periodischen Schriften, die derselben gewidmet sind, Auszüge mitgetheilt hat, gefällt uns weit weniger. Wozu sollen Bücher, die in jedermanns Händen sind, der sich dieser Kenntnisse befleißigt, noch epitomirt werden? Weit angenehmer und nützlicher würde es seyn, wenn der Verf. aus den ausländischen Büchern, welche ganz oder zum Theil dieses Inhalts sind, dergleichen Nachrichten sammeln wollte. Selbst über die Schriftsteller zu urtheilen, will er sich selten erlauben; wohl aber seine Leser in den Stand setzen, solches thun zu können. Wir wünschten nur, daß dieses würklich durch eine nähere und schärfere Anleitung zur Beurtheilung geschehen wäre.

Dm.

Der kaiserl. königl. Residenzstadt Wien Commerzialschema, nebst Beschreibung aller Merkwürdigkeiten derselben, insbesondre ihrer Schulen, Fabriken, Commerzialprofessionisten, dem Handelsstande, der akademischen Bürger, Künstler, u. s. w. Erste Abtheilung. Zweyte und dritte Abtheilung, enthaltend eine Beschreibung der milden Stiftungen, Spitäler, Armen- und Krankenhäuser, ein Verzeichniß der Professionisten und Handwerker, dann interessante Nachrichten für Fremde. Wien, bey Gerold, 1780. 1 Alph. 17½ Bogen, in 8.

Wir haben den ganzen Titel hergesetzt, damit unsre Leser gleich wissen, was sie in diesem Werke, das seiner Aufschrift so ziemlich entspricht, zu suchen haben. Das mit darinn befindliche sogenannte Commerzialschema ist nicht etwa, wie man wohl vermuthen und wünschen möchte, eine sichere, mit Beweisen belegte Angabe, welche Waaren vorzüglich in Wien eingeführet und von da ausgeführet werden, wie hoch sich den Aufwand für jene und die Einnahme für diese beläuft, u. s. w., sondern ein bloßes alphabetisches Verzeichniß der in Wien befindlichen Kauf- und Handelsleute, Fabriken und Manufakturen, von welchen letzteren zum Theil eine kurze allgemeine Nachricht beygefüget ist. Aus der voranstehenden Beschrei-

bung

bung der Stadt Wien zeichnen wir folgende Stellen aus, welche zugleich zu Proben der Schreibart dienen mögen: „Wien ist sicher eine von den herrlichsten, prächtigsten und reichsten Städten Europens, und nach Paris, Moskau und London (eine seltsame Ordnung) auch die größte. (Das dächten wir doch nicht.) Zwar wenn man es an sich selbst betrachtet, so hat die eigentliche Stadt Wien nur 3966 geometrische Schritte, welches noch keine gemeine deutsche Meile im Umkreise beträgt. Rechnet man hingegen die mit Schanzen und gemauerten Linien umgebenen Vorstädte hinzu, so beträgt der ganze Umfang dieser Stadt 16560 geometrische Schritte, und folglich über vier und ein viertel gemeine deutsche Meilen.“ — „Die Stadt selbst zählet 1344 Gebäude, die Vorstädte hingegen 3845 Häuser, welche sich noch von Tag zu Tag vermehren.“ — „Die Anzahl aller Menschen sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, niemanden ausgeschlossen, beträgt noch nicht völlig 250000 Menschen, welches zwar vielen, selbst gebohrnen Wienern, viel zu wenig scheinet; deshalb aber doch nicht minder gewiß ist.“ Unstreitig hat dies Buch vor der im verwichenen Jahre herausgekommenen Beschreibung aller Merkwürdigkeiten Wiens merkliche Vorzüge, ob es gleich bey weitem so lehrreich und unterhaltend nicht ist, als die Wichtigkeit des Gegenstandes es wohl erfoderte. Daß es schon in seiner gegenwärtigen Gestalt seinem Verfasser, Hrn. Christian Löper viele Mühe müsse gekostet haben, glauben wir gern. Er thut sich aber auch in der Vorrede nicht wenig darauf zu gute. Wirklich vortreffliche Städtebeschreibungen (deren es freylich nur sehr wenige giebt) hat er vermuthlich nicht gelesen; gewiß würde er sonst den Ton etwas herab gestimmet haben.

Tw.

Wunderseltsame Geschichte der Bärte und der spitzen Kapuzen der Ehrw. P. P. Kapuziner, desgleichen der grimmigen Anfälle, welche die Ehrw. P. P. Franziskaner oft auf beyde gethan haben. Nebst einer Untersuchung des Vorgebens der P. P. Franziskaner; daß der heil. Franziskus so wie Christus gekreuziget worden. Aus dem Französischen übersetzt. Mit Kupfern. Cum permissu Superiorum.

Kölln

Kölln am Rhein, bey Biner, 1780. 22 Bogen, in 8.

Das Buch ist eigentlich eine Geschichte des Kapuzinerordens von seiner Stiftung an bis zur Regierung P. Pius V.; oder vielmehr eine Geschichte der in diesen Zeitraum einfallenden Kriege dieses Ordens gegen die Franziskaner, bis zu deren völligen Beylegung. Ein Franziskanermönch, zu Montefalcone, Mattheus von Bassi, war dahinter gekommen, daß der heil. Franziskus zu seiner Zeit ein Kleid von ganz anderm Schnitt getragen habe, als es die nach ihm benannten Franziskaner trügen. Sofort gieng sein Dichten und Trachten dahin, wie er sich die Erlaubniß verschaffen möchte, selbst einen solchen Habit, nämlich mit einer pyramidenförmigen, am Kleide festsitzenden Kapuze, ohne Scapulier, tragen zu dürfen. Er erhielt sie auch 1528. vom Pabst Clemens VII, mit der Erlaubniß, als ein Waldbruder zu leben, und zu predigen wo er wollte. Sein Beyspiel erweckte zwey andre Franziskaner oder Minoriten, die Gebrüder Ludwig und Raphael von Fossombrone, zur Nachfolge, die über diese Reforme für sich und dem Bruder Matthäus, 1526. von dem Pabst ein Breve auswirkten; sich aber darüber, als Abtrünnige, der Verfolgung ihres Provinzials aussetzten, und in den Einsiedeleyen der Camaldulenser, und bey dem Orden der Conventualen, einem Zweig der Minoriten, Schutz suchten. Endlich erhielten die beyden Brüder 1528. den 13. Jul. die päbstliche Bulle, die den eigentlichen Ursprung ihres neuen Ordens abgiebt, durch die ihnen nicht nur erlaubt wurde, lange zugespitzte Kapuzen, und lange Bärte zu tragen, Einsiedeleyen zu bewohnen, und allenthalben zu betteln, sondern auch jedermann in ihre Gesellschaft anfzunehmen. Man sieht daraus, daß die ersten Kapuziner ihrer Stiftung nach Einsiedler seyn wollten, welches sie heutzutage nicht mehr sind; so wie sie auch ihrer ursprünglichen Verpflichtung, ihr Brod durch Handarbeiten zu verdienen, nach und nach entsagt haben. Sie nannten sich ursprünglich Mindern Brüder Einsiedler; als ihnen aber die Kinder, beym Anblick ihrer neumodischen Kapuzen auf den Gassen Cappucino nachschrieen; nahmen sie dies für eine göttliche Offenbahrung an, behielten den Namen bey, und liessen sich solchen durch Pabst Paul III. 1536. bestätigen. Der neue Orden wuchs in kurzer Zeit erstaunend an, so daß er bereits 1534. über 300 Personen zählte: am meisten litt durch ihn der Franziskanerorden, von dem

den die ansehnlichsten Glieder zu den Kapuzinern übergiengen. Daher entstund denn die unversöhnliche Verbitterung, die Verläumdungen, und heimlichen sowohl als öffentlichen Verfolgungen der ersten gegen die letzten, die den päbstlichen Hof so oft in sichtbare Verlegenheit setzten, und zu manchen widersprechenden Bullen Anlaß gaben, und die der Vers. Anfälle auf die spitzen Kapuzen nennt, weil sie meistens auf deren Abschneidung abzweckten, oder sich damit endigten. Kaum hatte der Orden durch eine Bulle P. Pauls III. v. J. 1535. einige Ruhe von diesen äußern Verfolgungen, so wurde er von innen, durch die Widersetzlichkeit seines Stifters. Ludwigs von Fossombrone, gegen die Wahl des Bernhardin von Assi zum General, und des Bernhardin Occhin zum ersten Definitor, sehr zerrüttet, wodurch es geschahe, daß der Orden seinen eigentlichen Stifter undankbarer Weise von sich ausstossen, und seinen entfernteren Urheber, Matth. von Bassi, veranlassen mußte, seinen theuren Kapuzenzipfel, um den er so vieles gethan und gelitten hatte, mit eigner Hand abzuschneiden: „Er ergriff, „heißt es S. 292 eine Scheere, und verkürzte diesen so lieben „Zipfel um ein ansehnliches — er konnte aber diese Operation „nicht vollenden, ohne heisse Thränen dabey zu vergiessen. die „so reichlich flossen, daß der abgeschnittene Zipfel durch und „durch davon naß wurde.“ Die Nachrichten, die hier von eben erwähnten Occhin, dem Nachfolger des Bernhardin von Assi im Generalat, gegeben werden, der wegen seiner Beredsamkeit, Klugheit und Lebensstrenge der berühmteste und angesehnste Mann des Kapuzinerordens war, nachher aber der Ketzerey oder der protestantischen Lehre verdächtig wurde, und nach geschehener Vorladung nach Rom den Orden verließ, und nach Genf entfloh, sind lesenswerth, und berichtigen manche Umstände in dem Leben dieses verläumdeten, unglücklichen Mannes. Die Besorgniß, daß die Ketzerey des entwichenen Hauptes, vielleicht den ganzen Orden könnte angesteckt haben, veranlaßte beynahe den Pabst, denselben völlig aufzuheben. Jedoch auch dieser Sturm gieng vorüber, und Franz von Jesi wurde Occhins Nachfolger, die Kapuziner siegeten auf dem Concilium zu Trident abermals über ihre Feinde, die Minoriten, und hatten seitdem vor ihren Verfolgungen ziemlich Ruhe. Nach Endigung dieser Kirchenversammlung fiengen sie an, durch den Beyfall, den sie sich da erworben hatten, auch außer den Gränzen Italiens, in die sie bisher eingeschlossen waren, in Spanien, Frankreich, Deutschland und den Niederlanden, sich auszubreiten,

ten, und Klöster zu errichten. — Die Geschichte ist übrigens gröstentheils aus des Boverius Annalen des Kapuzinerordens genommen, und enthält einen Zeitraum von nicht gar 70 Jahren. Verfasser sowohl als Uebersetzer erlauben sich über die vielen Wunder, die der Annaliste allenthalben mit aufführt, manche bittere Spöttereyen. Der auf dem Titel erwähnte Anhang ist eine Uebersetzung der zu Brüssel 1670. zuerst herausgekommenen Untersuchung der ärgerlichen Innschrift am Hauptportal des Franziskanerklosters zu Rheims: Deo-Homini et B. Francisco, utrique crucifixo, die der Guardian hesselben, le Franc, aufstellen ließ, aber auch sogleich wieder abnehmen mußte. Schon mehr als hundert Jahre vorher hatte Bartholomäus von Pisa, in seinen zwölf Aehnlichkeiten des seraphischen Patriarchen, Franziskus, mit Jesu Christo, jenen im Leiden und Thaten weit über diesen hinweggesetzt — über welchen Unsinn hier mit vieler Vernunft geeifert wird.

A.

Geographie des Königreichs Ungarn, von Carl Gottlieb von Windisch. Mit Kupfern und einer illuminirten Landkarte. Preßburg, bey Löwe, 1780. Zwey Theile. Zusammen ohngefähr 2 Alph. in 8.

Der erste Theil dieses wohlgerathenen Werkes enthält außer einer Einleitung zur geographischen, physikalischen und politischen Kenntniß des Königreichs Ungarn, die topographische Beschreibung von Niederungarn, und der zweyte die von Oberungarn. Herrn Schlözers Vermuthung, daß der Name Ungar von den Russen entstanden sey, welche diese Nation, die durch ihr Land nach der Donau zog, nicht unter dem Namen Madjar, wie sie in der Landessprache heißt, sondern unter der Benennung Ugri kennen gelernt hatten, hält der Verf. für sehr glaubwürdig. Tempelmann sowohl als Herr Büsching machen Ungarn zu groß, wenn sie, jener 4720, dieser 4960 Quadratmeilen als den Flächeninhalt desselben angeben. Es enthält der weit richtigern Bestimmung des Hrn. von Krieger zufolge, nur ohngefähr 4230 Quadratmeilen, wovon 2790 auf das eigentliche Königreich Ungarn, nebst dem, demselben wieder einverleibten Temeschwarer Banate, 630 auf Siebenbürgen, und 810 auf Dalmatien, Kroatien und Slavonien kommen. Unter den Karten von Ungarn finden wir die von dem

dem Oberingenieur Martin Stier gezeichnete, von A. Bäner gestochene, und im Jahr 1684. in Martin Enters Verlage zu Nürnberg herausgekommene große Karte von Ungarn und den angrenzenden Ländern nicht; sie verdiente gleichwohl eher einer Erwähnung, als einige von den bemerkten. Das Klima von Ungarn ist zwar überhaupt sehr gemässigt und fruchtbar; jedoch auf eine dreyfach merkliche Art unterschieden, ziemlich rauh und kalt in dem obern oder nordlichen Theile des Landes, weit gelinder, oft beschwehrlich warm in der Mitte, noch heisser in den südlichsten Distrikten. Die berühmten karpathischen, in einigen Gegenden die Alpen an Höhe und Rauhigkeit übertreffenden, von Preßburg bis nach Siebenbürgen sich erstreckenden Berge, welche Ungarn von Mähren, Schlesien, Galizien und Rußland scheiden, sind eine reiche Schatzkammer von Mineralien und Fossilien. Sie liefern alle Metalle, auch Edelsteine, die zwar im Durchschnitt den orientalischen nicht gleich kommen, doch zum Theil von besondrer Güte und Schönheit sind; die Opale insonderheit gehören vielleicht zu den schönsten, welche man kennet: ingleichen allerhand versteinerte Sachen, und mancherley Gattungen des besten Nutzholzes, von welchem der Linbaum und das Krummholz (eigentlich nur ein Strauch des Linbaums) diesen Gebirgen ganz eigene Holzarten sind, die ein vortreffliches Oel, den bekannten ungarischen Balsam enthalten. Viele Arzneykräuter und Wurzeln trifft man auf diesen Bergen an, und außer wilden Thieren und Geflügel von allerley Art, halten sich insonderheit viele Zieselmäuse, Murmelthiere, ganze Heerden von Gemsen und Steinböcken, sehr große Adler und die schönsten Falken daselbst auf. — Holz, Wein, Honig und Wachs, Getraide, Taback, vortreffliches Obst und andre Früchte; schöne Viehzucht, Wildpret, zahmes Geflügel, Fische und unter diesen Hausen, die schönsten Lachse, Aale und Forellen; Metalle, Salz, warme und kalte Bäder, mineralische Quellen, Sauerbrunnen und andre Gesundbrunnen, machen den hauptsächlichsten Reichthum von Ungarn aus. Das ebene Land ist durchaus fruchtbar, in dem untern Theile des Königreichs trägt das Ackerfeld fast ohne Bearbeitung reichlich; hin und wieder ist der Boden so gut, daß der ausgesäete Roggen sich in Weizen verwandelt. Von den ungarischen Ochsen werden jährlich über 150000 aus dem Lande getrieben. — Die Pferde fallen zwar klein, übertreffen aber an Dauer und Schnelligkeit fast alle übrigen in Europa. — (Auch die spanischen und englischen?) Zu dem Ueberflusse Ungarns,

garns, deſſen man gern überhoben wäre, gehören giftige und tödtliche Quellen, und vielerley giftige oder ſonſt ſchädliche Thiere und Inſekten, welches bey einem Lande, das ſo viel Moräſte, Sümpfe und Landſeen hat, nicht zu verwundern iſt. — Die Donau, Teiß, Drawe, Waag, Leitha, Raab und der Gran, ſind die vornehmſten Flüſſe, und der Neuſiedler- Platten- und Palitſcherſee die größeſten Landſeen Ungarns. Der Urſprung der Donau wird hier, der gemeinen Meynung zufolge, in den Schloßhof des Fleckens Doneſchingen im Fürſtenbergſchen geſetzt. Der eigentliche Urſprung dieſes berühmten Fluſſes iſt zwar noch nicht völlig ausgemacht; doch hat man gute Gründe zu glauben, daß derſelbe nicht bey Doneſchingen, ſondern bey dem Kloſter St. Georg zu ſuchen ſey, obgleich der Fluß erſt bey Doneſchingen den Namen Donau, erhält und vorher die Brigach heißet. Die Quelle bey Doneſchingen, welche man mit zu den Urſprungsquellen der Donau rechnet, verſieget bisweilen in heißem Sommer; das pflegt aber bey einer Hauptquelle eines Flüſſes nicht zu geſchehen. — Aus dem Angeführten erhellet ſchon, daß man es Vorurtheilen beyzumeſſen habe, wenn Ungarn wegen ſeiner beſonders ſchadlichen Luft und daher entſtehenden epidemiſchen Krankheiten beſchrieen geweſen, und hie und da noch iſt, Freylich giebt es hier Krankheiten, wie andrer Orten; aber die ſind nicht ſo ſehr der Luft, als der Unmäßigkeit in der Lebensart zuzuſchreiben. Selbſt das berufene Tſchömör, von welchem ſo viel gefabelt iſt, entſteht daher, iſt weiter nichts als ein gemeines Fieber, und wird demnach mit Unrecht im Journal encyclopedique, und ſo manchen andern Schriften, für eine dem ungariſchen Klima ausſchlüſſig eigene Krankheit ausgegeben. Seitdem Hr. Kreuzer den Ungrund der vermeinten Furchtbarkeit des Weichſelzopfs dargethan hat, betrachtet man dieſes Uebel mit ganz andern Augen als vorher; nach gerade dürfte es mit dem Tſchömör eben ſo gehen. — Die heutigen Einwohner von Ungarn beſtehen aus den eigentlichen Ungarn, unſtreitigen Abkömmlingen der Hunnen, und den zu ihnen gehörenden Jazygern, oder vielmehr Jazern und Kumanen, von welchen jene von den alten Ungarn abſtammen, dieſe aber Ueberbleibſel der unter Ladislav I. nach Ungarn gekommenen Pazinaziten ſind; aus Leuten ſlaviſchen Urſprunges, nämlich Böhmen, Mährern, Kroaten, Serben oder Raizen, Wenden, Dalmatiern und Ruſſen, welche hauptſächlich den öſtlichen und nordlichen Theil des Landes bewohnen; aus Deutſchen, Griechen, Juden, Türken,

ken, von den Römern abstammenden Walachen und Zigeunern. Die Herkunft der letztern ist ungewiß. Man findet sie ohngefehr seit dem Jahr 1418. in Ungarn, und sie sind meistens Schmiede, Musikanten, Roßhändler und Goldwäscher. Seit kurzem sucht man sie auch zu andern Beschäftigungen zu gewöhnen, der übrigen Nation sie einzuverleiben und ihren Namen zu vertilgen. Die Anzahl aller Einwohner im ganzen Reiche, den temeschwarer Banat eingeschlossen, Siebenbürgen, Slavonien und Dalmatien aber ungerechnet, beträgt 3170000 Seelen. So thöricht es wäre, eine auf alle Einwohner, die so unterschiedener Abkunft sind, vollkommen passende Beschreibung geben zu wollen; so kann man doch, da sie durch die Länge der Zeit, Umgang ꝛc., einander ziemlich ähnlich geworden, von der ungarischen Nation überhaupt sagen, daß sie gut gestaltet, hart, zur Arbeit gewöhnt, kriegerisch und stolz sey. „Die Kleidung der Ungarn, sagt der Verf., hat mit der Tracht andrer Nationen fast gar nichts gemein.“ Aus der Beschreibung derselben erhellet aber, daß sie mit der russischen Landestracht allerdings einige Aehnlichkeit habe: auch sagt er hernach selbst, daß die Ungarn in ihrer Kleidung etwas mit den Polen und Türken gemein haben. — Die ungarische Sprache ist mit der finnischen, wogulischen, permischen und lappländischen nahe verwandt; es werden auch indische, tatarische, und sogar altpersische und hebräische Wörter in derselben angetroffen. Bey Hofe und vor Gerichte wird alles in lateinischer Sprache abgehandelt. Die Walachen reden eine aus der lateinischen und slavischen gemischte Sprache, in welcher sich jedoch auch manche ungarische, besonders aber viele dacische, sarmatische und andre Wörter befinden. Die Sprache der Zigeuner ist aus der walachischen, slavischen und ungarischen zusammengesetzt; hat aber auch manche ägyptische Wörter und Redensarten. — Obgleich die Wissenschaften in diesem Reiche noch nicht so sehr blühen als in manchen andern Ländern; so sind sie doch jetzt daselbst in guter und immer mehr zunehmender Verfassung, und Ungarn hat unter den jetzt lebenden Gelehrten Männer aufzuweisen, auf welche es stolz seyn kann, und die jeder Nation Ehre machen würden. Gelegenheitlich beschreibt der Verf. hier als Augenzeuge den berühmten Schachspieler des Hrn. von Kempelen, von welchem bereits im Neuen Bremischen Magazin, Band IV. St. I. eine Beschreibung steht. In der That verdient dies Automat Bewunderung, und macht von der Erfindungskraft seines Urhebers einen hohen Begriff. — Obgleich Büre-

Kupezky, Manjocki, Oeser, ursprünglich Ungarn sind, so ist doch die Malerey, so wie die Musik und Baukunst, in diesem Lande noch ziemlich zurück. — Auch mit den Manufakturen bedeutet es nicht gar viel; doch wird grobes Tuch, Leinwand, Kattun, Leder und Portasche in einiger Menge verfertiget, und zu Holitsch und Pondjelek macht man sehr schönes Fayance. — Die Krönung des Königs ist in Ungarn gebräuchlich, und geschieht sei: Ferdinand I. zu Preßburg mit vielen hier vollständig erzählten Ceremonien; der König muß der katholischen Religion zugethan seyn. — Nachdem die Orden vom goldenen Sporn und vom Drachen vorlängst eingegangen, hat Ungarn keinen andern Ritterorden, als den im Jahr 1764. von der Kaiserinn Maria Theresia erneuerten Orden des heil. Stephans. Doch giebt es sogenannte Equites auratos in Ungarn, wie in Deutschland, welche aber bekanntlich kein Ordenszeichen, keine Ordensregel ꝛc. haben. — Die ungarischen Reichsstände (in den Gesetzen Status et Ordines) werden in vier Klassen getheilet. Die erste machen die Prälaten aus, nämlich der Erzbischoff von Gran mit den unter ihm stehenden 15 Bischöfen, der Erzbischoff von Kolotza, und die ihm untergebenen 6 Bischöffe; die Aebte, deren Anzahl sich auf 100 erstreckt, und von welchen der sogenannte Erzabt, (Archiabbas sacri Montis Pannoniae) d. i. der von der Benedictinerabtey St. Martin, ohnweit Raab, der vornehmste ist, der unmittelbar unter dem Pabste steht, doch gehalten ist, auf der Graner Synode zu erscheinen, und endlich die vornehmeren Pröbste. Zur zwoten Klasse gehören die Magnaten, sowohl die 11 größeren Reichsbaronen, als die kleineren, d. i. die Grafen und Freyherren, und zwar zuerst diejenigen, welche zugleich Obergespäne sind, und hernach die übrigen. Von den großern Reichsbaronen, welche die Erzämter, die jedoch nicht erblich sind, verwalten, hat der erste derselben, der Palatin, den Rang unmittelbar nach dem Erzbischoffe von Gran. Er wird von den beym Landtage versammelten Ständen aus vier vom Könige vorgeschlagenen Magnaten, zwey katholischen und zwey lutherischen, erwählet. Er vertritt in den wichtigsten Angelegenheiten des Königs Stelle, und hat das Recht, von erledigten Gütern bis 32 Bauerhöfe zu vergeben. Bisweilen wird diese Reichswürde mit einem königlichen Statthalter besetzet, wie denn gegenwärtig der Herzog zu Sachsenteschen solche bekleidet. Die dritte Klasse besteht aus den Rittern oder Edelleuten überhaupt, sie mögen adeliche Güter besitzen, (Nobiles

possef-

poſſeſſionati) oder nur adeliche Privilegien haben. (Armaliſtae.) Die erzbiſchöfflichen Edelleute (Praedialiſtae) haben mit der ungariſchen Ritterſchaft gleiche Freyheiten, wenn ihr Adel vom Könige beſtätiget iſt. Die vierte Klaſſe der Reichsſtände machen die königlichen Freyſtädte aus, welche mit zu den Landtagen berufen werden, und nicht unter dem Obergeſpan ſtehen, ſondern dem Könige gehören. Viele dieſer Städte beſitzen Landgüter und Dörfer; alle aber haben das Jus gladii und alle adeliche Freiheiten. — Die Regierungsgeſchäfte werden durch die Reichstage, die ungariſche Hofkanzley, den königl. Statthaltereyrath, die Kammer, die Geſpanſchaften, den Senat der Freyſtädte, und die herrſchaftlichen Gerichtsſtühle beſorget. — Die Geſpanſchaften (Comitatus) ſind kleine abgemeſſene Provinzen, welche in verſchiedene Bezirke (Proceſſus) eingetheilet werden. Dreyzehn Geſpanſchaften ſind erblich, in den übrigen iſt die Würde eines Obergeſpans (Obergeſpan heißt er, weil in jeder Geſpanſchaft auch ein Untergeſpan oder Vice-Comes iſt) entweder mit einem hohen Reichsamte oder mit der biſchöfflichen Würde verbunden. Doch fängt man jetzt an, ſtatt der Biſchöffe weltliche Perſonen zu Obergeſpanen zu ernennen. — Die öffentlichen Einkünfte beſtehen in den Contributionen, wovon die Geiſtlichkeit und der geſammte Adel frey iſt, in der Einnahme vom Poſtweſen und den Zöllen, Bergwerken, Salzwerken, Mineralien, aus den königlichen Domainen, und den Gütern und Rechten des Fiskus. Die Contribution von Ungarn beträgt 3900002 Gulden rhein. 74 Kreuzer. Die übrigen Einkünfte können zwar nicht genau berechnet werden; machen aber jährlich nicht weniger als 14 Millionen (vermuthlich Gulden) aus. (Hrn. Gatterer zufolge betrugen die ungariſchen Staatseinkünfte im Jahr 1770. überhaupt 18004153 deutſche Gulden.) Die Kriegsmacht von Ungarn kann man, ohne die demſelben einverleibten Reiche mitzuzählen, immer auf 100000 Mann rechnen; bey einem allgemeinen Aufſitze des Adels würde ſie weit ſtärker ſeyn. — Die herrſchende Religion in Ungarn iſt die Römiſchkatholiſche, und das Haupt der Geiſtlichkeit der Erzbiſchoff von Gran. Derſelbe iſt Primas von Ungarn, oberſter Sekretär und Kanzler, beſtändiger Obergeſpan der Graner Geſpanſchaft, Legatus natus des päbſtlichen Stuhls, Prälat des Stephansordens, und ſeit 1715. deutſcher Reichsfürſt. Er allein hat das Recht, den König zu krönen, er ſchwöret nicht ſelbſt, ſondern durch ſeinen Official, und kann in den Adelſtand erheben, doch muß

das in seiner Kanzley ausgefertigte Diplom vom Könige unterschrieben werden. Der König ernennet zu den Erzbisthümern, Bisthümern, Abteyen und Probsteyen, und der Pabst hat nur das Bestätigungsrecht, wie denn überhaupt seine Gewalt in Ungarn nicht gar groß ist. Sede vacante zieht der König die Einkünfte von den erledigten Beneficien. (Päbstliche Annaten und ius spolii kennt man also in Ungarn nicht.) Die griechischen Christen sind, wie die Protestanten (Acatholici) durch Landesgesetze privilegiiret. Von jenen hat sich ein Theil mit der römischen Kirche wieder vereiniget. Diese Uniirten erkennen den Pabst für das Oberhaupt der Kirche, und nehmen das Fegfeuer und das Ausgehen des Heil. Geistes vom Vater und Sohn an; haben aber übrigens gewisse ihnen eigenthümliche Satzungen und Gebräuche sich vorbehalten. Die Nichtuniirten beharren in der Trennung von der abendländischen Kirche. Ihr Oberhaupt ist der Mitropolit und Erzbischoff zu Karlowitz in Syrmien, welchen seine Glaubensgenossen Patriarch nennen. Er steht in großem Ansehen, und pflegt den Charakter eines kaiserl. königl. Raths zu haben. — Die Wiedertäufer, deren es ziemlich viele gab, haben vor kurzem die römischkatholische Religion annehmen müssen. Die Katholiken besitzen jetzt 1991, die Nichtuniirten 1274, die Lutheraner 180, und die Reformirten 1015 Pfarren in Ungarn, den temeschwarer Banat nicht mitbegriffen. Die Juden haben hin und wieder ihre Schulen und Synagogen, wofür sie jährlich eine Toleranztaxe bezahlen. — Das eigentliche Königreich Ungarn wird in 4 Kreise und 52 Gespanschaften eingetheilet. Diese werden nun vollständig beschrieben, worauf wir uns aber nicht weiter einlassen können. Das einzige führen wir nur noch an: In einem Berge nahe bey Szilitze in der Torner Gespanschaft befindet sich eine Höhle, die vielleicht unter den vielen merkwürdigen Höhlen in Ungarn die sonderbarste ist. Die innere Luft in derselben ist bey der strengsten Winterszeit ganz lau, bey der brennendsten Sommerhitze aber völlig eiskalt. Im Sommer, und nur alsdenn, ist des Eises in dieser Höhle unglaublich viel, so daß einige tausend Wagen damit beladen werden könnten. In dem Grade, wie die Sonnenhitze zunimmt, wächset auch das Eis in der Höhle, welches, sobald die äußere Hitze nachläßt, allmählich in Bäche zerfließet, die bey erneuerter warmen Witterung wieder gefrieren. — — Die nähere Beschreibung der Gespanschaften und einzelnen Oerter ist übrigens gut ausgefallen, und der Verf. hat den Fehler, zu welchem sich viele Topo-

graphen

graphen so leicht hinreissen lassen, über ganz geringfügige und unbedeutende Dinge sich auszubreiten, meistens glücklich vermieden. Einige Sprachunrichtigkeiten, eine seltsame Orthographie in einigen wenigen Wörtern, manchmal eine gewisse Nachläßigkeit und Einförmigkeit im Ausdruck, mit unter auch etwas Ziererey und zu tiefe Verbeugungen, sind Flecken, über die man bey der übrigen Sachgüte gern hinweg siehet. Durch das angehängte dreyfache Register wird der Gebrauch dieses Werks erleichtert. Druck und Papier sind recht gut; aber die Anzeige der Druckfehler ist übel vergessen. Außer den eingedruckten Titelkupfern, welche die Schlösser Theben und Landsitz vorstellen, sind die sehr mittelmäßig gestochenen Prospekte von Preßburg und Ofen beygefügt. Die von Adam ganz gut gestochene, vom Hrn. von Krieger verfertigte Landkarte haben wir mit der oben erwehnten Stierschen, und mit der nach der Müllerschen von J. B. Homann gemachten, verglichen. Sie besitzt vor beyden sichtbare Vorzüge, und dürfte wohl nächst der vom Grafen von Lacy veranstalteten, aber um Geld nicht zu habenden großen Karte die beste von Ungarn seyn. Nur Schade, daß sie nicht größer, ob sie gleich für das Buch schon zu groß ist. Gedachte Vergleichung hat uns indeß überzeugt, daß die Stiersche Karte, in Betracht der Zeit, da sie gemacht worden, nicht zu den schlechtesten gehöre.

R.

Beschreibung des portugiesischen Amerika, vom Cadena. Ein spanisches Manuscript in der Wolfenbüttelschen Bibliothek. Herausgegeben vom Herrn Hofrath Lessing. Mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von Christian Leiste, Rektor zu Wolfenbüttel. Braunschweig, 1780. 160 Seit. in kl. 8.

Herr Lessing macht in der Vorrede die treffliche Anmerkung, nur die Völker sollten die Welt besitzen, welche die Welt der Welt doch wenigstens bekannt machen. Denn wie wenig wissen wir von den Besitzungen der Portugiesen in Afrika, von Brasilien, vom spanischen Amerika, außer Fragmente, die neuere Reisenden in ihren Werken nur gelegenheitlich mittheilen, und von vielen dieser Länder, unter andern was den Portugiesen auf der ostafrikanischen Küste gehört, nichts

das in seiner Kanzley ausgefertigte Diplom vom Könige unterschrieben werden. Der König ernennet zu den Erzbisthümern, Bisthümern, Abteyen und Probsteyen, und der Pabst hat nur das Bestätigungsrecht, wie denn überhaupt seine Gewalt in Ungarn nicht gar groß ist. Sede vacante zieht der König die Einkünfte von den erledigten Beneficien. (Päbstliche Annaten und ius spolii kennt man also in Ungarn nicht.) Die griechischen Christen sind, wie die Protestanten (Acatholici) durch Landesgesetze privilegiret. Von jenen hat sich ein Theil mit der römischen Kirche wieder vereiniget. Diese Uniirten erkennen den Pabst für das Oberhaupt der Kirche, und nehmen das Fegfeuer und das Ausgehen des Heil. Geistes vom Vater und Sohn an; haben aber übrigens gewisse ihnen eigenthümliche Satzungen und Gebräuche sich vorbehalten. Die Nichtuniirten beharren in der Trennung von der abendländischen Kirche. Ihr Oberhaupt ist der Mitropolit und Erzbischoff zu Karlowitz in Syrmien, welchen seine Glaubensgenossen Patriarch nennen. Er stehe in großem Ansehen, und pflegt den Charakter eines kaiserl. königl. Raths zu haben. — Die Wiedertäufer, deren es ziemlich viele gab, haben vor kurzem die römischkatholische Religion annehmen müssen. Die Katholiken besitzen jezt 1991, die Nichtuniirten 1274, die Lutheraner 180, und die Reformirten 1015 Pfarren in Ungarn, den temeschwarer Banat nicht mitbegriffen. Die Juden haben hin und wieder ihre Schulen und Synagogen, wofür sie jährlich eine Toleranztaxe bezahlen. — Das eigentliche Königreich Ungarn wird in 4 Kreise und 52 Gespanschaften eingetheilet. Diese werden nun vollständig beschrieben, worauf wir uns aber nicht weiter einlassen können. Das einzige führen wir nur noch an: In einem Berge nahe bey Szklitze in der Torner Gespanschaft befindet sich eine Höhle, die vielleicht unter den vielen merkwürdigen Höhlen in Ungarn die sonderbarste ist. Die innere Luft in derselben ist bey der strengsten Winterszeit ganz lau, bey der brennendsten Sommerhitze aber völlig eiskalt. Im Sommer, und nur alsdenn, ist des Eises in dieser Höhle unglaublich viel, so daß einige tausend Wagen damit beladen werden könnten. In dem Grade, wie die Sonnenhitze zunimmt, wächset auch das Eis in der Höhle, welches, sobald die äußere Hitze nachläßt, allmählich in Bäche zerfließet, die bey erneuerter warmen Witterung wieder gefrieren. — — Die nähere Beschreibung der Gespanschaften und einzelnen Oerter ist übrigens gut ausgefallen, und der Verf. hat den Fehler, zu welchem sich viele Topo-

graphen

graphen so leicht hinreissen lassen, über ganz geringfügige und unbedeutende Dinge sich auszubreiten, meistens glücklich vermieden. Einige Sprachunrichtigkeiten, eine seltsame Orthographie in einigen wenigen Wörtern, manchmal eine gewisse Nachläßigkeit und Einförmigkeit im Ausdruck, mit unter auch etwas Ziererey und zu tiefe Verbeugungen, sind Flecken, über die man bey der übrigen Sachgüte gern hinweg siehet. Durch das angehängte dreyfache Register wird der Gebrauch dieses Werks erleichtert. Druck und Papier sind recht gut; aber die Anzeige der Druckfehler ist übel vergessen. Außer den eingedruckten Titelkupfern, welche die Schlösser Theben und Landsitz vorstellen, sind die sehr mittelmäßig gestochenen Prospekte von Preßburg und Ofen beygefügt. Die von Adam ganz gut gestochene, vom Hrn. von Krieger verfertigte Landkarte haben wir mit der oben erwehnten Stierschen, und mit der nach der Müllerschen von J. B. Homann gemachten, verglichen. Sie besitzt vor beyden sichtbare Vorzüge, und dürfte wohl nächst der vom Grafen von Lacy veranstalteten, aber um Geld nicht zu habenden großen Karte die beste von Ungarn seyn. Nur Schade, daß sie nicht größer, ob sie gleich für das Buch schon zu groß ist. Gedachte Vergleichung hat uns indeß überzeugt, daß die Stiersche Karte, in Betracht der Zeit, da sie gemacht worden, nicht zu den schlechtesten gehöre.

R.

Beschreibung des portugiesischen Amerika, vom Cadena. Ein spanisches Manuscript in der Wolfenbüttelschen Bibliothek. Herausgegeben vom Herrn Hofrath Lessing. Mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von Christian Leiste, Rektor zu Wolfenbüttel. Braunschweig, 1780. 160 Seit. in kl. 8.

Herr Lessing macht in der Vorrede die treffliche Anmerkung, nur die Völker sollten die Welt besitzen, welche die Welt der Welt doch wenigstens bekannt machen. Denn wie wenig wissen wir von den Besitzungen der Portugiesen in Afrika, von Brasilien, vom spanischen Amerika, außer Fragmente, die neuere Reisenden in ihren Werken nur gelegenheitlich mittheilen, und von vielen dieser Länder, unter andern was den Portugiesen auf der ostafrikanischen Küste gehört, nichts

weiter, als wir sie etwa vor hundert Jahren beschaffen waren. Hr. L. hat daher unsere geographische Litteratur wirklich bereichert, wenn er gleich nur einen spanischen Schriftsteller aus den Schätzen der wolfenbüttelschen Bibliothek bekannt macht, der 1634. für den Minister Olivarez eine Beschreibung von Brasilien aufsetzte. Diese ist hier spanisch nebst einer alten deutschen ziemlich fehlervollen Uebersetzung abgedruckt; aber auch mit vortrefflichen Zusätzen, Berichtigungen, und einer vollständigen Geographie von Brasilien, soviel wir davon Nachricht haben, begleitet, Zusätzen, die wir dem Fleiße des Herrn Rektor Leiste zu verdanken haben, der durch seine Beschreibung vom brittischen Amerika, ein Buch, das mit so vieler Prüfung, Genauigkeit und in unsern Tagen ungewöhnlichem Fleiß geschrieben, das die Britten bey der Menge ihrer allgemeinern und Specialbeschreibungen von Nordamerika selbst noch entbehren, und dem sie blos einen elenden Fetzing, den Hrn. Schlözer 1777. herausgegeben hat, an die Seite setzen können, schon soviel Verdienst hat.

Cudena, der spanische Beschreiber von Brasilien, giebt nur von diesem Lande einen kurzen Begriff nach den verschiedenen Gouvernements oder Hauptmannschaften; er meldet von einem jeden die Größe, den Handel und die vornehmsten Produkte. Nur Schade, daß das spanische Original wirklich an manchen Stellen unverständlich ist, wie wir denn nicht recht Cudenas Meynung wegen dem Werth der Ladung einer jeden Provinz verstehen, und bey Gewinn der Krone von den exportirten Waaren, ingleichen; S. 36 ho tiene mas cargas, que lo que se da a un Clerigo. Die Spanier bekamen während ihrer Herrschaft über Brasilien sehr viel Schiffholz, und liessen wirklich dorten Schiffe bauen. In Bahia de todos Santos ward damals schon Wallfischfang getrieben, Cudena kennt schon in Spiritu Santo Smaragdgruben, auch wurden die westafrikanischen Provinzen von Portugal, mit Lebensmitteln von Brasilien aus versehen. Die deutsche Uebersetzung hätte unsers Bedünkens mehr verbessert werden müssen. Bey St. Vincent sind die drey dortigen Eisenwerke ausgelassen. Harinas de Pald, welches in der alten deutschen Uebersetzung Mehl von Brasilienholz heißt, war Rec. lange unbegreiflich, bis Hawkesworths Seereisen ihm diese Stellen erklärten. Denn Cassava Mehl wird noch jetzt in Rio Janeiro Farinha de Pao genannt, und hier statt Brod gegessen. — Hr. Leiste hat Anhangsweise, aus den neusten Beobachtungen von Brasilien, welche nach dem de Laet, dem Hauptschriftsteller dieses Landes, das portugiesische

Amerika

besuchten, eine Geographie dieses Landes gegeben, die gleiche Genauigkeit, und eben den mühsamen Fleiß, wie seine Beschreibung von Nordamerika zeigt, und wobey Cudena immer mit den neuesten Beobachtern und d'Anvilles Karte verglichen worden. Eine bessere als Hrn. Leistes Beschreibung von Brasilien, existirt zur Zeit außer Portugall nicht, und bis jemand Gelegenheit hat, Sebastiano de Rocha Pitta Historia da America Portugueza des de o Anno 1500. de su Descobrimento, a te o de 1724. Lisboa. Fol. 1730., welche Recensent nur aus Robertson kennt, zu benutzen. welches nach dem Zustande der portugiesischen Litteratur mit manchen Schwierigkeiten verknüpft seyn dürfte. wird Hr. Leiste immer unser Führer bey diesem unbekannten Lande bleiben. Cudena rechnet die brasilische Küste zwischen dem Amazonen, und la Platafluß 1038 Meilen. Hr. L. findet sie nach wiederholten Nachmessungen 1083 Meilen. Dieser geringe Unterschied, der ein bloßer Schreibfehler seyn kann, giebt für den spanischen Schriftsteller ein günstiges Vorurtheil. Die Zweifel über den Hauptmann Maranjon, der nach dem Cudena Brasilien erobert haben soll, sind von Hrn. L. sehr gut gehoben. Hr. L. theilt Brasilien in 20 Hauptmannschaften, vor ihm kannte man in Deutschland nur funfzehn, die von ihm zuerst vollständig angegebene sind, Cananea, Santa Anna, Upava, St. Sagrament, die seit dem Traktat St. Ildefonso nicht mehr zu Brasilien gehört, und Matagrosso. Diese letzte große, zwischen den 12. und 20. Grad südlicher Breite liegende Provinz hat der Verf. mit ungemeiner Sorgfalt beschrieben. Doch da der Verf. den angeführten Friedenstraktat, der in unsern Gegenden wirklich sehr unbekannt ist, nicht benutzen können, so erfordern die Grenzen von Matagrosso jetzt noch eine andere Bestimmung. Denn nach dem Traktat hat Portugal vom südlichen Brasilien sehr viel verlohren; hingegen in dem nordlichen vom Fluß Mamore' an, der nachher den Namen Madeira bekommt, ansehnliche Distrikte erlangt, daß dieser hier die nordliche Grenze von Brasilien geworden, wobey wir nur bemerken, daß d'Anvilles Karte jetzt nicht mehr zureichend ist, die Grenzen der Spanier und Portugiesen zu bestimmen, indem wir die wenigsten angegebenen Flüsse darauf finden können. Bey der Catarineninsel können wir Hrn. Leiste nach einige Zusätze von dem neuesten Zustand derselben geben. Seit 1738. wohnt hier ein portugiesischer Befehlshaber, da sonst blos Landstreicher hier ihren Aufenthalt hatten, deren Leben einigermassen mit dem ehemaligen Zu-

ſtand der Boucaniers übereinſtimmte. Das Gebiet der Inſel iſt in drey Parochien abgetheilt, eine davon liegt auf dem feſten Lande. Der fürtreffliche Hafen heißt Pinta groſſo, und die Hauptſtadt, wo der Commendant ſeinen Sitz hat, St. Antonio, aber mit ihrem erſten langen Namen, Neuſtra Sinhora da Neceſſita. Auf der Inſel iſt eine anſehnliche Trahnbrennerey für Rechnung des Königs, die beſtändig 310 Negern beſchäftigt, und in den Monaten Julius und Auguſt, werden an den Küſten jährlich drey- bis vierhundert Wallfiſche gefangen. Zuletzt verbreitet ſich der Verf. noch kurz über die Naturprodukte dieſes Landes, und über die urſprünglichen und ſpätern europäiſchen und afrikaniſchen Koloniſten. Von den letztern hätten wir gerne mehr geleſen; aber der Mangel an Nachrichten von allen portugieſiſchen Beſitzungen in und außer Europa hinderte auch hier ſo wie an manchen andern Orten, ſich weiter auszubreiten. Noch müſſen wir bey der letzten Seite anmerken, daß zufolge einer Nachricht in Murrs Journal, Th. 8. S. 255, ſchon Pombal den Titel Vicekönig von Braſilien, ſo wie von Goa, abgeſchafft hat, und der Befehlshaber von Rio Janeiro ſich jetzt mit dem Gouverneurstitel begnügen muß.

Franz Griſelini — Verſuch einer politiſchen und natürlichen Geſchichte des Temeswarer Bannats, in Briefen an Standesperſonen und Gelehrte. Erſter Theil. Wien, 1779. bey Kraus. 301 S. Zweyter Theil. 1780. 135 S. nebſt ſieben Kupfertafeln, gr. 4.

Die Länder, welche ehedem zum alten Dacien gehörten, ſind dem übrigen Europa lange nicht weiter, als durch Türkenkriege verheerte Wüſteneyen bekannt geweſen, die nur dann und wann von Alterthumsforſchern beſucht wurden, hier Inſchriften und andere Ueberbleibſel der römiſchen Herrſchaft aufzuſuchen. Seit einiger Zeit fängt man an, dieſe Provinzen auch aus einem andern Geſichtspuncte zu betrachten, und außer den Alterthümern, die ſie enthalten, ihre gegenwärtige Verfaſſung, ihre Einwohner, Naturproducte, und die großen Veränderungen zu beſchreiben, die hier während der Oeſterreichiſchen Herrſchaft gemacht worden. Gegenwärtiges vor uns liegendes Buch iſt ein ſchätzbarer Beytrag zur Statiſtik der Oeſterreichiſchen

reichischen Staaten, und gehört zu den wenigen deutschen historischen und politischen Werken, die neue Gegenstände, oder zum Theil bekannte, auf neue Art abhandeln. Diese Nachrichten vom Temeswarer Bannat zeichnen sich noch dadurch vortheilhaft von ähnlichen Länderbeschreibungen aus, daß der Verfasser, welcher Secretair der Meiländischen Gesellschaft zur Aufnahme des Ackerbaues, der Künste und Manufakturen ist, selbst 1775 dies beschriebene Bannat bereisete, und mit eigenen Augen die vielen bemerkten Gegenstände des Alterthums und der Naturkunde gesehen. Der V. hat seine Beschreibung in Briefe abgetheilt, und in jedem Briefe besondere Merkwürdigkeiten des Bannats, alte Geschichte, Sitten der Einwohner, das Colonistenwesen ꝛc. abgehandelt. Das Bannat Temeswar begreift ungefähr 443 deutsche Quadratmeilen, und wird gegen Morgen von der Wallachey und Siebenbürgen, gegen Mitternacht und Abend von Niederungarn und Sclavonien, und gegen Mittag von Servien umgeben, und gehörte, so lange die römische Herrschaft an den Ufern der Donau dauerte, zu einem Theile von Dacien, welchen sie Dacia ripensis nannten. Der V. giebt von diesem Zeitpuncte an bis auf das Jahr 1777 eine kurze Geschichte des ganzen Landes, die freylich größtentheils aus Verheerungen barbarischer Völker, Türkenkriegen und Empörungen bestehen; dennoch aber eine hinlängliche, und eben nicht mit unnöthigen Ausschweifungen überladene Uebersicht der Landesgeschichte geben, die nicht allemal zu vermeiden waren, weil die Geschichte des Bannats zu genau mit der Ungarischen zusammenhängt. — Schon zu Ende des funfzehenten Jahrhunderts, etwa um 1490, brauchte man hier in den Türkenkriegen eine regulaire, besoldete, und eine Art von Uniform tragende, Miliz, welche aus Böhmen bestand. Sie hieß die schwarze Legion, und trug Panzer mit schwarzen Tuch bedeckt. Schaudernd sind die Scenen der Strafen, welche im funfzehenten und sechzehenten Jahrhunderte hier an christlichen Besatzungen verübt wurden, welche sich mit den Türken verbanden. Paul Kinys, Graf von Temeswar, ließ die Besatzung, welche diese Vestung den Türken übergeben wollte, in ein erschreckliches Gefängniß einsperren, wo man ihnen keine andere Nahrung reichte, als das Fleisch ihrer Kameraden, von denen jeden Tag einer von dem Henker geschlachtet wurde. Dosa, ein anderer Anführer, der unerhörte Grausamkeiten ausgeübt hatte, ward 1514 noch entsetzlicher bestraft. Man setzte ihm eine glühende Krone auf, und

zwang ihn, einen glühenden eisernen Zepter in die Hand zu nehmen. Man zapfte ihm das Blut aus den Adern, welches sein eigener Bruder trinken mußte. Umher standen die kühnsten seiner Gefährten, die man drey Tage hatte hungern lassen. Sie mußten das Fleisch essen, welches die Henker dem Dosa mit glühenden Zangen vom Leibe rissen. Im Carlowitzer Frieden erhielt das Haus Oesterreich den größten Theil, und 1718 im Passarowitzer, das ganze Bannat. Seit dieser Zeit ward erst diese Provinz den angebaueten Ländern von Europa von Jahre zu Jahre ähnlicher. Das Bannat ward ordentlich in zwölf Districte eingetheilt. Dies ist hernach 1776 verändert worden, das Bannat ward in vier Kreise, Csabat, Temeswar, Werschez und Lugosch, repartirt. Es wurden aus dem türkischen Gebiethe und den benachbarten Ländern viele Kolonisten herbeygezogen; unter diesen befanden sich sehr viel Wallachen und Italiener. Aber eine merkwürdigere Pflanzstadt gab eine Anzahl Spanier aus Biscaja, die hier Neubarcellona erbaueten. Die Italiener brachten schon vor 1733 die ersten weißen Maulbeerbäume her, und der Gouverneur, Franz Mercy, verhängte die Todesstrafe gegen die Beschädiger dieser Bäume, die auch zwey- bis dreymal wirklich vollzogen ward. Mercy, der sich das Aufkommen dieser Provinz ungemein angelegen seyn ließ, zog sehr viel Handwerker und Manufakturisten her. Aber der größte Theil von diesen Anstalten gieng durch den Türkenkrieg von 1737 zu Grunde, und die räuberischen Wallachen verkauften sehr viel Kolonisten, die ihnen in die Hände fielen, vorzüglich Deutsche, den Türken als Sclaven. Nach dem Belgrader Frieden wandte die Regierung alles an, das verödete Land wieder anzubauen. Die übrigegebliebenen Kolonisten, wurden durch Griechen aus Macedonien vermehrt. Der Bergbau kam immer mehr in Gang. Doch die meisten neuern Einwohner hat das Bannat seit dem Hubertsburger Frieden, vorzüglich aus Deutschland erhalten. Jeder Familie wurde Haus und Feld angewiesen. Man versah sie mit dem nöthigen Zugvieh, Fütterung und Getraide auf ein Jahr, nebst dem nöthigen Wirthschaftsgeräthe, gab ihnen auch baares Geld, welches sie nach drey Jahren in kleinen Posten bezahlten. Während der türkischen Herrschaft waren aus den fruchtbarsten Gegenden durch Austretung der Flüsse schädliche Moräste geworden. Mercy fieng sie schon an auszutrocknen. Seit 1760 hat man zu diesem Behufe Canäle zu graben angefangen, und der Hof hat jährlich zur Austrocknung

der

der übrigen Moräste 60,000 Gulden ausgesetzt. Den Bevölkerungszustand dieser Provinz weiß man nicht genau; doch schätzt Hr. Gr. ihn ungefähr auf 450,000 Seelen. Von den Militardistricten hat man bloß unsichere, unzuverläßige Rechnungen. Während daß Graf Clary Präsident war, der diese Stelle 1774 niederlegte, zählete man in den Cameraldistricten 317,928. Diese Summe stimmt nicht mit der Seelenbeschreibung überein, die Herr Schlözer im sechszehenten Hefte seines Briefwechsels, vom J. 1772 ebenfalls unter Clarys Präsidentschaft anführt, nach welcher das Temeswarer Bannat effective 386,104 Seelen enthielt. Eben so kann auch unser Verf. den ungenannten Wiener Herrn im eilften Stücke des Briefwechsels widerlegen, der dorten behauptet, das Bannat sey, wie Halicz, aufs genaueste gezählt. Die Zahl der Wallachen ist unter den Einwohnern die stärkste, nämlich 181,639. Juden leben hier nur sehr wenige, 353, und die Zahl der deutschen, italienischen und französischen Colonisten steigt bis über $\frac{1}{7}$ der ganzen Volksmenge, oder 43,201 Seelen. Bey näherer Beschreibung der verschiedenen Einwohner breitet sich Hr. Gr. etwas ausführlicher über die Zigeuner aus. Sie heißen hier Faraonen, und waren ehedem in den ungarischen Ländern die ersten, welche Schießgewehre und Kugeln verfertigten. Jetzt, nachdem sie anfangen, sich seßhaft niederzulassen, heißen sie Neubannater. Unser Verf. wagt einige Muthmaßungen über den Ursprung dieses sonderbaren Volks, die er für Aegyptier zu halten scheint. Allein seine Gründe haben uns nichts mehr überzeugt, als was andere schon darüber gemuthmaßet haben. Denn solche Beyspiele, daß die alten Aegyptier und die Zigeuner in Ungarn strenge Fasten hielten; daß die Aegyptier die Zwiebeln verehrten, und die Zigeuner die Zwiebeln in ihren Wohnungen aufhängen, aber nicht essen, können unmöglich als Beweise der Verwandtschaft alter und neuer Völker dienen. Der Verf. scheint die Schwäche seiner Gründe auch selbst eingesehen zu haben, daher er am Ende dieses Briefs noch sehr viele Abweichungen beyder Nationen gesammelt hat. Sonderbar ist es indessen, doch bey den Zigeunern die älteste ägyptische Methode wieder zu finden, Hühner im Mist auszubrüten. Was der V. im siebenten Briefe über die Wallachen sagt, sind schätzbare Beobachtungen über diese nicht sehr bekannte Nation. Hr. Gr. schildert vorzüglich ihre sittliche Verfassung. Artig ist die S. 215. aus dem Aeneas Sylvius angeführte Stelle, der die alte Uebereinstimmung der Römer und Wallachen,

chen, welche Cinnamus schon im zwölften Jahrhunderte für eine Römische Colonie hielt, noch durch die Namensähnlichkeit zu beweisen wußte; denn, seiner Meinung nach, kömmt der Name Wallachen von dem lateinischen Flaccus her. Dieser Wahn, der um die Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften sehr im Schwange gieng, überall Römer und römische Colonisten zu finden, wo sie nie waren, hat unglaublich viel Fabeln in die europäische Geschichte verbreitet, und ihm haben Ulysses, Brutus und Priamus, in der portugiesischen, englischen und französischen Geschichte, ihr Daseyn zu danken. — Bey den Wallachen fängt die Epoche der langen Bärte, mit dem funfzigsten Jahre an. Vor dieser Zeit lassen die Mannspersonen den Bart nur über die Oberlippe wachsen. Die weiblichen Wallachen leben, wie bey allen barbarischen und halbgesitteten Völkern, als Sclavinnen der Männer. Sie sitzen nie mit den Männern zu Tische, sondern speisen erst, wenn diese geendigt haben; und sie bezeugen eine größere Trauer über den Verlust ihrer Gatten, Brüder und Väter, als die männlichen Verwandten. Bey den Esquimaux in Grönland und Labrador finden wir ebenfalls die letzte Sitte. Diese müssen nach dem Tode ihres Mannes alte zerrissene Kleider tragen, sich niemals waschen, ihre Haare abscheeren, und sich mit einem besondern Trauerhute bedecken. Den Männern hingegen ist keine Trauerordnung vorgeschrieben. — Unter der türkischen Regierung ließ man die jungen Leute im Hemde gehen, bis sie heiratheten, weil der Knabe, sobald er Hosen trug, der Kopfsteuer unterworfen war. — Der Tabak hat bey den Wallachen den besondern Namen Doan, da sonst fremde Producte, wie Kaffee, Thee, Zucker, überall wo sie wie Tabak in Europa eingeführt wurden, den Namen ihrer ursprünglichen Heimath behalten haben. Vielleicht drückt der Name Doan im Wallachischen eine besondere Eigenschaft dieses Krautes aus, wie Baumwolle im Deutschen. Ueber die Sprache der Wallachen hat Hr. Gr. gleiche Meinung, wie Hr. Thunmann; er hält ebenfalls die vielen darinn vorkommenden lateinischen Wörter, für verdorben Latein, und vergleicht sie mit dem italienischen, mit dem sie meistens sehr genau übereinkommen. Dies Wortregister ist aus eines Florentiners, Chiara, Geschichte der neuern Staatsveränderungen der Wallachey, Venedig, 1618. entlehnt.

Im neunten Briefe handelt der V. von den römischen Ueberbleibseln in dieser Provinz. Von diesen rückt er 16, theils ganze,

ganze, theils zerstümmelte Inschriften ein, die meistens schon beym Maffei, und in Carlovbili Abhandlung de thermis Herculanis nuper in Dacia detectis zu finden sind. Unter den andern Alterthümern werden auch die sogenannten Römerschanzen beschrieben. Der V. hält sie wahrscheinlicher für Ueberbleibsel Avarischer Erdwälle, die der sächsische Annalist beym Eckard sehr genau beschreibt, und die unter dem Namen Ringi bey den Schriftstellern des Mittelalters nicht unbekannt sind.

Im zweyten Theile beschäfftiget sich der Verf. ganz mit der natürlichen Geschichte des Bannats, und handelt von der Beschaffenheit des flachen Landes, von den Gebirgen mit ihren Mineralien und Fossilien, von den mineralischen Wassern, und besonders den berühmten herculischen Bädern zu Mehadia. Bey Beschreibung der Temeswarer Gebirge hat der Verf. die Schriften der Herren von Born und Delius über dieselben Gegenstände benutzt, oft bloß Auszüge aus diesen Schriften geliefert. Da des V. Quellen bekannt genug sind, auch einige Briefe dieses Theils, wie der vierte, welcher die vornehmsten Hypothesen, die Oberfläche unserer Erdkugel zu erklären, auf die Ebenen und Berge von Temeswar anwendet, keinen Auszug leiden, so begnügen wir uns bloß, als eine Probe des Inhalts, etwas aus der Mineralgeschichte der Bannatischen Gebirge mitzutheilen. Die Bergwerke hier wurden schon von den Römern bearbeitet. Kupfer, Bley und Erz, werden in denselben am häufigsten gefunden. Die erzhaltigen Gebirge sind unter vier Bergämter, Orariza, Dognaska, Saska und Moldova, eingetheilt. Herr Büsching, der in seiner Erdbeschreibung die drey ersten bemerkt, nennt statt des letzten das Bogschaner Bergamt, welches also nach unserm Verf. zu verbessern wäre. In Oraviza wohnen größtentheils Deutsche; hier, wie überall, werden zu einem Bergwerke 132 Kuxen gerechnet. Viere davon müssen von den Gewerken frey und auf ihre Kosten erbauet werden. Nämlich zwey Kuxen für den Souverain, ein dritter zum Nutzen der Gemeinschaft, und ein vierter für die Kirche. Ferner bekömmt der Landesherr 7½ Pf. reines Kupfer vom Centner. Der Lohn der Nationalarbeiter, der Raizen und Walachen, ist sehr geringe, nämlich täglich 12 Creuzer. Von jedem Centner Erz, so wie es zu Oravitza vom Röstheerde kömmt, erhält man durchs erste Rösten 15–18 Pf. Lech, oder rohes Kupfer, mit beygemischten Zuschlag. Beym zweyten Schmelzen giebt ein Zentner Lech 70—80 Pf. Schwarzkupfer. Das dritte Schmelzen macht es mit einem Verluste

von

von 10 Procent zu Garkupfer. Jährlich werden im Orawizer Bergrevier zwischen 2—3000 Zentner Kupfer erzeugt. Alles Kupfer von diesem und den übrigen Bergrevieren, was nicht nach Oesterreich, um Silber davon zu scheiden, geliefert wird, kömmt auf das große Hammerwerk des Berges Csi Klowa, wo es zu Platten, Kesseln und Pfannen verschmiedet wird. Der Reichthum des zweyten Bergreviers zu Dagnaska hat sehr abgenommen; doch gewinnt die Gewerkschaft monathlich gegen 150 Zentner Kupfer. Im Bergrevier Moldowa wird das dehnbarste und geschmeidigste Kupfer erzeugt; daher giebt die Regierung, welche das Recht hat, den Gewerkschaften den Zentner Kupfer nicht höher als 32 Gulden zu bezahlen, hier für den Zentner 36 Gulden. In Moldowa werden jährlich etwa 1200 Zentner gewonnen. In Saska gewinnt man auf der Grube Maria Schnee Cementkupfer, und überhaupt werden in diesem Bergreviere jährlich 2—3000 Zentner gar gemacht. In vielen Flüssen des Bannats wird durch Zigeuner Gold gewaschen; aber alles jährlich gewonnene Gold beträgt etwa 9 bis 1100 Ducaten. Im Großen und durch deutsche Arbeiter lassen sich diese Wäschereyen nicht betreiben; denn Versuche haben bewiesen, daß 30 Karren goldhaltige Erde nur etwa 2 Gran Gold, oft nicht einmal so viel gegeben haben. Durch das gewonnene und zu Csi Klowa verarbeitete Kupfer, welches der Hof, den Zentner zu 53 Gulden, verkauft, circuliren im Lande über 400,000 Gulden. Im J. 1775 wurde aus Bley und Kupfer gegen 2000 Mark Silber geschieden, und jährlich konnten gegen 30,000 Zentner des besten Schwefels gewonnen werden. Die warmen Bäder von Mehadia, die schon zu den Zeiten der römischen Herrschaft sehr berühmt waren, beschreibt der Verf. sehr genau. Er giebt auf einer besondern Kupfertafel eine vollständige Uebersicht der ganzen Lage, ergänzt in vielen Stücken des Hrn. von Kranz Abhandlung über diese Quellen, und hat auf der Stelle über das Wasser der verschiedenen Quellen chymische Untersuchungen angestellet. Der letzte Brief handelt von einer Plage dieser Länder, der sogenannten Kolombachischen Mücken. Ein schädliches Insect, welches in unbeschreiblicher Anzahl das zahme Vieh anfällt, sich an alle von Haaren entblößte Theile des Körpers setzt, und großen Schaden unter den Heerden anrichtet. Auf den sehr gut gestochenen Kupfertafeln, sind die Grundrisse einiger neuangelegter Dörfer, und etlicher römischer Alterthümer abgebildet,

bildet; auch iſt dieſer Beſchreibung eine accurate Charte des ganzen Temeswarer Bannats beygefügt.

Briefe, welche eine vom Hrn. D. Uno von Troil im Jahre 1772 nach Island angeſtellte Reiſe betreffen. Aus dem Schwediſchen überſetzt. — Upſal und Leipzig, bey Schwederus. 1779. 8. Mit vielen Kupfern.

Island hat in neuern Zeiten das Glück gehabt, ſeiner Entlegenheit ungeachtet, oft genug beſchrieben zu werden. Freylich können wir Anderſon und Horrebow entbehren, ſeitdem Olavſen und Paulſen eine ſo genaue Beſchreibung ihres Vaterlandes herausgegeben haben, und diejenigen, welche nicht Liebhaber von der Lectüre der Quartanten ſind, die dieſe durch Sagen, durch den Hekla, und viele natürliche und politiſche Merkwürdigkeiten lange berühmte Inſel nur überhaupt kennen lernen wollen, werden gegenwärtige Briefe nicht ohne Nutzen leſen. Ihr Verf. hat ſich über alle Eigenthümlichkeiten von Island ausgebreitet, über die Beſchaffenheit des Landes, die Regierungsart, das Kirchenweſen, Sitten und Beſchäfftigung der Einwohner, ja ſogar über ihre Speiſen, Kleidungen und Krankheiten. Doch einige Gegenſtände, wie die Rechtspflege, der Handel und die Fiſchereyen dieſer Inſel, hätten eine genauere Erörterung verdient, die ohnehin nicht ſchwer war, da Hr. von Tr. einheimiſche gedruckte Nachrichten darüber, eben ſo gut als bey der Zeitrechnung der Isländer und andern Nachrichten, die aus Olavſens Reiſen und den Isländiſchen monathlichen Nachrichten gezogen ſind, benutzen konnte. Doch dafür hat er uns durch andere Aufſätze, die man hier dem Titel des Buchs nach nicht ſuchen ſollte, ſchadlos gehalten, wie die Vergleichung der Isländiſchen Baſalte mit denen von Staffa, oder Hrn. Archiater Luks Unterſuchung über den Isländiſchen Scharbock.

Statt einer Einleitung dient ein Verzeichniß von Schriften, welche Island betreffen, und in verſchiedenen Sprachen ſeit 1561 erſchienen ſind. Obwohl dies Regiſter das vollſtändigſte iſt, was wir bisher über Island gehabt haben; ſo hat es doch auch alle Mängel ſolcher Verzeichniſſe, deren Verf. die angeführten Bücher nicht ſelbſt geſehen, gebraucht und unterſucht

ſucht haben. Bey einigen der angeführten Schriften fehlt das Jahr der Erſcheinung, oder daß von dieſer und jener Schrift mehrere Theile verſprochen wurden, wie von Islandophili Anmerkningor over Compagniets Handel pan Island. Kopenh. 1772. Einige gehören gar nicht in ein Verzeichniß isländiſcher Schriften, wie N. 93. Mardefeld orn Islands Hushollning. Dieſe Schrift iſt durch einen bloßen Druckfehler in dies Verzeichniß gekommen. Sie beſchreibt eigentlich die Art, in Irrland Fleiſch einzupöckeln, und iſt von der Königl. Dänischen Landhaushaltungsgeſellſchaft als eine Preisſchrift gekrönt worden. Olavii ſyntagma de Baptiſmo veterum würden wir auch nicht in dieſe Sammlung aufgenommen haben.

Der Verf. dieſer Briefe unternahm ſeine Reiſe nach Island in Geſellſchaft des Präſidenten der Londner Societät der Wiſſenſchaften, des Hrn. Banks, und des Doctor Solanders. Eine Reiſe nach dem Hekla war der Anfang ihrer Unterſuchungen. Unterwegs mußte die Geſellſchaft ihre Nachtquartiere in den Kirchen nehmen. Der Berg iſt etwas über 5000 Fuß über die Meeresfläche erhaben. Seit 1766 hat dieſer Vulkan keine Zerſtörungen auf der Inſel angerichtet. Merkwürdiger als den Hekla fanden unſere Reiſenden die heißen Waſſerquellen, aus denen das Waſſer oft 60 bis 70 Fuß in die Höhe ſprudelt. Hr. v. Tr. ſah eine ſolche Waſſerſäule, die ſechs bis acht Fuß dick, und 18 bis 24 Fuß hoch war, und alles übertraf, was die Kunſt bey den berühmten Waſſerkünſten zu St. Cloud, Marly, Winterkaſten und Herrenhauſen, verſucht hat. Viele dieſer heißen Quellen dienen zu Bädern, und zugleich Isländiſchen Liebhabern zu einer beſondern Galanterie. Da die meiſten zu arm ſind, ihren Schönen Geſchenke zu geben, und die Natur hier keine Blumen reicht, das Haar der Geliebten zu ſchmücken: ſo reinigen ſie für ihre Schönen ein warmes Bad, welches die Braut mit ihrem Beſuche beehrt. Da der V. ſeine Nachrichten in Briefe eingekleidet, und dieſe an verſchiedene Gelehrte ſeines Vaterlandes gerichtet hat, ſo untermiſcht er zuweilen ſeinen Isländiſchen Merkwürdigkeiten andere Reiſeanekdoten, die ihm nicht gerade auf dieſer Inſel aufſtießen; z. E. was im zweyten Briefe von der Erſiſchen Sprache bemerkt wird, die er zuerſt auf der Inſel Staffa hörte. Herr Macpherſon, der Herausgeber des Oſſians, berichtete ihm, daß dieſe Sprache im Hochlande öſtlich bey Meiran anfängt, ſo das ganze Land durch bis zu allen weſtlichen

Inſeln

Inſeln geht, und in Norden, in der Grafſchaft Caithnes aufhört. Der V. glaubte dem Gehöre nach Uebereinſtimmungen zwiſchen dem Erſiſchen und der Sprache der Dalekerle zu finden; aber zum Glück verſtand er letztere nicht, ſonſt möchten ihm vielleicht Aehnlichkeiten aufgeſtoßen ſeyn, die die europäiſche Sprachenverwandtſchaft nichts beſſer aufgeklärt, oder noch mehr verwirrt hätten, als die bekannten bloß von Seefahrern bemerkten Aehnlichkeiten zwiſchen amerikaniſchen Sprachen, und der welſchen und biſcayiſchen. Die Zahl der Isländiſchen Einwohner wird auf 60,000 Seelen geſchätzt. Eine ſolche Bevölkerung aber hat dieſe große Inſel nicht einmal. Im Jahre 1769 zählte man nur 46,200 Menſchen. Im J. 1774 wurden nach den isländiſchen Intelligenzblättern im Stifte Skalholt gebohren: 556 Knaben und 527 Mädchen: und es ſtarben hier 446 Perſonen männlichen, und 460 weiblichen Geſchlechts. Im Stifte Holum wurden nur 176 Knaben und 199 Mädchen gebohren, und es ſtarben hier 109 Männer und 138 Frauensperſonen. Der V. meint, der Zuſtand der Isländer ſey ſo unglücklich nicht, als man etwa bey ihrem rauhen, von Korn, Metalle, Holz und Salz entblößtem Clima vermuthet. Wir zweifeln, ob jemand den Zuſtand der Einwohner anders als unglücklich nennen kann, deren Zahl durch ein beſchwerliches Monopolium jährlich verringert wird, davon im Winter 1774 in einem einzigen Syſſel 60 Menſchen aus Hunger ſtarben, und der Prediger mit Frau und Kind aus gleicher Urſache ſeine Pfarre verlaſſen mußte. Städte und Dörfer giebt es, wie bekannt, in Island nicht, ſondern bloß einzelne Höfe. Nach dem Landbuche von 1695, aus welchem hier ein Auszug geliefert wird, waren damals auf der ganzen Inſel 4058 Höfe, von denen 718 dem Könige gehörten. Schade, daß dem V. keine Liſten von neuern Zeiten in die Hände gefallen. Ein Hof mit ſo viel Weide, daß auf demſelben 10 Kühe, 10 Pferde und 400 Schaafe gehalten werden konnten, ward 1772 für 120 Reichsthaler verkauft. Das Grönländiſche Treibeis, welches alle Jahre die Inſel heimſucht, verlängert die Kälte bis mitten im Sommer, und wird die Haupthinderniß des Kornbaues und des Holzwuchſes. Am Ende des May 1755 fror das Waſſer in einer Nacht einen Zoll und fünf Linien dick, und 1756 fiel den 26ſten Junius eine Elle hoch Schnee. Ordentliche Landſtraßen giebt es in Island ſo wenig, wie Meilen. Gleich aber andern unbebaueten Ländern berechnet man hier die Entfernungen der Oerter von einander nach

Tagereisen, die Thingmmanna leid heißt, das ist, so viel ein Mann, der nach seinem Gerichtsorte reiset, in einem Tage zurücklegt, eine Ronde von viertehalb schwedischen oder vier isländischen Meilen. Eben so hieß die alte deutsche Meile Rasten, von den unbestimmten Orten des Ausruhens. An der Norwegischen Küste heißt noch jetzt der Weg von einem Vorgebirge bis zum andern eine Seemeile, und wenn man weiter über die Meilen nachspührt, so findet sich immer, daß wohlbevölkerte, gutangebauete und fruchtbare Länder kürzere, hingegen öde, wüste und volkarme Gegenden die längsten Meilen haben, wie Norwegen, Schweden, Ungarn, Italien und England beweisen. Seit einigen Jahren wohnt der Stiftsamtmann, oder der Gouverneur der Insel erst hier, der sonst Island von Kopenhagen aus regierte. Seine Besoldung ist nur mäßig 1500 Rthlr. Island ist nach unserm V. in 189 Kirchspiele vertheilt, aber in dieser Zahl ist eben sowohl, wie in dem jährlichen Gehalte der Geistlichen, ein Irrthum; denn das Stift Skalholt allein hat mehr Kirchen, als hier angegeben werden, nämlich 215, und Holum 102, von denen freylich oft zwey und drey von einem einzigen Geistlichen besorgt werden. Die Besoldungen der Geistlichen sind lange so ansehnlich nicht, daß sie 4 bis 500 Thaler ausmachen sollten. Der Bischoff Finnus Johannsen, der es doch wohl wissen konnte, sagt, daß in dem Stifte Skalholt nur vier Prediger jährlich 100 Rthlr. Einkommen haben, und daß in diesem Stifte über 30 Geistliche kaum 20 Rthlr. fixirte Einkünfte besitzen. Beynahe möchten wir glauben, daß der V. bey dieser Bestimmung schwedische Kupfermünze im Sinne gehabt. Die wenigsten Isländer tragen jetzt lange Bärte. Etwa um 1750 verglichen sich doch noch zween Brüder bey der väterlichen Erbschaft dahin, daß der eine dem andern für einen Reichsthaler das Recht überließ, allein einen Bart zu tragen. Brod ist auf der Insel eine Seltenheit. Es kömmt meistens von Kopenhagen gebacken her, doch wird auf Gastereyen und Hochzeiten Brod gereicht. — Die venerische Krankheit hat sich hier nicht vor 1753 gezeiget. Man hat sogar isländische satirische Lieder über ihre Einführung, die einem gewissen Tuchfabrikanten diese Ehre erweisen, und seine Fabrik Franzosenfabrik nennen. Wie sehr Island durch seinen eingeschränkten Handel gedrückt wird, beweist der geringe Vortheil, den diese Insel von der Fischerey hat. Fünf Pfund getrockneter Fische, wofür die Compagnie nicht mehr als 20 Gr. bezahlt, verkauft sie in Hamburg für 5 Reichsthlr.

Ein

Ein vierjähriger Hammel wird auf der Insel gewöhnlich mit einem Reichsthaler bezahlt, aber die Compagnie kauft ihn nie höher, als für 20 Gr. Die Wolle ist ein Hauptproduct von Island; diese wird den Schaafen nicht, wie bey uns, abgeschoren, sondern löset sich jährlich im May von dem Thiere ab, und sitzt wie ein Filz zusammen; der Leib ist dann schon wieder mit neuer Wolle bedeckt. Ein gutes Schaaf muß wenigstens vier Pfund Wolle geben; doch die meisten geben mehr. Nicht minder vortheilhaft ist den Isländern der Eidervogel; doch könnte der Gewinnst von seinen Dunen sehr vermehrt werden, wenn diese Vögel hier während der Brüthzeit, eben so, wie in Norwegen, geschont würden. Aus jedem Neste erhält man während der Zeit des Brütens doch ein halb Pfund Dunen, die doch vorher gereinigt werden müssen. Gereinigt wird dorten ein Pfund zu 45 Fischen, oder eben so viel Schillingen dänisch, und ungereinigt zu 16 Fischen verkauft. Die Compagnie führt jährlich etwa 1500 bis 2000 Pfund aus.

Ueber die Isländische Litteratur, die Feuerspeyenden Berge, und die Basaltpfeiler der Insel, breitet sich der Verf. ausführlicher in den Briefen zu Ende des Werks aus. Nur rudebekisirt er noch etwas zu viel, und glaubt, daß schon die heidnischen Isländer und Normänner Wissenschaften und schöne Künste trieben; daß die Norden schon im fünften und sechsten Jahrhundert reimen konnten, und die Schreibkunst hier beynahe früher wie bey den Deutschen üblich gewesen. Daß die Runen in den nordischen Reichen vor Einführung der christlichen Religion gebraucht wurden, beweißt Hr. v. Tr. aus Olaf Tryggwassons Saga. Aber wenn ward diese Sage geschrieben? und waren ihre Verfasser nicht christliche Mönche? Um in dem Streit über das Alter der Runen etwas zu bestimmen, hätte der Verf. beweisen müssen, daß in Scandinavien wirklich Runen auch zu andern Sachen als blos zu Reimschriften gebraucht worden; aber dies wird ihm eben so schwer werden, als der Gegenparthey, welche die Runen für nichts anders als Abweichungen von römischen Capitelbuchstaben hält, warum gerade blos in Scandinavien und den von Normännern besuchten Küsten und Inseln, blos Runenmonumente gefunden werden? Bey der Frage über das Alter und den Werth der Isländischen Sagen, ist Hr. v. Tr. nicht minder altgläubig wie bey den Runen. Er findet schon im ellften Jahrhundert Sagen, in dem gewiß kein Normann daran dachte, seiner und seiner Zeitgenossen Begebenheiten zu verzeichnen. Anstatt aber tiefer das

Alter und die Arten der Sagen zu unterſuchen, die Herr Ihre, an den dieſer Brief gerichtet iſt, eben ſo gut kannte, wie unſer Verf. erhalten wir blos auf 21 Seiten ein alphabethiſches Verzeichniß alter und neuer Isländiſchen Sagen. Als das vollſtändigſte in ſeiner Art iſt dies Verzeichniß gewiß ſchätzbar; aber in unſern Kenntniſſen dieſer hiſtoriſchen Erzählungen kommen wir um nichts weiter, wenn wir auch die Titel von zweymal mehr Sagen kennen, ſo lange die wirklichen Romanen nicht von den Biographien geſchieden', ſo lange uns nicht chronologiſche Klaſſifikationen derſelben gegeben, und Nachahmungen oder Ueberſetzungen aus andern Sprachen, von denen blos Scandinavien angehenden Sagen abgeſondert werden. Etliche von den rubricirten Sagen ſind Aufſätze dieſes Jahrhunderts, wie Chriſtian Friis Saga, und wundern wird ſich gewiß mancher in dieſem Verzeichniß den Schwediſchen Robinſon, oder wie er hier heißt, Guſtav Landkrons Sagen anzutreffen.

Die alte Sprache der Sagen hat ſich meiſtens noch auf der Inſel erhalten, und jeder Isländer verſteht ſie, wie wir Bücher aus dem vorigen Jahrhundert. An den Küſten verſtehen die Einwohner däniſch, und reden es, überhaupt ſcheint uns die däniſche Sprache mehr Ausbreitung auf der Inſel zu gewinnen, da nicht nur faſt alle Island betreffende Bücher, ſondern auch die zu Hrappſon gedruckten monatlichen Zeitungen, in der Sprache des herrſchenden Landes aufgeſetzt ſind. — In Island ſind jetzt zwey Buchdruckereyen, zu Holum, und zu Hrappſon. Der erſte Buchdrucker ein Schwede, kam zwiſchen 1527. und 1530. dahin, und ſeitdem ſind in Island über 300 Bücher, meiſtens geiſtlichen Inhalts, gedruckt worden. Ueberbleibſel des Alterthums hat Island wenig oder nichts aufzuweiſen. Der Verf. bemerkt nur Ruinen von des berühmten Sturleſons ehemaligen Wohnung, ſeinen Begräbnißplatz, und ſein Baad, eines der ſchönſten auf der ganzen Inſel. Intereſſanter ſind die Nachrichten, welche Hr. v. Tr. von den Bemühungen ſeiner Landesleute giebt, die ſchriftlichen Alterthümer der nordiſchen Reiche zu ſammeln. Schweden dachte im vorigen Jahrhundert zuerſt daran, und ſandte 1661. Johann Riegmann, einen gebohrnen Isländer, in ſeine Heimath, der eine anſehnliche Menge Handſchriften ſammelte, welche den Grund zu den isländiſchen Sammlungen im Stockholmer Antiquitätsarchiv legte. Nachher fieng man erſt in Dänemark an ſie zu ſammeln. Der 17. Brief, welcher von der isländiſchen Poeſie handelt, iſt größtentheils aus Hrn. Ihres bekanntem Schreiben

über

über die Edda genommen, und giebt eine hinreichende Nachricht von dieser allzusehr bewunderten Dichtart. Eben so hat Olavsens Reise das mehreste zu dem folgenden Briefe von den feuerspeyenden Bergen hergegeben. Island besteht aus sehr großen Lavastrecken, welche in der Landessprache Kraun heißen. Die Volkane vermehren das Ungemach der armen Einwohner sehr. 1755. verwüstete der Katlegian sechs Kirchspiele, und 1625. bedeckte der Heckla mit ausgeworfener Asche an 30 Meilen Landes. In Island sind die Basaltpfeiler sehr häufig, der gemeine Mann nennt sie, wie in Irrland und Schottland, Gebäude der Riesen und Zauberer, Hexenhöfe und Hexenschlösser. An einigen Orten bedient man sich derselben zu Thürpfosten und Fenstern. Ihr Stoff ist der Materie der Basalte zu Staffa meistens gleich. Auch von diesem, und der durch dieselben berühmten Fingals Höhle, giebt Hr. v. Tr. eine Beschreibung, eben dieselbe, die Herr Pennant schon in seiner Reise nach den westlichen Inseln eingerückt hat. Nicht nur stimmen beyde wirklich überein, wie wir in der Vergleichung gefunden, sondern es sind hier auch dieselben Kupfertafeln, nur sehr viel schlechter gestochen, die Beschreibung zu erläutern beygefügt. Die drey letztern Briefe über die Edda, vom isländischen Schaarbock, und von den Wirkungen des Feuers bey den feuerspeyenden Bergen, den heißen Quellen, und den Basalten, sind von verschiedenen schwedischen Gelehrten, dem Hrn. von Ihre, Hrn. Bäck und Hrn. Bergmann, unserm Verf. zugeschrieben. Hr. Ihre vertheidigt sich darinn gegen Schlözers isländische Litteratur, und die dorten gegen seinen Brief über die Edda gemachten Einwürfe. Bey dieser Gelegenheit erhalten wir von diesem fürtrefflichen Kritiker einige nähere Nachrichten über das upsalische Manuscript der Edda. Der Kodex besteht aus 54½ Blatt oder 109 Seiten, und ist höchstens zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben Fremde Materien, welche die Abschreiber des Mittelalters wohl wegen Kostbarkeit des Papiers und Pergaments manchem Buche beyschrieben, mit dessen Inhalt sie gar nicht verwandt waren, sind dem upsalischen Kodex weiter nicht beygefügt, als eine halbe Seite steganographischer Schriften, wo statt der Vokalen die Buchstaben b. f. k. p. r. y. l. gebraucht sind. Ein Verzeichniß der isländischen Lagmänner, bis auf Sturleson, eine Genealogie vor Sturlesons Familie, und ein Verzeichniß von isländischen Dichtern. Von derselben Hand, welche den ganzen Kodex abgeschrieben, ist die Aufschrift verfertigt, worinn Sturleson als Verf. der Edda angegeben

wird. Noch einen andern Beweis für Sturlesons Antheil an der Edda führt Hr. Ihre, aus dem Verzeichniß der isländischen Landvögte, das hört gerade mit Sturleson auf. Bey seinen Vorgängern sind immer ihre Amtsjahre bemerkt, beym Sturleson nicht, wäre dies Verzeichniß später als St. verfertigt, so würde gewiß von ihm eben so wie von den übrigen bemerkt seyn, wie lange er Lagmann gewesen. Ein anderer Beweis, daß St. Verfasser der Edda gewesen, scheint uns nicht so einleuchtend. Nemlich der Isländer, der den upsalschen Kodex abschrieb, müsse wohl wissen, wessen Arbeit er abschrieb, und daß das Werk eines so berühmten Mannes wohl diese Mühe verdiente. Wie wenig Abschreiber im Mittelalter waren wohl im Stande, den innern Werth der Handschriften zu beurtheilen? wissen doch in unsern erleuchteten Zeiten die wenigsten Uebersetzer, ob sie ihre Litteratur wirklich mit ihrer Arbeit bereichern, oder nur das Reich der Makulatur vermehren.

Beyträge zur Kenntniß von Grosbrittanien, vom Jahr 1779. Aus der Handschrift eines Ungenannten. Herausgegeben von Georg Forster, Prof. am Carolino in Cassel. Lemgo, im Verlag der Mayerschen Buchhandlung, 1780. 342 Seit. in 8.

Ein Handbuch von der brittischen Staatsverfassung muß in der That jedem Liebhaber der Staatskunde, und der von den neuesten Weltbegebenheiten richtige Begriffe zu haben wünscht, unter dem ungeheuren Schwalle nichtswürdiger neuer deutschen Bücher, eine überraschende Erscheinung seyn. Denn die Abschnitte von Grosbrittanien in Achenwalls und Tozens statistischen Handbüchern, sind für die meisten Leser zu kurz, Seiferts Staat von England für unsere Zeiten unbrauchbar, und voller Unrichtigkeiten. Den auch deutsch übersetzten Entick dürfen wir wohl kaum mit in dieser Klasse nennen, denn wer das Werk dieses Polygraphen nur einmal aufgeschlagen hat, wird schwerlich davon anders als von einer schaalen Rhapsodie urtheilen, die weder als Geographie, noch als Statistik taugt, und deren Verfasser bey aller anscheinenden Vollständigkeit, beynahe keine einzige von den vielen fürtrefflichen Schriften benutzt

nutzt hat, die die Engländer über ihre dermalige Verfassung besitzen.

Gegenwärtige Beyträge, die ein in London wohnender Deutscher, zum Besten seiner Landsleute aufgesetzt hat, enthalten zwar für den, der über England nichts bessers als Achenwalls und dergleichen Bücher gelesen, und überhaupt manche neue und unterrichtende Bemerkung; indessen fehlt demselben noch sehr viel, daß wir es als ein Handbuch der grosbrittannischen Statistik für Ungelehrte, d. i. für Nichthistoriker von Profession empfehlen könnten; gesetzt der Verf. holte auch noch, wie er versprochen, die fehlenden Abschnitte vom Zustande der Religion, Künste und Wissenschaften nach. Denn bey den hier abgehandelten Abschnitten von dem Charakter der Engländer, von ihrer Staatsverfassung, der königlichen Gewalt, dem Ober- und Unterhause, von der Land- und Seemacht, von den Abgaben und der Nationalschuld, von den Armenanstalten, der Gerichtsverfassung und Handlung, lassen sich aller Orten beträchtliche Verbesserungen und erhebliche Zusätze machen, und dennoch konnte der Verf. der in London lebt, und der so viele Quellen zur brittischen Statistik benützen konnte, sein Werk in einer so magern winzigen Gestalt auftreten lassen, als wenn Grosbrittannien keine Nebenländer, keine Produkte, keine Manufakturen, kein Verhältniß mit Schottland und Irrland hätte; und diese ausgelassenen Kapitel einen deutschen Leser nicht eben so sehr, als die hier abgehandelten, interessirten.

Ueber den Charakter der Engländer geben diese Beyträge mancherley treffende Züge, die wirklich auf der Stelle abstrahirt, und nicht, wie wohl zu geschehen pflegt, aus den vielen Schriftstellern über diesen Gegenstand entlehnt sind. Der Verf. kennt Schulen, wo die Schulmeister sich des Rechts die Knaben zu strafen begeben, und durch zwölf Knaben, denen sie die Vergehung wie einer englischen Jury vorgetragen, entscheiden lassen, ob der Angeklagte schuldig oder unschuldig sey. Die Bemerkung, daß der Unterschied der Speisen in den Bauer-Schulen, und den sogenannten Boarding Schools, wenig oder nichts sey, ist ungegründet. Hammelfleisch essen zur täglichen Mittagsmahlzeit im Eaton, Wincheſter ꝛc., nur die Freyschüler; diejenigen, welche bezahlen, haben, wie leicht zu erachten, einen ordentlichen Tisch, in den Häusern, wo sie wohnen. Die Anekdote S. 13 von den englischen Gesandten in Rom, die im 14. Jahrhundert, als Pabst Clemens VII. die glückseligen Inseln, so hieß man damals die Canarischen, dem Grafen von Cler-

mont ſchenkte, den päbſtlichen Hof verlieſſen, weil ſie in dem Wahn ſtanden, der Pabſt habe ihr Vaterland verſchenkt, und ihrer Meynung nach dieſe glücklichen Inſeln keine andern ſeyn konnten als die brittiſchen, ſcheint nach der Citation des Verf. ſehr einem Hiſtörchen ähnlich; iſt es aber nicht, da ſie von gleichzeitigen Annaliſten, dem Walſingham und Robert d'Avesne beym Jahr 1344. erzehlt wird. Mit Recht erinnert der Verf. daß die Hoſpitäler zu Chelſea und Greenwich als Monumente der Großmuth und Unterſtützung engliſcher See- und Landinvaliden wirklich nicht das Aufheben verdienen, was zu oft Reiſende davon im Taumel ihrer Bewunderung machen. Denn der Staat, welcher in Kriegszeiten oft 100000 Matroſen und Marinen, und noch mehr Landſoldaten braucht,, unterhält im Seehoſpital zu Greenwich nur 2000, und zu Chelſea, dem Hoſpital der Landtruppen, etwa 500 Mann. Aber der Verf. hat doch dabey vergeſſen, daß es außer dieſen noch andere Hoſpitäler für Seeleute giebt, und daß das Parlement jährlich anſehnliche Summen für out penſioners, Invaliden, bewilliget, die hier nicht unterkommen können, dieſe koſten dem Staat anſehnliche Summen. Im Jahr 1777. erforderten die unverſorgten Invaliden vom Seeetat 4000, und die vom Landetat gar 105279 Pf. Sterling. In den engliſchen Geſetzen wird der Selbſtmord mit unehrlichem Begräbnis geſtraft, dem Ermordeten wie dem vermeynten Vampyr in Ungarn, ein Pfahl durchs Herz geſchlagen, und der Körper am Creuzwege begraben. Dergleichen geſchieht ſehr ſelten, weil der Coroner, oder die Gerichtsperſon, die über Selbſtmörder und alle gewaltſamen Entleibungen urtheilt, gemeiniglich den Ausſpruch thut, der Entleibte ſey von Sinnen geweſen. — Müßiggang iſt nach S. 38 eine Ingredienz des engliſchen Nationalcharakters, voraus beym gemeinen Mann. Dies ſieht man beſonders an den hohen Feſttägen. Die Heerſtraſſen ſind mit Leuten zu Pferde angefüllt, darunter zehn Müßige ſind, die blos darum reiten, damit ſie reiten mögen, und in den Kutſchen ſitzen meiſtens Müßiggänger von beyderley Geſchlecht, um friſche Luft zu ſchöpfen, und böſe Laune zu vertreiben. Unter die Aufſchrift Staatsverfaſſung finden wir blos vier Seiten über die Magna Charta, und Habeas Corpusakte. Hingegen nichts von der Art of Settlement 1689, der Succeſſionsordnung von 1702, und andern engliſchen Grundgeſetzen, und über die Magna Charta doch eigentlich nichts, ſich einen vollſtändigen Begriff darüber zu machen. Vom Parlament, dem Ober- und Unterhauſe

hause zweckmäßig; doch über die Wahl der Parlamentsglieder, und das so manchem deutschen Leser nicht bekannte Repräsentationsrecht, zu unserer großen Verwunderung kein Wort. Allerdings führen die ältern Söhne der Herzöge, Marquis, Grafen und Viscounts den Lordstitel bey Lebzeiten ihres Vaters, und es ist keine Gefälligkeit, wenn man ihnen diesen Titel beylegt. Der schottische Distelorden soll vom König Achazus gestiftet seyn, der mit Carl dem Großen Bündnisse schloß. Aber wer war König Achazus? Ein Unding wie König Dan und Nor in Scandinavien, und wie Brutus und Priamus, der zweyte in der Geschichte der trojanischen Colonien. Die gewisse Geschichte von Schottland kennt erst 200 Jahr später einen König, dessen Daseyn nicht blos auf Muthmassungen und Erdichtungen der Genealogisten beruht, Malcolm Canmore, mit dem auch Sir David Dalrymple seine fürtrefflichen Annalen von Schottland anfängt. Zu Malcolms Zeiten gab es noch keine Ritterorden, viel weniger zweyhundert Jahre vor ihm, und von allen jetzt blühenden ist der Hosenbandorden der älteste. Beym Ursprung der englischen Baronets unter Jacob dem ersten S. 72 ist unser Verf. so zu berichtigen. Dieser Titel war eine Finanzerfindung, um die Truppen zu besolden, welche die Grafschaft Ulster vertheidigten. Vor 1000 Pfund bekam ein jeder Gentleman diesen Titel, und deswegen führen alle englische Baronets eine blutige Hand, das Wappen von Ulster im Mittel oder Eckschilde ihres Wapens. Von der See- und Landmacht. Daß ehedem 200000 Mann Landmiliz zur Vertheidigung des Königreichs zusammengebracht worden, bezweifeln wir. Zur Zeit der Königin Elisabeth, wie England von der unüberwindlichen Flotte bedrohet ward, zehlte man in England nur 131000, und in Wales etwas über 7000 zum Dienst taugliche Mannschaft. Jetzt da die ansehnliche Seemacht eine so starke Bemannung erfordert, würde England allein, kaum soviel zur Landmiliz taugliche Mannschaft neben der regulären Landmacht zusammen bringen. Ueber das Kaufen der englischen Officierstellen hätte der Verf. mehr sagen müssen, da der military Guide und ähnliche Bücher umständlich genug davon handeln, und die meisten deutschen Leser davon so unvollkommene Begriffe haben. Was wird ein deutscher Leser bey der Stelle denken, S. 106. „Man wird in dem englischen Staatskalender, den Kriegsstaat mit allen dahin gehörigen Aemtern, Personen und Besoldungen angezeigt finden.“ Ja eben um keinen englischen Staatskalender jährlich verschreiben zu dürfen, schlägt jeder-

mann ſolche Bücher nach wie dieſe Beyträge, in der Erwartung, daß ihre Verf. die nöthigen Quellen benutzt haben. Etwas umſtändlicher behandelt der Verf. den engliſchen Seeetat, ob wohl wir hier ſo wie bey der Landmacht aller Orten beträchtliche Lücken antreffen. Anſtatt uns den neueſten Zuſtand der engliſchen Flotte anzuzeigen, erhalten wir die Zahl der engliſchen Schiffe von 1763. Vielleicht weil der Verf. gerade dieſes aus Guthries geographiſcher Grammatik abſchreiben konnte. (Ein Buch, von dem wir im Vorbeygehen etwas unſern Leſern zur Warnung ſagen müſſen, da Herr Rektor Seibold uns mit einer Ueberſetzung unter dem modernen Titel: Lehrbuch der Geſchichte, Statiſtik und Geographie bedroht, das von England wirklich nicht übel unterrichtet, hingegen von allen andern Reichen unter aller Kritik iſt. Ja was noch mehr, dies einer Ueberſetzung und Umarbeitung in aller Abſicht unfähige Buch, giebt man uns nicht einmal nach der neueſten verbeſſerten Ausgabe; ſondern nach der alten fehlervollen dritten Edition, obgleich zwey neuere viel verbeſſerte vorhanden ſind.) Ueber dieſem Einſchiebſel hätten wir beynahe unſern Verf. vergeſſen, der unſerm Bedünken nach bey manchen Abſchnitten eine neue Ausgabe vom Miege, Chamberlaine, oder einen von den vielen New preſent States of England, blos überſetzt hat. Von den verſchiedenen Seeofficiersſtellen, Maſter, Midſhipmen ꝛc., finden wir kein Wort, ſo wenig wie vom Verhältniß des Ranges der Seeofficier zur Landarmee. Nicht blos in Kriegszeiten koſtet ein engliſcher Matroſe dem Staat monatlich 4 Pfund, ſondern ſoviel wird überhaupt vom Parlement, das Jahr zu dreyzehn Monaten gerechnet, für jeden Matroſen bewilliget. Der monatliche Sold eines engliſchen Matroſen beträgt 22 Schilling, hingegen auf Kauffartheyſchiffen ſteigt er in Kriegeszeiten auf 50 Schilling und darüber. Von den öffentlichen Abgaben und Schulden der Nation, ausnehmend ſeicht, mangelhaft und unzweckmäßig. Nichts von den verſchiedenen engliſchen Auflagen und ihrem Ertrag. Wer wiſſen will was eigentlich Fenſter — Bedienten- Landtaxe iſt, wird ſeine Neugierde ſchlecht befriedigen, und ſtatt uns den neueſten Zuſtand der engliſchen Staatsrevenüen zu geben, ſchaltet der Verf. aus einer alten Ausgabe von Prices; Verſuch über die bürgerliche Freyheit, die Kronrevenüen von 1763. ein Unbegreiflich iſt es uns, wie der Verfaſſer ſagen kann, vom Sinking Fund wird keine Rechnung abgelegt, und das Publikum erfährt nichts davon. Werden denn nicht faſt jährlich Summen zu Staatsausgaben auf dieſen Fond angewieſen?

wiesen? um neuen Auflagen zu entgehen. Doch von diesen Materien hat der V. keinen deutlichen Begriff gehabt. Sollte nicht ein jeder aus den Worten, im Jahr 1763. betrug dieser Fond 69772316 Pfund, die der Verf. falsch aus Camphells Survey übersetzt hat, schließen, der Fond habe wirklich 1764. diese ungeheure Einnahme gehabt, da es doch eigentlich heißen sollte: diese Summe ist von der Stiftung des Fonds bis 1763. nach und nach in denselben bezahlt worden. Von der Versorgung der Armen, und den englischen Armenanstalten, ist unser Verf. besser unterrichtet; doch gehen seine Nachrichten auch hier wie überall zu sehr ins allgemeine. Die Schätzung der englischen Armentaxen von drey Millionen ist zu hoch. Nach einer genauern Rechnung, die 1776. dem Parlament vorgelegt wurde, betrug sie das Jahr vorher außer den County Rates, 1720316 Pfunde. Rec. glaubte bey dem Verf. die ihm dunkle Beschaffenheit der County Rates erklärt zu finden; aber es fand, was mehrere Leser beym Nachschlagen erfahren werden, nichts dergleichen. König Alfred soll die Hälfte seiner Einkünfte den Armen zugewandt haben. Hätte der Verf. doch den Rapin, und wen er hier sonst nachschreibt, etwas genauer angesehen. Von den englichen Rechten und der Art Gericht zu halten, zum Theil aus Guthries Grammar entlehnt, mit welchem Buche wir sonst hie und da wörtliche Uebereinstimmungen gefunden; doch hier zum Besten deutscher Leser mit erklärenden Anmerkungen versehen. Diesen Abschnitt halten wir für einen der instruktivsten im ganzen Buche. Vom englischen Handel äußerst armselig, und ohne Sachkenntniß verfaßt, wer Taubens Schilderung gelesen, wird das beynahe vermuthen. Unter aller Kritik ist, was der Verf. von der ostindischen Gesellschaft, der Bank und andern Gesellschaften sagt. Besser haben uns die Anmerkungen über London, die Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt, und der umliegenden Gegenden gefallen, und sie können wirklich von Deutschen, die nach England reisen wollen, mit Vortheil gebraucht werden. Wir haben in denselben mancherley treffende unerwartete Schilderungen, und etwas mehr Präcision, als in den andern Abschnitten gefunden. Ueberhaupt ist Unvollständigkeit ein Hauptfehler dieser Beyträge, denn eigentlich hat der Verf. über die meisten hier behandelten Gegenstände nur flüchtige Beobachtungen vor der Faust weggegeben.

Dg.

9. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Repertorium für bibliſche und morgenländiſche Litteratur. Sechſter Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1780. 300 S. in 8.

I. D. Joh. Bernh. Köhlers kritiſche Anmerkungen über die Pſalmen. Viertes Stück. Vom 36ſten bis zum 46ſten Pſalm.

II. Ol. Gerh. Tychſen kritiſche Beſchreibung des bononiſchen Pentateuchs vom J. 1482. Wir übergehen den polemiſchen Eingang gegen Hrn. D. Kennikott, gegen welchen freylich Hr. T. in der Hauptſache Recht hat. Gegenwärtig beſchreibt der Hr. Hofr. mit der ihm gewöhnlichen Genauigkeit das zweyte gedruckte Bibelſtück, den bononiſchen Pentateuchus, von 1482, und theilt alle Varianten daraus zur Hooghtiſchen Ausgabe ohne Auswahl mit. Der Pentateuchus, den Hr. T. beſitzt, iſt auf feinem geglättetem Pergament gedruckt, 218 Blätter in Großfolio. Den obern und untern Theil der Kolumne nimmt Raſchi, den äußern Seitenrand der unpunctirte Targum Onkelos, und den inwendigen Raum der mit Vokalen und Accenten verſehene hebräiſche Text ein. Die ausgedehnten größern und kleinern Buchſtaben fehlen durchgehends; daher auch das ם, wenn es ausgedehnt ſeyn ſollte, ſtatt deſſen von einem Mackeph begleitet worden. Sonach ſcheint allerdings von dieſer Abweichung nichts, als ein gänzlicher Mangel der Officin an, von der gewöhnlichen Figur abweichenden Lettern, die Urſache geweſen zu ſeyn. Der Text iſt in ſeinen Buchſtaben und Puncten mit ſolcher Genauigkeit gedruckt, daß der Hr. Hofr. nur überhaupt vier wirkliche Druckfehler gefunden, und übrigens eine ſo vollkommene Uebereinſtimmung mit van der Hooghts Ausgabe angetroffen hat, daß man ſie faſt für einen Abdruck dieſer bononiſchen halten möchte. Sonach fällt, wie der V. bemerkt, erſtlich Hrn. Kennikotts und anderer Vorgeben hinweg, als wenn man erſt um 1520 angefangen habe, die Ausgaben der Bibel nach der Maſora einzurichten; und 2tens, weil der ſoncziniſche Pentat. von 1488 aus dem bononiſchen abgedruckt iſt, wie die große Uebereinſtimmung zeigt, gehören alle Abweichungen deſſelben in den Leſemüttern

bloß

bloß dem Setzer und Korrector, wo sie nicht von der Masora unterstützt werden, und dürfen nicht als Zeugen gegen den masorethischen Text angesehen werden.

III. Abweichungen der alten Ueberſetzer des Propheten Malachias. Auch ein nützlicher Beytrag zur Kritik des A. T., und der zum Beweiſe dienen kann, daß die alten Ueberſetzer um vieles brauchbarer ſind zur Berichtigung des masorethischen Textes, als die noch vorhandenen Handſchriften. I, 3. wo man insgemein Schlangen der Wüſte für Schlangenwohnung überſetzt, und תנות für תנינים geſetzt glaubt, nimmt der Verf. wohl beſſer aus dem Chaldäer, dem auch ſchon Herr Konſiſtorialr. Struenſee folgte, eine weit geſtreckte Wüſte an, nach der Bedeutung von תנן, erinnert auch richtig, daß vor שממה ſcheine ein ל herausgefallen zu ſeyn. Die Ueberſetzung würde ſonach ſeyn müſſen: Ich habe Edoms Gebirge verwüſtet, und ihm weit ausgedehnte Wüſten zum Erbe gegeben. Die LXX, die δράκοντα ἐρήμου überſetzen, ſollen לתנות geleſen haben; aber vielleicht leiteten ſie, wie Hr. Prof. Fiſcher Proluſ. de verſ. Gr. libror. V. Teſt. p. 188. vermuthete, die ſonſt unbekannte Bedeutung des Worts vom arabiſchen ضبع ab. V. 9. können wir nicht die Vermuthung des Verf wahrſcheinlich finden; denn die hebräiſchen Worte, die er dem Exemplare der LXX beylegt, ſagen das nicht, was die griechiſchen καὶ δεήθητε αὐτοῦ; vielmehr ſind dieſe והתחננהו, wie Hr. D. Dathe ihre Lesart annahm. Aber ſie ſcheinen uns, weil ſie die Schwierigkeit im Texte, die der Verf. nicht berührt hat, nicht zu heben wußten, etwas fremdes hineingeſetzt zu haben. Das beſte iſt unſers Bedünkens, daß man mit der Vulgata ויחנן ומידכם ließt: So flehet nun immerhin zum Jehova, daß er gnädig ſey; aber da ſolches von euren Händen geſchehen iſt, wie ſollte er euer Angeſicht aufnehmen, wie ſollter ihr ihm angenehm ſeyn? ſpricht Jehova Zebaoth. V. 12. würden wir ונבזה אכלו für das wahre gehalten haben; denn das ניבו konnte leicht aus dem gleich darauf folgenden נבזה entſtehen. Aber der Verf. hat vielleicht bloß die Varianten ſammeln wollen, ohne ſelbſt zu urtheilen.

IV. Friedr. Andr. Strothe Beyträge zur Kritik der LXX Dollmetſcher, aus Juſtin dem Märtyrer, Euſebius, Baſilius, Theodoret und andern Kirchenvätern. Drittes Stück.

Die

Die Vergleichung geht von Jes. X. bis zu Ende des Propheten, und an manchen Stellen haben die Väter eine bessere Lesart. Merkwürdig ists, daß in Justins Gespräch mit dem Tryphon sich so viele Zusätze aus Symmachus und Theodotion finden, da man doch des Symmachus Uebersetzung wohl nicht höher hinauf setzen darf, als höchstens zwischen 150 und 160. Der großen Aehnlichkeit der Schreibart mit der in den Apologien ungeachtet, wird man doch jetzt versucht, wie schon Koch und Werstein thaten, das Gespräch mit dem Tryphon dem Justin abzusprechen. Immer aber bleibt es doch eine merkwürdige Stütze der Kritik der Dollmetschung der LXX. Justin nähert sich der alexandrinischen Recension mehr als irgend einer andern, und eben so Basilius und Eusebius.

V. D. Joh. Bernh. Köhlers Nachlese einiger Anmerkungen über das Siegeslied der Debora. Der V. nennt diese Anmerkungen eine Nachlese, weil er bloß über diejenigen Stellen etwas angemerkt hat, worinnen er von Hrn. Prof. Schnurrers Erklärung in einer eigenen Abhandlung über dieses Lied abgeht. Wir wollen die beygefügte Uebersetzung des ganzen alten Lieds, das die Dichterinn nach einem großen über die Kananiter erhaltenem Siege sang, weil sie höchstens doch nur ein Paar Blätter einnehmen wird, hier ganz einrücken. Unsere Leser können sie mit der noch neuern mosesschen Uebersetzung des ersten Buchs Mose, die vermuthlich in mehrern Händen ist, vergleichen. Diese letztere ist freyer und poetischer; aber auch an mehrern Orten scheint uns Hr. M. den Sinn der Dichterinn nicht recht gefaßt zu haben. Folgendes ist die Köhlerische Uebersetzung:

Israel hat Rache geübt!
Das Volk war willig zum Streit!
Preis sey Jehova!

Vernehmts, ihr Könige! merket auf, ihr Fürsten!
Mein Lied, mein Saitenspiel ist Jehova,
Israels mächtiger Gott!

Als du auszogst, Jehova, von Seir,
Ausrücktest von Edoms Flur,
Da bebte die Erde, der Himmel troff,

Die

Die Wolken troffen von Waſſer,
Die Berge zerfloſſen vor ihm,
Der Sinai vor Jehova, Iſraels Gott!

Als Samgar, Anaths Sohn, als Jael herrſchte,
Gieng man nicht auf richtiger Straße; die Wege hörten auf;
Der Reiſende gieng krumme Felſenwege,
Die Dörfer hörten auf in Iſrael, lagen öde,
Bis ich Debora aufſtand,
Bis ich aufſtand, Iſraels Mutter.

Neue Götter hatt' es ſich gewählt;
Da kam Krieg vor ſeine Thore.
Kein Schild ward jetzt geſehn, kein Spieß in Iſrael,
Unter vierzigtauſenden.

Iſraels Helden liebt mein Herz,
Die willig für das Volk ihr Leben wagten.
Auf lobet Jehova!

Die ihr reitet auf weißen Eſelinnen,
Sitzet auf köſtlichen Decken.
Und die ihr zu Fuße wandelt,
Dichtet alle ein Lied!

Statt des Geſchreys der Beutetheilenden
Bey den Schöpfbrunnen,
Rede man da von Jehovens großer Wohlthat,
Von der Wohlthat, die er dem Landvolk Iſraels erzeigt;
Und dann komm zurück zu den Thoren, Jehovens Volk!

Wach auf, wach auf, Debora!
Wach auf, wach auf, und ſing ein Lied!
Auf, Barak, hohl ein deine Gefangenen, Sohn Abinoams!

Da gieng herab der kleine Haufe ins Thal gegen Stärkere,
Jehovens Volk zog mit ihm hinab gegen Helden.
Zuerſt von Ephraim die Bewohner Amaleks;
Drauf folgte Benjamin, mit deinen Völkern, Ephraim, vereint;

Von

Von Manasse kamen die Feldherrn;
Von Sebulon der Völker Befehlshaber;
Issaschars Fürsten kamen zu Debora,
Issaschar war Baraks Stütze,
Folgte ins Thal ihm nach.

Bey Rubens Bächen war viel Ueberlegung.
Was saßest du zwischen den Hürden, Ruben,
Zu hören das Blöcken der Heerden?
Bey Rubens Bächen war viel Ueberlegung.
Auch Gilead blieb jenseit des Jordans;
Und Dan, was wohnt' es unter den Schiffen?
Auch Asser blieb an der Küste,
Ruhig in seinen Häfen.

Doch Sebulon achtete des Lebens nicht,
Und Naphthali, im hohen Schlachtgefild.

Die Könige kamen, kämpften,
Da kämpften Kanaans Könige,
Zu Taanach, an Megiddos Fluth *).
Aber umsonst; kein Stückchen Silber erbeuteten sie.
Der Himmel stritt wider sie;
Die Stern' aus ihren Bahnen stritten;
Der Kison schwemmte sie hinweg,
Der Bach der Kämpfe, Kison!
Da zertrat ich die Starken;
Da stampften der Rosse Hufe,
Und ihre mächtigen Reuter flohen!

Fluch über Meros, spricht Jehovens Bote,
Und über seine Bürger Fluch;
Sie eilten nicht Jehova zu Hülfe,
Jehova nicht zu Hülfe, unter die Helden.

Heil Jael! Heil dir, Hebers des Keniters Weib!
Vor allen Weibern dir!
Vor allen Weibern der Gezelte dir!
Er forderte Wasser, sie gab Milch,

Brachte

*) Dieser Vers fehlte hier in der Uebersetzung.

Bracht ein köſtlicher Schaal' ihm ſaure Milch, *)
Streckte die Linke ſchon aus nach dem Nagel,
Und mit der Rechten ergriff ſie den ſchweren Hammer,
Schlug Siſſera, zerſchlug ſein Haupt,
Durchſtieß, durchbohrte ſeine Schläfe.
Da wand er ſich zu ihren Füßen, fiel, und lag,
Da krümmt' er ſich zu ihren Füßen, fiel,
Und wo er krümmend ſich geſtreckt
Da lag er erblaßt.

Zum Fenſter ſah heraus die Mutter Siſſera,
Und rufte ängſtlich durchs Gegitter:
Warum verzieht nun ſein Wagen noch?
Warum ſo langſam der Räder Schritte?

Drauf ſprachen ihrer Frauen Weiſeſten,
Und ſie gab ſelbſt zur Antwort:
Beute holen ſie ein, und Beute theilen ſie aus;
Ein Mädchen, oder zwo, jedem Mann;
Bunte Kleider zur Beute für Siſſera,
Bunte, geſtickte Kleider zur Beute,
Bunte, doppelt ſchön geſtickte Decken um den Hals **) zur Beute.

So kommen um deine Feinde, Jehova!
Und wer dich liebt, iſt wie die Sonn' in ihrem Aufgang.

VI. Apologie für Kennikott, von Paul Jacob Bruns. Daß Hr. Bruns Hrn. D. Kennikott, dem er ſein ganzes Glück verdankt, gegen Hrn. Hofr. Tychſen, Hrn. Prof. Eichhorn, auch gegen unſere Bibliothek XXXIV. S. 341. vertheidigen würde, war wohl zu erwarten; aber in der That ſagt dieſe Apologie nicht viel. „Daß nicht alle Marginalien „hebräiſcher Manuſcripte, ſchreibt er, von Kennikott übergangen ſind, zeigt § XVII. der Vorrede, und das Werk ſelbſt. (Wirklich fanden wir Varianten des Randes, oder wo er etwas

*) Saure Kameelsmilch, die berauſchet. Herr Moſes hat חמאה durch Rahm überſetzt.

**) Wohl nicht, um den Hals eroberter Schönen, wie Herr Moſes überſetzt; ſondern für Siſſera's Mutter und ihre Kammerfrauen.

was suppliert, das der gedruckte Text nicht hat, öfter von ihm angemerkt.) Was aber die ausgelassenen, und am Rande, manchmal auch zwischen den Linien des Textes ergänzten Buchstaben oder Wörter anbetrifft: so werden die, die hebraische Manuscripte mit Aufmerksamkeit durchgegangen sind, wissen, und die dieses nicht gethan haben, müssen es sich von andern sagen lassen, daß fast beständig ein ausgelassenes Wort mit kleinern Buchstaben, entweder am Rande oder im Texte selbst ergänzt ist; und zwar eben so, wie es der sogenannte masorethische Text lieset. Dieses gilt, wiewohl nicht in einer so großen Ausdehnung, von den ausgelassenen Lesemüttern. Man kann also allemal annehmen, daß, wo eine Auslassung in der kennikottischen Bibel bemerkt ist, auch eine Ergänzung derselben statt findet. Die Stellen, wo dieses nicht geschehen, sind so gering, daß sie gegen die andern in keinen Betracht kommen. Will man aber sagen, daß jene hätten bemerkt werden sollen, weil sie zum Beweise dienen, daß der Korrektor die ausgelassenen Worte in dem Kodex, womit er konferirt, nicht angetroffen habe; so frage ich, wie wenn der Korrektor diesen Vers nicht konferirt hat, wie wenn er nicht suppliert, weil er aus Unachtsamkeit die Omission nicht bemerkt hat?" Unserer Meinung nach hätten Kennikott und seine Gehülfen, wo sich eine Omission fand, die auch am Rande vom Korrektor, der wohl meistens der Kopist selbst gewesen, suppliret war, gar keine Variante daraus machen, und überall nichts anmerken sollen; aber da würden sie freylich wenig, zumal wenn auch die rabbinischen Lesemütter wären übergangen worden, anzumerken gefunden haben. Der seel. Reimarus sagte dem Recens. einmal, er habe für Hrn. Kennikott keine Handschriften vergleichen mögen, weil dieser ihm kein kritisches Urtheil, was anmerkenswürdig, und was es nicht wäre, hätte gestatten wollen. Wenn Herr Br. nachher Hrn. Hofr. Tychsens Auszügen, nicht bloß in den bützowischen Sammlungen, sondern auch im Repertorium, obgleich den letztern weniger, Mangel an Genauigkeit und Treue vorwirft: so hätte er bedenken sollen, daß manche, oder vielleicht alle diese Fehler, die ihn zu dem Urtheile veranlaßten, dem Setzer gehören konnen. Hr. Br. scheint aber auch selbst mit Hrn. Kennikott nicht ganz zufrieden zu seyn; so verstehen wir wenigstens folgende Stelle: „darf ich meinen Namen nennen: so habe ich schon lange, hauptsächlich auf meinen Reisen, und nachher bey den Korrekturen die von dem Schreiber des Textes verschiedene Hand auszuspähen, mich bemühet, und

wenn

wenn Gründe vorhanden waren, zu glauben, daß sie der Schreiber des Kodex selbst gemacht, so habe ich es in meinen Auszügen angezeigt; und ich glaube, daß nachher seltern davon Gebrauch gemacht ist.

VII. C. G. Tychsen von dem in den Gegenden des baltischen Meeres so häufigen alten arabischen Silbergelde. Nicht selten werden in den von der Ostsee bespülten Ländern arabische Dirhems mit kufischer Schrift ausgegraben, die unter den erstern Chalifen geprägt worden. Hr. Justizr. Niebuhr hat auf seiner orientalischen Reise keine einzige dieser Silbermünzen angetroffen, und alles alte arabische Silbergeld scheint sein Grab in den Gegenden am baltischen Meere gefunden zu haben. Ueber diese Wanderung der orientalischen Münzen führt der V. verschiedene unstatthafte Meinungen an. Er selbst vermuthet, daß sie durch den Handel hieher gekommen, den ehedem die Russen mit den am kaspischen Meere wohnenden Muhammedanern, und dann die Liefländer und andere an der Ostsee belegene Handelsstädte mit den Russen getrieben haben. Denn erstlich, alle bisher an der Ostsee gefundene kufische Münzen sind unter den bagdadischen Chalifen bis 1010 geprägt worden, worunter doch die der semanidischen Regenten von 892 bis 998 die zahlreichsten sind. Auch fehlt es nicht an silbernen persischen Münzen, die bey den Arabern vor Anlegung der arabischen Münze 695 im Gebrauch waren, und noch nachher müssen im Gebrauch gewesen seyn. Wie nun Moez Ledinâllah im zehnten Jahrhunderte Aegypten eroberte: so war die nothwendige Folge davon, daß zwischen den ägyptischen und bagdadischen Chalifen alle Gemeinschaft aufgehoben ward, und der bisher über Alexandrien geführte starke orientalische und indische Handel sich zum Theil nach Rußland hinzog, und den Grund zur Handlung der Städte an der Ostsee und dem nachmaligen Hanseatischen Bunde legte. Hieraus läßt sich erklären, woher bloß das von den bagdadischen Chalifen selbst, oder unter ihren Namen von den Semaniden, Buiden, ingleichen von den Persern geprägte Silbergeld nach Rußland, und weiter an die Ostsee habe kommen können. Weil nämlich die Bagdader Chalifen die ägyptischen nicht für rechtmäßige Chalifen erkannten, werden sie alles Geld, worauf ihr Name stand, mit Einwilligung der semanidischen Regenten, in ihrem Gebiete verboten haben. Ferner trifft man auch unter diesen arabischen Münzen keine einzige Kupfermünze an; gleichfalls ein Beweis, daß sie zum Handel gedient haben. Hierbey aber ist doch das

merkwürdig, daß man auch keine Goldmünzen oder Dinare zur Zeit gefunden hat. Entweder also hatte das Gold in den nordischen Ländern, wegen seiner großen Seltenheit, der Zeit noch keinen bestimmten Werth; oder sein Verhältniß war zum Silber zu hoch; oder die Russen behielten für ihren Antheil die Goldmünzen, und überließen die Silbermünzen den Kaufleuten der Städte an der Ostsee. Weiter finden sich unter den Münzhaufen auch viele Bruchstücke. Sie dienten, weil das Geld im Handel gewogen ward, das Fehlende am Gewichte zu ersetzen. Endlich findet man die arabischen Münzen und Bruchstücke von Münzen, auch oft mit Brakteaten vermischt, welches noch ein Beweis ist, daß sie nach dem Gewicht, gleich andern christlichen Münzen, im Handel üblich gewesen. Der V. verspricht, vielleicht einmal ins Repertorium ein Supplement zu den von Kehr und Aurivillius gelieferten und erklärten Münzen einzurücken.

VIII. D. Joh. Christoph Döderlein zu den Hexaplen des Origenes. Der Verf. setzt hier seine ehemaligen Beyträge zu den Resten der alten griechischen Uebersetzungen fort, und giebt noch mehrere Verbesserungen und Vermehrungen zum Montfaucon. Diesesmal über die Klaglieder des Jeremias, nebst den Lesarten und Fragmenten anderer Versionen aus einer nürnbergischen Handschrift.

IX. Abweichungen der griechischen Uebersetzung des Propheten Amos vom hebräischen Texte, nach der waltonischen Polyglottenbibel. Es sollte heißen, der alten Uebersetzungen; denn auch die übrigen Alten sind verglichen. Vielleicht ist dieses Stück von eben dem Verfasser, der die Varianten zum Maleachi geliefert hat. Sonderbar lautet, was auch der V. zuerst anzumerken versichert, daß Amos vielleicht den Namen נוקד erhalten, weil seine Heerde aus einer gewissen Art von Schaafen, die kurze Füße haben, und vorzüglich in der arabischen Provinz Basrain gefunden werden, bestanden habe. Die Ableitung von نقد hatte inzwischen schon Bochart Hieroz. P. I. p. 442. gegeben; aber vielleicht richtiger schreibt Drusius bey unserer Stelle: Dicti, ut opinor, a notandis pecoribus, quod est נקד in lingua Ebraeorum. Antiqui enim pecora sua signabant, iisque notam inurebant, quo sic ab alienis discerni atque dignosci possent. Auch bey den Arabern heißt das Verbum نقد, pungere. Falsch ist auch, was hier dem Drusius beygelegt wird; Bochart meinte, die

die LXX hätten vielleicht ἐν παλαιστίνῃ geſchrieben. Aber vielmehr, ſagt beſſer Druſius, war die urſprüngliche Lesart der LXX ἐν παιδείᾳ, wie auch Theodotion, der gemeiniglich den LXX folgt, hatte, und wie ſie 2 Kön. III, 4. היה נקר durch ἐν παιδὶ überſetzen. Wir ſchlugen noch IX, 6. auf, um zu ſehen, was der Verf. über das ſchwere Wort אגרה angemerkt hätte; aber wir fanden ihn hier ſehr unvollſtändig. Er überſetzt aedificium ſuum, wie Simonis, und vor ihm Schultens, der Obſervat. arab. ad Gen. p. 198. aedificium ſuum, i. e. eccleſiam, in terra fundavit, überſetzt. Beſſer hätte er, nach der eigentlichen Bedeutung von أخاء, wie Herr D. Dathe, auf den wir verweiſen, fornicem geſetzt. In der Anmerkung über die Ueberſetzungen der Alten, ſagt er, ſey ihm Druſius ſchon vorangegangen; aber er hat gar nicht dieſes Gelehrten Vermuthungen über die LXX angezeigt. Druſius ſelbſt überſetzt, et faſciculum ſuum (aquas inferiores in faſciculum colligatas) iuxta terram fundat, und ſo möchten auch die LXX τραγγελίαν αὐτῆ für ἐπαγγελίαν αὐτῆ geſchrieben haben; oder vielleicht hätten ſie אַגְרוֹת von גר für אַגְרוֹת geleſen.

X. D. Joh. Jak. Griesbach über die verſchiedenen Arten deutſcher Bibelüberſetzungen. Unſere ſchwankende Theorie von Bibelüberſetzungen, und die Schwierigkeiten, mit denen insbeſondere ein Bibelüberſetzer zu kämpfen hat. Der Verf. meint, man müſſe mehrere Arten von Bibelüberſetzungen haben. Zuforderſt eine zum öffentlichen kirchlichen Gebrauch, deren Haupteigenſchaft der höchſte Grad der Genauigkeit ſeyn ſoll, und ſo wenig erklärend, als nur immer möglich. Eine zweyte, die ſich nur bemühe, die Gedanken der Verfaſſer ungeändert in reinem Deutſch vorzulegen, und die ſich wie ein Original leſen laſſe, ohne doch dieſe uralten Bücher zu modernifiren, oder ihnen ihr eigenthümliches Gepräge zu rauben. Endlich drittens noch eine erklärende Ueberſetzung. Die Abhandlung iſt mit vieler Einſicht geſchrieben, und verdient ganz geleſen zu werden.

Mo.

Bibliotheca auctorum claſſicorum hiſtorica. *Pars I.* — *Flavii Eutropii* breviarium hiſtoriae romanae. Selectas interpretum animad-

verſiones ſuasque ad uſum ſcholarum adiecit *Henricus Braun*, Elector. Gymnaſ. Boioar. Dir. Monachii, 1779. 11 Bog. in 8.

Bibliotheca auctorum claſſicorum poetica, ad uſum Gymnaſiorum electoralium Boioariae, *Tomus I. Phaedri* ſelectae fabulae. Selectas Int. animadv. ſuasque adiecit, *Henr. Braun.* Monachii. 1779. 5 Bogen in 8.

M. Tull. Ciceronis orationes ſelectae. Selectas Int. animadverſ. ſuasque adiecit *Henr. Braun.* Monachii. 1779. 15 Bog. in 8.

Der Hr. Director Braun vermehrt ſeine mannichfaltigen Verdienſte, die er bereits um das baieriſche Schulweſen hat, hier aufs neue durch die Veranſtaltung einer Suite der auf Schulen gewöhnlichen lateiniſchen Schriftſteller, wovon wir hier einen dreyfachen Anfang, einer hiſtoriſchen, einer poetiſchen und rhetoriſchen Sammlung, vor uns haben. Die Titel ſagen es ſchon, daß Hr. Br. die Anmerkungen der ältern Herausgeber, auszugsweiſe geſammelt und mit den ſeinigen vermehrt hat. Es iſt dies auf eine eben ſo ſparſame als zweckmäßige Art geſchehen, und die Noten ſind, wie ſie für Schüler ſeyn müſſen, nicht kritiſch, ſondern erklärend, und erläutern ſowohl die Sache als den Ausdruck, und das Eigenthümliche der guten Latinität. Befremdet aber hat es uns, unter den Reden des Cicero, außer andern, die gewöhnlich auf Schulen geleſen werden, auch die Rede für den Milo zu miſſen. Vielleicht hat ſie Hr. B. übergangen, weil ſie mehr als andere, eine gerichtliche Rede iſt; ſie iſt aber auch die Quelle und das Muſter, beynahe zu allen Regeln der oratoriſchen Erfindung, und aus dem Grunde zur Erklärung für Anfänger wichtig. Einer jeden Rede iſt eine etwas ausführliche Zergliederung vorgeſetzt; auch hat es uns gefallen, daß die Abſchnitte derſelben nicht nach den Kapiteln, deren Zahlen jedoch an den Rand geſetzt ſind, ſondern nach Maaßgabe der Sachen, gemacht worden ſind.

M. Tull.

M. Tull. Ciceronis de Officiis Libri III. ad fidem codicum manuſcriptorum emendati. 13 Bog.

M. Tullii Ciceronis Laelius et Cato maior ſ. de amicitia et de ſenectute libri, ad fidem Codd. Mſcr. emendati. Baſileae, apud Schweighauſer. 1779. 7 Bog. 8.

Ein überaus ſauberer und korrekter Abdruck dieſer bekannten Bücher zum Gebrauche auf Schulen, ohne Noten, ohne Varianten, ohne Inhalt und ohne Index. Ob wirklich dabey neue Handſchriften gebraucht worden, und was das für welche ſind, können wir aus Mangel einer Vorrede nicht ſagen. So viel wir wenigſtens dieſe Ausgabe mit andern verglichen haben, haben wir keine merkliche Abweichungen des Textes wahrgenommen. Schade aber iſt es, daß den beyden kleinern Schriften des Cicero nicht auch die Paradoxa deſſelben beygefügt worden ſind, die in andern Ausgaben damit verbunden zu ſeyn pflegen, damit dieſe nette Ausgabe die vielen ſchlechten aus den Händen der jungen Leute verdrängen könnte. Denn wo nun einmal auf Schulen der Reihe nach auch dieſes Buch geleſen wird, und wir billigen es ſehr, wenn es geſchieht: da würde dieſe Baſeler Ausgabe ihre ältern Schweſtern doch nicht völlig entbehrlich machen.

Pk.

Ἀνακρεοντος Ὠδαι. Anacreontis Carmina e MSS. Codd. et doctorum Virorum coniecturis emendata. Argentorati. Excudebat Heitz. 1778. 8 Bog. in 12.

Druck und Behandlung verrathen den Namen des Herausgebers, den man aus der griechiſchen Anthologie und manchen andern Arbeiten als einen großen und geſchmackvollen Kenner der griechiſchen Litteratur kennen wird. So wenig auch der beſcheidene Titel verſpricht, ſo groß ſind die Vorzüge dieſer kleinen und niedlichen Ausgabe; und man ſollte kaum glauben, daß dem Herausgeber noch ſo viel zu verbeſſern übrig geblieben ſey, wenn man die Menge der Schriften überrechnet, welche über den Anakreon in dieſem Jahrhunderte erſchienen ſind. Die Anmerkungen ſind kurz und alle zweckmäßig; ſie

schränken sich bloß auf die veränderten Stellen ein. Man muß aber stets darbey eingedenk seyn, daß Hr. v. Brunck, der Herausgeber, seine erste Ausgabe in der griechischen Anthologie zum Grunde legte, und die dort vorgeschlagenen Verbesserungen hier ohne Umstände in den Text aufgenommen hat. Die neuerlichen Verbesserungen, welche den eigenthümlichen Vorzug dieser zwoten Ausgabe bestimmen, rühren aus der Vergleichung der Vaticanischen Handschrift und den Anmerkungen des Salmasius her. Wir lesen auf der 115 Seite der Observationum, daß auf der Königl. Bibliothek zu Paris die Papiere des Salmasius aufbewahret sind, worinn er die Varianten der Vaticanischen Handschrift aufgezeichnet und beurtheilt hat. Diese Papiere waren nach des Verfassers Tode in den Besitz des Hrn. de la Mare zu Dijon gekommen, wo sie der Präsident Bouhier nutzte, und den Inhalt in sein Exemplar der Barnesischen Ausgabe eintrug. Dieses Exemplar erhielt Hr. von Brunck von dem Marquis de Bourbonne zum Gebrauch, so wie auch die Originalpapiere des Salmasius von der königl. Bibliothek. Daraus sind manche Anmerkungen des Verfassers ganz abgedruckt worden. Man sieht aus dieser Vergleichung, daß Barnes die Lesarten der Vaticanischen Handschrift nicht allein sehr unvollständig, sondern auch sogar fehlerhaft angegeben hat. Selbst Dorville, welcher die Handschrift zu Rom verglich, hat manche Abweichung verschwiegen, wenn er bey Gelegenheit einer Stelle über den Charikon sich auf die Handschrift berief. Wie viel überhaupt Anakreon in dieser neuen Ausgabe gewonnen habe, werden die Leser am besten aus nachfolgender Anzeige übersehen und beurtheilen können. Wir wollen uns aber nur auf das Neue einschränken, und übergehen daher alle die Stellen, welche Hr. von Br. schon vormals abgeändert oder erklärt hatte.

Im 5ten Liede V. 2. hat er stillschweigend seine vorige Verbesserung aus der Vaticanischen Handschrift, μίξωμεν τῷ Διονύσῳ, zurückgenommen; dagegen im 7ten sein ξανίζων ἐκέλευε συντροχάζειν in den Text aufgenommen. Ueberdieß hat er noch die Lesarten der Vaticanischen Handschrift χαλεπὸς und ἐκέλευε vorgezogen. In dem letzten Verse, meint er aber, schicke sich τῆξεν, welches Salmasius dem πῆξεν in der Handschrift vorzog, nicht wohl zum Worte ἰδρώς. Im 9ten Liede hat er, nach Anleitung des Tollius übern Ausonius S. 97. drucken lassen: τίς δὲ; τί σοι μέλει δί; ferner steht: πῶτα δ' ἂν χορίνω — συνιάζω In der Vaticanischen Handschrift steht deutlich,

συνιάσω;

συκιάσω, nicht, wie Barnes sagt, συκιάζω. Diese Lesart veränderte Salmasius, um des Sylbenmaaßes willen, in συκιάζω, und darnach hat Hr. B. auch das andere Wort abgeändert, weil er glaubt, daß ἄν in dieser Bedeutung auch könne mit dem Präsens verbunden werden. Im 10ten Liede läßt er den Verkäufer des wächsernen Amors ganz dorisch sprechen, καροτέχνας — συοικῶν, und dennoch hat er ὀπτόσυ stehen lassen. Im 11ten Liede hat er nun nach Valkenärs Urtheile über den Theokrit auch die Lesart τί, κατίλη χιλιάων, aufgenommen. Im 14ten Liede hat er τί γὰρ βάλωμίν ἔξω gesetzt, und diese Lesart soll in der Handschrift stehen, nicht aber βάλοιμεν, wie Barnes sagt. Im 17 steht aus eben dieser Handschrift τοείνων — βαθύνας gedruckt; über den Sinn des τοείνων sehe man des Hrn. Heyne Antiquarische Aufsätze II S. 134. Nach dem 13ten Verse καὶ βότρυας κατ' αὐτῶν, (nach Salmasius,) hat Hr. B. zween neue Verse aus der Vaticanischen Handschrift eingerückt: καὶ Μαινάδας τρυγώσας· ποιῶ δὲ ληνὸν οἶνα. Hierauf folgen noch einige Verse in der Handschrift, welche Hr. B. für untergeschoben hält. Es sind folgende: λησβάτας πατοῦντας, τὰς Σατύρας γελῶντας, καὶ χευμᾶς, τὰς Ερωτας καὶ Κυθέρην γελῶσαν. Im letzten V. hat die Handschrift: Ερωτα κ' Αφροδίτην. 18, 2. steht nach der Handschrift, κόκκαλον ἤδη, nicht ἤδύ. Hernach: τὰ τερπνὰ τὴν πρῶθ' ἡμῖν weil in der Handschrift τὰ πρῶτ' ἡμῖν τὰ τερπνὰ steht. Im 7ten Verse lesen wir hier, μὴ τῶν παρ' οἴνῳ τελείτων ξίνον τὸ μοὶ τορύσης, welches freylich einen sehr guten Sinn giebt. In der Handschrift fand Salmasius παρ' αἴνῳ geschrieben, und rieth daraus auf παρ' οἶνῳ. Hierauf ist nun die Verbesserung des Hrn. B. gebauet. Verschiedene andere abgeänderte Stellen übergehen wir, denn das ganze Gedicht ist das Druckerlohn nicht werth. 20 ist im letzten Verse μόνον ποθὶ τάτει με, aus der Handschrift gedruckt, welches ohne Zweifel richtiger als πατεῖν ist. 21, v. 4. ist προδοθεὶς ἀναστενάζω gedruckt, nach einer Verbesserung des Salmasius, welcher in der Handschrift πυρωθεὶς, oben drüber aber auch sein προδοθεὶς geschrieben fand. 22, v. 5. hat Hr. B. verbessert μ' ἐρεθίζει; denn παρ' αὐτὸν hat die Handschrift. Im Anfange lesen wir hier: Παρὰ τὴν σκιὴν Βαθύλλῳ καθίσω, καλὸν τὸ δένδρον. Dieses ist ein Einfall des Salmasius, weil er Βαθύλλῳ in der Handschrift fand. Hr. Brunck setzt hinzu: Venusta imago! Anacreon in umbra Bathylli sedens, quem arbori comparat. Solch ein Urtheil von dichterischen Schönheiten und Bildern

werden wenige mit uns dem Herausgeber nachſprechen; und es iſt ſichtbar, daß der ſcharfſinnige, geſchmackvolle Mann ſich durch das Anſehen ſeines Währmannes und die Neuheit der Idee verführen ließ. 23, V. 1. iſt die Verbeſſerung des Sevin ὁ πλεῖστος ἄγει Κρόνου aufgenommen, und im 4ten θάνατος vom Hrn. von Medenbach; im 2ten billiget er mit Salmaſius die Lesart der Handſchrift παρῆχε θνητοῖς. V. 6. lieſt er, οὐ δ' ὅτι πω πρίασθαι, nach Anleitung einer Verbeſſerung des Davis über Cicero N. D. II. 47. — 24, v. 7. τὸ τέρμα ſtatt τέλος, ſcheint allerdings das Sylbenmaaß zu verlangen. 32, v. 3. hat die Handſchrift: ἀ κυματαῖος. Hieraus beſtätigt ſich die Verbeſſerung des Davis, ἀ κύματ' οἶδας ἐνεῶν τῆς etc. welche Hr. B. aufgenommen hat. 36, v. 9. finden wir: πολιαὶ κάρα τίθυσι, wo ſonſt τίθυσι κάρα ſtand. Wider die Aenderung ſelbſt haben wir gar nichts, denn die erſte Sylbe in κάρα iſt allemal kurz; aber wenn Hr. B. ſagt: ἡ κάρη forma eſt ignota Anacreontis aevo, ſo möchte er ſich wohl ungemein in dem Alter des Gedichtchens irren, das nur ſehr platt, und am Ende wenigſtens ſehr ungriechiſch iſt: wer hat wohl jemals βρυχὺ ſtatt ἐν βρυχῷ geleſen? Und dann die ganze Wortfügung und Verbindung der Gedanken am Ende iſt hart und rauh. Doch darinne könnte vielleicht noch eine glückliche Verbeſſerung gute Dienſte thun; aber wie kommen denn die ἐντόμων ὀνύχων in das Zeitalter des Anakreon? Wer kannte damals die Rhetoren, was thaten ſie damals? So nothwendig iſt alſo eine allgemeine Unterſuchung des Alters der jetzigen Anakreontiſchen Gedichte, ehe man über Lesarten und Schönheiten, wie ſie dem Zeitalter des Dichters angemeſſen ſind, entſcheiden kann. Doch ſah ſich auch Hr. B. bisweilen genöthigt, an der Aechtheit einiger Lieder zu zweifeln. So hält er das 37ſte, 48ſte und 50ſte für untergeſchoben. 39, v. 10. πολυανθέσιν — ἐν ἀρούραις iſt aus der Handſchrift ſtatt ἀνθεσι geſetzt. 40, v. 4. hat die Vaticaniſche Handſchrift: κατακρούσας τὰς χεῖρας. Daher verbindet Salmaſius τὸν δάκτυλον mit ἐτρώθη, und fängt hierauf ein neues Colon an. Hr. B. folgt ihm, ſetzt aber κατάξας χεῖρας, welches complodere manus heißen ſoll; dieſes aber möchte wohl nicht ſo ganz richtig ſeyn, ſo wenig als man im Lateiniſchen plaudere manus in dem Falle ſagen könnte. Ob die complosio manuum eben auch der natürlichſte Ausdruck des Schmerzes von dem Stiche einer Biene ſey, wollen wir andre beurtheilen laſſen, welche die Erfahrung machen mögen. 43, v. 2. lieſt Hr. B. mit der Handſchrift

ὄτι

ὅτε, und v. 7. ὅλας statt ὅμως. 54, v. 10. hat er des Salmasius Verbesserung aufgenommen, ἔλιον ἐν ὄμμασι; denn auch die Handschrift hat ἐσιν.

Die meisten Fragmente, wie auch die Epigramme, welche den Namen des Anakreon führen, sind weggeblieben; dagegen folgen S. 66 kleine anakreontische Lieder von verschiedenen Verfassern. Erstlich das Lied, welches Casaubon übern Athenaeus S. 952 zuerst ohne den Namen des Verfassers herausgegeben hat. Salmasius fand es in der vaticanischen Handschrift unter dem Titel: συμποσιακῶν ἡμιαμβίων mit dem Namen Βασιλίου. Gleich darauf folgte das Gedicht, welches gemeiniglich dem Anakreon zugeschrieben wird No. 48: Δότε μοι λύρην Ὁμήρου, mit der Aufschrift τοῦ αὐτοῦ Βασιλίου. Wer dieser Basilius gewesen sey, überläßt Hr. B. andern zur Untersuchung. Gewiß ist dieses ein sehr wichtiges Datum für denjenigen, welcher die Aechtheit und das Alter der Anakreontischen Lieder untersuchen will. Nun folgen die Lieder der Sappho, eine Ode der Erinna, der Paean des Aristoteles. Den letztern hat Hr. B. hier ganz nach des Engländer Hurd über Horazens Epistel an die Pisonen Meynung S. 166 geordnet und verbessert, ohne ein Wort davon zu erwähnen. Zuletzt stehen alle die Skolia, welche Hr. B. in seiner Anthologie I. S. 154 gesammlet hat, mit einem einzigen Stücke vermehrt, ohne sonderliche Veränderungen. Am Ende der Anmerkungen hat der Herausgeber einen Brief des Bentley über ein Paar Stellen des Anakreon abdrucken lassen, welcher in einem französischen Buche, das jetzt wenige suchen werden, versteckt ist. Aber auch diese wenige Anmerkungen hatte schon ehemals der Verfasser der Anmerkungen über den Anakreon ausgeforscht und angeführt.

Scriptores Physiognomoniae Veteres, ex recensione *Camilli Perusci* et *Fr. Sylburgii*, graece et latine recensuit, animadversiones *Sylburgii* et *Dan. Guil. Trilleri* in Melampodem emendationes addidit, suasque adspersit notas *Joannes Georg. Fridericus Franzius*. Altenburgi, Impensis Richteri, 1779. 1½ Alphab. in 8.

Unter-

Unter allen diesen Schriftstellern verdient Aristoteles den Vorzug, weil er nach Principien seine Lehren vorträgt. Die übrigen sind elende Nachbeter, die ohne auf die Bestimmung und Richtigkeit der allgemeinen Gründe zu sehen, nur eine Menge Zeichen anhäufen, ohne irgend eine Beziehung. Die Sprache ist in allen diesen Schriften sehr schwer, und gröstentheils von den Abschreibern verunstaltet, so daß ein Ausleger ohne Handschriften, und ohne eine außerordentlich weitläuftige und genaue Kenntniß der Sprache, und insonderheit der eigenthümlichen Bedeutung eines jeden Wortes, worauf bey Bestimmung der Kennzeichen hier so sehr viel ankömmt, nicht das mindeste leisten kann. Den Mangel der Handschriften können und wollen wir dem Hrn. F. nicht vorwerfen; aber wie ein Mann wie er, ohne beynahe gesunden Menschenverstand zu haben, und ohne die gemeinste Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache, sich habe erdreisten können, seine allezeit zum Dienste der Presse bereitwilligen Hände an diese Schriftsteller zu legen, das begreifen wir nicht. Und doch wie hätte der Mann sich an einen Plinius und andre wagen können, wenn er seine Schwäche kennte und fühlte? Man erwarte also hier nichts, als was einem so elenden Schmierer in der Eile beyfällt, oder was er aus den Commentarien in der Geschwindigkeit zusammen raffen kann. Was kein Mensch begreift und versteht, erklärt er von Grund aus, und wo jedermann anstößt, da geht er ganz stolz vorüber. Die lateinische Version hat solche Abweichungen vom Texte, daß man nicht weiß, ob der Uebersetzer diese oder eine andre Schrift übersetzt hat. Diese Verschiedenheit rührt aber den Hrn. F. nicht; er geht seinen Weg fort, greift aus der Luft Stoff zu physischen, medicinischen und moralischen Anmerkungen, die ein wahres Brechmittel für einen vernünftigen Leser sind. Man sehe einmal S. 52 No. 65 wie der unflätige Mann so deutlich und praktisch erklärt, was ein Cinaedus ist, und thut, als wenn er sein ganzes Leben unter Onaniten und Sodomiten zugebracht hätte. Was gab ihm darzu Anlaß? Die gröbsten Fehler wider die Grammatik stehen einem solchen Menschen ganz wohl; diese trifft man auf allen Seiten an. Daß Hr. Prof. Gruner in Jena ihn solle zu dieser Arbeit ermuntert oder aufgefordert haben, können wir aus Achtung für diesen verständigen Mann nicht glauben: denn worzu hält sich die hungrige Schreibesucht nicht berechtiget? Sollten einige unsrer Leser mit unserm Urtheile unzufrieden seyn, oder Beweise verlangen: so mögen sie

selbst

selbst den eckelhaften Wust nachlesen, und sie werden für ihre Neugierde genug bestraft werden, insonderheit wenn sie sich entschließen wollen, die abscheuliche Vorrede zu lesen, worinne keine Spur von menschlicher Vernunft zu finden ist. Welch eine elende Figur müssen denn also diese Schriften, und insonderheit der brave Aristoteles, den Hr. F. ganz mit alten schmutzigen Lumpen behängt, und durch seine Unflätereyen besudelt hat, gegen Lavaters Physiognomik machen; da sie zu der Absicht aufgestellt werden, damit man sehen möge, wie viel von dem Glanze und Ruhme einer Wissenschaft, (wenn die Physiognomik anders diesen Namen noch verdient) welche jetzt so viele Liebhaber gewinnt, und schon so viele Köpfe verrückt hat, dem Altvater Aristoteles und seinen Nachfolgern gehöre. Die Anmerkungen des Hrn. Trillers zum Melampus, womit der Titel pranget, sind sehr kurz und des elenden Schriftstellers, über den sie gemacht sind, ganz würdig. In dem beygefügten griechischen Register hat sich Hr. F. wider seine Gewohnheit sehr kurz gefaßt. So klug war er also doch, daß er sahe, hier könnte er keinen Schritt thun, ohne zu stolpern. Sonst würde er uns gewiß mit ganz nagelneuen griechischen Worten, mit neuen herrlichen Wortfügungen, und andern grammatikalischen Entdeckungen bereichert haben.

Poetae Latini minores. *Tomus I.* Complectens Gratii Faliſci, M. A. Olympii Nemeſiani, D. M. Auſonii, aliorumque de venatione, Aucupio et Piſcatu Carmina et Fragmenta. In fine additum eſt Olympii Nemeſiani Carmen de laudibus Herculis. Curavit *Jo. Chr. Wernsdorf.* Altenburgi, ex Officina Richteria. 1780. in 8.

— — *Tomus II.*, in quo Bucolica et Idyllia. T. Calpurnii Siculi, A. Septimii Sereni, D. M. Auſonii, Severi Sancti, P. Optatiani Porphyrii, Aliorum. Curavit *Jo. Chr. Wernsdorf.* Ibid. 1780.

Von dieſer Sammlung haben wir an fünf Bände zu erwarten; in den nachfolgenden ſollen die ſatyriſchen Schriften, kleine Elegien und lyriſche Gedichte beyſammen erſcheinen. Kleinere Gedichte und Epigramme will Hr. W. nicht anders als um der Aehnlichkeit willen aufnehmen, und ſo findet man im erſten Bande einige Epigramme des Martial und Auſonius eingeſchaltet. Nach dem Inhalte werden die Dichter in verſchiedene Klaſſen und Bände vertheilt, alte und neue Verfaſſer neben einander geſetzt, aus Urſachen, welche wir aus den Vorreden nicht abſchreiben mögen. Man ſieht, daß es dem Herausgeber nur darum zu thun iſt, immer einen Band mit einer gewiſſen Klaſſe zu füllen; nicht aber unbekannte, und zerſtreute Gedichte in eine Sammlung zu bringen, welches dem Liebhaber ungleich angenehmer ſeyn würde. Denn man ſieht nicht ab, worzu die Gedichte des Columella und Petronius hier getrennt erſcheinen ſollen, da ſie überall zu haben ſind. Doch über die Anlage wollen wir mit dem Herausgeber nicht rechten, er mag immerhin ſeinen Weg gehn, wenn er uns ſeine Arbeit nur nützlich und angenehm macht. Aber beydes iſt leider! bey den beyden erſten Bänden überall vernachläßiget worden. Hr. W. ſchreibt ſo weitſchweifig, und ſoviel über die gemeinſten Dinge, mit ſo wenig Einſicht und Kritik über ſchwere Stellen, mit einem ſo alltäglichen Gefühle der dichteriſchen Schönheiten, daß man alle Geduld braucht, allein die Vorrede durchzuleſen, geſchweige denn die vielen und gedehnten Excurſus, welche meiſtens nicht mehr enthalten, als was mit ein Paar Worten hätte können ſogleich beym Texte geſagt werden. Ueberdies wimmelt alles von häßlichen Druckfehlern, wovon die geringſte Anzahl am Ende angezeigt ſteht. Die Regiſter ſind mehr für den Herausgeber als den Leſer eingerichtet, wenigſtens gilt dieſes von dem Regiſter über die Noten, worinn Sachen demonſtrirt werden, welche das Kind aus Comenii Orbis pictus ſchon kennen muß. Das bekannte Fragment vom Fiſchfange, welches dem Ovid beygelegt wird, hält er wegen der großen Aehnlichkeit des Ausdrucks für das Werk des Gratius; dieſe Aehnlichkeit finden wir nicht erwieſen, und ſelbſt haben wir ſie bey der Vergleichung nicht ausfinden können. Wie Plinius doch aber das Werkchen unter dem Namen des Ovids habe anführen können, darüber iſt ſo vielerley geſagt, daß einem angſt dabey iſt; vorzüglich nimmt ſich darunter die Etymologie vom Namen des Naſo aus, weil ſie ſinnreich und zugleich ſehr ſchicklich angebracht iſt, weil die Rede hier vom Gratius und

Ovidius

Ovidius war. Das auf dem Titel genannte Gedicht des Olympius Nemeſianus: De laudibus Herculis, ſteht in den Ausgaben des Claudianus, dem es gewöhnlich zugeſchrieben wird. Hr. W. eignet es dem Nemeſianus zu, aus einer Stelle des Scholiaſten über des Statius Thebais II. 58. wo es heißt: Poetae denique omnes aſſerunt leonem de his polis ortum, quem Hercules proſtravit, ut etiam Olympus ait. Erſt lieſet er Olympius, und dann bezieht er dieſe Anmerkung auf folgende Worte des erwehnten Gedichts: Taurus medio nam ſidere Lunae progenitus Dictaea Jovis poſſederat arva. Hier iſt zwar von keinem Löwen, ſondern von einem Stiere aus dem Mond die Rede; dieſe Verſchiedenheit erklärt Hr. W. ſo, daß der Scholiaſt nur etwas ähnliches habe aus dem Nemeſianus anführen wollen: ut eum ſimilia tantum caeteris, quanquam non de ipſo leone, dicere innuat. Dieſe Erklärung leiden zwar die Worte des Scholiaſten nicht wohl; unterdeſſen ſucht ſie Hr. W. durch die Vergleichung des Ausdrucks zu unterſtützen. Auch hier können wir der Logik des Herausgebers nicht folgen; unterdeſſen da vieles hier auf eine innere Empfindung ankömmt, wovon ſich keine Gründe angeben laſſen: ſo wollen wir der Muthmaſſung ihren Werth nicht ganz abſprechen. Von der Behandlung der Dichter im erſten Bande können wir wenig rühmliches ſagen; doch müſſen wir dem Herausgeber das Verdienſt zugeſtehen, daß er ſowohl im erſten als im zweyten Bande, ſorgfältig die Stellen des Virgil, Ovid und Statius aufgeſucht und angemerkt hat, welche irgend einer von den hier abgedruckten Dichtern vor Augen hatte. Der Text iſt höchſt ſelten verändert worden, und die fehlerhafteſten Lesearten, ſelbſt nach des Herausgebers Geſtändniſſe, ſind ſtehen geblieben. An Varianten fehlt es nicht, wovon aber die wenigſten beurtheilt werden, wenn ſie auch noch ſoviel für ſich haben. Alle Erläuterungen aus der Naturgeſchichte vermißt man, da ſie doch einen weſentlichen Theil der Kritik ausmachen ſollten. Im Gratius iſt ohne Hülfe einer beſſern Handſchrift faſt gar nichts auszurichten; doch glauben wir auch, daß mit den beſten Hülfsmitteln die holperichten, harten, und oft ſinnloſen Worte, ſchwerlich jemals werden Sinn, Schönheit und Anmuth erhalten. V. 399. Quid priſcas artes inventaque ſimplicis anni ſi referam? non illa metus ſolatia falſi tam longam traxere fidem. Gratius redet von den Mitteln wider die Tollheit der Hunde. Dieſe alte Mittel, ſagt er, würden nicht ſo lange geglaubt worden ſeyn, und bis jezt gebraucht werden, wenn ſie

der Beſorgniß des Herrn mit einer falſchen Hoffnung ſchmeichelten, kurz, wenn ſie vergeblich und falſch wären. Hieraus ſieht man, daß es nothwendig ſolatia falſa metus heißen muß. Hr. W. aber ließ ſich hier keinen Zweifel einfallen, und erklärt geradezu: non illa reemdia falſus metus aut vana religio Deorum invenit. Erſtlich ſollte er beweiſen, daß falſus metus könne gebraucht werden ſtatt religio, oder metus Deorum falſus; dann zweytens, wenn er ſolatia durch remedia erklärt, und, wie nothwendig iſt, zu metus falſi zieht, ſo heiſſen dies Mittel wider den Aberglauben, und nicht Mittel, welche der Aberglauben erfunden hat. Endlich zugegeben, daß die Erklärung des Hrn. W. richtig ſey, wie kann der Gedanke einen Beweis abgeben? illa a vana Deorum religione inventa remedia, ſolatia, tam diu fidem habuerunt, invenerunt. Dagegen iſt der Schluß, wenigſtens dem Anſcheine nach, richtig: illa non ſunt falſa, vana, metus dominorum remedia, quia tam diu fidem invenerunt. V. 405 iſt einer der ſchönſten und ſtärkſten Verſe im ganzen Gedichte. At ſi deformis lacerum dulcedine corpus perſequitur ſcabies; longi via peſſima leti. Hier druckt dulcedo das Jucken und darauf erfolgte Kratzen zugleich aus; wir hätten eine Stelle des Cicero Legg. I. 17. gerne angeführt geſehen, wo die verwandten Begriffe auf die nämliche Art verwechſelt werden. Sie heißt: quae natura bona ſunt, quia dulcedine hac et ſcabie carent. — Im zweyten Theile ſind die Eclogen des Calpurnius mit einer Handſchrift aus der gothaiſchen herzoglichen Bibliothek verglichen worden; alle Eclogen, welche ſonſt dem Nemeſianus zugeſchrieben wurden, hat Calpurnius hier als ſein Eigenthum wieder erhalten. Die Gründe ſind blos kritiſch, und bereits von andern angegeben. I. V. 74. exſultat quaecunque Notum gens ima iacentem, erectumque colit Boream, quaecunque vel ortu etcet. Obgleich im erſten Vers gar kein Sinn nach der Grammatik zu finden iſt; ſo ſchweigt dennoch Hr. W. ganz ſtill. Die Variante der einen Dorvilliſchen Handſchrift gens in tua iacentem führt uns auf die Lesart, welche wir für wahr halten: gens infra iacentem. V. 5. Quas errare vides inter dumeta capellas, canaque laſcivo concidere gramina morſu. Hier erklärt Hr. W. cana gramina durch albicantia pruinis aus dem Virgil Georg. III. 325 dum gramina canent. Aber er hätte erinnern ſollen, daß dieſes Beywort ſehr übel aus dem Virgil übergetragen iſt, weil die Rede in der größten Sonnenhitze gehalten wird; denn es heißt im Anfange torrentem pa-

tula

tula vitabant arbore solem. Wenn die Sonne brennt, so ist auf den Bergen gewiß kein Thau mehr zu sehen. Statt gramina, welches hernach im achten Verse von den Schaafen vorkommt, möchte hier wohl germina zu lesen seyn, weil bekanntlich die Ziegen mehr das Laub und die Schößlinge von Stauden und Bäumen als das Gras lieben. Die amantes lustra capellae V. 14 sind gar nicht erklärt, und doch steht lustra gewiß hier nicht in seiner gewöhnlichen Bedeutung, wie z. E. lustra ferarum. Es soll gewiß bergigte und buschichte Gegenden ausdrücken, und Calpurnius hatte vermuthlich hier die Stelle des Virgil in Gedanken: saltus et lustra ferarum. Nach dem Calpurnius folgen einige Possen aus dem mittlern Zeitalter, und hierauf das schöne ländliche Gedicht Moretum, unter dem Namen des A. Septimius Serenus, dessen Zeitalter nach ziemlich willkührlichen Muthmassungen in die Regierung des Vespasianus gesetzt wird. Bey dieser Gelegenheit sind mehrere einzelne übergebliebene Verse dieses Dichters aus den alten Grammatikern gesammlet worden. Diese Mühe verdiente Dank, wenn durch die Vergleichung dieser Bruchstücke die Meynung derjenigen unterstützt würde, welche das Moretum dem Serenus beylegen. Aber so geben sie weder Vergnügen, noch irgend einen Nutzen, und sind also hier ohne Zweck beygebracht, wo ganze Gedichte von einem bestimmten Inhalte sollten aufgenommen werden. Beym Moreto sowohl als bey der Copa ist die Helmstädtische Handschrift verglichen worden, welche allerdings einige vorzügliche Lesearten an die Hand giebt. Nach dem gekreuzigten Amor des Ausonius folgt ein kleines elendes Gedicht, oder Bruchstück, welches dem C. Cassius Parmensis zugeschrieben wird. Den Beschluß machen einige poetische Spielwerke, d. i. Gedichte oder Verse, welche so gemacht und gestellt sind, daß die Gestalt eines Altars, einer Syrinx, und einer Wasserorgel herauskommt. Man hat dergleichen Tändeleyen im Griechischen, welche dem Theokrit, Simmias und Dosiadas zugeschrieben werden. Im Lateinischen haben wir dergleichen von einem gewissen Publilius Optatianus Porphyrius, aus dem Zeitalter des Kayfers Constantinus, d. m dieser Mann ein Lobgedicht in verschiedenen Versarten von besonderer Bauart und Erfindung dedicirte, und dadurch die Rückkehr aus dem Elende erlangte. Er ist ohne Zweifel der Vater der noch im vorigen Jahrhunderte so beliebten Acrostichen und andrer poetischen Thorheiten; denn außer dem Lobgedichte auf den Kaiser, welches ganz in diesem Geschmacke geschrieben ist, hat

er noch versus anacyclicos gemacht, wovon hier die Ueberbleibsel gesammlet sind. Es sind elegische Verse, welche rückwerts gelesen werden können, und immer dieselben Verse bleiben. Quod genus recentioris artificii Diomedes L. III. Artis Grammat. p. 515. ed. Putsch. descripsit. Dieses ist die Anmerkung des Herausgebers; ob von dem Erfinder dieses Spielwerks dort etwas anzutreffen ist, wissen wir nicht, und können jezt das Buch nicht nachschlagen. Unterdessen sollte Hr. W. doch anzeigen, daß Porphyrius auch diese Erfindung von den Griechen genommen hat. Man findet in der griechischen Anthologie S. 85 der Wechelischen Ausgabe ein Gedicht auf den Hippokrates, welches den Namen ἀντιστρόφου führt, und ebenfalls rückwärts gelesen werden kann, unter dem Namen Νικομήδου, ὁ δὲ Βάττου. Doch hier hatte die Handschrift des Salmasius Νικοδήμου. Vermuthlich soll dies eben der Nicodemus Heracleotes seyn, unter dessen Namen mehrere dergleichen Epigramme S. 551 stehen. Herr von Brunck hat diese Gedichte zusammen unter der Aufschrift Νικομήδους Σμυρναίου ἀντιστρόφου gebracht, Analectorum T. II. p 382 ohne den Grund dieser Aenderung anzugeben. Soviel wir wissen, hat er diese Aufschrift von den drey letztern Epigrammen hergenommen, welche nicht in der Anthologie standen; sondern in neuern Zeiten erst in Rom aufgefunden und bekannt gemacht worden sind. Darinne kommt ein Arzt Nicomedes vor, oder vielmehr sind von ihm die Aufschriften; der italienische Herausgeber muthmaßte, daß es der Nicomedes aus der Schule des Erasistratus, von Smyrna, sey, dessen Strabo gedenkt. Auf einen so schwachen Grund bauete Hr. v. B. und legte, wir wissen nicht warum, demselben Arzte alle die andern Gedichte der Anthologie bey, wovon nur eins ihm unter einer sehr zweifelhaften Aufschrift beygelegt ist. Dergleichen Sorglosigkeit verwirrt die Geschichte und Chronologie der griechischen Dichter gar sehr; so daß man auch hier schwerlich mit Gewißheit das Alter der anacyclischen Verse wird bestimmen können. Die meiste Aufmerksamkeit verdient wohl das dritte Gedicht des Porphyrius in Gestalt einer Wasserorgel, worinn zugleich eine, obgleich kurze, Beschreibung dieses Instruments gegeben wird. Hr. W. hat dabey die Beschreibungen der Alten verglichen, und die Geschichte dieses Instruments ausgeführt, doch so, daß man überall Genauigkeit vermißt. Der 46ste und 47ste Vers sind zur Einsicht in die Bauart und Einrichtung des Instruments besonders brauchbar und merkwürdig: sub quibus unda latens properantibus incita

incita ventis, quos vicibus crebris iuvenum labor haud sibi discors hinc atque hinc animatque agitans augetque reluctans. Hieraus erhellet deutlich, daß zwey Menschen neben dem Wasserhälter standen, und Luft hineinbrachten, welche durch die Orgelpfeifen drang, und Töne zeugte. Auch auf einer Münze beym Pantini stehen zwey Menschen neben dem Wasserkasten, und Athenäus IV. 24 sagt: cum aqua a iuvene percutitur. Wie konnte durch Schlagen die Luft in die Röhren gebracht werden? Hr. W. antwortet: aquae ut spiritum conciperent, vel vento per folles immisso excitari, vel vectis aliquo torqueri agitarique solebant. Wie dieser vectis angebracht und gebraucht ward, erklärt er nicht; und die Stellen, welche er anführt, geben nur Erläuterung. Severus sagt blos: quae tenuem impellens animam subremigat undam. Aus den Versen des Claudian de Consul. Mallii 315 intonat erranti digito, penitusque trabali recte laborantes in carmina concitat undas, ist auch nichts weiter als der Gebrauch des Vectis zu ersehen, den Vitruv X. 13 bestätiget; sehr unwahrscheinlich ist die Meynung des Barth, welche Hr. W. annimmt, daß der Orgelspieler zugleich mit den Füßen den Balken getreten habe. Sie wollen nämlich beyde lesen: pedibusque trabali recte laborantes in carmina concitat undas. Für den Gebrauch der Blasebälge bey den Wasserorgeln hat Hr. W. kein einziges gültiges Zeugniß angeführt; denn was er auf der Münze beym Tristan gesehen haben will, ist bloße Einbildung; die Stelle des Porphyrius redet eben so wenig von Blasebälgen, wie jeder Leser sieht; und endlich die Stelle des Julian gehöret ja deutlich zur Beschreibung einer Luftorgel. Aber es gab noch eine zweyte Art die Luft des Wassers in Bewegung zu bringen, nämlich durch untergelegtes Feuer. Dies scheint eine spätere Erfindung zu seyn. Wir wollen das einzige Zeugniß des Wilhelm von Malmesbury, welches wir kennen, (denn Hr. W. weiß davon nichts) aus du Cange Glossarium im Worte Organum hersetzen. Organa hydraulica ubi mirum in modum aquae calefactae violentiam ventus emergens implet concavitatem barbiti, et permulti foraтiles transitus aeneae fistulae modulatos clamores emittunt,

Th.

10. Erziehungsschriften.

Der Kinderfreund, ein Wochenblatt. 14. 15. 16. Theil. in 8. Leipzig, bey Crusius.

Dieses allgemein beliebte Kinderbuch erhält sich noch immer bey seinem Werth. Indessen sind einige Stücke flüchtiger, als man sichs fürs Kinder erlauben sollte, gearbeitet; ein Fehler, der in unsern Zeiten sehr gemein ist, wo jeder sich gut genug hält, für Kinder zu schreiben, wovor sich aber ein sonst so vortreffliches Kinderbuch besonders hüten sollte. Th. 14, S. 117 heißt es: „Luischen bat, daß sie eine Fabel erzählen dürfte, die ihr Herr Spirit einmal auswendig gelernt hätte.“ S. 118. „Auf jedem Hof, in Stadt“ ꝛc., wo mans mit leichter Mühe hätte besser machen können: auf Höfen, in der Stadt. Ebendaselbst. Tageslang — ihm wiltern. S. 121 „kein Wort nicht hält.“ — S. 123. „Du hast dich in der That meines Sohnes Blut schuldig gemacht.“ S. 62. „Sein Wort auf Kosten seines Verlustes halten.“ S. 65. „Jenes ist ein Spielwerk für Kinder: das kannst du zu nützlichen Dingen brauchen.“ Hier muß statt das, durchaus dies stehen, wenn die Kinder nicht falsch lesen sollen. Doch vielleicht ists ein Druckfehler, deren ich mehrere finde, (wenigstens halt ich manche gramma the Schnitzer dafür) die aber in Kinderbüchern noch sorgfältiger als in andern verhütet werden sollten. S. 66. „Die Hälfte,“ ꝛc. Hier muß das die nothwendig mit größern Lettern gedruckt werden, wenn es den Kindern verständlich seyn soll. Ueberhaupt könnte man durch die größern Lettern manchmal in Büchern für Kinder sowohl als Erwachsene das richtige Lesen und das leichtere Verstehen sehr befördern. — Das kleine Schauspiel: Versprechen muß man halten, ist eins der besten für Kinder, sowohl dem Inhalt als der Ausführung nach. Eben das muß ich von dem Stück des funfzehnten Theils sagen; welches heißt: Die Friedensfeyer, oder die unvermuthete Wiederkunft; und gleichfalls von der natürlichen Zauberey, im sechzehnten Theil.

Schauplatz der Natur und der Künste, in vier Sprachen, deutsch, lateinisch, französisch und italienisch.

Sechster Jahrgang. Wien bey Kurzböck, 1779. Von 48 Platten und 48 Beschreibungen.

Man hat Ursache, sich über die Fortsetzung dieses so nützlichen Werks zu freuen, und den Schulen Glück zu wünschen, wo es gebraucht wird. Rec. erkennt, daß der Werth desselben völlig so sey, wie er in der Vorrede angegeben wird. Das Latein scheint hin und wieder nicht simpel genug zu seyn. Im Französischen sind viel Druckfehler, und hin und wieder hätte es können besser gegeben werden. „Vielleicht, heißt es in der Vorrede, nimmt dieses Werk mit dem sechsten Jahrgange einen Stillstand, um sowohl die Stimme des Publikums wegen der Fortsetzung abzuwarten, als auch dem Verfasser Zeit zum Nachdenken zu lassen, welche Lücken ausgefüllt, welche Mängel verbessert, und welche Mittel ergriffen werden müssen, um noch einige Theile vielleicht so zu bearbeiten, daß bey Erscheinung derselben wenigstens ein gewisses Ganzes den Liebhabern derselben vorgelegt werden könne.“ Ein höchst vernünftiger, lobenswürdiger Vorsatz, zu dessen Ausführung dem Hrn. Verf. die Erinnerungen vieler Pädagogen von Einsicht zu wünschen sind.

Gedanken, Vorschläge und Wünsche ꝛc. ꝛc. Von Resewitz. Des zweyten Bandes drittes Stück. Berlin bey Nicolai, in 8.

Die erste Abhandlung in diesem Stück ist eine Fortsetzung der im vorigen Stück angefangenen, über die Natur und Anwendung der Strafen in Erziehungsanstalten. Ihr Inhalt ist: Man kann alles zur Strafe machen, wenn man nur will, wenn man nur eine unangenehme Empfindung damit zu verknüpfen weiß. — Man muß die gelindesten Mittel zuerst versuchen, dadurch bekömmt man eine lange Reihe Strafen, und ist nicht in Gefahr sie ganz verbrauchen zu dürfen; der edle Sinn wird dadurch erweckt; sogar ist dies bey schlechten Seelen möglich. — Strafen müssen aus den natürlichen Folgen der Vergehungen hergenommen werden; welches freylich in öffentlichen Anstalten seine Schwierigkeiten hat. — Strafen und Belohnungen müssen so wenig als möglich schulmäßig seyn, d. i. sich nicht bloß auf die Schule einschränken und beziehen, wenn sie erziehend seyn sollen. (Ein schwe-

wo aber höchst nöthiger Punkt! Ich möchte wissen, ob der Hr. Verf. alle Folgerungen aus diesem Grundsatze gezogen hat, die sich daraus ziehen lassen. Es scheint nicht, denn sonst würde er ihrer wohl erwähnt haben. Bey den bisherigen Schuleinrichtungen sind ich es unmöglich, diesen Grundsatz zu befolgen.) Man behandele den Zögling eben so, wie er einst als Mann, nach dem moralischen Werth seiner Gesinnungen und Thaten von jedem gesunden Kopf und Herzen behandelt werden wird. (Geht wieder nicht an bey den bisherigen Schuleinrichtungen, soviel ich sehen kann.)

Die zweyte Abhandlung ist überschrieben: Vorschlag zur Verbesserung der Dorf- und Landschulen, in einem Briefe an den Herausgeber. Hieraus muß ich eine lesenswürdige Stelle abschreiben, die gleich zu Anfang steht, S. 21. „Mit Recht heißt es: so lange man noch keine gute Seminarien hat, kann man auch in den Land- und Dorfschulen keine wahre und allgemeine Verbesserung erwarten. Aber wo sollen gute Seminarien herkommen? Es lassen sich keine anlegen, noch durch tüchtige Männer zweckmäßig betreiben, daß ihre Anlage und Erhaltung nicht Geld kosten sollte. Sobald man aber von Ausgaben und Kosten spricht, welche der Staat oder der Fürst anzuwenden hat, so ist es beynahe so gut, als hätte man Vorschläge in die Luft gethan. Erfolgt auch der Nutzen und Vortheil eines Vorschlags nicht gleich unmittelbar, so predigt man meistentheils tauben Ohren. Der Vortheil, der aus den moralischen und politischen Wirkungen einer gemachten Einrichtung erst mit der Zeit, wenn auch gewiß, zu erwarten seyn soll, wird selten des Augenmerks werth geachtet. Ueberhaupt scheint auch unser Zeitalter zur Berechnung der Renten, welche die Erzeugung politischer und moralischer Tugenden dem Staate einbringen würde, noch nicht reif zu seyn. Sie sind noch kein Finanzprincipium geworden, und werden es auch wohl sobald nicht werden. Das ist die Ursache, warum es mit Anlegung der Seminarien, und mit denen, die angelegt sind, nicht recht fort will; sie leisten das nicht, was sie leisten könnten und sollten. Es kann auch nicht anders seyn. Die Schulseminarien, die ich wenigstens zu kennen Gelegenheit gehabt, sind aus Mangel eines hinreichenden Fonds andern Anstalten angeflickt, und können ganz natürlich nicht mit dem Eifer, welcher der Wichtigkeit des Zwecks angemessen ist, sondern nur als ein Nebenwerk behandelt werden.“ Wie gern schrieb ich aus

dieser

dieser vortrefflichen Abhandlung noch mehr ab, besonders davon, wie Unterricht und Arbeit in den Landschulen mit einander abwechseln müßten, wenn ich Platz hätte. Aber jeder, der über die Erziehung nachdenkt, wird sie ja doch selbst lesen.

No. 3. ist eine schöne Rede von den Vortheilen des Friedens, welche auf die Schulen zurückfallen, vor den Landständen gehalten, von M. K. T. Thieme, Rektor des Lyceums zu Lübben.

No. 4. enthält Fragen, die bürgerliche Erziehung betreffend. „Es scheint, sagt Hr. R., theils noch an Mitteln und Vorkehrungen zu fehlen, eine solche bürgerliche Erziehung recht in Gang zu bringen; theils auch die gewöhnliche Schul- und akademische Erziehung sehr vieles noch in sich zu fassen, das auf die künftige Brauchbarkeit der Subjekte nicht zweckmäßig hinwirkt, an die Bestimmung eines jeden Studirenden in seinem Fache nicht sattsam anpaßt, oder gar derselben hinderlich ist, und dem Geiste eine ganz andere Stimmung und Richtung giebt. Ich wage es nicht, mich darüber positiv zu erklären, weil ich vielleicht einen großen Theil der gelehrten Welt gegen mich haben möchte u. s. w.“ Freylich wohl; aber desto mehr werden diejenigen Hrn. R. beystimmen, denen der Kopf durch Gelehrsamkeit (ich wollte daß ich ein ander Wort hätte, Gelehrterey oder so eins, um nicht den Schein zu haben, als wollte ich der ächten, gehörig erworbenen und gut verdauten Gelehrsamkeit eins anhängen) nicht verschoben ist; desto mehr Dank werden diese ihm für seine Fragen und ihre Beantwortung wissen. Die erste Frage heißt: Was ist bürgerliche Erziehung? Bürgerlich ist die Erziehung derjenigen, welche zu keiner der vier Fakultäten gerechnet werden können, Gymnasien und Akademien nicht zu besuchen pflegen, und die gewöhnliche lateinische Laufbahn nicht durchwandern. Die zweyte Frage: Verdient diese Erziehung nicht Aufmerksamkeit; und sollte sie nicht nach ihrer Bestimmung zweckmäßig betrieben werden? Wider die Sache selbst möchte wohl Niemand, einige lateinische Männer ausgenommen, etwas einzuwenden haben. Aber wie fördert man diese Erziehung? Eines Theils sucht man dem Bedürfniß dadurch abzuhelfen, daß man die Kinder, die bürgerlichen Geschäften gewidmet sind, so lange in den lateinischen Schulen mitlaufen läßt, als es ihre Bestimmung erlauben will; sie lernen doch, heißt es, einen lateinischen Terminum u. s. w. Andern Theils hat man an verschiedenen Orten angefangen, in

die lateinischen Schulen einige Fächer des Unterrichts zum Nutzen des Bürger- oder Kriegsstandes einzuschieben. Nun hat es den Schein, daß viel Realien getrieben werden. Aber ich fürchte, sagt Hr. R., es hat nur den Schein. Denn einmal müssen diejenigen, welche nicht studiren, in einer solchen gemischten Anstalt vieles doch mitlernen, was ihnen zu ihrer künftigen Bestimmung nichts nützt, oder — oder — . Nächstdem fehlt es auch an den nöthigen Lehrbüchern, an tauglichen Lehrern, an Hülfsmitteln zur richtigen Methode, wissenschaftliche Kenntnisse bürgerlich brauchbar zu machen. Man muß dies alles bey Hrn. R. selbst nachlesen, um die Unbequemlichkeit und Schädlichkeit der beyden obgedachten Nothmittel einzusehen. Die dritte Frage: **Wären also zu dieser bürgerlichen Erziehung nicht noch Vorkehrungen nöthig, wenn das für sie geleistet werden sollte, was geleistet werden muß, wenn sie nützlichen Erfolg auf das bürgerliche Leben, und besonders auf den erwerbenden Stand haben soll?** Es ist unmöglich, aus der fürtrefflichen Beantwortung dieser Frage einen Auszug zu machen. Man müßte jede Zeile abschreiben, besonders da, wo Hr. R. von der Einrichtung der nöthigen Lehrbücher redet. Die vierte Frage: **Sollte aber diese bürgerliche Erziehung nur für den werbenden und geschäftigen Stand gehören; sollte sie nicht auch für den sogenannten gelehrten Stand nöthig seyn?** u. s. w. „Diese Frage thue ich mit großer Sorgsamkeit, sagt Hr. R., denn ich weiß, daß ein großer Theil des gelehrten Standes diese Frage gerade zu verneinen wird.“ Das wird er, und wer sie bejaht, der wird ein ganzes Wespennest über den Hals kriegen, Daher wird sie auch niemand leicht öffentlich bejahen, (wenn ers gleich in seinem Herzen thut) als ich, nämlich Recensent, der ich mich für dem Zorn des gelehrten Volks nicht zu fürchten habe, und ihre Verachtung meiner nicht fühle Die fünfte Frage: **Müssen nicht alle, welche sich einem sogenannten Fakultätsstudium gewidmet haben, viel Jahre hinter einander über den alten Autoren brüten; und sind es die meisten, oder die wenigsten, welche sie recht verstehen lernen, und in ihrem künftigen Geschäfte weiter nutzen können und wollen?** Durch die Beantwortung dieser Frage, die der Rec. völlig eben so gegeben haben würde, wird sich Hr. R. nicht minder den Unwillen der Gelehrten zuziehen, als wenn er die vierte Frage bejahend beantwortet hätte. Besonders werden die lateinischen Männer

über

über ihn schreien, die ihn ehemals, als er wider das Lateinlernen ex usu schrieb, (s. 1. B. 3. St. S. 17 f.) auf ihrer Seite hatten, und ihn itzt als ihren Gegner ansehen müssen, nach dem zu urtheilen, was er von den neulateinischen Lehrbüchern, und von dem Lateinlernen durch den Umgang sagt. Eben so wird die Beantwortung der sechsten und siebenten Frage nur den wenigen Edeln gefallen, die über die gehörige Vorbereitung auf Akademien zum Predigtamt, zur Verwaltung der Gerechtigkeit, und zur Sorge für die Gesundheit nachgedacht und es oft beseufzet haben, daß man die Jugend hier so ganz den verkehrten Weg führt, und das, was sie künftig brauchen können und müssen, nicht von dem absondert, was bloß für die gelehrte Neugierde ist; daß man auch immer eine Theorie lehrt, und daß an praktische Uebungen gar nicht gedacht wird. Aber freylich muß man die Schuld hievon nicht sowohl den Lehrern als der Einrichtung der Akademien beymessen. Jene können keinen andern Weg einschlagen, als den sie selbst ehemals geführt worden sind, und wenn sie könnten und wollten, so würde es ihnen an Beyfall der Zuhörer, vielleicht auch der Obern, und durch beydes gewöhnlich an Brod, wenigstens an Muth, fehlen, ihre Neuerung bey dem Widerwillen der Obern, der Collegen und der Commilitonen, und bey dem Mangel eines ehrlichen Auskommens durchzusetzen. Ist es ihnen zu verdenken, daß sie bey dem alten Schlendrian bleiben, so lange bis dieser von höherer Hand abgeschafft wird?

No. 5. ist eine Rede an die studierende Jugend bey Eröffnung der Lektionen im April 1779, ganz im Geist eines Reiswitz.

No. 6. ist eine Aufgabe, betreffend den besten Entwurf einer Methode den Styl junger Leute zu bilden. Hr. R. hat einen Preiß von sechs Dukaten auf die beste Beantwortung dieser Frage gesetzt. Da die bestimmte Zeit dazu verflossen ist, so wartet Rec. mit Verlangen auf die Mittheilung einer oder mehrerer Beantwortungen dieser Frage, die auch ihm bey seinem Schulleben immer sehr wichtig gewesen ist, und worauf er für sich eine Antwort gefunden hat, die, wenn er sie hier kurz, und ohne die nöthigen Gründe beyzufügen, sagen wollte, vielen darum nicht gefallen würde, weil sie die Stylübungen auf eine von der gewöhnlichen sehr abweichende Art einrichtet.

Hz.

Kleine Beyträge zur pädagogischen Litteratur, von J. E. F. Schall. Breslau, bey Mayer. 244 Seiten. 8.

Die meisten dieser Aufsätze sind schon durch die pädagogischen Unterhandlungen bekannt gemacht worden. Einigen derselben sieht man es freylich an, daß der V. nicht in seinem Fache schreibt; indeß enthalten doch alle irgend einen oder den andern guten Gedanken, der uns für das Unreife einiger anderer völlig schadlos hält. Ich will die Aufsätze, so wie sie auf einander folgen, anzeigen.

I. Diogenes und der junge Criton, ein pädagogisches Gespräch; wäre wohl passender überschrieben: ein Gespräch für junge Leute, weil es nicht eigentlich Anweisungen für den Erzieher, sondern vielmehr Lehren, und zwar recht gute Lehren für den Jüngling enthält, die Vermeidung erkünstelter und ausschweifender Modevergnügungen betreffend.

II. Ueber die Erziehung des weiblichen Geschlechts, eine wohlgemeinte Erinnerung an Väter und Mütter. Keine besondere Vorschriften, sondern nur eine allgemeine Ermahnung, die Bestimmung der Töchter in Erwägung zu ziehen, und also keine Virtuosinnen, sondern gute Hausmütter aus ihnen zu bilden. Zwar will der V. nicht, daß das weibliche Geschlecht von der allgemeinen überhand nehmenden Verfeinerung, und von den diese Verfeinerung bewirkenden Künsten ausgeschlossen seyn soll; „aber, redet er die „Aeltern an, daß ihr so ganz das Maaß und den rechten Ge„brauch dieser Feinheiten der Erziehung verkennet; daß ihr da„durch die Köpfe eurer Töchter mit Wind füllet, und ihren „Herzen vor jenen stillen häuslichen Freuden und Beschäfftigungen, zu welchen sie doch bestimmt sind, einen Eckel beybringt; kurz, daß ihr durch selbige eure Töchter von der so „nothwendigen Tugend der Häuslichkeit abführt, wozu ihr sie „doch ganz eigentlich aufführen solltet; — das, das ist es, was „man euch vorwirft, u. s. w.“ O ein sehr ergiebiges Thema, worüber noch bey weitem nicht oft und stark genug gepredigt worden ist!

III. Pädagogische Gespräche über mancherley unerkannte Erziehungssünden. Auch dieser Titel ist nicht recht passend: denn, statt der mancherley unerkannten Erziehungssünden, ist der größte Theil dieser Gespräche einer Befrei-

ung

tung der Campischen Behauptung von der Schädlichkeit des durch die Erziehung erweckten Ehrtriebes gewidmet. Campe hat auf diese, so wie auf die Wezelschen und anderer Einwürfe, (die Federschen ausgenommen,) nicht geantwortet; er muß sie also wohl nicht für wichtig gehalten haben. Auch hat man in der That ihm seine Gründe so sehr verdreht, und ihnen zugleich so viel Seichtes entgegengesetzt, daß eine Vertheidigung gegen solche Einwürfe sich der Mühe nicht sehr belohnen würde. Hier z. E. wird zuerst, als Axiom, vorausgesetzt, daß die Ehrliebe ein Theil der Selbstliebe sey, und dann auf folgende Weise daraus geschlossen:

„Erstlich: ist die Ehrliebe ein Theil der allgemeinen „Selbstliebe, so ist es geradezu thöricht, sie unterdrücken, oder „gar ausrotten zu wollen; denn welcher vernünftige Mensch „wird behaupten, daß die Erziehung irgend einen Naturtrieb „ausrotten müsse, oder wer wird solches insbesondere von der „Selbstliebe behaupten?“

Erstlich vergißt der V. bey dieser Folgerung, daß nicht von der Ausrottung des Ehrtriebes, sondern bloß davon die Rede sey: ob dieser Ehrtrieb auch durch die Erziehung angefacht, und als moralische Triebfeder gebraucht werden müsse? Zweytens ist auch der Satz: daß die Ehrbegierde ein Theil der allgemeinen Selbstliebe sey, nicht einmal wahr, geschweige ein Axiom. Nicht ein Theil der Selbstliebe, sondern eine besondere Modification derselben ist die Ehrliebe, so wie jede andere Neigung oder Abneigung, sie sey gut oder böse. Neid, Selbstsüchtigkeit, Geiz, Zorn, Rachsucht, Wollust, u. s. w. sind eben das, und also müßte auch von ihnen eben derselbe Schluß gelten, daß sie nicht unterdrückt, nicht ausgerottet, sondern als Triebfedern bey der Erziehung gebraucht werden müssen, weil sie — Modificationen, oder, wie unser Verf. sich unschicklich ausdrückt, Theile der Selbstliebe sind. Welche Armseligkeit!

„Zweytens, fährt der Verf. in seiner Argumentation „fort: Ist die Ehrliebe ein Theil der allgemeinen Selbstliebe: „so kann sie bey der Erziehung nicht übergangen, sondern muß, „so wie diese, nothwendig gebildet und gelenket werden.“

Wieder dieselbe falsche Voraussetzung, und also auch wieder eben derselbe falsche Schluß! — Sein dritter und vierter Beweis a priori lauten also:

„Drittens: Ist die Ehrliebe ein Theil der Selbstliebe; „so ist sie eben um deshalb zugleich eine sehr wirksame Triebfeder

„des

„des Herrens, und wenn sie das ist — setzt er vielleicht hinzu „— so ist sie auch ein kräftiges Mittel zur Beförderung des „Guten, und so kann sie also auch als solche bey der Erziehung „zur Bildung des Verstandes und des Herzens mit Nutzen ge„braucht werden.“ Auch hierauf bedarf es keiner andern Antwort, als daß dieß alles von jeder andern Leidenschaft, sie sey welche sie wolle, auch gelte.

Sonderbar ist es, daß die Vertheidiger des Ehrtriebes, sobald nun von der Ausübung die Rede ist, mit dem Ankläger desselben fast auf einem und eben demselben Puncte zusammentreffen, und beynahe eben dieselben Behutsamkeitsregeln vorschreiben, welche aus der erkannten Schädlichkeit der Anwendung dieses Triebes bey der Erziehung fließen. Man höre nur;

„Ich glaube, daß man über den richtigen Gebrauch der „Ehrliebe, als einer moralischen Triebfeder bey der Erziehung, „folgende zween Grundsätze angeben kann. Einmal, daß der „Gebrauch der Ehrliebe, als einer moralischen Triebfeder über„haupt genommen, mehr negativ, als positiv seyn müsse; oder „daß man die Ehrliebe der Kinder mehr durch den Begriff von „Schande, als durch häufige Ertheilung willkührlicher Belch„nungen und Ehrenzeichen in Bewegung setzen müsse. Zwey„tens, daß man hierbey sein Verfahren so einrichten müsse, „daß bloß die Achtung und Liebe derer, die mit den Kindern „umgehen, der Gegenstand ihrer Ehrliebe würde. Durch Be„folgung des erstern dieser Grundsätze würde man, glaube ich, „verhüten, daß die Ehrliebe der Kinder weder zu heftig, noch „eitel, noch auch die einzige Ursache ihrer guten Handlungen wür„de; und durch Befolgung des zweyten würde man, außer die„sen Vortheilen, auch noch den erhalten, daß die Ehrbegierde „der Kinder zugleich auf die Liebe ihrer Mebenmenschen gerich„tet würde, und also auch in der Folge nicht leicht in eitle „Ruhmsucht, oder gar Herrschsucht ausartete Denn derjenige „Gebrauch der Ehrliebe, da man die Kinder nur immer durch „Vorhaltung und Ertheilung eitler Ehrenzeichen zu spornen „sucht, scheint mir durchaus falsch zu seyn.“

Nun vergleiche man hiermit, was Campe in dem kleinen Aufsatze, der zu dieser und mehrern Streitschriften Anlaß gegeben hat, dem Ehrtriebe bey der Erziehung zu substituiren räth; und man wird sich wundern, wie zween Schriftsteller, wovon der eine den andern bestreiten zu müssen glaubt, so ganz gleichförmige practische Vorschriften aus so ganz entgegen

gesetzten

gesetzten Theorien herleiten konnten. Daß aus der Campischen Theorie diese Vorschriften wirklich fließen, ist augenscheinlich; wie hingegen unser Verf. ohne höchst inconsequent zu seyn, sie aus der Seinigen folgern könne, ist dem Recensenten wenigstens nicht einleuchtend.

IV. Sollte nicht, bey allem Reichthum an Erziehungsschriften in unsern Zeiten, gleichwohl in der Pädagogik noch eine sehr merkliche Lücke seyn? — Nur eine? Hundert würde der Verfasser gesagt haben, und auf Verlangen einer nähern Anzeige, wegen der Nachweisung ausser Sorgen gewesen seyn, wenn er selbst ein ausübender Erzieher gewesen wäre. Diejenige einzige Lücke, die er selbst bemerkt, ist freylich merklich genug, und besteht darinn, daß es noch so sehr an Anweisungen fehlt, wie bereits vorhandene fehlerhafte Neigungen und Gewohnheiten bey Kindern ausgerottet werden sollen; oder, wie nach Maaßgabe eines unverderbten, oder bereits mehr oder weniger verderbten Herzens, die Erziehung verschieden seyn müsse?

V. Ueber Hrn. Hofrath Schlossers öftere Einwendungen wider die Philanthropine, oder neuern Erziehungsanstalten; vornehmlich wider die neuesten Einwürfe desselben gerichtet, die in dem Vorschlage und Versuche einer Verbesserung des deutschen bürgerlichen Rechts vorkommen, und darinn bestehen, daß unsere Zeiten zu einer solchen Verbesserung der Erziehung noch nicht reif seyn sollen, weil der Verfall der Sitten und der äußerlichen Verhältnisse der Männer erst gehoben werden müßte, ehe man von solchen Anstalten Nutzen hoffen könnte. Die Antwort auf diesen Einwand ist kurz und bündig.

VI. Nöthige Erinnerungen gegen einige Stücke des philanthropischen Lesebuchs für die Jugend; größtentheils gegen Wezels modernisirten Robinson, insofern man denselben für ein Kinderbuch hat ausgeben wollen, und gegen andere von eben diesem Schriftsteller herrührende Stücke gerichtet. Dem Verfasser dieses Robinsons wird hier, nicht bloß vorgeworfen, sondern durch überzeugende Beyspiele gezeigt, daß sein Buch nichts weniger, als ein gutes Lesebuch für Kinder sey; daß er sich nicht zu der Empfänglichkeit seiner Leser herabzustimmen gewußt habe; daß er das Ganze des Romans nicht genug auf Erweiterung der Erkenntniß, und auf die moralische Bildung des Zöglings kalkulirt, viele gute Gelegenheiten,

heiten, nützliche Lehren und Reflexionen anzubringen, nicht genutzt, und dagegen oft zu ganz irrigen Begriffen Gelegenheit gegeben, und ganz unzweckmäßige Reflexionen eingestreuet habe. — „Wir empfehlen diese wirklich gründliche Kritik den meisten unserer Kinderschriftsteller zu einer gewiß nicht unnützen Beherzigung. —

VII. Welche Seite der Welt soll man jungen Leuten zeigen? Gleichfalls zur Beleuchtung eines unter eben dieser Ueberschrift in den pädagogischen Unterhandlungen sich befindenden Aufsatzes des nämlichen Hrn. Wezels. Da Rec. bey dieser Gelegenheit den hier beurtheilten Aufsatz nachlas, erstaunte er, daß man so unreife, für junge Erzieher so leicht verwirrende Raisonnements, einem Journale einverleibt habe, welches größtentheils von Leuten gelesen wird, die sich über Dinge, welche die Erziehung betreffen, Raths erhohlen wollen. Mußte das Dessauische Erziehungsinstitut sich dazu hergeben, diesem Hrn. Wezel, der sich so gern durch irgend etwas Sonderbares produciren möchte, zur Erreichung seiner eiteln Absicht, durch die Bekanntmachung seiner unverdaueten Einfälle, behülflich zu seyn?

VIII. Unvorgreifliche Beantwortung der S. 152. des philanthropischen Journals für Erzieher zur öffentlichen Beantwortung aufgeworfenen Fragen. — Die erste dieser Fragen ist: ob man Kindern oder Jünglingen es bekannt machen, oder es zu verbergen suchen müsse, daß die Ursache ihres Lebens ihre Aeltern sind? — Der Verf. zeigt zuerst, daß diese Frage ungeschickt abgefaßt sey, weil man vermuthlich etwas anders zu wissen verlange, als in demselben ausgedrückt wird: denn, sagt er mit Recht, was für ein Bedenken kann man haben, den Kindern bekannt zu machen, daß die Ursachen ihres Lebens ihre Aeltern sind? Er bestimmt darauf die zu allgemein abgefaßte Frage so: ob und zu welcher Zeit man jungen Leuten bekannt machen soll, in wiefern und auf welche Weise die Aeltern die Ursachen des Lebens der Kinder sind? und seine Antwort ist: der Erzieher muß dem Kinde hiervon so viel bekannt machen, als zur Befriedigung der entschlossenen Wißbegierde desselben nöthig ist; dem in die Welt tretenden, oder auch schon während der Erziehung Verführungen ausgesetzten Jünglinge aber muß er, auch ohne daß ihn dessen Wißbegierde dazu auffodert, bey Gelegenheit der Warnungen vor den innerlichen und äußerlichen Verführungen zur Wollust, auch nähere Umstände davon

von nicht verschweigen.“ Rec. ist überzeugt, daß diese Frage zu den vielen andern in der Erziehungslehre gehört, die allgemein weder bejahet noch verneinet werden können, und bey denen man sowohl auf die individuelle Lage jedes Kindes, als auch auf die Geschicklichkeit des Erziehers Rücksicht nehmen muß. Denn wenn irgend ein Unterricht mit großer Delicatesse und mit vieler Würde behandelt seyn will, so ist es dieser; und bey den Kindern findet eine so große Verschiedenheit der moralischen Bedürfnisse überhaupt, und in Ansehung dieses Unterrichts insbesondere statt, daß die Grade, wie weit man dabey zu jeder Zeit gehen soll, schlechterdings nicht eher bestimmt werden können, bis man den ganzen innerlichen und äußerlichen Zustand des Kindes in sorgfältige Erwägung gezogen hat. Doch ist Rec. versichert, daß ein in allgemeine, die Phantasie nicht reizende Ausdrücke eingekleideter ernsthafter und affectvoller Unterricht über die Entstehung des Kindes im Mutterleibe durch die gegenseitige Liebe der Aeltern, und über die für die Mutter damit verbundenen Unbequemlichkeiten, Sorgen, Schmerzen und Todesgefahr, nicht leicht zu früh gegeben werden könne, weil er theils das sicherste Mittel ist, zu verhüten, daß nicht die Einbildungskraft der Kinder bey zufälliger Weise gehörten oder gelesenen Ausdrücken, die auf die Entstehungsart des Menschen hinweisen, in eine gefährliche Geschäftigkeit gerathe; theils aber auch die Liebe und Dankbarkeit der Kinder gegen ihre Aeltern dadurch nothwendig befördert werden muß. —

Die zwote hier beantwortete Frage ist: Soll man erwachsene Kinder, wenn sie, genau und beständig beobachtet, das Laster der Onanie gar nicht zu kennen scheinen, doch davor warnen, und ihnen die Ausübung dieses Lasters mit seinen bösen Folgen begreiflich machen? Unser Verf. glaubt, daß sie verneint werden müsse, weil eine solche Belehrung immer gefährlich seyn würde, den einzigen Fall ausgenommen, wenn das Uebel, dem dadurch vorgebeugt werden soll, schon wirklich da ist. Ueberdem glaubt er, daß schlechte Gesellschaft und schlechte Bücher die einzigen Wege wären, auf denen die Jugend zu dieser unseligen Kenntniß gelangen könne, und daß also, diese abgeschnitten, für die Unschuld junger Leute gar nichts zu besorgen seyn würde. Er macht sich zwar selbst den Einwurf, daß es vielleicht noch einen dritten Weg gäbe, auf welchem ein junger Mensch zu der Kenntniß dieses Lasters gelangen könne, nämlich

lich das nach und nach von selbst entstehende Gefühl des Naturtriebes: allein er behauptet dagegen, daß dieser Fall äußerst selten sey, und wenigstens vor dem 16ten Jahre eines jungen Menschen sich nie ereignen werde.

Wollte der Himmel, daß diese ganze Behauptung eben so gegründet wäre, als sie zuversichtlich abgefaßt worden ist! Aber leider! ist sie auf mehr als einer Seite falsch; falsch, daß das eigene Verfallen in das Laster der Selbstbefleckung so selten sey; falsch, daß dieses nie vor dem 16ten Jahre geschehen könne; falsch also endlich, daß man für die Unschuld junger Leute nichts zu besorgen habe, wenn man sie nur vor böser Gesellschaft und vor bösen Büchern zu verwahren wisse! Vielen Aeltern und Erziehern wird die traurige Erfahrung, die ich hierüber gemacht habe, und zu deren Bekanntmachung ich mich verpflichtet fühle, unglaublich scheinen; aber ich bitte sie, bey der Wohlfahrt ihrer eigenen Kinder und Zöglinge, doch ja nicht leichtsinnig darüber hinzuschlüpfen, sondern sich wenigstens dadurch bewegen zu lassen, eine sorgfältige Untersuchung anzustellen, ob es mit der geglaubten Unschuld ihrer Kinder dann auch wohl wirklich seine völlige Richtigkeit habe. Meine Erfahrung nämlich ist diese: daß unter zwanzig höchstsorgfältig erzogenen Kindern von sechs bis zehn Jahren, kaum zwey gefunden werden, denen das Laster der Selbstbefleckung noch nicht bekannt ist; und daß die Hälfte davon ohne alle Anleitung, ohne alle Verführung, von selbst darauf zu gerathen pflegt. Dies ist wenigstens das traurige Resultat derjenigen Erfahrungen, die ich in meinem Kreise hierüber zu machen Gelegenheit gehabt habe: andere aufmerksame Erzieher, mit denen ich meine Beobachtungen auswechselte, gestanden mir, daß ihre eigene Erfahrung ohngefähr eben darauf hinauslaufe, weil auch ihnen höchstselten ein Kind, besonders von seiner Erziehung, vorgekommen wäre, welches nach genauer Untersuchung das Lob der Unschuld verdient hätte.

Die meisten Erzieher glauben diesem Laster durch eine sorgfältige Aufsicht vorbeugen zu können, und lassen sich dadurch einschläfern. Ich selbst habe dies ehemals auch geglaubt, und habe mich auch dadurch einschläfern lassen. Aber wie erschrack ich nicht, da ein Zufall endlich die Hülle von meinen Augen nahm, und mir ein Licht aufsteckte, von dem ich, wie vom Blitz, getroffen wurde. Ich erfuhr nämlich, daß Kinder, die ich für völlig unschuldig hielt, das Laster der Selbstschwächung

sogar

sogar in meiner und anderer Erwachsenen Gegenwart, auf eine so unmerkliche Weise getrieben hatten, daß keiner von uns, ohne ausdrückliche Veranlassung zum Argwohn zu haben, das geringste davon merken konnte. Aus andern Erfahrungen sahe ich ein, wie unzuverläßig auch alle die übrigen Kennzeichen dieses Lasters sind, weil ich Beyspiele von jungen Leuten kennen lernte, die dasselbe vom sechsten bis funfzehnten Jahre getrieben hatten, ohne daß in ihrer Wäsche die mindesten Spuren davon sichtbar gewesen waren, und ohne daß ihre von Natur gute Leibesbeschaffenheit dadurch auf eine merkliche Weise gelitten hatte.

Alle diese Erfahrungen, verbunden mit einer Erwägung der weichlichen, ruhigen, faulen, wollüstigen Lebensart, zu welcher unsere Kinder aus den sogenannten feinern Ständen jetzt durchgängig erzogen werden, haben es mir zu einem meiner festesten Grundsätze gemacht: jedes nach vornehmer Sitte erzogene Kind von acht Jahren und drüber, im zweifelhaften Falle für angesteckt zu halten, und darauf loß zu arbeiten, das unglückliche Geheimniß aus ihm herauszubringen. Die Erfahrung hat mich auch gelehrt, daß dieses nicht schwer sey, sobald man sich nur das Vertrauen der Kinder zu erwerben weiß, und nicht selten wird man finden, daß die Kinder gar kein Bedenken tragen, die Sache zu gestehen, weil sie höchstens nur den Begriff einer Unschicklichkeit, die man nicht vor anderer Augen begehen müsse, damit zu verbinden pflegen, ohne von den schrecklichen Folgen dieses Lasters auch nur das geringste geahndet zu haben.

Dieser Umstand macht es mir denn völlig gewiß, daß es die Pflicht des Erziehers sey, seine Zöglinge wenigstens vom achten Jahre an, vor diesem Leib und Seele verderbenden Laster zu warnen, und sie mit den schrecklichen Folgen desselben bekannt zu machen; wobey ich freylich voraussetze, daß er die Geschicklichkeit besitze, in solchen Ausdrücken davon zu reden, welche auf der einen Seite das Laster deutlich genug bezeichnen, und doch auch auf der andern Seite keine Funken auf die leicht entzündbare Einbildungskraft sprühen.

Den Einwurf, den man dagegen von der Gefahr zu machen pflegt, welche mit einer solchen Bekanntmachung verbunden seyn soll, ist so seicht, daß er keiner weitläuftigen Widerlegung bedarf. Das Kind nämlich ist mit diesem Laster entweder schon bekannt, oder nicht. Im ersten Falle sage ich ihm

nichts Neues, und die Anzeige der schrecklichen Folgen des ihm schon bekannten Lasters kann ihm doch wahrlich kein Bewegungsgrund seyn, es künftig öfterer zu begehen. Im andern Falle prägt sich die Kenntniß dieses Lasters in die noch unschuldige Seele des Kindes nicht von der verführerischen, sondern von der abschreckenden, scheußlichen Seite ein, und wird also, statt für die Unschuld desselben gefährlich zu werden, vielmehr eine Schutzmauer derselben seyn. In beyden Fällen aber wird man den Vortheil erlangt haben, dem Kinde die zur Vermeidung dieses Lasters dienende Vorsichtigkeitsregeln begreiflicher machen zu können.

Ehe ich von dieser kleinen Ausschweifung zurückkehre, will ich noch kürzlich diejenigen Mittel anzeigen, die mir gegen dieses Laster die wirksamsten zu seyn scheinen. Sie sind: erstlich eine aufrichtige Bekanntmachung der schrecklichen Folgen desselben; zweytens eine einfache, harte, arbeitsame Lebensart; drittens eine sorgfältige Vermeidung eines jeden Reizes der Einbildungskraft durch leichtsinnige Reden, schlüpfrige Bücher und Schauspiele; viertens Vermeidung der Einsamkeit, vornehmlich der müßigen; fünftens eine genaue Veranstaltung, daß die Kinder nicht eher zu Bette gebracht werden, bis sie durch Leibesbewegung gänzlich ermüdet sind, und nicht länger im Bette bleiben, als sie wirklich schlafen; sechstens eine Enthaltung von allen warmen, vornehmlich von allen erhitzenden Getränken, (wozu auch das Bier gehört,) und von allen erkünstelten, gleichfalls reizenden Speisen; siebentens Matrazen statt Federbetten; und endlich achtens so viel Leibesbewegung durch Handarbeit, als ihre Kräfte nur immer ertragen können. —

Die dritte Frage endlich, die unser Verf. in diesem Aufsatze beantwortet, ist: welch sicheres Mittel giebt es, Kindern, die zur nächtlichen Befeuchtung ihres Lagers angewöhnt sind, zu helfen? und diese beantwortet er durch folgenden Rath: „man lasse das Kind des Abends weder überflüßig trinken, noch viel Suppen genießen, und merke sich wenigstens so ohngefähr das Maaß, welches es von beyden zu sich genommen. Alsdann lasse man es wenigstens noch drey Stunden nach der Mahlzeit aufbleiben, eine Stunde vor dem Schlafengehen gar nicht mehr trinken; während dieser Zeit sich mäßige Leibesbewegungen machen; wenn sich eine Verhaltung des Urins zeigen sollte, des Abends Sallate essen, oder nach der Mahlzeit, (die aber nicht aus Milchspeisen bestanden haben muß,) einen Eßlöffel voll Essig und guten Oels trinken; nicht

eher zu Bette gehen, als bis es ohngefähr so viel Flüssiges von sich gegeben, als es zu sich genommen hat, (welche Untersuchung dem Erzieher nicht zu klein scheinen muß,) und endlich, zu besserer Beförderung der Ausdünstung, nicht unter Matratzen, sondern unter leichten Federbetten schlafen." — Diesen letztern Rath, das Kind mit Federbetten, statt Matratzen zu bedecken, ausgenommen, scheinen die übrigen Vorschriften sehr gut zu seyn.

Endlich bringt der V. auch seine Rothdurft in Ansehung des dermaligen Streits über die Rechtschreibung bey, und den Beschluß machen einige größtentheils schon bekannte Gedichte.

J. G. M. Grundriß der nöthigsten pädagogischen Kenntnisse für Väter, Lehrer und Hofmeister. Herausgegeben von Isaak Iselin. Basel, bey Flick. 1780. 248 S. 8.

Der Name des Herausgebers, und eine im Vorbericht enthaltene ausdrückliche Versicherung desselben, ließen in dem Verfasser dieses Grundrisses einen Mann vermuthen, „der „die verschiedenen Revolutionen, welche seit einiger Zeit in „dem Erziehungswesen vorgegangen sind, mit philosophischen „Blicken begleitet," und sich nun hingesetzt hätte, die Erndte zu sichten, um das gute Korn von der Spreu und dem Unkraute abzusondern. Dann würden auch allerdings, „Väter, „Lehrer und Hofmeister an diesem Buche eine kostbare Samm„lung der wichtigsten Grundsätze gehabt haben, welche bey der „Erziehung und bey dem Unterrichte zu beobachten sind, und „es würde dann auch wirklich das brauchbarste Handbuch der „Erziehung und des Unterrichts gewesen seyn, das bisher er„schienen wäre." Es thut uns aber leid, daß wir dieses Urtheil des Herrn Herausgebers nur unter einer Bedingung unterschreiben können, welche nicht erfüllt ist. Der Verfasser mag ein guter Mann, ein Mann von unbezweifelten Verdiensten seyn: aber ein philosophischer Beobachter ist er nicht. Sein Buch mag auch für manchen Leser seinen guten Nutzen haben; aber eine allgemeine und zugleich gründliche Revision der Erziehungswissenschaft, die nun alle andere Erziehungsbücher entbehrlich machte, ist es bey weitem nicht. Der Verf. scheint einige unserer besten neuen Erziehungsschriftsteller gar nicht einmal gekannt zu haben; und das, was er aus den

übrigen ausgezogen hat, ist beynahe immer gerade das bekannteste. Viele seiner eigenen eingestreueten Urtheile scheinen auch eine Berichtigung zu bedürfen. Z. E. „Um dem Zöglinge „die Religion recht überzeugend kennen zu lernen, so gebe man „ihm die heilige Schrift selbst zu lesen.“ Das dürfte nun wohl nicht das bequemste Mittel seyn; der Verf. müßte denn einen Auszug aus der Bibel gemeint haben. — „Die Kir„chengeschichte ist aber auch noch mit dem Religionsunterrichte „zu verbinden.“ Wie unbestimmt! Wann soll man denn nun anfangen, die Kirchengeschichte mit der Religion zu verbinden? Doch wohl nicht schon im achten, im zehnten Jahre des Kindes?

„Eine Kenntniß der Kirchenväter würde für einen jungen „Menschen nicht ganz überflüßig seyn; da die christliche Kirche „den Bemühungen und Einsichten derselben gewiß vieles zu „verdanken hat. Selbst die erbauliche Lebensart dieser Män„ner verdient, daß man sie einen jungen Menschen kennen „lehre.“ Gott bewahre uns, daß der Wust von Schulgelehrsamkeit, womit wir leider! die Kinderseelen bepacken müssen, nicht noch durch neue Zweige der Erudition, nach diesem Rathe unsers Verf., vermehrt werde. Wehe uns und unsern Hülern, und der ganzen Nachkommenschaft, wenn man künftig auch noch Kirchengeschichte und Patristik, zu den nothwendigen Schulstudien rechnen wird! Zu dem erbaulichen Leben der Kirchenväter wird der Verf. doch wohl die ewigen Zänkereyen und Ketzermachereyen derselben nicht mitrechnen.

„Ovids Metamorphosen, meint der Verf., könnten an „einigen Orten für junge Menschen vielleicht anstößig seyn; „man könnte sie also allenfalls überschlagen.“ — Terenz kann er nicht genug empfehlen. „Man wende aber, setzt er hinzu, „hier nicht ein, daß der Inhalt einiger Comödien, z. E. die „Eunuchi, nicht schicklich für junge Leute wären. (Und war„um soll man dies nicht einwenden, da es doch so wahr ist?) „Eine Antwort hierauf, sagt er, würde Hr. Lic. Simon Ra„heberger am besten geben. Er würde leicht zeigen, daß hier „keine Deckereyen statt hätten.“ Das heißt über einen ernsthaften Einwurf sehr leichtsinnig hinschlüpfen!

Doch genug von einem Buche, von dem wir nicht einsehen, was für eine Lücke eigentlich dadurch ausgefüllt worden ist.

Ueber

Ueber die Erziehung. Nebst einer Nachricht von der Neuruppinischen Schule. Berlin und Leipzig, bey Decker. 1779. 102 S. 8.

Eine ungemein lesenswürdige kleine Schrift, die wir allen Erziehern und Aeltern, besonders denen, die nicht Zeit oder Lust haben, viel Pädagogisches zu lesen, nicht genug empfehlen können. Sie ist ein körnichter Inbegriff der wichtigsten Erziehungslehren in einer männlichen, überaus eindringlichen Sprache abgefaßt. Die Gründe der Vorschriften sind nicht immer hinzugefügt; aber dafür hat der Verf. sie so nachdrücklich vorzutragen gewußt, daß man die Stimme der Wahrheit selbst zu hören glaubt, und sich gar nicht einfallen läßt, erst nach Gründen zu fragen. Doch man höre ihn lieber selbst in einigen Stellen, die wir uns nicht enthalten können abzuschreiben, und urtheile, ob unser Lob übertrieben sey:

S. 94. „Guter Gott und Vater, wie hat man deine „Menschen gemißhandelt, und wie mißhandelt man sie noch! „Man erstickt ihre edlen Triebe in der Geburt, und reizt nur „die niedrigen. Anstatt den edlen Trieb der Wißbegierde durch „sich selbst anzufachen, will man ihn durch körperlichen Schmerz „erwecken; man will ihnen Kenntniß und Wissenschaft einprügeln; anstatt den edelsten Trieb des Wohlwollens durch die „Freud' und Wonne, die er an und für sich selbst gewährt, zu „nähren, entflammt man nur den der Weisheit und Zufriedenheit des Menschen so gefährlichen Ehrtrieb. „Man wollte Menschen bilden, die die Kenntniß der Wahrheit, des Rechts und der Tugend unter ihren Brüdern durch „Lehre und Leben ausbreiten sollten, und vom Prügeln fieng „man ihre Bildung an, mit Entflammen des Ehrgeizes und „der Ruhmsucht hörte man auf. Daher kamen denn die Dunse, „Pedanten und Heuchler, die bleichen ruhmsüchtigen Neider, „die selbst nichts Gutes wirken können und wollen, und jede „aufs Gute gerichtete Wirksamkeit außer sich mit Quaal und „Widerwillen empfinden."

„Unterdrückt und schwächt, erweckt und stärkt einen Na„turtrieb durch den andern; aber immer den unedlern durch „den edlern, den, der minder, durch den, der mehr Freude „und Seeligkeit verschafft. Vertreibt die Trägheit durch sinnli„ches Vergnügen; unterdrückt den zu großen Hang nach sinn„lichem Vergnügen durch den Trieb nach Kenntnissen; beschränkt

„die Begierde nach Kenntnissen durch das Verlangen nützlich „zu werden — aber machts um Gottes Willen nicht umge„kehrt!“

„Der Trieb nach Kenntnissen, die dem Menschen selbst „angenehm und nützlich sind, und wodurch er sich um andere „verdient machen kann, das Streben, sich um das Wohl seiner „Mitbrüder Verdienste zu erwerben, sind viel edlere Triebe, ver„schaffen unendlich mehr reine hohe Seeligkeit, als der Trieb „nach Ehre, (es läßt sich das mit der größten Schärfe aus „der Natur der Seele beweisen.) Was ist es also für ein tol„les, verkehrtes Verfahren, daß wir Kinder und Erwachsene „durch Ehrbegierde zum Streben nach nützlichen Kenntnissen „und Verdiensten um die Welt, aufmuntern und anspornen! „Wahrhaftig, wir verhunzen die hohe, der Gottheit ähnliche „Menschennatur, und würdigen sie tief — tief herab!“

„Ich verdamme, verfluche und verachte alle die niedern, „possenhaften Mittel, (Ordensbänder, Meritentafeln u. s. w.) „die den Ehrgeiz des Knaben anfeuern, um ihm durch diesen „wieder Lerneifer einzujagen. Wenn er dummes, ihm unver„ständliches Zeug lernen muß, dann bedarfs freylich solcher „Gaukeleyen; aber sie sind dem Knaben selbst verächtlich, so„bald er auf eine vernünftige, und der Natur der Seele ange„messene Art unterrichtet, und zur Geistesarbeit angewiesen „wird.“

„Lobet euer Kind nicht, wenn es recht und gut gehandelt „hat, und lasset es nicht loben. Lobt ihr Jemanden, wenn „er sich satt isset? Der Trieb, recht und gut zu handeln, muß „einem vernünftigen Menschen und einem wohlerzogenen Kinde „so natürlich seyn, als der Hunger, und seine Befriedigung „ein eben so dringendes Bedürfniß für sie, als die Befriedi„gung des Hungers. Lobet ihr den Knaben oft über sein Gu„tes und seinen Fleiß: so wird er nur um des Lobes willen gut „und fleißig seyn, und dann ist er verlohren. Das billigende „Urtheil der Sachverständigen, und das natürliche Lächeln des „Beyfalls und der Zufriedenheit des Kenners über das, was „er Wahres, Rechtes und Gutes, sagt und thut, sey ihm nur „eine Versicherung, daß er nicht irre und fehle; sondern daß er „den Weg der Wahrheit und Tugend eingeschlagen habe. Lobt „ihn durchaus nicht im Allgemeinen über seinen ganzen Zustand „und sein ganzes Verhalten. Lobt ihn nicht in Vergleichung „mit andern. Macht ihn gleichgültig gegen den Beyfall und „das Lob des unverständigen Haufens, und bewahret ihn vor

„der

„der Sucht zu scheinen, Aufmerksamkeit zu erregen und Lob „zu erhaschen: denn eine solche Gemüthsbeschaffenheit ist die ver„achtungswertheste und unglücklichste.“

Wir wünschen, daß diese Stelle von allen, die den Ehrtrieb bey dem neulichen Streite darüber in Schutz genommen haben, reiflich möge erwogen werden.

Hier ist eine zwote, eben so merkwürdige Stelle, die ich unter vielen andern, als einen Beweis der Freymüthigkeit unsers Verfassers, auszeichne:

S. 52. „Machet die Kinder durch euer eigenes und an„derer Menschen Beyspiel nicht bösartig; sondern suchet sie „durch euer eigenes und anderer Menschen Ansehen und Bey„spiel zur Annehmung der Wahrheit, und zur Liebgewinnung „und Ausübung jeder Tugend zu bringen. Lieben Brüder! „die Kinder kommen nicht böse, mit verkehrten Nei„gungen und schädlichen Gesinnungen auf die Welt; „sie sind nicht von Natur verdorben. Ganz gewiß „nicht. Lasset euch das von keinem Menschen einbilden; die „Erfahrung lehret uns das Gegentheil, und es steht auch gar „nicht in der Bibel. Aber sie können böse werden, weil sie sinnlich „und schwach sind, und irren können, und vorzüglich, weil wir Alten „durch unsere Behandlung und unser Beyspiel sie verderben. „Je weniger wir ihrem Eigensinn fröhnen, je mehr wir sie ihre „Sinnlichkeit beherrschen lehren, je richtigere Erkenntnisse wir „ihnen verschaffen, je weniger Böses und je mehr Gutes sie ken„nen lernen und thun sehen, desto besser werden sie.“

„Bewahret sie daher mit der größten Sorgfalt vor aller „Gewahrwerdung und Kenntniß böser und feindseliger Gesin„nungen, Leidenschaften und Handlungen, u. s. w.“

Aber ist denn in diesem kleinen Werkchen alles gut? Hat es denn gar keine Flecken, die man weggewischt zu sehen wünschte?

Rec. glaubt einige wenige bemerkt zu haben; die aber schon an sich so unbedeutend sind, und nun noch überdem durch das viele Gute, welches diese Schrift enthält, so sehr verdunkelt werden, daß er keinen Beruf bey sich verspürt, sie ängstlich hervorzuziehen. Hier ist indeß auch hiervon ein Beyspiel:

S. 38. „Weinet das Kind, und wahrscheinlich ohne „Noth, so zeige ihm die Mutter eine ernsthafte unwillige „Miene, lasse es sich im Spiegel sehen, halte ihm zuweilen „ein anderes Kind vor, das schreyet, und das sie mit Unwillen „behandelt, auch allenfalls züchtiget.“

Dieser doppelte Rath will mir nicht gefallen, und zwar aus folgenden Ursachen nicht: hält man dem Kinde, indem es weint, den Spiegel vor; so wird es entweder nur noch stärker weinen, weil es sich dadurch von neuem gedrückt fühlt, oder es wird sich wohl gar erbittern, oder, wenn die abgezielte Absicht je erreicht werden sollte, so wird es das Weinen bloß deswegen unterlassen, um nicht mehr ein so häßliches Ansehen zu haben. Und in diesem Falle würde das, was man mit ihm vorgenommen hätte, eine wirksame Anleitung zur Eitelkeit und zur Scheintugend gewesen seyn. Die Befolgung des zweyten Raths würde nicht minder nachtheilige Folgen haben. Denn der Abscheu, den man dadurch gegen das Weinen zu erwecken sucht, wird das weinende Kind selbst treffen, und dasjenige, in welchem dieser Abscheu erweckt wird, wird nicht umhin können, sich selbst damit zu vergleichen; und da diese Vergleichung zu seinem Vortheile ausfallen muß, so wird es dadurch abermals zur Eitelkeit gereizt werden. Ueberhaupt ist es fast immer gefährlich, gute oder böse Beyspiele für die Kinder von lebenden, ihnen bekannten Personen herzunehmen; weil die guten Eindrücke, die man dadurch zu machen hofft, von den damit unzertrennlich verbundenen schlimmen Eindrücken gemeiniglich überwogen werden. —

Der Verfasser dieser gemeinnützigen Schrift ist Hr. Stuve, einer der vier muthigen jungen Männer, welche bisher an der Umschmelzung und Verbesserung der Neuruppinischen Schule mit unermüdetem Eifer und mit gesegnetem Erfolge gearbeitet haben, und denen jeder Menschenfreund baldige Unterstützung, und baldige Erleichterung ihrer in der That übermäßigen Arbeiten wünscht, damit sie nicht, zum großen Schaden der Menschheit, darunter erliegen mögen.

Dk.

Wiener Kinderalmanach für das Jahr 1780 zum Neujahrsgeschenk und unschuldiger Ergötzung der Kinder von verschiedenem Alter. Mit Kupfern. Erster Band. Wien, bey Gerold. 20 Bog. 8.

Der Titel ist zwar etwas unrichtig ausgedruckt — man kann nicht in gleicher Verbindung sagen: zum Neujahrsgeschenk und zur Ergötzung der Kinder; sondern es hätte wohl heißen müssen: zum Neujahrsgeschenk und zu u. s. w.

für

für Kinder: doch ist das Buch, seinem größten Theile nach, so beschaffen, daß wir der Wienerischen Jugend, der es gewidmet ist, darzu Glück wünschen. Eintrichtung und Inhalt ist wie gewöhnlich; Lieder, moralische Geschichten und Erzählungen, Fabeln, Räthsel, und ein Kinderschauspiel. Die meisten Aufsätze entsinnt sich der Rec. schon anderswo gelesen zu haben; ob er gleich bey der Menge von Kinderbüchern, die er lesen muß, eigentlich nicht sagen kann, wo? Doch sind die Erzählungen alle wohl gewählt, und keine ist ihrer Stelle unwürdig. Doch bequemer für den Leser, und auch wohl redlicher wäre es allemal gehandelt, die eigenen Artikel von den abgeschriebenen zu unterscheiden, und überhaupt Bücher, wie z. E. der Kinderfreund ist, die in jeder Kinderbibliothek zu seyn pflegen, nicht zu oft zu plündern, und dadurch zu verhüten, daß Aeltern nicht, ohne es zu wissen, den nämlichen Aufsatz wohl drey, viermal bezahlen müssen. Die Beyspiele einer unnützen (besser falschen) Furcht, sind in einem solchen Buche für Kinder die allerzweckwidrigsten, und wir hätten deren hier noch mehrere gewünscht. S. 150. scheint, vermuthlich durch ein Versehen des Setzers, eine Erzählung nicht geendigt zu seyn. Die besten poetischen Stücke sind unter den Liedern und Fabeln; die 50 Räthsel, einige sehr wenige ausgenommen, sind an Erfindung und Versbau so erbärmlich, daß wir uns wundern, wie der Sammler sein Buch damit hat verunstalten können. Verse z. E. wie folgende sind, sollten gar nicht gedruckt, geschweige denn Kindern, bey denen nichts den Geschmack verschlimmern darf, in die Hände gegeben werden:

Euch schönes Frauenzimmer, geb ich dieß Rätzel, (das heißt ein kleiner Ratz, aber nicht ein Räthsel,) auf,
Hört alle fleißig zu, und merket auch darauf;
Die es errathen wird, soll sitzen oben an,
Und dann in kurzer Zeit bekommen einen Mann:
Ich bin zwar klein gemacht, doch könnt ihr meiner nicht
Entbehren, weil ich euch zu dienen bin gericht;
So etwas offen steht, das muß ich machen zu,
Und was verschlossen ist, solch's ich verwahren thu.
Deswegen hat mich auch ein jede Jungfer lieb,
Und so es anders ist, so sprecht, ich sey ein Dieb. — Eine Nadel.

Angehängt ist noch unter einem besondern Custos, ein Kinderschauspiel, das Königsspiel betitelt. Es soll bestimmt seyn,

von Kindern aus dem Stegreif aufgeführt zu werden — und freylich sieht der Mangel an Plan und Einheit einer solchen Entstehungsart ähnlich. Einer von den Kindern soll König seyn, die andern sollen kommen, etwas bey ihm anzubringen. Der jüngere Bruder schlägt sich im ganzen Ernste mit dem ältern, um die Ehre, den König zu machen, auf Rappiere. Und das läßt der Hofmeister geschehen — um ihnen hernach, da der Anfänger entwaffnet ist, auf gut Grandisonisch, über die Sittlichkeit des Duellirens die Moral zu lesen — dennoch läßt er diesen Störer die Rolle des Königs spielen, und zwar zu seiner Strafe, vermuthlich um ihn durch den Erfolg zu beschämen — allein das geschieht nicht; er macht seinen König so weise, so überlegt, wie ein Usong. Einzelne Charaktere sind inzwischen meisterhaft gezeichnet, und einige Scenen vortrefflich.

Kleine Kinderbibliothek, herausgegeben von J. G. Campe. Drittes Bändchen. Oder unter einem andern Titel:

Hamburgischer Kinderalmanach auf das Jahr 1780, oder Weihnachtsgeschenk für Kinder, in angenehmen und lehrreichen Unterhaltungen, die ihrer Fähigkeit angemessen sind, von J. G. Campe. Hamburg, in der Heroldischen Buchhandlung, 1780. 11 Bogen in kl. 8. Nebst 7 Liedermelodien.

Kleine Kinderbibliothek, herausgegeben von J. G. Campe. Vierter Theil. Ebendas. 1780. 12 Bogen.

Hr. Campe fährt fort, sich durch diese niedliche Kinderbibliothek um unsere Jugend verdient zu machen. Die Einrichtung derselben ist aus der Anzeige der zwey ersten Bändchen bekannt; die Aufsätze bestehen aus Gedichten, Dialogen und moralischen Erzählungen, sind nach der Begreiflichkeit der drey Stufen des kindlichen Alters in drey Abschnitte vertheilt, und haben insgesammt die Bildung des Herzens und Erweckung sittlicher und religiöser Gefühle zur Absicht. Diesmal aber erscheinen die wenigsten hier zum erstenmale gedruckt; sondern die poetischen Stücke sind zum Theil sogar von verstorbenen

nen Dichtern, z. B. Hagedorn, Kleist und Gellert, entlehnt, und entweder mit eigenen Veränderungen, oder mit solchen, die bereits andere zum Gebrauche der Kinder damit vorgenommen hatten, eingerückt worden: auch von solchen, deren Verfasser nicht angegeben sind, waren uns manche schon bekannt; nur verändert; z. E. das in dieser Biblioth. XLI. a. angeführte,

Ja heute, Theureste Mama, heute ꝛc.

Unter den neuen Gedichten erscheinen einige Frauenzimmergedichte, sonderlich von der Demoiselle Rudolphi, denen es jedoch an einer gewissen Geschmeidigkeit zu fehlen scheint, als daß sie Kindern sehr gefallen könnten. Am wenigsten gelingen ihr die ungereimten im freyen Sylbenmaaße. Hier sind einige Strophen aus einem ihrer besten:

Schöpfer, Vater, o wie nennen
Deine Menschen würdig dich!
Besser will ich dich erkennen,
Reiner, wärmer lieben dich!
All mein Thun sey Lobgesang
Und mein ganzes Leben Dank!

Und so lange noch ich lebe
Dieses Prüfungsleben hier,
Daß sich meine Seel' erhebe
Aus dem Staube, Gott, zu dir!
So bewahr mir dieß Gefühl
Deiner Güte bis zum Ziel.

Laß mich nie den Morgen sehen,
Deine Sonne sehen nie,
Und nicht voll Bewundrung stehen,
Voll Entzücken über sie;
Dann, o Vater, werd' auch ich
Würdiger einst preisen dich!

Nach ihr hat Hr. Overbek die meisten Lieder hergegeben. Auch von den prosaischen, sonderlich historischen Aufsätzen, sind die wenigsten hier neu; sogar solche die mit C. unterzeichnet sind, z. B. die besiegte Versuchung zum Bösen, von Witthingtons Katze, von dem Officier, der eine Wurst in der Tasche hatte, u. a. Am besten haben uns gefallen: die Geschichte der vier kleinen Mägdchen, die für arme Kinder nähen; die schlimmen

Folgen

Folgen der Unordentlichkeit; Henriette und die Mutter; Diogenes und der junge Kriton; Geschichte eines Spielers; (sehr richtig wird Gewöhnung an Beschäftigung als das Verwahrungsmittel wider die Spielsucht empfohlen) von der Enthaltsamkeit; man kann sich bessern, wenn man nur recht ernstlich will; Thue Gutes, und vermeide Böses, auch im Verborgenen, desgleichen die Erzählung von Thom. Morus und von den Widerwärtigkeiten des Adm. Byrons auf seiner ersten Seereise, gefallen. Auch haben wir, welches wir recht sehr billigen, zum erstenmal in Büchern dieser Art, hier eine Warnung gegen die Selbstbefleckung gefunden. Daß der Verf. die Beschreibung davon so gemacht hat, daß kein Kind, das es nicht bereits kennet, solches daraus lernen kann, ist sehr zu loben; daß er den jungen Verbrecher des Nachts nach verübter Schandthat, im Schlaf davon reden, und sich dadurch seinem Vater verrathen läßt, ist etwas unnatürlich; ein solcher Fall wird wohl nie geschehen; der Vater könnte auch auf eine nähere Art dahinter kommen, den Sohn von so geheimen Verbrechen zu überzeugen. Daß ihn der Vater ins Zuchthaus schickt, wird wohl auch junge Leser, die da wissen, daß Kinder um anderer Verbrechen willen dahin gethan werden, weniger schrecken, als ein genaues Gemälde der schrecklichen Folgen seiner jugendlichen Entkräftung, und fast allgemeiner Unbrauchbarkeit für das bürgerliche Leben. Sünden dieser Art befördern öfterer ins Spital als ins Zuchthaus; auch ist letzteres nicht einmal der Ort, wo der Elende sein zur Gewohnheit gewordenes Laster nothwendig lassen muß.

Zf.

Kleine Unterhaltungen. Ein Weyhnachtsgeschenk für Kinder. Leipzig bey Böhmen, 1780. 10 Bogen, in 8.

Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde. Drittes Bändchen. Leipzig bey Crusius, 1780. 13 Bogen, in 8.

Zu den kleinen Unterhaltungen bekennt sich ein Hr. Ch. C. Cl — us als Verf. Er scheint unter diejenige Klasse von Privaterzieh n zu gehören, die in ihrem Stand auch einen Beruf zur Autorschaft für die Jugend finden, ob es ihnen gleich

gleich zu diesem Geschäfte an der nöthigen Reise des Geschmacks und der Erfahrung fehlt. Wir brauchen den Inhalt seines Buchs n. r t einzeln durchzugehen: es besteht, wie gewöhnlich, aus gutgemeinten moralischen Erzählungen, Fabeln, Kinderbriefen, Kinderscenen, Gedichten, Dialogen u. s. w.; und noch überdem aus einigen kurzen Fragmenten einer Kindergeographie. Einige wenige ausgenommen, die uns schon bekannt waren, scheinen die übrigen Aufsätze gröstentheils des Verf. eigne Arbeit zu seyn. Die Paar Kinderscenen unter dem Titel des Friedensfestes, mögen wohl das beste Stück der Sammlung seyn, nicht eben durch die Kunst des Verf. — der mag aus Weissens Friedensfeyer sehen, wie viel ihm fehlt — sondern weil die Scene eines aus der Gefangenschaft zu seinen Kindern zurückeilenden Vaters, der Ausbruch der theilnehmenden Freude und Andacht bey der Friedensfeyer, und das Zudringen der Kinder zur Theilnehmung an der Wohlthätigkeit gegen Verunglückte, an und für sich rührend genug sind. Die Gedichte haben fast gar keinen Werth: zu was in der Welt soll einem Kind ein Lied, wie folgendes, nützen?

Hopsa lustig Liedlein,
Froh ist mir's im Müthlein,
Hüpf' und jauchz' und sing' und spring',
Herzlein mein ist guter Ding. u. s. w.

Und die alte Fabel vom Raben und dem Käse, kann sie wohl je von einem Schüler elender nachgeahmt oder übersetzt worden seyn?

Meister Rabe flog aus, Speise sich zu holen,
Kunzens Käse hatten sich ihm sehr empfohlen,
Kaum daß er noch auf dem Körbchen sitzt,
War schon einer weggestibitzt. —
Eben wollt Herr Fuchs vorbey gehen,
Sah den Raben mit dem Käse — und blieb lüstern stehen;
Fiel mir, dacht er bey sich selbst, doch gleich ein Pfifchen ein.
Der Käse sollte doch ein artigs Schmäuschen seyn. u. s. w.

Die Moral, die am häufigsten in diesen Unterhaltungen vorkommt, ist Schonung der Vogelnester, oder Loslassung eines gefangenen Vogels, und Gutthätigkeit gegen die Armen, die sich gewöhnlich mit Verschenkung der Sparbüchse und des Taschengeldes

geldes endigt. Beydes ist nun ganz gut: aber wenn nun Kinder sowohl hier als in andern ähnlichen Büchern, in Dramen, Briefen und Erzählungen sogar vielmals lesen, daß Kinder deswegen gelobt werden, wenn sie Bettlern ihre Taschen ausleeren; dann wäre es doch allgemach Zeit, sie auch über die nöthige Vorsicht bey Ausübung dieser Tugend zu unterrichten, damit sie nicht ihnen und den Armen nachtheilig werde; — wo sollten Sparbüchsen und Taschenpfennige genug herkommen, wenn sich die Kinder nach dem ewigen Einerley, das sie hierüber lesen und hören, berechtigt halten, sie an jeden Bettler, der ihnen aufstößt, zu verschenken? Unerträglich wird uns auch nach und nach die Narrethey, durch Verstümmelung der Wörter und Weglassung der Fürwörter, eine Kindersprache zu affektiren, z. B. (wir) werdens zu seiner Zeit schon erfahren. Er sprach bey sich selbst: wolltest sparsamer seyn. Wissens selbst nicht. Ne, Ne. Weis'mal her. Wie'n Windchen, und dgl. m. Warum fängt man nicht lieber gar an, in solchen Büchern mit den Kindern zu lallen und zu tatschen? Sollen sie denn nicht den Nutzen aus solcher Lektüre haben, daß sie nach und nach anfangen, rein und männlich zu reden? Zuweilen versagt auch dem Verf. der rechte Ausdruck, wenn er etwas beschreiben will, z. B. von der aufgehenden Sonne; was für herrliche Bedienung sie hat, die sie anmelden! von einem Frühlingstag: die Veilchen standen so neugierig da, wie wir, wenn an Weihnachten bescheert werden soll, und gucken so lüstern vor, ob sie's denn nun wohl wagen dürften sich rauszupuddeln. Die drey Bruchstücke aus der Erdbeschreibung, von Amerika, von dem Kaiser, und von den Postsäulen, sollen die Absicht haben, eine neue Kindergeographie anzukündigen, auf die der Verf gerne subscribirt haben möchte, wenn er das Herz hätte, es dem Publikum anzusinnen. Sie soll der Pendant zu der Raffischen seyn, und diese, in Ansehung der übrigen Welttheile und Sachsens insbesondere ergänzen. Aber Hr. Cl. ist wahrlich der Mann nicht, der so was unternehmen sollte: die hier gelieferten Proben sind in eigentlichem Verstande, einfältig; so stolz auch der Mann über Raffen hinweg sieht. Wir verweisen statt des Beweises, auf das, was er von der Entdeckung Amerika's, und von der Gewalt des Kaisers schreibt. — Gewiß dann wird man weiter nichts von seiner Arbeit zu lesen verlangen.

Und wer aus diesem allen noch nicht genug auf das schriftstellerische Alter unsers Verf. hat schliessen können: dem entdeckt

er

er sich noch genauer in einer Nachschrift, worinn er sich höflich entschuldigt, daß er noch der ältern Schreibart gefolgt sey, und daß unter andern deswegen, weil sich Hr. Klopstok. laut einer gewissen gelehrten Zeitung, mit der seinigen, nur ein Späßchen gemacht haben soll. — Dergleichen Entschuldigung hat noch kein Mann zu machen für gut gefunden: nur gewisse junge Studentchen auf gewissen Akademien haben in ihren Promotions- und Abschiedsgedichten, die Klopstokische sogenannte Rechtschreibung, so begierig als einen neuen Haar- oder Hutschnitt, angenommen. Das Titelkupfer soll eine von den Friedensscenen vorstellen, — eine seelenlose Zeichnung, die gegen eine Chodowiecische Arbeit gelegt, wenigstens den Nutzen haben kann, den unendlichen Abstand dieser unbestimmten Menschengesichter von einem Kopfe dieses großen Seelenzeichners recht fühlbar zu machen.

Die **Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde** hatten sich vom Anfang an, vor allen andern Büchern eines ähnlichen Titels und Inhalts, durch die Neuheit, allgemeine Nutzbarkeit und vortreffliche Einkleidung der darinn enthaltenen Aufsätze, sehr zu ihrem Vortheil ausgezeichnet: und dies gilt auch, wo nicht ganz, doch zum größten Theil, von diesem dritten Bändchen. Den Anfang macht ein **Lustspiel**, das den Vers zum Titel hat:

Denk, daß zu deinem Glück dir niemand fehlt, als du!

Der Hauptcharakter ist ein eigensinniges, verwöhntes, und gegen alle Ordnung abgeneigtes Mädchen, das deswegen von allen Freuden ihrer Familie ausgeschlossen wird; aber endlich, wie es billig ist, zu ihrer Pflicht zurückkehrt. **Die kleinen Gärtner**, eine fünf Bogen lange Reihe von Briefen, die zwey Kinder, deren jedes ein Blumengärtchen zu bestellen hat, an ihre Großmutter schreiben, ihr die Freuden und Widerwärtigkeiten ihrer Gärtnerey mittheilen, und dargegen von ihr Unterricht, Rath, und mit unter, wenn es die Gelegenheit mit sich bringt, die herrlichsten moralischen Lehren, zur Antwort erhalten. **Aemilie.** Sie findet ihr Vergnügen daran, sich eines armen Taglöhner Mädchens wohlthätig anzunehmen, und jeden guten Bissen mit ihr zu theilen; wird aber darüber von ihren Eltern zurecht gewiesen, weil ihre Leckerbissen dem armen Mädchen die Lebensart, zu der sie durch die Umstände ihres Vaters bestimmt ist, verleiden. (Das lauft da hinaus, was wir bey der vorhergehenden Schrift erinnerten.) Unter der Ueberschrift: **der liebenswürdige Informator**, ein fürtreffliches

Muster

Muster, wie ein Lehrer den christlichen Religionsunterricht, in eine sokratische Unterredung mit seinen Zöglingen verwandeln könne. Diese Probe, deren Fortsetzung versprochen wird, betrifft die Freuden der Ewigkeit, die den Rechtschaffenen nach diesem Leben erwarten. Um dieses einzigen Aufsatzes willen, verdient dieses Bändchen in den Händen aller derer zu seyn, denen an einer christlichen Erziehung ihrer Kinder gelegen ist. Vielleicht möchte zwar mancher hier und da eine etwas zu starke Ausmahlung gewisser zwar biblischen, aber unbestimmt gelassenen Ideen, tadeln; allein man versuche es selbst, wie schwer es halte, Kindern lebendige Vorstellungen von den Scenen einer künftigen Welt, ohne Analogie der gegenwärtigen, und von allen Bestimmungen gereinigt, beyzubringen. Das kleine Brüderchen. Wir erwarteten unter diesem Titel einen Versuch, Kinder über den Eintritt eines Menschen in die Welt zu unterrichten; es heißt aber über diesen Punkt bloß: „wenn du einmal größer wirst, so will ich dir alles erzählen," und es hat diese Unterredung bloß die Absicht, ein Kind bey der Geburt eines andern Brüderchens an das zu erinnern, was es selbst vordem gewesen ist, und ihm die namenlose Mühe begreiflich zu machen, die es seiner Mutter gekostet hat. Brigittchen, ein Mädchen, das sich in der Jugend aus Leichtsinn eine undeutliche Sprache angewöhnte, und dafür, da es zu spät war, sich solche wieder abzugewöhnen, durch Spott und Verachtung büssen muste. Einige Räthsel, ohne Auflösung.

II. Haushaltungswissenschaft.

Oekonomische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft, in alphabetischer Ordnung, von D. Johann Georg Krünitz. — Sechzehnter Theil. 2 Alph. 6 Bogen — nebst $4\frac{1}{4}$ Bogen Kupfer. Siebenzehnter Theil. Nebst $\frac{1}{2}$ Bogen Kupfer und 1 Bogen Tabellen, in gr. 8. Berlin, 1779. 2 Alphabet 5 Bogen.

Der

Der 16te Theil ist der russischen Kaiserinn zugeeignet, weil der Herr Verf. ein Mitglied der freyen ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg ist. Liebe, große Kaiserinn! schenke doch dem würdigen Manne einige tausend Rubel, du schenkest ja so vielen vornehmen und geringen Leuten so vieles, warum nicht auch einem ehrlichen Schriftsteller? zumal heut zu Tage das Autorhandwerk beynahe eine brodlose Kunst werden will, weil es so viele Professionisten dieser Art giebt, und ihr Name wie der Name der Gergesener Teufel, Legio heißet.

Nach diesem wohlmeinenden Eingang wollen wir gleich zur Sache selbst schreiten, und dem Leser, unsrer Gewohnheit nach, aus diesen beyden Theilen etwas zur Probe hersetzen: denn die Einrichtung und den Werth dieses höchst nutzbaren Buchs muß er schon lange kennen, oder er ist ein großer Neuling.

Sechzehnter Theil. Gans. S. 19—108. Dies Wort bedeutet in verschiedenen Gegenden einige Arten von Menschen; eigentlich aber den bekannten nutzbaren Vogel (Anser) welcher diesen ganzen langen Artikel ausmachet. Das Männchen heißet der Gänserich, welcher 2 oder 3 Gänse bedienen soll. S. 23. Mein Herr Doktor! Sie trauen dem Gänsemann zu wenig zu: denn wir versichern Ihnen auf unser Recensenten Wort, daß er deren 6 bis 8 Stück mit Wollust bedienet, zumal er den Beyschlaf, wie Sie ganz recht anmerken, auf dem Wasser zu verrichten Gelegenheit hat. Wenn eine Gans den Monat December hindurch 1 Metze Roggen unter ihr Futter bekommt, so setzen sie einen guten Eyerstock. S. 24. Ein Mittel sehr früh junge Gänse zu haben. S. 25. Das Zeichen einer guten Brutgans ist, wenn sie, so oft sie ein Ey legt, viel Federn im Neste zurück lässet. Wenn man einer Gans die gelegten Eyer immer weg nimmt, so legt sie deren wohl hundert. O ho! — S. 76. Was bey dem Brüten zu beobachten? S. 27. Das Futter und die Behandlung der jungen Gänse. S. 28. Wenn sie Kiele setzen, müssen sie sehr stark und gut gefüttert werden. S. 29. Sommer- und Winterfutter der Gänse. S. 30. Wohl eingerichtete Gänseställe. Wenn man den Gänsen den Kopf mit Pech bestreichet, sind sie vor dem Fuchse sicher. S. 31. Gänse, welche nicht brüten, desgleichen die Gänseriche, kann man viermal in einem Jahre rupfen. Gefehlt, lieber Herr Doktor! zweymal ist alles, was man thun kann. S. 33. Regeln beym Rupfen der Gänse. S. 34. Die Spuhlen, welche die so nützlichen Schreibfedern abgeben, rupfet man im Merz und September. S. 35.

Vom Mäſten der Gänſe. Das Quellen des Hafers oder der Gerſte, iſt hierbey ein Hauptkunſtgriff. S. 36. Manier der Engländer die Gänſe zu maſten. S. 37. Erdtoffeln können hierbey mit großem Nutzen gebrauchet werden. S. 40. u. f. Das Nudeln der Gänſe iſt die ſicherſte Art ſie fett zu machen. S. 41. Mittel große Gänſelebern zu machen. S 43. Manier wie die Juden die Gänſe mäſten. S. 45 — 50. Krankheiten der Gänſe, und Cur derſelben. S 51. Die bequemſten Oerter, Gänſe aufzuziehen. S. 56. u. f. Vom Einſchlachten der Gänſe. S. 68. u. f. Von den verſchiedenen Arten das Gänſefleiſch zu erhalten. S. 71. Von den pommerſchen Speckgänſen. S. 83. Von dem mediciniſchen Nutzen der Gänſe. S. 84. u. f. Von der wilden Gans; ihrer Heymath, und der Art ſie zu fangen oder zu ſchießen; desgleichen ihre verſchiedene Arten.

Garten. S. 147 — 390. Ein Artikel, welcher 243 S. anfüllet, kann doch wohl mit Recht für komplet gehalten werden, und das iſt er auch in aller Abſicht, denn der Leſer darf nicht glauben, daß er etwan mit nichtsbedeutenden Kleinigkeiten, oder Wiederholungen, oder unnützen Weitſchweifigkeiten angefüllet ſey; ſondern er wird allenthalben die reife Beurtheilungskraft des Hrn. Verf, in Benutzung der beſten Schriften von dieſem wichtigen Gegenſtande finden. Zuerſt wird S. 147. u. f. von denen verſchiedenen Bedeutungen des Wortes Garten, gehandelt, dabey wir uns nicht aufhalten wollen, ob ſie gleich zur Sache und zum Ganzen gehören. S. 149. kommt die Haupteintheilung vor; es giebt nämlich 4 Hauptarten davon, als da ſind: 1) ein Kunſt- Luſt- Pracht- und Ziergarten; 2) ein Kraut- oder Küchengarten: 3) ein Baum- oder Obſtgarten; 4) ein Botaniſcher, Mediciniſcher, oder Arzneygarten. „Die Spuhren der Gartenkunſt heißet es S. 150. ſind nur in den Zeiten des Lichts, „der Ruhe und der gemilderten Sitten aufzuſuchen.“ Der Herr Verf. beſtätiget dieſen Satz S. 153. mit dem Beyſpiel der Römer, und ſagt: ſie waren, als ſie die Menge ihrer Landhäuſer (Villae) und Gärten anlegten, nicht mehr die Zeitgenoſſen des Fabricius, ſondern des Lucullus. Ja es geben die Gärten nicht ſelten einen Beweis von dem Nationalcharakter eines Volks ab, wofern ſie nämlich nicht bloße Nachahmungen ſind, S. 154. „Die brittiſchen Parks kündigen dem Reiſenden eine „Nation an, deren Geiſt höhern Schönheiten entgegen ſtrebet, „das Große und Edle ergreift, und ſich gern in kühnere Unter„nehmungen einläßt. Der Hang zu dem Zierlichen und Witzi„gen, ſo wie ein gewiſſer Geiſt der Kleinigkeit, womit jener

„Hang

„Hang ſich leicht vermiſcht, iſt in den franzöſiſchen Gärten „ausgeprägt, u. ſ. w.“

Von den babyloniſchen Gärten, S. 155—158. Der Herr Verf. ziehet ſie gewiſſermaſſen in Zweifel, weil Curtius ſolche vulgatum Graecorum fabulis miraculum nennet; Herodot aber, ob er gleich Babylon fleißig beſucht, und alle Seltenheiten der Stadt ausführlich beſchreibt, dennoch von denen hangenden Gärten völlig ſtille ſchweigt.

Von den Gärten der alten Perſer S. 158. Dieſe waren mehr natürlich angenehme Plätze als Gärten. S. 159. Gärten der Griechen. Die Gärten des Alcinous beſchreibt Homer im 7. Buche ſeiner Odyſſee. S. 161. Erſt bey den Römern läßt ſich ein Standort nehmen, von welchem man einen ſichern Blick in die Gärten der Alten werfen kann. Indeſſen wendeten ſie mehrere Sorgfalt auf ihre Villen (Villae) als auf ihre Gärten, und Columella ſagt ausdrücklich, daß die älteren Römer ihren Gartenbau ſehr vernachläßiget haben. S. 162. Beſchreibung der Luculliſchen Gärten nach dem jüngern Plinius, S. 163. u. f. Die Römer hatten auch hangende Gärten, (Horti penſiles;) dergleichen waren die Gärten des Tiberius, welche man hinſchieben konnte, wohin man wollte, auch ſolche zur Winterszeit unter Dach bringen. S. 165. Von denen neueren Gärten in Italien, S. 168. u. f. Von den Schweizeriſchen Gärten, S. 170. u. f. Von den Franzöſiſchen, S. 172. u. f. Dieſe werden ſehr getadelt, wie denn der Herr Verf. dieſer Nation überhaupt gram zu ſeyn ſcheinet, und bey aller Gelegenheit ihr einen Coup fourré anbringt. Gärten der Spanier S. 174. u. f. Der Garten zu Ildefonſo und der Park zu Aranjuez werden gelobt, ſonderlich der letztere nach der Beſchreibung des Baretti. Von den Engliſchen Gärten S. 176. u. f. Gärten in den Niederlanden, S. 178. u. f. Gärten der Türken, S. 179, ſind nicht zu verachten. Der heutigen Perſer, S. 180. Der Chineſer, S. 181. u. f., werden mit Recht gelobt, weil dieſe kluge Nation ſich am meiſten die Natur zu ihrer Führerinn erwählt, und daher heutiges Tages von denen nicht minder klugen Engländern in ihren Parks glücklich nachgeahmet wird. In den übrigen Weltgegenden trifft man wenig Gärten von Erheblichkeit an, S. 187, obgleich die ſchöne Natur denen blödſinnigen Menſchen durch tauſend reizende Gegenſtände zuwinket, und nur ſelten verſtanden wird. S. 188. u. f. Beur-

Theilung des Geſchmacks in Abſicht der Gärten, bey verſchiedenen Nationen.

Nachdem der Herr Verf. dies alles in einer angenehmen Kürze abgehandelt hat, ſo kommt er S. 198. auf die Theorie der Gartenkunſt. Hier wird S 199. der Grundſatz feſtgeſetzt; „Bewege durch den Garten ſtark die Einbildungskraft „und die Empfindung, ſtärker, als eine blos natürliche „ſchöne Gegend bewegen kann. Rufe daher natürliche „Schönheiten der Landſchaft herbey; rufe aber auch die Kunſt, „damit ſie jene durch ihre Mitwirkung mehr erhöhe.“ Nach dieſem Plan werden die Regeln, denen die Gartenkunſt als ſchöne Kunſt betrachtet, folgen muß, von S. 199—282, in einer an einander hangenden Reihe entwickelt, und hie und da mit Beyſpielen erläutert, wie z E. S. 262. u. f., die Beſchreibung des Gartens von Sans-ſouci hier ſehr glücklich eingeſchaltet iſt. Von S. 283. bis zu Ende, werden die Baum- Küchen- und botaniſche Gärten abgehandelt, von denen wir gerne manches merkwürdige hier beybringen möchten; allein wir müſſen abbrechen, und den Leſer auf das Buch ſelbſt verweiſen.

Gaſtfreyheit. S. 413—463. wird hier als ein Nationalcharakter verſchiedener Völkerſchaften betrachtet, und hat der Herr Verf. die beſten Bemerkungen aus ältern und neuern Schriften, ſonderlich Reiſebeſchreibungen, geſammlet; welche einen reichen Beytrag zur Geſchichte der Menſchheit abgeben.

Siebenzehenter Theil.

Geld. S. 1—54, ſtammet von gelten ab, und ſollte daher billig, wie in den ältern oberdeutſchen Schriften geſchiehet, mit einem t geſchrieben werden. Urſachen der Entſtehung des Geldes, S. 3. u. f. Arten deſſelben, der Materie nach, bey verſchiedenen Völkern; Schnecken, Seemuſcheln, Baumrinden, u. ſ. w. Eigenſchaften eines ſolchen Vergütigungsmittels, als das Geld iſt, welche bey Gold und Silber am vollkommenſten angetroffen werden. S. 6. u. f. Definition des Geldes. S. 7. „Das Geld iſt nichts anders als das, unter öffentlicher Treu „und Glauben, nach einem gewiſſen Verhältniß geſtuckelte Gold „und Silber, worauf deſſen Grad der Feinheit bemerkt worden“ Von dem Prägen, der Feinheit, dem Schrodt und Korn, dem numerären Werth, der Ausmünzung, Verfälſchung u ſ. w. des Geldes, wird in dem Artikel, Münze, gehandelt. S. 8. wird die Frage entſchieden: Ob das Geld weiter nichts als vorſtellende Zeichen der Güter ſey? Daß wird

billig

billig verneinet, so sehr dieser Gedanke bey denen politischen und ökonomischen Schriftstellern auch beliebt worden; denn Gold und Silber und alle Metalle sind selbst schon eine Waare. Wollte man diese Frage bejahen, so würde solches die Regenten verleiten, gar zu viel Willkürliches bey dem Gelde zu unternehmen. S. 10. Das Geld ist nicht die erste Glückseligkeit eines Staats; sondern diese oder der wahre Reichthum desselben bestehet in dem Besitze derjenigen Sachen, die man nothwendig haben muß. S. 15. u. f. wird die Natur dieses allgemeinen Vergütungsmittels noch weiter erörtert, und die Wirkungen des Umlaufs desselben gezeigt. Wir müssen gestehen, daß der Herr Verf. in dieser schweren Materie von der Cirkulation des Geldes ganz vortreffliche Anmerkungen gesammlet hat, welches der Kenner bey Lesung dieses wichtigen Artikels der Wahrheit gemäß finden wird.

Gemeinheit. S. 139—289. Was eine Gemeinheit sey? Sie rühren von den alten Deutschen, besonders den Franken her, welche die Gemeinschaft der Güter vorzüglich liebten. Mancherley Arten derselben, S. 140. 141. Dergleichen Gesammteigenthum ist von jeher die Quelle der gröβten Uneinigkeiten gewesen, daher das Sprichwort: Gesammt Guth, verdammt Guth; dabey überdem der öffentliche Nutzen, den eine selbsteigene Cultur der Grundstücke hervorbringt, sehr gehindert worden ist, S. 144. Das letztere wird bey Bewirthschaftung, dergleichen Aecker und Wiesen gezeigt, S. 145. u. f. Gemeinhutungen, S. 148 u. f. Groβe Schädlichkeit derselben in Absicht auf die Landwirthschaft, S. 150 154. Der König von Preuβen hat seit verschiedenen Jahren dies eingesehen, und kräftig Hand anlegen lassen, das Uebel der Gemeinheiten in seinen Staaten abzustellen. Verschiedene Circularia und Rescripte dieserhalb in den preuβischen Ländern S. 136. u. f. Der Dohmprobst von Voβ ist unter den Adlichen der erste gewesen, der in der Churmark die Gemeinheiten auf seinen Gütern aufgehoben hat, S. 161. u. f. Von den Commissarien bey dem Aufhebungsgeschäfte der Gemeinheiten, S. 165. u. f. Von den verschiedenen Verhältnissen der Besitzer einer Gemeinheit, und ihren Rechten, S. 170. u. f. Von dem Geschäfte der Aufhebung der Gemeinheiten selbst, wird bis zu Ende sehr bündig gehandelt.

Gemse. S. 291—303. Eine Art wilder Ziegen. Ihre Beschreibung, S. 292. Man findet sie vornämlich in Savoyen, in der Schweiz, Tyrol und Steyermark. Ihrer

sind zweyerley Arten: das Graththier, welches die höchsten Gipfel der Berge und Felsen bewohnet; und das Waldthier, so viel größer und dunkler an Farbe ist, und an dem Fuße der hohen Berge in den Wäldern lebet, S. 293. Die erstern springen von Felsen zu 20 bis 30 Fuß herab ohne sich zu beschädigen; falsch aber ist es, daß sie sich, mit ihren rückwärts gebogenen Hörnern an den Felsen anhängen. Man findet sie oft bey hunderten beysammen; sie scheuen die Wärme so sehr, daß sie im Sommer die Felsenklüfte oder auch die Oerter suchen, wo beständig Schnee und Eiß zu finden ist, ebendaselbst. Die Gemsen haben ein sehr zähes Leben, S. 294, und die Jäger erzählen davon lauter Wunderdinge. Gemsenjagd, S. 295. u. f. ist sehr gefährlich. Besondere Flinten hierzu, welche in einem und dem nämlichen Lauf zwey Schuß halten, und durch zwey besondere Schlösser nach einander losgeschossen werden, S. 297. Die Gemsenjäger tragen beständig Ferngläser bey sich, um die höchsten Weideplätze der Gemsen zu übersehen, S. 299. Art und Weise, wie der Vielfras in Kamtschatka die Gemsen erhaschet. Gemsenhäute sind das vornehmste Stück, warum sie gejaget werden, S. 300. In Frankreich wird eine starke Handlung damit getrieben. Ebendaselbst. Von den Gemsenkugeln, oder den runden Gewächsen, die man in dem Magen einiger Gemsen findet, und die verschiedenen Nutzen in der Medicin haben, S. 301. u. f.

Ferner: Gerste, S. 410. Gesims, S. 560. Gesinde, S. 570. Gesundbrunnen, S. 748. sind in diesem Theile auch wichtige Artikel; die wir aber nebst andern ihres gleichen, wegen Mangel des Raums, allhier übergehen müssen.

Zr.

Oeconomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft — von D. Johann Georg Krünitz. — Achtzehnter Theil. in gr. 8. Berlin, 1779. 2 Alph. 4 Bogen, und 7½ Bog. Kupfer. Neunzehnter Theil. 1780. 2 Alph. 5 Bogen, und 3½ Bogen Kupfer.

Bleibt noch immer in aller Absicht von gleicher Güte, und folglich ist auch unser vortheilhaftes Urtheil noch immer das nämliche, welches wir bey jeder Recension der vorigen Theile

Theile gefället haben. Was Neid und Mißgunſt auch dagegen ſagen mögen, ſo iſt dies Werk gegenwärtig eins der vorzüglichſten, welche Deutſchland in ſeinen Buchläden unter den neuern Büchern aufzuweiſen hat.

Achtzehnter Theil. Von den vornehmſten Artikeln in dieſem Theil, wollen wir folgende anführen:

Getränk, potus, S. 2 — 19. Nachdem der Herr Verf. alle Arten des gewöhnlichen Getränks genennet; ſo ſaget er S. 2. „Unter allen dieſen Getränken behält wohl der Wein „den Vorzug, indem er nicht nur nächſt dem Waſſer, das älteſte „ſte und natürlichſte Getränk iſt, ſondern auch dabey den Vor„theil hat, daß, da das Waſſer gerne feuchtet und den Durſt „ſtillet, aber nicht an ſich ſelbſt merklich nähret, und noch weni„ger ſonderlich ſtärket, der Wein alles dieſes zugleich verrichtet, „u. ſ. w.“ Daß der Wein ſtärket, indem er die Spannkraft der Nerven vermehret, das haben wir aus der Erfahrung; aber noch niemals ſind wir, wenn wir hungrig geweſen ſind, vom bloßen Wein ſatt geworden; vielmehr hat der leere Magen von einem Trunke Wein mehr Reiz erhalten, und uns hat noch heftiger gehungert. Doch der Herr Verf. iſt ein Doctor medicinae und muß das Ding beſſer verſtehen als wir und unſer Magen. S. 5. Demonſtration, wie ein geiſtiges Getränke ſtärket, noch ehe es in den Magen kommt. Ebendaſelbſt. Die Quantität des täglichen Getränkes läſſet ſich nicht ohne Unterſchied für alle Menſchen beſtimmen. Der Diätetiker kann uns daher nicht ſo allgemein hinſagen: der Menſch müſſe täglich 4 bis 6 Quart Getränke zu ſich nehmen, um geſund zu ſeyn. Denn außer der vor allen Dingen in Anſchlag zu bringenden mehreren oder wenigern Leibesbewegung oder Arbeitſamkeit, kommt noch vieles auf die Beſchaffenheit des Körpers an. Ein feuchter und ſchwammiger Körper bedarf nicht der Menge des Getränkes, die für einen choleriſchen Menſchen und für eine trockene Natur erfordert wird, u. ſ. w. S. 7. Die ſtarken gegohrnen Getränke muß man ſehr mäßig genießen; ſonſten zerſtören ſie unſere Maſchine. S. 9. Während der Mahlzeit ſoll man nicht trinken, weil dadurch die Verdauung geſtöret wird. S. 10. u. f. Mittel das Getränke im Sommer abzukühlen. S. 12. Wie die Chineſer ſolches bewerkſtelligen. S. 14. Desgleichen die Indianer. S. 15. Verſuche mit dem Salze zu dieſem Endzweck. Manier, wie die Ungarn ihren Wein abkühlen Ebendaſelbſt. S. 16. Man muß aber auch bey der größten Hitze der Geſundheit halber das Getränke nie zu ſehr

abkühlen; dies wird physisch bewiesen. S. 17. Bey großer Hitze ist es sicherer, den Durst mit labenden Getränken zu stillen. Hieher gehören Mandelmilch, vornämlich die Vermischung des Selterwassers mit Wein, und hauptsächlich mit Moseler- oder Champagnerwein. Prosit! lieber Herr Doktor! ein Brauserchen, nicht wahr?

Gewächshaus, Orangerie, Orangeriehaus, Winterhaus, Winterung, Franz. Serre, S. 49—84. „Ein „Gebäude an oder in einem Garten, worinn die ausländischen „Gewächse, welche die Kälte nicht vertragen können, zu Anfange des Herbstes gebracht, und wo sie den Winter über vor „Kälte, durch mäßige Wärme bewahret werden.“ Hieher gehören auch Glashäuser und Treibhäuser, nach ihrer Bauart und Endzweck. S. 50. u. f. Eine ausführliche Beschreibung ihrer Bauart, Größe, innern Einrichtung, u. s. w. S. 57. Plan eines von Miller angegebenen Gewächshauses, mit dem Kupfer Fig. 883 erläutert. S. 61. Man begeht einen großen Fehler, wenn man in Orangeriehäuser auch noch eine Menge andere Töpfe und Geschirre mit Gewächsen bringet, weil deren Ausdünstungen die Luft zu feuchte und dicke machen. S. 62. Anordnung der Oefen in den Gewächshäusern, und Gebrauch des Thermometers. S. 63. Wie und wenn man frische Luft geben soll? S. 66. Ein klein Gewächshaus in der Stube anzulegen. S. 67. u. f. Nähere Beschreibung der sogenannten Glashäuser mit schrägen Fenstern, und derselben Gebrauch. S. 69. Lohglashäuser und Anlegung der Lohbeete. S. 71. Beschreibung verschiedener Oefen in den Gewächshäusern, als S. 72 des sogenannten faulen Heintzen; S. 73. des Torfofens nach Miller. S. 76. Beschreibung der trockenen Glashäuser; desgleichen S. 79. der Glascassen. S. 81. u. f. Glashäuser zu den Ananas, zwo Gattungen nach Millers Angabe.

Gewehr, Arma, S. 104—128. Eintheilung S. 105. a) in Hau- Stech- oder Stoßgewehr; b) in Stangen- Schafft- oder Stiehlgewehr; c) in Schießgewehr. S. 106. u. f. Gewehrfabriken, deren sind in Deutschland sechzehn; S. 108. in den Niederlanden zwey; in Frankreich drey; in Italien drey; in den übrigen Ländern ist die Zahl nicht angegeben, obgleich bey jedem Lande überhaupt davon gesprochen wird. S. 108. Gewehrfabriken sind in einem Lande nothwendig, sobald es eine zahlreiche Armee unterhält. S. 109. sind in großen zusammenhängenden Anstalten anzulegen.

gen. S. 110. u. f. Die verſchiedenen Arbeiter dabey. S. 114. u. f. Was zur Güte des Feuergewehrs erfordert wird. S. 124. Einſchieſſen deſſelben. S. 126. Das Gewehr vor dem Roſt zu verwahren. S. 128. Roſtflecke zu vertreiben.

Gewitter. S. 197—328. beſſer Ungewitter. S. 198. Vorboten und Anzeigen des Gewitters. S. 199. Frühzeitige Gewitter zeigen ſehr oft ein unfruchtbares Jahr an. S. 201. Ob es zur Zeit des Vollmondes Gewitter gebe? S. 202. Zug der Gewitter. S. 205. Ausbruch des Blitzes aus einer Gewitterwolke. S. 213. der Blitz fährt am leichteſten durch Metalle, und wird auch dadurch vorzüglich angelockt. S. 224. Zu den anlockenden Körpern gehören auch die Körper der Menſchen und Thiere. S. 225. Geſchichte des Prof. Richmanns in Petersburg. Nun der hatte es aber auch wohl darnach gemacht. S. 228. Goldene und ſilberne Treſſen an den Kleidern verwahren vor dem Blitze. S. 229. Erſcheinungen an Körpern, die von ihm berührt oder getroffen worden. S. 233. Die alte Meinung: daß nicht leicht ein Menſch im Bette vom Blitze erſchlagen werde. S. 234 u. ff. Wie der Blitz eigentlich tödtet? S. 237. Wie weit man ſich vor Gewittern zu fürchten habe? S. 238 u. f. Eine vortreffliche Schilderung eines Gewitters. S. 241. Natürliche Urſachen der Bangigkeit und Beklemmung bey Gewittern. S. 242 u. f. Regeln der Vorſicht bey herannahenden Gewittern, und die Mittel, ſich vor den ſchrecklichen Wirkungen des Blitzes in Sicherheit zu ſetzen. S. 261. Was von Läutung der Glocken bey Gewittern zu halten. S. 264. Das Abfeuern des groben Geſchützes iſt dienlich. S. 272 u. ff. Wie der Blitz abzuleiten ſey? Hier kömmt die ganze Lehre von den Blitzableitern vor, und iſt vortrefflich ausgearbeitet.

Gift. S. 424—513. verſchiedene Bedeutung des Worts, (Venenum.) S. 427. Kennzeichen, daraus ſich vermuthen läßt, das Körper Gifte ſeyen, im Fall ſie uns noch unbekannt ſind. S. 429. Verſuche dieſes zu erfahren. S. 436. Allgemeine Wirkungen, welche die Gifte im menſchlichen Körper hervorbringen. S. 438 ff. Mittel dagegen. S. 440. Vorbauungsmittel. S. 441 ff. Heilungsmittel. S. 452. Die Kenntniß der Gifte leiſtet dem Staate, und inſonderheit dem Landwirthe, einen vielfachen Nutzen. S. 456 ff. Eintheilung der Gifte. S. 457. Giftige Dünſte ſind der Aufmerkſamkeit deſto würdiger, je größer und unvermeidlicher oft die Gefahr iſt, in welche ſie uns ſtürzen. S. 460. Verwahrungsmittel dagegen.

S. 465. Es giebt betäubende, erstickende und lähmende Dünste. S. 472 Gifte im Thierreiche. S. 478 ff. aus dem Pflanzenreiche. S. 482. Zufälle von dem Genusse giftiger Pflanzen. S. 485. Die scharfen Pflanzengifte. S. 494 ff. Pflanzen, welche zugleich durch eine Schärfe und betäubende Kraft wirken. S. 497 ff. Die lähmenden Pflanzengifte. S. 500. Mehlthau macht Hopfen und Kohlkräuter zu einer Art von Gift. S. 501 ff. Gifte des Mineralreichs. S. 503. ihre verschiedene Arten, und wie sie wirken. S. 510. Unbekannte Gifte sind die Arkana der Giftmischer. S. 511. In einem wohleingerichteten Staate ist in Absicht der Unglücksfälle, welche zufällig oder vorsetzlich durch Gifte geschehen, alle Behutsamkeit nöthig. S. 512. Weises Gesetz von Colbert dieserhalb.

Glas. S. 580—678. Mancherley Bedeutung des Worts. S. 582. ist seine Geburt einem Zufalle schuldig, nach dem Zeugniß des Plinius. S. 584. Es ist schwer von dem Ursprunge und Fortgange der Glasmacherkunst etwas zuverlässiges zu sagen, weil uns die alten Autores wenig davon aufbehalten haben. Es muß indessen selbige sehr alt seyn, weil Hiob, der noch vor Mosis Zeiten gelebt hat, Cap. 28, 17. schon des Glases gedenkt. S. 585. Eintheilung des Glases, seiner Güte und dem Ansehen nach. S. 586 ff. Materie des Glases. S. 593. Potts Versuche. S. 596. Glashütten und Glasfabriken in Deutschland. S. 598 ff. Englische Glasfabriken. S. 600. Zu Murano, ohnweit Venedig, ist die Glasmacherkunst aufs höchste gestiegen. S. 601 ff. Die verschiedenen Oefen auf einer Glashütte. S. 604. Deren Einrichtung. S. 607. Proportion des Gemenges der verschiedenen Arten des Glases S. 610 ff. Vom Krystallglas. S. 612. Verfertigung der gläsernen Geräthe. S. 613 ff. Instrumente der Glasmacher. S. 615. Die vorzüglichsten Handgriffe derselben bey Verfertigung der verschiedenen Gefäße. S. 623. Anlegung der Glashütten wird in allen Staaten niemals ohne Landesherrliche Concession verstattet. S. 625 ff. Einländische Glashütten in Aufnahme zu bringen. S. 628 ff. Glasfärben. S. 649. Das Vergolden des Glases. S. 650. Das Glasblasen bey der Lampe. S. 658. Von der Biegsamkeit und elastischen Kraft des Glases. S. 662. Bologneser Fläschchen. S. 665. Knall- und Springglaser. S. 668. Glashandel. S. 674. Mannichfaltiger Nutzen des Glases. S. 676. Schriften, die von dieser Materie handeln.

Neue

Neunzehenter Theil.

Glauberiſches Salz. S. 6—39. hat den Namen von ſeinem Erfinder, Johann Rudolph Glauber, einem bekannten und berühmten Chemiſten, und iſt ein Mittelſalz, das aus dem Vitriolſauren beſteht, welches bis zur Sättigung mit dem mineraliſchen Alkali vereinigt worden. S. 7. Obgleich dieſes Salz, wie der vitrioliſirte Weinſtein, aus Vitriolſaurem und feuerbeſtändigem Alkali zuſammengeſetzt iſt; ſo iſt es doch von demſelben in vielem Betracht unterſchieden, weil das mineraliſche Alkali von dem vegetabiliſchen gar ſehr abweicht. Die Menge des Waſſers, welches zur Kryſtalliſation des Glauberiſchen Salzes kommt, iſt ſehr beträchtlich, und beträgt ungefähr die Hälfte ſeines Gewichts. S. 8. Beſchreibung dieſer Kryſtalliſation. S. 9. In vielen mineraliſchen Waſſern giebt es ein natürliches Glauberiſches Salz, unter dem Namen Brunnenſalz. S. 10. Das beſte und zugleich wohlfeilſte Glauberiſche Salz liefern jetzt die Gebrüdere Gravenhorſt in Braunſchweig. S. 11 u. f. Kennzeichen eines aufrichtigen und vollkommen reinen Glauberiſchen Salzes. S. 21 u. ff. Mannichfaltiger Nutzen des Glauberiſchen Salzes. S. 26 ff. Der Hauptnutzen iſt derjenige, den es in der Arzney leiſtet. S. 37. Auch bey den Krankheiten der Thiere. S. 33. vornehmlich bey der Viehſeuche. S. 38. Wie das durchſichtige kryſtalliniſche Glauberſalz am beſten aufzubewahren ſey?

Glocke. S. 81—173. (Campana.) S. 82. Ableitung und Bedeutung des Worts. S. 84 u. f. Geſchichte der Kirchenglocken. S. 86. An den beyden Säulen von Erz vor dem Salomoniſchen Tempel, Jakin und Boas, war eine Art von Geläute angebracht. S. 87. Geläute bey den heidniſchen Tempeln. S. 90. Die Meinung wird widerlegt, daß ein Biſchof zu Nola, Namens Paulinus, der Erfinder der großen Glocken geweſen. Ebendaſ. Italien iſt ohne Zweifel das Vaterland der Glocken. S 92. Im neunten Jahrhunderte ſind die erſten großen Glocken, an der Zahl zwölfe, in dem Thurme der Sophienkirche zu Conſtantinopel aufgehängt worden. S. 94 u. f. Materie der Glocken. S. 95 f. Größe verſchiedener Glocken. S. 96. In Deutſchland iſt die größte Glocke zu Wien auf dem St. Stephansthurme, iſt über 10 Schuh hoch, hat im Umkreiſe 32 Schuh 2 Zoll, und wiegt 354 Centner. Der Klöppel, welcher 11½ Schuh lang iſt, hält an Gewicht 13 Centner und 28 Pfund. S. 97. Nach dieſer kömmt die große Glocke auf dem Dohm zu Berl[illegible]

che höher und schwerer ist, als die zu Erfurth, davon so viel Rühmens gemacht wird. S. 98 u. f. noch ein ganzes Register grosser Glocken in und außerhalb Deutschland; auch in Rußland und zu Peking. S. 101 u. f. Glockenweihe und Glockentaufe. S. 104 u. f. Beschreibung des Glockengießens. S. 123 f. Glockenguth, dessen gehörige Mischung. S. 130. Schlageglocken an den Thurmuhren. S. 131. Glocken zu Stubenuhren, oder so genannte Kappen. S. 135. Der Glockenstuhl und dessen vorzüglichste Bauart. S. 141 f. Tabellen, wie sich die Töne von 4 Octaven zur Schwere und dem Diameter einer Glocke verhalten. Wofern selbige richtig sind, so geben sie eine vortreffliche Anleitung, wie man die Glocken zu einem harmonischen Geläute bestellen soll. S. 144. Es ist gut, daß Glockengießer im Lande ansäßig sind. S. 145. Die Glocken können als ein Gegenstand des Cameralwesens betrachtet werden. S. 146. erfordern Aufsicht. S. 148 u. ff. Läuten der Glocken und dessen vortheilhaftere Einrichtung. S. 151. Hähns Vorschlag dazu. S. 166. Gebrauch der Glocken. S. 168. Inschriften derselben.

Gold, aurum. S. 274–456. Bestandtheile desselben. S. 275. Eigenschaften. S. 277. Erstaunliche Ausdehnung des Goldes, nach Reaumür. Hier und im folgenden kommen die vornehmsten von denen bekannten Versuchen vor, welche in einer angenehmen Kürze und gedrungenen Schreibart erzählt werden. S. 279 u. f. Von der Schwere des Goldes. Es ist selbiges 19mal schwerer, als das Wasser, das Quecksilber aber nur 14mal schwerer, als dieses. S. 281. Ist im Schmelzfeuer unzerstörbar nur die großen Brennspiegel machen es zu Kalk, und zuletzt zu Glas. S. 282 u. f. älteste Nachrichten vom Golde aus der heil. Schrift und andern Scribenten. S. 304. Die berühmtesten Goldbergwerke. S. 291. Golderz und gediegenes Gold. S. 300 Bruchgold. S. 301. Waschgold. S. 316. Ursprung des Goldes in den Flüssen. S. 320 u. f. Zubereitung des gewonnenen Goldes. S. 328. Vom Goldwaschen. S. 335 u. ff. Läutern und Reinigung des Goldes. S. 354 Herabbringung des Goldes von vergoldeten Arbeiten. S. 356. Verarbeitung des Goldes; a) in der Münze; S. 357. b) von dem Goldschmiede; S. 358. c) von dem Goldschläger; S. 359. d) in den Gold- und Silberfabriken; S. 360 e) bey den Chemisten und Apothekern. S. 361. Gebrauch des Goldes bey den Alten. S. 375. Einkauf des Goldes. S. 378 u. ff. Grade der Reinigkeit des

Goldes.

Goldes. S. 382 u. ff. Probieren des Goldes. S. 393 u. ff. Goldgewicht. S. 404 u. ff. Beſchreibung der Kunſt des Vergoldens. S. 434. Griechiſche Vergoldung. S. 438. Polirte Oelvergoldung bey Kutſchen, Meublen, u. dgl. S. 443. Goldene Buchſtaben und Figuren. S. 445. Leder vergolden. S. 451. Vergoldung des Papiers. S. 452. Wie alle Vergoldungen zu reinigen ſind? — Ey! das war ein ſehr reichhaltiger Artikel; aber viel vom Golde ſchreiben und keines haben, das iſt eine verdrießliche Sache. Doch halt! wir haben noch ein Artikelchen zum Beſten, das uns ſchon ergiebig ſeyn ſoll, nämlich:

Goldmachen, die Goldmacherkunſt; verächtlich, die Goldmacherey, die Alchemie, Alchymie. — Alchymia, Lapis Philoſophorum. S. 534 - 550. Die geheime Kunſt geringere Metalle in Gold zu verwandeln. O ho! lieber Herr Doktor! wenn wir beyde dieſe Kunſt verſtünden, das wäre eine herrliche Sache! alsdenn ſchrieben Sie keine Encyklopädie mehr, und Recenſent recenſirte nicht mehr, und unſere Verleger ſchurlegelten uns nicht mehr. — Doch was hilft das Wünſchen? Wir müſſen indeſſen doch zuſehen, was in dem Artikel ſelbſt befindlich iſt. S. 535. Geſchichte des Midas mit den Eſelsohren, der durch das bloße Anrühren alles zu Golde machte. Luſtig genug, daß ein ſo wichtiger Artikel ſich mit Eſelsohren anfängt. Doktor! Doktor! — S 536. Verſchiedene Meinungen vom Goldmachen, pro et contra. S. 537. Gedanken des Maupertuis von dieſer Materie. S. 540 u. ff. Urtheil des Hrn. V. davon, mit vieler Klugheit gefället. S. 551. Der Stein der Weiſen, wodurch unedle Metalle in Gold verwandelt werden ſollen, iſt ſehr zu unterſcheiden von der Verbeſſerung der Metalle, ſonderlich des Silbers. Dieſes iſt ſehr geſchickt, daß ſich Theile deſſelben in Gold veredeln laſſen, wie Homberg gewieſen hat. S. 552. Ein Proceß hiervon, der in Wien viel Aufſehen gemacht, und den Juſti erzählt. Der Nutzen davon iſt indeſſen ſehr mäßig geweſen. Ergo — das war auch nichts. Schlimm genug! —

Pf.

12. Vermischte Nachrichten.

Schimpf und Ernst, oder Wochenblätter des Schweizerischen Sammlers. Erstes Quartal von 1780. Zürch und Winterthur, bey Füesly und Steiner. 13 Bogen. 8.

Dieses erste Quartal ist mit einemmale als die Probe einer darauf wöchentlich herauszugebenden periodischen Schrift erschienen, in welcher, nach der Erklärung der Verfasser, die Leser mit Betrachtungen aus der Philosophie des Lebens, mit Gedanken über Sitten, Modetändeleyen, Vorurtheile, Thorheiten und Nachäffungen, oder mit Spott und Verhöhnung jeder Ziererey und Gezwungenheit unsers hierinn so reichen Jahrhunderts, unterhalten werden sollen. Den Anfang macht ein Fragment aus den Briefen eines Liebenden; das aber keine süßen Tändeleyen enthält, sondern eine Würdigung der Gesinnungen guter Personen aus den niedrigen Ständen, und der verfeinerten Thorheiten und Sitten in den höhern Sphären. Der Verf. will sich dadurch bey seiner Geliebten rechtfertigen, die sich ärgerte, daß er aus dem verfeinerten Kreise, in welchen er, wie er sagt, gebannt ist, so gern zu den Kindern der Natur hinab- oder hinaufstieg. Hierauf folgt, ein Tagebuch über meine Taschenuhr, ein satirischer Aufsatz über die Thorheit unserer Geniejünglinge, die sich nicht nach der einmal eingeführten Ordnung der Welt bequemen wollen. Der V. erzählt die mancherley Ungelegenheiten, die er sich dadurch zugezogen hat, daß er sich nicht nach der Stadtuhr, sondern nach seiner Taschenuhr, die mit der Sonne, seiner Meinung nach, gleichförmig gieng, richten wollte. Der Einfall ist gut, aber zu unerträglich gedehnt. Er füllt ganze sieben Bogen an. Man muß einen witzigen Gedanken nicht wie einen Hasen hetzen. Manchmal fällt der Verf. auch in das Unwitzige. Oft aber ist er belustigend, sagt auch vielleicht ganz gute Wahrheiten. Z. E. S. 67: „Der Dichter Klopstock — „o es ließen sich über seine Schönheiten, über seine wahre „Größe, ganze in Folios schreiben. Wer thats? Aber seine „Alfanzereyen hat der Genie Tellow in zween Octavbänden „verunsterblichet.“ (Der Ausdruck ist doch zu hart; denn auch

unter

unter Tellows Geschwätz kömmt von Klopstocks Schönheit und Größe manche gute Anmerkung vor.) Auch der V. der Menschenfreuden, der doch glaubt, daß er bloß in dieser Bibliothek ungünstig beurtheilt sey, wird seinen Beweis für das Daseyn Gottes hier ziemlich arg parodirt finden. — Nach einigen kleinern Aufsätzen macht den Beschluß die Untersuchung der Frage, ob es wohlgethan ist, ein Volk aus der Dummheit zu reißen, eingekleidet in ein Todtengespräch zwischen den Päbsten Gregor VII und Leo X. Die Lectüre in der Maaße, wie es Leo im Namen des Verf. will, bey den niedrigen Ständen einzuführen, möchte inzwischen weder möglich noch rathsam seyn. — Auch sind einige Gedichte und Epigrammen von mittlerer Güte diesem Quartale eingemischt. Diese Wochenschrift gehört zwar nicht zu den schlechten; sie hat wirklich manches, das sie vortheilhaft auszeichnet, auch locale Beziehungen auf ihr Vaterland; indessen ist den Verfassern eine sorgfältigere Prüfung ihrer Einfälle und Gedanken noch sehr zu empfehlen.

Qb.

Raritäten. Ein hinterlassenes Werk des Küsters von Rummelsburg Vierter Theil. 1779. 12½ Bogen in 8.

Mit diesem Verf. wird es immer ärger. Seine Leser, die er zur Unehre unserer Litteratur in ziemlicher Menge haben muß, da eine neue Auflage von den ersten Theilen gemacht ist, müssen ihn ermuntert haben, ihren Beyfall durch noch ärgere Unverschämtheiten zu gewinnen. Gleich das erste Stück dieses Theils ist so ekelhaft, unwitzig, unflätig geschrieben, daß der Rec. es nicht vollenden konnte, und gar nicht weiter lesen mochte. Wie verderbt muß der Geschmack und das Herz derjenigen Leser seyn, die ein solches Buch zur Hand nehmen können!

Mr.

Gothaisches Magazin der Künste und Wissenschaften. Zweyten Bandes viertes Stück. Gotha, bey Ettinger. 1769. gr. 8. 6 Bog. nebst einer Kupfertafel die Gestalten des Glücksbildes vorstellend.

Der

12. Vermiſchte Nachrichten.

Schimpf und Ernſt, oder Wochenblätter des Schweizeriſchen Sammlers. Erſtes Quartal von 1780. Zürch und Winterthur, bey Füesly und Steiner. 13 Bogen. 8.

Dieſes erſte Quartal iſt mit einemmale als die Probe einer darauf wöchentlich herauszugebenden periodiſchen Schrift erſchienen; in welcher, nach der Erklärung der Verfaſſer, die Leſer mit Betrachtungen aus der Philoſophie des Lebens, mit Gedanken über Sitten, Modetändeleyen, Vorurtheile, Thorheiten und Nachäffungen, oder mit Spott und Verhöhnung jeder Ziererey und Gezwungenheit unſers hierinn ſo reichen Jahrhunderts, unterhalten werden ſollen. Den Anfang macht ein Fragment aus den Briefen eines Liebenden; das aber keine ſüßen Tändeleyen enthält, ſondern eine Würdigung der Geſinnungen guter Perſonen aus den niedrigen Ständen, und der verfeinerten Thorheiten und Sitten in den höhern Sphären. Der Verf. will ſich dadurch bey ſeiner Geliebten rechtfertigen, die ſich ärgerte, daß er aus dem verfeinerten Kreiſe, in welchen er, wie er ſagt, gebannt iſt, ſo gern zu den Kindern der Natur hinab- oder hinaufſtieg. Hierauf folgt, ein Tagebuch über meine Taſchenuhr, ein ſatiriſcher Aufſatz über die Thorheit unſerer Geniejünglinge, die ſich nicht nach der einmal eingeführten Ordnung der Welt bequemen wollen. Der V. erzählt die mancherley Ungelegenheiten, die er ſich dadurch zugezogen hat, daß er ſich nicht nach der Stadtuhr, ſondern nach ſeiner Taſchenuhr, die mit der Sonne, ſeiner Meinung nach, gleichförmig gieng, richten wollte. Der Einfall iſt gut, aber zu unerträglich gedehnt. Er füllt ganze ſieben Bogen an. Man muß einen witzigen Gedanken nicht wie einen Haſen hetzen. Manchmal fällt der Verf. auch in das Unwitzige. Oft aber iſt er beluſtigend, ſagt auch vielleicht ganz gute Wahrheiten. Z. E. S. 67: „Der Dichter Klopſtock — „o es ließen ſich über ſeine Schönheiten, über ſeine wahre „Größe, ganze in Folios ſchreiben. Wer thats? Aber ſeine „Alfanzereyen hat der Genie Tellow in zween Octavbänden „verunſterblichet.“ (Der Ausdruck iſt doch zu hart; denn auch

unter

unter Tellows Geschwätz kömmt von Klopstocks Schönheit und Größe manche gute Anmerkung vor.) Auch der V. der Menschenfreuden, der doch glaubt, daß er bloß in dieser Bibliothek ungünstig beurtheilt sey, wird seinen Beweis für das Daseyn Gottes hier ziemlich arg parodirt finden. — Nach einigen kleinern Aufsätzen macht den Beschluß die Untersuchung der Frage, ob es wohlgethan ist, ein Volk aus der Dummheit zu reißen, eingekleidet in ein Todtengespräch zwischen den Päbsten Gregor VII und Leo X. Die Lectüre in der Maaße, wie es Leo im Namen des Verf. will, bey den niedrigen Ständen einzuführen, möchte inzwischen weder möglich noch rathsam seyn. — Auch sind einige Gedichte und Epigrammen von mittlerer Güte diesem Quartale eingemischt. Diese Wochenschrift gehört zwar nicht zu den schlechten; sie hat würklich manches, das sie vortheilhaft auszeichnet, auch locale Beziehungen auf ihr Vaterland; indessen ist den Verfassern eine sorgfältigere Prüfung ihrer Einfälle und Gedanken noch sehr zu empfehlen.

Qb.

Raritäten. Ein hinterlassenes Werk des Küsters von Rummelsburg Vierter Theil. 1779. 12½ Bogen in 8.

Mit diesem Verf. wird es immer ärger. Seine Leser, die er zur Unehre unserer Litteratur in ziemlicher Menge haben muß, da eine neue Auflage von den ersten Theilen gemacht ist, müssen ihn ermuntert haben, ihren Beyfall durch noch ärgere Unverschämtheiten zu gewinnen. Gleich das erste Stück dieses Theils ist so ekelhaft, unwitzig, unflätig geschrieben, daß der Rec. es nicht vollenden konnte, und gar nicht weiter lesen mochte. Wie verderbt muß der Geschmack und das Herz derjenigen Leser seyn, die ein solches Buch zur Hand nehmen können!

Mr.

Gothaisches Magazin der Künste und Wissenschaften. Zweyten Bandes viertes Stück. Gotha, bey Ettinger. 1769. gr. 8. 6 Bog. nebst einer Kupfertafel die Gestalten des Glücksbildes vorstellend.

Der

Der erste Aufsatz: Wie haben die Alten das Glück gebildet? Dieses wird in acht Figuren dargestellet, wovon die letzte dem Engel Gabriel bey der heil. Christzeit in vielen ähnlich sieht. 2) Das Loos, begreift eine Abhandlung über die Lotterie und das Lotto. 3) Anton Augustins Leben. 4) Anmerkungen zu dem Nürnbergischen, im vorigen Jahre bekannt gemachten, Plane einer Leibrentengesellschaft, oder Tontine, worinn kein einziges Mitglied etwas verlieren, viele aber erstaunliche Gewinnste bekommen sollen.

Dw.

Vom Verfall des Credits in Ehstland, und von den Mitteln denselben wieder empor zu bringen. Reval, bey Albrecht und Compagnie. 1780.

An meine Hausgöttinn. Aus dem Herzen. 1780.

Beyde kleine Schriften, die einerley Gegenstand betreffen, zeigen wir an, weil man daraus Einiges von der jetzigen Verfassung eines vormals blühenden, aber nun, wie beyde ungenannte Verf. versichern, durch seinen Luxus ꝛc. verarmten Herzogthums, kennen lernt. Auffallend, doch wahrscheinlich ist, daß die hohen Kornpreise in Deutschland vor einigen Jahren, durch welche Ehstland ansehnliche Reichthümer erwarb, die unglückliche Quelle des Verfalls geworden sind. — Unter den vorgeschlagenen Mitteln verdienen einige Beyfall; doch werden sie schwerlich das Uebel ganz heilen, wenn wir anders die Verf., welche ihre Landsleute sehr sanft behandeln, recht verstehen. Von der zwoten Brochüre wünschten wir den sonderbaren Titel und die gezierte Einkleidung hinweg; sie bezieht sich in einigen Stellen auf die erste, der wir den Vorzug einräumen müssen.

Ihro Kaiserl. Majest. Catharina II. — Verordnungen zur Verwaltung der Gouvernements des Russischen Reichs. Zweyter Theil. Aus dem Russischen übersetzt von C. G. Arndt. St. Petersburg, 1780. 68 S. in 4.

Eigentlich

Eigentlich eine Fortſetzung und weitere Ausführung der unter eben dem Titel 1775 herausgegebenen Verordnungen, deren deutſche Ueberſetzung, davon 1777 ein Nachdruck iſt bekannt worden, wir zu ſeiner Zeit angezeigt haben. Der zweyte Theil iſt 1779 verfaßt, und zu Anfange des Jahres 1780 unterſchrieben; er begreift drey Hauptſtücke, nämlich das 29ſte: wie die Gouvernementsregierung, die Gerichtshöfe, und die Ober- und Untergerichte ſich gegen einander zu verhalten haben; das 30ſte: von der Pflicht des Oberhofgerichts; das 31ſte: von dem Niederhofgerichte und ſeiner Pflicht. Den Beſchluß macht ein Anhang, der den Etat des St. Petersburgiſchen Gouvernements enthält.

Jt.

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens an den Herausgeber, aus **, vom 18ten October.

— Ich habe in Ihrem letzten Schreiben die ſehr feyerliche Erklärung erhalten, die Hr. D. Seiler, wider das Schreiben, das ich an Sie, bey meiner Durchreiſe durch Magdeburg, d. 18ten Apr. d. J. ſchrieb *), in den Hamburgiſchen neuen Zeitungen hat bekannt machen laſſen. Sie kennen mich, und wiſſen, daß ich nicht im Stande bin, Ihnen eine Unwahrheit zu ſchreiben. Alſo gegen Sie bedarf mein Schreiben keiner Vertheidigung; und wahrlich, gegen andere verdienen die elenden Behelfe, deren ſich Hr. Seiler bedient, kaum, daß ich etwas zu meiner Vertheidigung ſage; denn im Grunde geſteht Hr. Seiler ſelbſt, er habe eine Rede gehalten, die im Weſentlichen ſo iſt, wie ſie beſchrieben worden. Was wendet er nun aber ein? —

Er habe des Probſt Tellers gar nicht gedacht! O des Behelfs! Er prüfe ſich doch, ob Er keinen Fingerzeig gegeben habe, bey dem jeder Zuhörer an dieſen würdigen Mann

*) S. Allg. d. Bibl. XL B. 2tes St. S. 622.

Mann denken mußte, von dem er jetzt so verbindlich zu verstehen giebt, daß er ihn, als Gelehrten, aufrichtig hochschätze, und über den er doch seinen Studenten so gern ein heus tu Romane caveto! hätte zuflüstern mögen. —

Daß in der A. d. Bibl. viele unrichtige und schriftwidrige Sätze vorkommen, das sage er nicht nur, sondern schreibe es auch, und glaube, man könnte es sehr leicht beweisen. O des Behelfs! Unrichtige Sätze werden freylich wohl in den vielen Bänden der deutschen Bibliothek, so wie in den vielen Bänden der Seilerischen Schriften sich finden; denn in vielen Bänden kann, menschlicher Schwachheit halber, wohl etwas mit unterlaufen, das nicht völlig richtig ist. Aber schriftwidrige Sätze? Schriftwidrig, in aller der Bedeutsamkeit, die dieses Wort hat, wenn es ein Doktor der Theologie ausspricht, und zugleich in eben dem Athem sagt, daß er, wenn es auf göttliche Wahrheiten ankomme, seine Pflicht kenne, mit unerschrockenem Eifer Irrthümern entgegen zu arbeiten? Daß in diesem Verstande schriftwidrige Sätze in der deutschen Bibliothek vorkommen, möchte wenigstens durch die Dogmatik und Ascetik, worinn sich Hr. Seiler vorzüglich gezeigt hat, nicht so sehr leicht zu beweisen seyn; möchte wenigstens nicht von Studenten zu untersuchen seyn, an welche damals Herr Seiler seine Anrede richtete, sondern von gelehrten, einsichtsvollen, billigen Männern, welche freylich in der deutschen Bibliothek viel Seilerwidrige, so wie in den Seilerischen Schriften viele Bibliothekwidrige Sätze finden, aber mit dem Schriftwidrigen gewiß nicht so plump zutappen möchten, wie Herr Seiler, oder die Bützowschen kritischen Nachrichten, und andere Leute solcher Art.

Von aller Menschenfurcht und Menschengefälligkeit gleich weit entfernt, trage er die Grundlehre des christlichen Glaubens, so, wie er sie erkenne, vor und vertheidige sie. Ein solches gewissenhaftes Verhalten habe er den in Erlangen studirenden jungen Theologen empfohlen, in der Absicht, daß sie es künftig in ihren Aemtern beobachten sollten. O des Behelfs! Das feine Kompliment, das Hr. Seiler hier seiner Entfernung von Menschenfurcht und Menschengefälligkeit macht, ungerechnet, hätte Hr. Seiler seinen

jungen

jungen Theologen, eben so füglich, das Beyspiel der Verfasser der allgemeinen deutschen Bibliothek zur Nachfolge empfehlen können, als sein eigenes. Denn die Verfasser der A. D. Bibliothek tragen die Grundlehre des christlichen Glaubens, so wie sie sie erkennen, vor, und vertheidigen sie, von Menschenfurcht und Menschengefälligkeit gleich entfernt.

Wie wenig er es für nöthig halte, gegen die allgemeine D. Bibliothek zu schreiben, erhelle daraus, weil (andere Leute sagen, daß) er in keinem seiner Bücher, auch nur je ein Wort gegen sie gesagt habe. O des Behelfs! Wie? Es ist so leicht, der A. d. Bibl. unrichtige und schriftwidrige Sätze zu beweisen, und Herr Seiler, der, wie seine Schriften zeigen, das Leichte ganz gern zu unternehmen, und aufs ausführlichste zu bearbeiten pflegt, hat diesen so leichten Beweis niemals versuchen wollen? Wie? die A. d. Bibl. ist voller unrichtiger und schriftwidriger Sätze? und ein Doktor der Theologie, der, wenn es auf göttliche Wahrheiten ankömmt, seine Pflicht kennt, mit unerschrockenem Eifer Irrthümern entgegen zu arbeiten, findet es nicht für nöthig, in irgend einem seiner Bücher, deren er doch eine so gute Portion geschrieben hat, auch nur je ein Wort gegen sie zu sagen? Das kömmt also vielleicht daher, daß die unrichtigen und schriftwidrigen Sätze der A. d. Bibl nicht Irrthümer gegen göttliche Wahrheiten sind, sonst würde ihnen der unerschrockene Eifer des Hrn. D. Seilers ja längst öffentlich entgegen gearbeitet haben! Aber es scheint nur, der Herr Doktor habe daran gedacht, denenjenigen, welche die Grundlehre des Christlichen Glaubens, anders erkennen als Er, im Stillen entgegen zu arbeiten. Darum sagte er, der in allen seinen Schriften, die in ganz Deutschland bekannt werden können, nie ein Wort wider die A. d. Bibl. geschrieben hat, in einer Rede, von der er glaubte, daß sie außer den Mauern, wo sie gehalten worden, nicht bekannt werden würde, so viele Worte wider die Bibl. und wider so manche andere wackere Männer, die, gleich den Verfassern derselben, von Menschenfurcht und Menschengefälligkeit gleich entfernt, die Wahrheit aufrichtig zu finden suchen. O des elenden Behelfs, öffent-

lich nicht ein Wort zu schreiben, und im Winkel, wo das Ansehen eines Doktors und Professors der Theologie ein Ansehen giebt, ex cathedra zu sprechen!

Dieses Double-dealing des Hrn. D. Seiler war es, was mir auffiel, dies war es, warum ich in meinem Briefe Sie von der gehaltenen Rede benachrichtigte, und warum Sie die Nachricht drucken ließen. Doch nicht allein deswegen; sondern hauptsächlich, weil es höchst unrecht ist, wenn ein Lehrer der Gottesgelahrheit, der wissen sollte, was Gelehrsamkeit ist, über solche Wahrheiten, die für gelehrte Männer gehören, und die ernsthaft und reiflich untersucht werden müssen, in einer Rede an junge Leute, die erst diese Wahrheiten untersuchen und erkennen sollten, in halb ciceronianischen, halb dogmatischen Floskeln, ohne Untersuchung durch sein Ansehen im Voraus entscheiden will, und dadurch bey den jungen Leuten, die jetzt erst lernen sollten, den entscheidenden Lehrton, in dem sie ihm bald blind nachzusprechen sich gewöhnen, einführt, und dadurch den Geist der Untersuchung in ihnen fein frühzeitig erstickt. Weil es höchst unrecht ist, wenn ein Lehrer der Gottesgelahrheit, der billig auch ein Lehrer der Liebe, des Friedens und der Bescheidenheit seyn sollte, durch sein Beyspiel seine Zuhörer fein früh in den polemischen Ton stimmt, alles das, was sie von der Theologie wissen, so, wie sie es erkennen, für göttliche Wahrheiten, zu halten; und die Meinungen derer, die anders denken, für Irrthümer, denen entgegen zu arbeiten Pflicht ist, ohne zurück zu denken, ob sie auch selbst könnten geirret haben, und anstatt zu belehren, lernen müssen, anstatt zu verdammen, Toleranz geben und suchen müssen.

Doch ich kehre noch auf einen Augenblick zu der in meinem Briefe vom 18ten Apr. gegebenen Nachricht aus Erlangen, und zu Hrn. Seilers Erklärung darüber, zurück: Hr. Seiler sagt davon höchst entscheidend: „Es war nicht ein „hier nur Durchreisender, und nicht einer aus Magde„burg, der sie an Hrn. Nicolai geschrieben hat.“ Was man zu geschwind entscheidet, pflegt oft halb wahr, und halb falsch zu seyn, und so ist es hier. Einer aus Magdeburg ist es freylich nicht, der die Nachricht geschrieben hat; aber ein Reisender war ich damals, und ein Reisender bin ich, wie sie wohl wissen, noch jetzt. Wir reisen noch! Wir reisen noch! und werden noch lange reisen, wenn

wir

wir nicht eher aufhören wollen, bis wir alle Kurzsichtigkeit der toleranten Verfolgung, alle Doppelsinnigkeit der Achselträger im Schreiben und im Sprechen, alle öffentliche Komplimente, und geheime Verunglimpfungen, die sich in Deutschland finden, werden beobachtet und gerügt haben. Aber wie kann Herr Seiler überhaupt wissen: ob ein Durchreisender, oder ein Einwohner in Erlangen die Nachricht geschrieben habe? Woher kann er wissen, wer seine Rede gehört habe? Hat er etwa, ehe er sich getrauete die Rede zu halten, die man, seinen Schriften nach, nicht hätte von Ihm vermuthen sollen, erst nach allen vier Weltgegenden seines Saales schauen lassen, ob alles sicher sey: oder jedem Hereinkommenden das orthodoxe Zeichen und Wort abgenommen, ne heterodoxus quidem intret mus? Und wozu wirft er überhaupt diese Frage auf? Denn gesetzt nun, nicht ein Durchreisender, sondern ein Einwohner Erlangens hätte die Nachricht geschrieben, von der Hr. Seiler selbst bekennt, daß das Wesentliche wahr ist; Was würde daraus folgen? daß in Erlangen ein Mann wohne, dessen moralisches Gefühl durch Hrn. Seilers Rede beleidiget worden? Mehr doch wohl nicht. Aber Hr. Seiler folgert mehr, und weiß mehr. Er behauptet ohne Grund, der Verf. der Nachricht sey ein Erlanger, damit er auf ihn schelten, und ihm schlechte Absichten Schuld geben könne. Er sagt mit frömmelnder Bitterkeit: „Den Heuchler aber, der aus seinem Schlupfwinkel, gleich Straßenräubern, mit vergifteten Pfeilen auf ehrliche Leute schießt, überlasse ich der Schande, und den gerechten Vorwürfen seines Gewissens, das ihn, wegen seiner schlechten Absichten, gewiß beschämt.“ So sicher kann eben der Mann, der sich wegen seiner eigenen Gesinnung darauf beruft: daß Gott allein Richter der Geister sey, die geheimen Absichten eines ihm ganz unbekannten Mannes errathen und bestimmen. Solche gehäßige Beschuldigungen gegen einen seiner gewiß unschuldigen Nachbarn, (denn mich können seine Scheltworte auf keine Weise treffen,) schreibt der Lehrer der Gottesgelahrheit, der sich des Sinnes der Liebe, der Mäßigung, der Toleranz rühmt, so bedächtig hin, ohne einen Augenblick zu stutzen, ohne einen Augenblick zu zweifeln, ob auch wohl alles so seyn möge, ohne bey so harten, mit nichts bewiesenen Beschuldigungen zu erröthen. Ich erröthe für ihn,

rung gegen mich, worinn seine Waffen aus allerley Holze geschnitzt sind. Er läßt keine unversucht, seyn sie stumpf oder scharf, vertheidigend oder angreifend, sey es, daß er sich schämen müsse, sie anzuwenden, oder nicht. Alles ist ihm recht, wenn nur er im vortheilhaften und sein Gegner im widrigen Lichte erscheint. Er gedenkt göttlicher Wahrheiten, er rühmt seinen unerschrockenen Eifer, Irrthümern entgegen zu arbeiten, er giebt zu verstehen, daß ihm dadurch Lästerung, Hohn und Verfolgung bevorstehe. Er bezeugt seinen Sinn der Liebe und die daraus entspringende Mäßigung und Toleranz, und stellt es nur dem allwissenden Gott, der allein Richter der Geister ist, anheim, ob diese seine Mäßigung eine Frucht ächter Christen- und Bruderliebe sey oder nicht? Und mitten in diesem patelinirenden Tone von Liebe und Mäßigung, nennt er die Nachricht beleidigend, verläumderisch, schmähsüchtig zugefügtes Unrecht, und, nicht genug, seinen Gegner nennt er einen Heuchler, Straßenräubern gleich, der vergiftete Pfeile auf Unschuldige schießt, der schlechte Absichten hat, der das Böse von andern gern glaubt, den er, Hr. Seiler, (als ob er vorher kein hartes Wörtchen wider seinen Gegner gesagt hätte,) der Schande und den gerechten Vorwürfen seines Gewissens überläßt, und damit er nichts unversucht lasse, entblödet er sich nicht, am Ende hinzuzusetzen: Gott! vergieb ihnen. Sie wissen nicht, was sie thun!

Wenn es nicht Leuten, die wie Hr. Seiler denken, gewöhnlich wäre, beständig ihre eigene kleine Sache zur Sache Gottes zu machen, und sich bey jedem Widerspruche wider ihre Meinung, als Märtyrer für die Sache Gottes vorzustellen; so müßte es unbegreiflich seyn, wie Herr Seiler so wenig delikate Empfindung haben konnte, hier, diese ehrwürdige Worte, in einem solchen Zusammenhange, daß seine Gesinnung wahrlich nicht Demuth heißen kann, auf sich anzuwenden. Der, dem wir alle folgen sollten, in welcher Lage war Er, als Er diese ehrwürdigen Worte aussprach? Und ist sie, (beynahe möchte ich sagen ohne Profanation,) mit Hrn. Seilers Lage in irgend etwas zu vergleichen? Der, dem wir alle folgen sollten, redete er, ehe er diese ehrwürdigen Worte aussprach, von Heuchlern, von Straßenräubern, von den gerechten Vorwürfen des Gewissens seiner Beleidiger, denen Er sie überlassen wollte? Der, dem wir alle nachfolgen

folgen sollten, vergab seinen wirklichen Beleidigern, die er vor sich sahe, von Herzen, und darauf bat er Gott, ihnen zu vergeben. Und ich überlasse es dem Gewissen D. Seilers, zu zeugen, ob er den, der ihn nicht beleidigte, und den er nicht kannte, in seinem Herzen selbst vergab, als er die Miene annahm, Gott zu bitten, daß er ihm vergeben mögte. —

* * *

Das berühmte Basedowsche Elementarwerk, wovon alle Exemplare vergriffen worden, wird von dem Hrn. Prof. Trapp in Halle neu herausgegeben und gänzlich umgearbeitet werden. Derselbe hat einen besondern Bogen in gr. 8. drucken lassen, um von der Umarbeitung ausführliche Nachricht zu geben, und das Urtheil sachverständiger Männer über diesen Plan zu erfahren. Es wird getheilt werden, in das Buch für Kinder, und in das Buch für Lehrer. Jenes soll weiter nichts enthalten, als was den Kindern zum Leitfaden des Unterrichts in die Hand gegeben, und von ihnen, theils mit den Gedichten, theils mit dem Verstande, in einer gewissen Zeit, nach vorhergegangener hinlänglicher Erklärung des Lehrers, unumgänglich gefaßt werden muß Es besteht aus drey Theilen, wovon jeder für eine besondere Klasse bestimmt ist, den Unterricht von zwey Jahren enthält, und aus 600 Lectionen besteht. Das Buch für Lehrer hat zwey Theile: der eine enthält das Materielle, oder alles das, was der Lehrer mehr als die Kinder wissen und bey der Hand haben muß. Der zweyte Theil enthält das Formelle, oder die Methode. Hierinn wird besonders auf vier Stücke: Behalten, Verstehen, Erfinden, Mittheilen, Rücksicht genommen werden. Wegen der beyden letztern beziehet Herr Trapp sich auf dasjenige, was er darüber in seinem Versuche über die Pädagogik gesagt hat. Von dem Buche für Kinder wird auf Ostern 1781 ein Theil fertig.

* * *

Herr Prof. Dähnert in Greifswalde, will ein Idioticon der Pommerschen und Rügischen alten Mundart herausgeben.

Allgemeine deutſche Bibliothek.

Des drey und vierzigſten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayſerl. Königl. Preußiſchen, Churſächſiſchen und Churbrandenburgiſchen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1780.

Verzeichniß

der im zweyten Stücke des drey und vierzigſten Bandes recenſirten Bücher.

IV. J. G. Büſch Abhandlung von dem Geldumlauf in anhaltender Rückſicht auf die Staatswirthſchaft und Handlung. 2 Th. 311
V. Nouveaux Mémoires de l'Ac. R. des Sc. et de B. L. 1777. 355
VI. Das königlich preußiſche Feldlazareth — im Kriege von 1778. u. f. 369

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

J. B. Lüderwalds freye Anmerkung, die heil. Schrift, deren Würde und Nothwendigkeit betreffende Axiomata.
A. F. Rückersfelders Prüfung und Widerlegung des Wolfenbüttelſchen Fragments, wider die Geſchichte der Auferſtehung Jeſu, überſetzt von J. H. Pratje.
J. Toblers Gedanken und Antworten zur Ehre Jeſu Chriſti und ſeines Reichs 385
Die Erziehung des Menſchengeſchlechts, von G. E. Leſſing 402
F. Gerhardi locor. theol. T. XVII — XIX. Edit. I. F. Cottae 405
Handbuch für angehende Prediger, 6r und 7r Th. 406
J. M. Goezens abermalige Beſtätigung ſeines grundfeſthaften Glaubensbekenntniſſes
Meine Gedanken über Hrn. J. M. Goezens Zugabe 407
Verſuch über die beſte Einrichtung der Friedens- und Kriegspredigten 411
J. C. v. Zahnaſking hiſtoriſche und kritiſche Nachrichten von dem Leben und den Schriften des Hrn. von Voltaire — 2 Th. 412

J. D. Michaelis Gedanken über die Lehre der heiligen Schrift von Sünde und Genugthuung 413
M. F. T. Wettengels Predigten über die Reden Jesu Christi am Kreuze 423

2. Rechtsgelahrheit.

Von dem Werthe der Gebauerischen Ausgabe der Institutionen und Pandecten 424
I. Doujat, praenot. canonic. L. V. ex edit. D. *A. F. Scholt* T. II. P. II. 425
von Tevenar Theorie der Beweise im Civilproceß 426
D. *F. N. Volcmar* variorum quae ad leges Romuleas et magistratus pertinent, liber 437
I. H. a Selchow elementa I. R. publici et privati antejustin. 438
F. E. a Pufendorf observationes iuris universi, T. II. Edit. II. 439
A. Faber neue europäische Staatskanzeley, 48r Th. 440

3. Arzneygelahrheit.

C. F. Ude Br. über Beobachtungen aus der prakt. Arzneywissenschaft 441
A. J. Rechberger Bekanntmachung einer besondern Art von Hebel 443
I. I. van den Bosch histor. constitut. epidem. verminosae, — ibid.
D. C. F. Börners praktisches Werk von der Onanie 445
A. v. Hallers Sammlung akademischer Streitschriften, in einen Auszug gebracht von D. L. Crell, 2r B. ebend.
D. F. S. Loewen's Beweiß der Möglichkeit, daß außer den Seelenkräften die anziehende und elektrische Kraft — 1r Th. 450
P. Potts Abhandlung von der sogenannten Thränen- und Mastdarmfistel, aus dem Engl. 458
D. J. C. Scherb über die Einpfropfung der Pocken 458
A. v. Haen Heilungsmethode in dem Kaiserl. Krankenhause zu Wien, aus dem Lateinischen, 1r. B. 454
A. de Haen T. III. rationis medendi continuatae, ex ed. *M. Stoll* 456
D. *C. G. Gruner* dissertatio medica, sistens naevorum origines 459

4. Schöne

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Traum und Wahrheit, 1r B. 461
Skizzen, von A. G. Meißner, 3te Samml. ebend.

5. Schöne Künſte.

a) Malerey.

Beſchreibung der Bou-Magie 464
Beſchreibung einer ſehr einfachen, zur Verjüngung der Schattenriſſe dienenden Storchſchnabels 465
J. L. Hoffmanns Anweiſung zur Verfertigung und Gebrauch des allgemeinen Zeicheninſtruments ohne Gläſer 466

b) Muſik.

Lieder und Arien aus Sophiens Reiſen, von J. A. Hiller 467
Der Januar, Februar, März — ebend.
Schubacks vierſtimmiggeſetzte Kirchenchorale 468

6. Romanen.

P. Vollmuth, 1r. Th. 469
Waller und Natalie. 2r, 3r, 4r Th. ebend.
Spitzbart 470

7. Naturlehre und Naturgeſchichte.

D. L. Crells chymiſches Journal, 2r. Th. 473
Büffons Naturgeſchichte der Vögel, 4r Th.
Allgemeine Hiſtorie der Natur. 10r B. 2r. Th. 479
Drey kleine Schriften als Beyträge zur Naturlehre 480
Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere, 6r B. 481
Abhandlung einer Privatgeſellſchaft in Böhmen, 4r B. 486
Der Säugthiere 4r Th. 489
Die Schmetterlinge in Abbildungen nach der Natur und Beſchreibungen von E. J. C. Eſper, 2 Th. 490
Der praktiſchen Geſchichte europäiſcher Naturprodukte, 4 Hefte, 491
A. Degeer Abhandlungen zur Geſchichte der Inſekten, aus dem Franzöſiſchen von J. A. E. Götze, 3r B. 492
Beſchreibung eines beſondern Weltauges, welches in dem Kabinette eines Naturforſchers in Hamburg befindl. 495

H. Pini

H. Pini de venarum metallicarum excoctione, V. I. ebend.
B. Grants encyklopadiſche Lehrſtunden über die Naturl. und Naturgeſch. 496
D. J. P. Eberhard vermiſchte Abhandlungen aus der Naturlehre, 3r Th. 498
D. H. de Monceau von Obſtbäumen, überſetzt von Velhafen v. Schöllenbach 502
von Linné vollſtändiges Pflanzenſyſtem, 5r Th. ebend.
Icones plantarum medicinalium. Cent. I. 503
Pflanzenabbildungen zu Millers Gärtnerlexikon 504
J. A. B. Bergſträßer Nomenklat. und Beſchreibung der Inſekten in der Grafſchaft Hanau 505
D. F. A. Cartheuſer Abhandlung über die Verfälſchung der Weine, welche der Geſundheit ſchädlich ſind 506
I. F. A. Becker ſpecimen ſiſtens experimenta circa mutationem colorum quorundam vegetabilium a corporibus ſalinis 508

8. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

J. P. Reinhards Einleitung zu den weltlichen Geſchichten der vornehmſten Staaten, 3te Aufl. 513
Hiſtoriſch-Statiſtiſche Abhandlung über Rußland, aus dem Franzöſiſchen des Ritters d'Eon von Beaumont 514
M. L. Tozens Einleitung zur allgemeinen und beſondern europäiſchen Staatskunde, 2 Th. 516
Blatt zur Chronik von Riga 518
Briefe Pabſt Clemens XIV. von einigen Verehrern deſſelben geſammlet, und aus dem Italieniſchen von B. Picolmini ebend.
F. X. Mannharts kurzgefaßte Geſchichte der chriſtlichen Alterthümer, aus dem Lateiniſchen, 2 Th. 519
G. Fuchs Reformations- und Kirchengeſchichte des Fürſtenthums Oels 521
Capitularia regum Francorum 522
Vermiſchte Beyträge zur phyſikaliſchen Erdbeſchreibung, 3r B. 1—4. St. 525
Fragmente von der Reformationsgeſch. der chriſtl. Theologie 528
J. N. A. Fr. v. Reiſach Anzeige der in dem Herzogthum Neuburg entlegenen Klöſter — 529
J. N. Mederers Beyträge zur Geſchichte von Bayern, 4s Stück 530
A. Lamey diplomatiſche Geſchichte der alten Grafen von Ravensberg 534

9. Phi-

9. Philologie, Kritik und Alterthümer.

J. Winkelmanns alte Denkmäler der Kunst, 1ste Lieferung 538
P. Virgilii M. opera, cura *C. G. Heyne*, T. I. 539
Die Laster, aus dem Griechischen des Plutarch, 2r Th. 542
Psyche, nach dem Lateinischen des Apulejus, von August Rode 543
Repertorium für biblische und morgenländische Litteratur 5r Th. 545

10. Erziehungsschriften.

Robinson Kruse, neu bearbeitet, 2r Th.
Robinson der Jüngere, von J. H. Campe, 2r Th. 552
Einiger vom Dessauischen Philanthropin abgegangenen Lehrer Gedanken über die wichtigsten Grundsätze der Erziehung 558
Kleine Encyklopedie, aus dem Französischen von J. S. Halle, 1r Th. 563
Schlözers Neujahrsgeschenke aus Jamaika in Westindien 570
C. B. Stößners Schulmeister, wie er berufen wird 571

11. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Beleuchtung zweyer politischen Rhapsodien 571
Noch ein Gespräch im Reiche der Lebendigen, zwischen einem Amtmann und einem Schulzen 575
C. v. Dalberg Beyträge zur Geschichte der Erfurter Handlung 576
J. H. L. Bergius neues Polizey- und Cameralmagazin, 5r B. 577
Magazin der Regierungskunst, der Staats- und Landwirthschaft, 3s St. 578
J. A. Schlettwein Grundfeste der Staaten 578

12. Haushaltungswissenschaft.

1. Th. Mawe, J. Abercrombie praktische Anweisung zur Gartenkunst für alle Monate des Jahrs, aus dem Englischen
2. J. J. Walters praktische Anleitung zur Gartenkunst
3. C. J. F. von Dieskau Vorchelle in der Gärtnerey, 1ste Sammlung
4. F. H. F. Luedar Küchengartenbriefe, 3r Th. 580

C. G. Winklers neuester Blumenfreund, 583
M. Hube Landwirth, 2s St. ebend.
Der Landwirth in und nach dem Kriege ebend.
Berliner Beyträge zur Landwirthschaftswissenschaft, 4ter Band 586
Die Hausmutter in allen ihren Geschäften, 4r B. 591
Unterredungen über das Mahlen des Korns 592
Der ökonomischen Gesellschaft in Bern neue Sammlung physisch-ökonomischer Schriften, 1r B. 595

13. Vermischte Nachrichten.

Reden im Menschenton 597
Das Buch für Familien 598
Reden im Augenblick der Veranlassung 600
Reden im Menschenton, 2r B. 601
Fr. Th. A. Jost Bildnisse der Freyheit und Inquisition wider die Freygeister
Ebend. Bildnisse boshafter Dummheiten der Freygeister
Schreiben über Josts Vorschläge, die Inquisition in Bayern einzuführen.
Antwort auf das Schreiben wider Jost 602
Eröfnung einer Journalbibliothek zur Beförderung litterarischer Kenntnisse 605
Gedanken über die Inquisition
Empfindungen bey der Leiche des P. Ronos Gschall 605
Sammlung aller Streitschriften, so das Buch Olavides in Dänemak veranlaßt hat, 2 St. 606

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus ** 610
Beförderungen 616
Todesfälle 618
Druckfehler 619

IV.

Abhandlung von dem Geldsumlauf in anhaltender Rückſicht auf die Staatswirthſchaft und Handlung, von Johann Georg Büſch, Profeſſor der Mathematik bey dem Hamburgiſchen Gymnaſium. Hamburg, bey Bohn, 1780. in 8. Erſter Theil, 1 Alph. 9 B. Zweyter Theil, 1 Alph. 14 Bogen.

Keines unter den menſchlichen Geſchäften ſcheint einfacher, und deshalb leichter zu überſehen zu ſeyn, als das Ausgeben und Einnehmen des Geldes. Dennoch aber hat dieſe bey policirten Völkern faſt in jedem Augenblicke unendlich fortgehende Handlung, einen ſo zuſammen geſetzten und verwickelten Einfluß, auf den Beſtand der Staatskörper und ihrer einzelnen Glieder, daß man eine genaue Auflöſung und deutliche Darſtellung des ganzen Umfanges, worinn ſich die Geldcirkulation wirkſam erweiſet, gewiß zu den ſchwerſten Aufgaben der Staatswirthſchaftlichen Lehren rechnen kann. Einzelne Betrachtungen über ſelbige findet man ſchon bey mehreren Schriftſtellern von erkanntem Werthe. Aber darinn, wodurch obige Abhandlung ſich den Rang eines claſſiſchen Werths erwirbt, nämlich mit einer zuſammenhängenden umſtändlichen Erwegung jeder Art des Einfluſſes des Geldumlaufs, auf die Staatswirthſchaft überhaupt, und auf alle beſondere Zweige

derſelben, hat es dem Verfaſſer noch niemand zuvor gethan.

Dies macht jedoch noch nicht das einzige Verdienſt ſeiner Arbeit aus, daß er einen Gegenſtand gewählt, der noch nirgend, in gedachtem Geſichtspunkte, von ſeinem innerſten Weſen an, bis zu den äußerſten Gränzen, wohin deſſen Wirkungen reichen, vollſtändig abgehandelt worden. Die Güte der Ausführung ſelbſt iſt für ſolche ein eben ſo gültiger Empfehlungsgrund. Man darf viel von einem aufmerkſamen Forſcher erwarten, der, wie der Verf. gethan zu haben verſichert, acht Jahre an ſeinen Ideen über eine ihm nicht fremde Materie ordnet. Aber ſchwerlich wird ihm jemand ſeiner Leſer vorwerfen, unbefriediget geblieben zu ſeyn.

Wer ſollte ſich nicht ſchon gerne damit begnügen, wenn der Verf. nur blos das leiſtete, was er als ſeine Abſicht angeſehen wiſſen will, die dahin gegangen, „nicht ſowohl zu erfinden als aufzuklären, nicht ſowohl zu erweitern als zu ordnen, nicht mit neuer „Scharfſichtigkeit zu entdecken, ſondern Dinge, die „ſich dem Blicke eines jeden Beobachters entdecken, „und die mancher ſeiner Leſer beſſer, als er in dem „eingeſchränkten Kraiſe ſeiner Thätigkeit, zu beachten „Gelegenheit hätte, die aber aus ſehr verſchiedenen „Geſichtspunkten angeſehen werden könnten, unter „einen vielleicht richtigen Geſichtspunkt zu ſtellen.“ Gleichwohl iſt, wenigſtens unſerm Urtheile nach, dieſe Abſicht weit übertroffen worden.

Der Verf. geht ganz ſeinen eigenen Gang, ohne ſich an die Feſſeln eines fremden Syſtems zu binden. Er ſtimmt andern Meynungen bey, und entfernt ſich von ihnen, nicht nach einem blinden Glauben an die Autorität ihrer Urheber, ſondern wo ſie ihm mit der Wahrheit übereintreffend vorkommen, oder nicht. Er

verbindet damit viel neues, nicht blos in Absicht der Beweisart solcher Lehren, die schon von seinen Vorgängern angenommen worden, sondern auch in Ansehung einiger ihm eigenthümlich zugehörenden Grundsätze. Sein Vortrag ist selbst bey Auflösung der verworrensten Begriffe faßlich, und auch da, wo man nicht mit ihm zu gleicher Ueberzeugung gelangt, kann man doch dem Mangel an hinlänglichem Lichte keine Schuld hievon beymessen. Insonderheit aber gebührt diesem Werke noch der vorzügliche Ruhm, daß es nicht mit theoretischen Speculationen angefüllet ist, sondern einen großen Reichthum von nutzbarer Anwendbarkeit in sich begreift.

Doch es ist Zeit, mit der allgemeinen Beurtheilung desselben abzubrechen, um den Raum zum Vortrage seines weitläuftigen Inhalts nicht zu sehr zu beengen.

Das Werk ist in zwey Theile abgesondert, und jeder hievon faßt drey verschiedene Bücher in sich.

Vor dem ersten Buche, welches von dem Entstehen, und den ersten Wirkungen des Geldumlaufs überhaupt handelt, geht noch eine kurze Einleitung vorher.

Der Verf. der nach dem §. 7. dieser Einleitung, den möglichst größten Wohlstand einer Nation darinn setzt, wenn in ihr die möglichst größte Zahl der Menschen ein Auskommen hat, erklärt zuförderst in dem §. 1. diesen Ausdruck, und hält dafür: „wenn eine „Person in einer bürgerlichen Gesellschaft Mittel „finde, ihre Bedürfnisse fortdaurend zu befriedigen, „so könne man von ihr sagen, sie habe ihr Auskommen.“ Er zeigt dann auch ferner §. 2. und 3, daß in der bürgerlichen Gesellschaft, ein jeder zuerst für sein eigenes Auskommen sorge, und nicht darinn ge-

stöhrt werden dürfe; hingegen aber nur Liebe und Eigennutz den Bürger bewegen könne, zum Auskommen anderer beyzutragen. Daß die Liebe dieses an den häuslichen Gesellschaften, so wie die Wohlthätigkeit ausserhalb selbigen bewürkt, wird in dem §. 4. und 5. ausgeführt.

Weder eine noch andere könne aber erzwungen werden; jedoch lasse sich die Wohlthätigkeit in wohlgeordneten Staaten leiten. Allein es sey weder in den Absichten des Staats noch in den Rechten eines Oberherrn gegründet, den Bürgern zu gebieten, den Mitbürger, der sich nicht selbst ernähren könnte oder wollte, zu versorgen. — Sollte diese Behauptung nicht mehr in sich halten, als man von dem Verf. zum Beweise darüber fordern konnte, daß Eigennutz die vorzüglichste Triebfeder sey, andern ihr Auskommen zu verschaffen? und alsdann würde es wohl besser gethan seyn, sich derselben in der angeführten Ausdehnung nicht zu bedienen; da es doch wohl allerdings aus mehrern Ursachen in den Absichten des Staats [illegible] ist, die Unterthanen durch Befehle zur Versorgung der Armen, die sich nicht selbst ernähren können, anzuhalten: zu welchen Ursachen unter andern [illegible] Eigenthums, und in theuren Zeiten [illegible] meidung [illegible] örlicher Contagionen gehören, eine [illegible], den Rechten des Oberherrn nicht [illegible], weil die Versorgung der hülfsbedürftigen [illegible], zu den öffentlichen Lasten zu rechnen ist. — [illegible] Eigennutz, als die zweyte Quelle, woraus [illegible] ihr Auskommen nehmen, giebt dieses niemanden [illegible] Dienste dafür zu verlangen; daher der [illegible] Knechtschaft. Weder Eigennutz noch [illegible] Knechtschaft, können den Wohlstand des Staats bis [illegible] angegebenen Vollkommenheit bringen,

und

und eben ſo wenig iſt ihres kurzen Beſtandes wegen eine gleichmäßige Eintheilung des Bodens, dazu hinreichend.

Das Geld hingegen verſchafft den Reiz, der freye Menſchen veranlaßt, für das Auskommen anderer zu ſorgen, indem ſie ſich ſelbſt zu dienen glauben.

Um dieſes darzuthun, wird in dem erſten Abſchnitte ein Volk von tauſend Landleuten ohne allen Gebrauch des Geldes ſupponirt, das ſeinen Boden mit Eigenthumsrecht bauet. Unter ſolchen entſteht bald eine Ungleichheit der Familien, weil ſie ſich nicht immer in einerley Proportion fortpflanzen. Die ſchwächeren unter dieſen fallen bald auf die bloſſe Viehzucht zurück, indem ſie den Ueberfluß nicht auf eine ſolche Weiſe, daß er ihren Fleiß belohnte, wieder anbringen können. Die zu ſtark anwachſenden Familien, für welche der geſchehenen Vorausſetzung zu Folge, kein artbar zu machendes Land mehr vorhanden iſt, ſuchen bey erſteren ihr Auskommen; finden es aber nicht anders als durch die Knechtſchaft, wenn ihre Dienſte nicht ſo beſchaffen ſind, daß man derſelben zu aller Zeit und Stunde bedarf, wie der Verf. aus der Geſchichte, und den Nachrichten der Reiſenden §. 4. beſtätiget.

Iſt auf ſolche Art die Knechtſchaft das einzige oder gewöhnlichſte Hervorbringungsmittel eines ſicheren Auskommens geworden: ſo bleiben die gemeinſten Handwerke, ja ſelbſt die Künſte ein Geſchäfte der Knechte. Indeſſen kann bey einem Volke jener Art ſchon der Tauſch beſtehen, auch trifft man Beyſpiele von ſtarker Bevölkerung unter ihm an; doch können dieſe da nur Platz haben, wo ein fruchtbarer Boden die Produkte hervorbringt, zu deren Zubereitung und Verbrauch nicht viele Handwerke erfordert werden, wo den Umſtän-

den nach zwischen Feldbau und Viehzucht keine Wahl übrig bleibt; oder wo solche Verfassungen vorhanden sind, die durch Zwang, Industrie hervorbringen. Dergleichen Beyspiele kommen aber nicht in Betracht, wenn, wie in gegenwärtiger Abhandlung der Gang untersucht wird, wie die wechselseitigen Beschäftigungen bey solchen Völkern bis auf den möglichst größten Belauf zum gemeinen Besten, nebst der möglichst stärksten Bevölkerung zu nehmen, in denen leben, und seines Lebens genießen, Schwierigkeiten von Seiten der natürlichen Beschaffenheit ihrer Wohnsitze hat. Ohne Geld — eigentlicher sollte es wohl heißen, ohne darstellende Zeichen des Werths der Dinge — müssen solche Völker, wenn sie Handel suchen, sich blos mit dem Tausche behelfen, der seiner vielen Unbequemlichkeiten wegen verursacht, daß der inländische Verkehr, (denn zwischen zwo verschiedenen Nationen kann auch ein beträchtlicher Tauschhandel statt finden, wie der Verf. sehr richtig anmerket) bey wenigen und nur den nothwendigsten Waaren stehen bleibt, und die Lebensart der Menschen sich äußerst einfach erhält. Alsdann aber geben schwächere Familien, wie schon gedacht, den Ackerbau auf, und die stärker anwachsenden nähren ihre überflüßigen Menschen kümmerlich, und haben keinen Muth, sich zahlreich fortzupflanzen; sondern vermindern sich endlich so lange, bis sie des mühsamen Ackerbaues, zu ihrem Auskommen, nicht mehr bedürfen, und ebenfalls zur Viehzucht wieder zurückkommen, welches der Verf. aus der Lebensart der barbarischen Völker in der Anmerkung des 8. §. zu erweisen sucht.

Wie sich im Gegentheil der Zustand eines Volks ändert, bey welchem die edlen Metalle einen allgemein beliebten Werth zu bekommen anfangen, das wird

wird hierauf im zweyten Abſchnitte ausgeführet. Der Verf. ſetzt dabey voraus, daß ein ſolches Volk beydes Gold und Silber nach ſeiner Feine bald zu unterſcheiden lernt, und es nach beſtimmtem Gewicht in kleine und größere Stücke theilt, auch ſolche mit gewiſſen Zeichen bemerkt. Alsdann fallen 1) die Schwierigkeiten des Tauſches weg, weil nun nicht allein, eine Waare von allgemein beliebtem Gebrauche vorhanden iſt; ſondern auch der Vergleich über die Quantität und Qualität der gegen einander vertauſchten Dinge, ſich erleichtert. Nunmehro kann 2) der Lohn der Dienſte aufgeſpart werden, welches einen neuen Reiz zur Vermehrung der Arbeiten abgiebt. 3) Finden Arbeiten ſtatt, die nur von Zeit zu Zeit verlangt werden; wie auch 4) ſolche, die nicht täglich vollendet und täglich bezahlt werden können, wohin die Künſte zu rechnen. 5) Der producirende Theil des Volks kann auf einen Vorrath arbeiten, woraus der erſte Keim zur Handlung erwächſt. 6) Entſtehen Arbeiten, durch welche den Produkten der Natur eine gröſſere und mannigfaltigere Brauchbarkeit gegeben wird, indem derjenige, der aus ſeinem Acker oder Viehzucht Produkte gewinnet, welche erſt eine Zubereitung erfordern, ehe ſie andern brauchbar werden, dieſe nicht ſelbſt an ſein Produkt zu verwenden nöthig hat; ſondern die überflüßigen Hände in ſeiner Familie, oder fremde Dienſte, die er unterdeſſen mit Gelde bezahlt, dazu widmen kann. 7) Dieſes erleichtert die Theilung der Familien, und macht die Knechtſchaft minder nothwendig, ja ſogar der Fremdling findet unter einem ſolchen Volke Aufnahme. 8) Für den producirenden Theil des Volks entſteht nun ein Reiz, ſein Eigenthum nutzbar zu machen, wenn er gleich deſſen Ertrag, nicht an eigenen Bedürfniſſen verbraucht; und end-

lich 9) kann eben derselbe die Arbeit für die übrigen Bedürfnisse seiner Lebensart andern überlassen, und mehr sich auf den Landbau legen.

— So unläugbar diese Folgen da entstehen werden, wo der Gebrauch der edlern Metalle zur Bezahlung der Bedürfnisse, oder des Lohns geleisteter Dienste eingeführet ist; so leidet es doch keinen Zweifel, daß solche bey einem Volke, welches ohne Verkehr mit fremden Nationen lebt, auch durch andere Zeichen des Werths hervorgebracht werden können. Da indessen der Verf. nur zur Absicht gehabt, die Wirkungen des Umlaufs der gemünzten Metalle, oder des eigentlichen Geldes, abzuhandeln: so darf man ihm wohl keinen Vorwurf darüber machen, daß in der Grundlage seines Werks, der sonst noch bekannten Zeichen des Werths der Dinge, gar keiner Erwehnung geschieht; zumal weiter unten von diesen, in Hinsicht auf die Staatswirthschaft und Handlung, und von Veranlassung des Gebrauchs des Geldes als eines Zeichen des Werths, hinlängliche Erläuterungen vorkommen. —

Nach Darlegung der obigen Folgen fährt der Verf. fort, im dritten Abschnitte die Wirkungen von dem Gebrauche des Geldes in einer bürgerlichen Gesellschaft näher zu betrachten. In einem Volke, wo das Geld den Tauschhandel verdrengt hat, ist es gewöhnlich, das Auskommen von jedermann nach Gelde zu berechnen, weil alles einer Schätzung zu Gelde fähig ist. Diese Schätzungen sollen nach des Verf. Meynung sich bey den Bedürfnissen jeder Art, nur auf die daran verrichteten Dienste und Arbeiten erstrecken.

Er sieht daher alle Geldzahlungen für erstere als einen Lohn der letztern an, und behauptet, daß nur diese den natürlichen Preiß der Bedürfnisse ausmachten,

ten, ſo lange nicht andere, in der Verfaſſung einer bürgerlichen Geſellſchaft gegründete Umſtände mit einwirkten.

Allein einmal iſt der Begriff der Dienſte hier noch wohl etwas zu allgemein genommen, und fürs andere hat der V. bey Beſtimmung des Werths der Bedürfniſſe, die erſten Auslagen der Hervorbringung, als z. E. bey den Producten des Ackerbaues, die Einſaat, den Dünger, die Unterhaltung der Ackergeräthſchaften, u. ſ. w. ganz aus der Acht gelaſſen, welches gleichwohl zuſammen auf ihren Preiß großen Einfluß hat. Eben daher aber kann Rec. den Satz nicht als gegründet annehmen, daß die Summe des zu Gelde gerechneten Auskommens aller Mitbürger eines Volks, neben den vom Landmanne ſelbſt verzehrten Producten des Landbaues, die Summe des Geldlohns aller in dieſem Volke für andere verrichteten Dienſte und Arbeiten ſey. Denn zur Gültigkeit des angeführten Satzes wird noch erfordert, daß man ermeldete Auslagen zuvor abzieht.

Demohngeachtet aber bleibt die Wahrheit unbeſtreitlich, welche der V. §. 22. vorträgt, daß, gleichwie aus dem Lohne ein Auskommen entſteht, und aus vielen und reichlichen Dienſten, vieles und reichliches Auskommen erwächſt; alſo auch die Wohlfahrt des Staats, von der möglichſt größten Menge der wechſelſeitigen Dienſte ſeiner Einwohner abhängt. Jedoch möchte Rec. nicht darum gleich mit dem V. für entſcheidend annehmen, daß jede möglich größte Menge der Dienſte den größten Wohlſtand befördere, und dem Staate vortheilhaft ſey. Wenn z. E. Portugal vor den Zeiten Pombals viele tauſend überflüſſige Kanzeliſten beſoldete, oder Fürſten, deren Land kaum eine Tagereiſe umfaßt, kleine Armeen halten:

so wird dadurch die Wohlfahrt des Staats gewiß nicht befördert.

Außer den Diensten und dem Lohne für selbige, giebt auch die Wohlthätigkeit nach Einführung des Geldes noch ein Mittel ab, sich Auskommen zu verschaffen; sie ist aber nur als eine mitwirkende Triebfeder der ganzen bürgerlichen Gesellschaft anzusehen, weil sie nur das Glück einzelner Menschen befördert.

Dadurch, daß man den Lohn der wechselseitigen Dienste zu Gelde anschlägt, wird solches ein Zeichen des Werths der Dinge, und der fleißige Uebergang des Geldes aus einer Hand in die andere, als eines Lohns wechselseitiger Dienste, ist das, was der V. den Umlauf, oder die Circulation des Geldes nennt. Von der Beschaffenheit und Wirkung eines solchen Geldumlaufs giebt derselbe §. 26. ein sehr aufklärendes Beyspiel, und entwickelt hiernächst weiter, wie der Umlauf des Geldes bald nützlich, bald unnütz sey, je nachdem er zu dem Auskommen anderer beyträgt, oder nicht; auf was Art das Geld das Vermögen erweitere, das Auskommen anderer zu befördern, und die Lasten des Staates tragen zu helfen, und was solches auf die producirende Volksklasse wirke. Das wichtigste davon ist, die Erweckung einer zweyfachen Arbeit der erwähnten Volksklasse: einer, wodurch sie die freyen Hände mit Bedürfnissen versorgt, und einer zweyten, wodurch sie das ihnen für ihre Nebenbedürfnisse gezahlte Geld wieder zurück verdient, welche Folge der V. im 30 §. sehr gründlich abhandelt.

Diese zweyfache Arbeit entsteht jedoch nicht gleich allenthalben, wo Geld im Umlaufe ist, so lange nicht mannichfaltige Beschäfftigungen durch einander gehen, und das Geld nicht viele Hände durchläuft, ehe es zu dem Landmanne wieder zurückkehrt. Was hier

von

von der zweyfachen Arbeit des Landmannes geſagt worden, gilt überhaupt von allen Arbeiten der Fleißigen im Volke.

Nach dem Angeführten hängt nun das Total alles Auskommens in einem fleißigen Volke eben ſo ſehr von dem Geldlohne der in demſelben ſtatt habenden Dienſte, als von der Maſſe der Lebensmittel ab. Jenes Total des Auskommens wird vorzüglich durch die Täuſchung auf die höchſte Summe gebracht, daß jeder ſich ſelbſt zu dienen glaubt, indem er für das Auskommen anderer arbeitet. Dieſe Täuſchung kann durch nichts ſo vortheilhaft, als durch das Geld bewirkt werden, wie der Verf. im 34 §. ſehr überzeugend ausführt. Zugleich aber iſt das Geld das allgemeine Mittel, den dem freyen Menſchen ſo natürlichen Wunſch, und die Ausſicht des Beſſerſeyns zu erfüllen. Eben daher wird dann ſolches nur da ſeine heilſamen Wirkungen in Beförderung einer allgemeinen Betriebſamkeit am lebhafteſten äußern, wo der Wunſch und die Ausſicht des Beſſerſeyns, den Erwerbern deſſelben am wenigſten geſtört wird.

In dem zweyten Buche, welches vom Werthe des Geldes handelt, legt der V. die Meinung zum Grunde: „daß der Geldwerth der Dinge ſich nicht ſo„wohl durch die Menge, als durch die Circulation „des Geldes ſelbſt, in der Verwickelung der mannich„faltigen Beſchäfftigungen freyer Menſchen von ver„ſchiedenen Volksklaſſen beſtimme.“ Er weicht dadurch von Montesquieu und Hume ab, welche nebſt vielen andern Schriftſtellern von Anſehen, das Geld bloß als eine Waare betrachtet, und daraus gefolgert haben, daß ſein Werth ſich allein nach dem Vorrathe deſſelben in einem Volke richte.

Ganz läugnet zwar der V. diese Eigenschaft des Geldes nicht; er merkt aber zur Rechtfertigung jenes Satzes an, daß es keine Waare sey, die in sich selbst ohne Umtausch einen Genuß verschaffe, oder zum eigentlichen Verbrauche diene: und hieraus zieht er den Schluß, daß dessen Werth durch ganz andere und weit mehr verwickelte Gründe erkannt werden müsse, als wenn man, wie bey sonst verbrauchlichen Waaren, nur auf den Vorrath desselben zu sehen hätte, zumal das Geld eine Waare von unendlich allgemeinerm Gebrauche, als alle andere verkäufliche Dinge sey. Ein jeder schätzt den Werth des Geldes nach seinen Neigungen und Umständen beynahe verschieden, und kann man daher in keinem Volke eine allgemeine Uebereinstimmung von dessen Werthe erwarten oder vorschreiben. Jedoch läßt sich eine gewisse Reihe von Vorstellungen denken, welche bey dem Urtheile über den Geldeswerth einer Sache natürlich in uns entsteten, und giebt der V. solche in dem 4 §. an.

Diese Vorstellungen wirken aber bey dem Geldreichen nicht, daß er den Werth der nothwendigsten Bedürfnisse zum Schaden der Aermern erhöhete; vielmehr verursacht der größere Geldvorrath zunächst, daß man dafür gern mehr besitzen und genießen will, und eben dadurch wird schon verhindert, daß die Preise nicht im völligen Gleichgewichte mit dem zunehmenden Gelde steigen.

Am zuverläßigsten würde dieses auszumachen seyn, wenn man ein genaues Verhältniß angeben könnte, wie sich seit der Zeit der Zunahme des Geldes in Europa die Bedürfnisse ausgedehnt haben.

Die nöthigen Data hierzu lassen sich aber nicht zur Gewißheit bringen; indessen hält der V. es für wahrscheinlich, daß die Menge und Mannichfaltigkeit der

der Bedürfniſſe in weit größerm Verhältniſſe, als der Geldvorrath, zugenommen habe, und nimmt den Beweis hiervon daraus her, daß in allen Europäiſchen Staaten das Geld geringhaltiger, als ehemals geworden. — Sollte dieſe Thatſache jenen Beweis wohl völlig enthalten, da doch der V. einräumt, daß die Vermehrung des Geldes, aus nachher anzuführenden Urſachen, die Preiſe der Dinge in etwas mit ſteigert, und ſowohl der Oſtindiſche Handel, als der Gebrauch unzähliger goldener und ſilberner Gefäße, eine große Quantität der edlen Metalle aus dem Umlaufe herauszieht? — Ein anderes Mittel, das Verhältniß der Preiſe zu der Anhäufung des Geldes zu finden, ſcheint das Tagelohn darzubieten. Allein, wenn gleich der höchſte Werth des Geldes gewiſſermaßen in dem Lohne ſolcher Dienſte erſcheint, zu denen kein anderes Talent, als Leibeskräfte nöthig iſt; ſo giebt doch auch dieſe Unterſuchung ſelbſt da, wo der Vergleich über das Tagelohn ganz frey iſt, kein ganz ſicheres Reſultat, wie der V. vom 16 bis 20 §. hinlänglich darthut. Vielmehr legt ſich aus einer Unterſuchung der hiſtoriſchen Denkmäler der Preiſe nothwendiger Bedürfniſſe zu Tage, daß in allen Zeiten das Korn überhaupt theurer geweſen, als es im Verhältniß des vorräthigen Geldes hätte ſeyn ſollen; ie auch, daß eine große Verſchiedenheit und häufiges Schwanken ſeines Werths, ſtatt gefunden, weil der Ackerbau damals hauptſächlich als Subſiſtenzmittel getrieben wurde, und daher für die freyen Käufer wenig auf den Markt kam.

Der V. verläßt deshalb obige Frage, das Verhältniß der Preiſe zu dem Gelde ausfündig zu machen, und ſetzt darauf die Art und Weiſe aus einander, wie dieſes nach und nach zu einem feſtſtehenden Werthe gelange.

gelange. Bey dem ersten Anfange des Gebrauchs des Geldes bleibt es einige Zeitlang willkührlich, in was für Größen man die dazu gebräuchlichen Metalle eintheilen will, und es hängt von der Vereinigung der Menschen ab, was für ein Verhältniß man zwischen der einen oder andern Quantität der Metalle, und dem Werth einer gewissen Quantität von Bedürfnissen, festsetzen will. Dieses Willkührliche kann bestehen, so lange sich in einem Staate nur Eigener liegender Gründe und freye Tagelöhner befinden, die wechselseitig einander dienen und Nahrung geben. Wenn hingegen, wie allemal der Fall eintritt, durch den Gebrauch des Geldes, auch andere Classen von Menschen entstehen, welche nicht die Erde, es sey für sich, oder in dem Dienste anderer graben, so wird jenes Willkührliche aufgehoben. Um genau nachspüren zu können, wie sich dieses zuträgt, merkt der V. an, daß, wie einige Ursachen auf den Lohn der Dienste wirken, solche zugleich auf den Werth der nothwendigen Bedürfnisse wirken müssen, weil, wenn die Gleichheit zweyer Größen, durch einerley Gründe bestimmt würden, die Ursachen, welche die eine größer oder kleiner machten, auf die andere zugleich mit wirkten. Nun bringt zuerst das Geld bey denen, die dasselbe mehr als andere haben, einen Hang zur Bequemlichkeit hervor, deren Befriedigung mehr Dienste erfordert, und hierdurch werden dem Dienste des Landmannes viel Hände entzogen; mithin vermehrt sich bey selbigem die Nachfrage nach Arbeitern, und hieraus erwächst zuförderst eine Erhöhung des Lohns der Dienste unter dem Landvolke. Auf der andern Seite vergrößert sich die Zahl derer, die von den Händen des Landmanns leben wollen, und entsteht daher mehr Concurrenz in dem Ankauf nothwendiger Be-

Bedürfniſſe. Ja ein Theil des Unterhalts dieſer vom Landbau freyen Menſchen muß aus einer weitern Ferne herbeygeſchafft werden: dieſes veranlaßt neue Dienſte und Arbeiten, und weil beydes die Bedürfniſſe vertheuert, ſo muß auch der Tagelöhner auf dem Lande ſeinen Lohn erhöhen, zu gleicher Zeit aber nimmt der Landmann das Wohlleben des Städters mit an. Jener Zuſammenfluß der Umſtände hebt dann das Willkührliche in dem Vergleiche über das Arbeitslohn, ſelbſt unter dem Landvolke auf. Doch bringen die angeführten Urſachen nicht plötzlich, und in einer Folge von jeder Veränderung der Umſtände, eine Veränderung in dem Preiſe des Lohns hervor. Am wenigſten wirken wohlfeile Zeiten ein geſchwindes Fallen des Arbeitslohns. Ja es giebt ſogar Fälle, wo der geſunkene Preis der Lebensmittel eine Erhöhung des Lohns nach ſich zieht. Dieſe treten ein, wenn in wohlfeilen Zeiten diejenigen, die ſonſt zu dienen gewohnt ſind, durch ſelbige veranlaßt werden, ſich, wie man redet, auf ihre eigene Hand zu ſetzen. Die Seltenheit der Dienſtbothen nöthigt alsdenn den Landmann, ſolche theurer als ſonſt zu lohnen. — Der V. ſieht demnach den Preis des Tagelohns, und aller in dem Ackerbau und der Viehzucht mit Gelde bezahlten Dienſte, als den vornehmſten Beſtimmungsgrund des Preiſes der Bedürfniſſe an, und zeigt durch eine genauere Prüfung des Grundſatzes, nach welchem man behaupten will, daß von dem Quantum des baaren Geldes in einer Nation der Werth der Dinge genau abhänge, deſſen Verwerflichkeit vom 38 bis 42 §, die dadurch noch einleuchtender gemacht wird, daß im 43. 44. und 45 § dargethan worden, wie bey einem verbeſſerten Auskommen die Preiſe ohne Vermehrung des Geldvorraths ſteigen können. Weit mehr kömmt es

hierbey

hierbey darauf an, ob das vorräthige Geld langsam oder geschwind umläuft: denn nur von demjenigen, was uns in der Circulation durch die Hände geht, hängt das Gefühl unsers Wohlstandes und das Vermögen ab, Geld zu verwenden. Jedoch gesteht der V. auch, daß die Concurrenz der Käufer, und die Leichtsinnigkeit derer, die von ihrem verbesserten Auskommen mehr bestreiten zu können glauben, als ihnen dasselbe erlaubt, zur Erhöhung der Preise, wenn der Vorrath des Geldes zunimmt, das ihrige mit beytragen.

Allein die Zunahme derer Preise wirkt der Cirkulation wieder entgegen, weil solche verhindert, daß die vornehmste Einnahme einzelner Familien, nicht in eben der Maaße den Krais der Bedürfnisse erweitern kann, wie geschehen seyn würde, wenn die Preise nicht gestiegen wären. Der Verf. erläutert dieses durch ein wohlgewähltes Exempel im 49. §. und bekennt in solcher Rücksicht die Nothwendigkeit, daß der Geldvorrath in einigem Verhältnisse mit dem Zahlwerth aller Bedürfnisse und Dienste stehen müsse. Auf der andern Seite aber treten verschiedene Umstände ein, die bey einer vermehrten Beschäftigung, und zunehmenden Cirkulation, den Fortgang der Steigerung der Preise aufhalten. Einmal sind die niedern Volksclassen immer in der Lage, daß sie den obern Classen, für deren Bedürfnisse sie arbeiten, oder in welcher sich die Aufkäufer der Produkte ihrer mannichfaltigen Industrie befinden, nachgeben, und dem Wunsch eines verhältnißmäßigen Besserseyns entsagen müssen, wenn sie leben wollen. Zweytens vermehrt sich bey der gebesserten Cirkulation die Bevölkerung, und fast in eben dem Maaße wird die Wirkung der Nachfrage nach Arbeitern geschwächt. Drittens giebt es Triebfedern

federn der inländiſchen Cirkulation, die da machen, daß die Beſchäftigungen im Volke in einem ſtarken Maaße zunehmen können, ohne daß den Urſachen, welche ſonſt die Preiſe ſteigern, Zeit gelaſſen wird, dieſe Wirkung in dem gehörigen Verhältniſſe zu thun. Dieſes erfolgt vorzüglich, wenn man den Ackerbau ermuntert, und die producirenden Volksclaſſen einen größern Ueberfluß ihrer Produkte ins Gewerbe bringen, als im Verhältniß der Zunahme der übrigen Volksclaſſen nothwendig iſt, ſintemal alsdann die nothwendigen Bedürfniſſe nicht ſo ſehr ſteigen werden, wornach ſich der Lohn der Dienſte mit richtet. Zu obigen allen geſellen ſich endlich noch verſchiedene andere am Ende des 50 § angegebene Urſachen, die vieles in der Wirkung verrücken, welche die vorhin beachteten Urſachen auf den Preis der Dinge haben. Die vorgedachte Nothwendigkeit, nach welcher zwiſchen dem Geldvorrathe und dem Zahlwerthe der Bedürfniſſe und Dienſte, einiges Verhältniß ſtatt haben muß, ſcheint vorzüglich die Regenten zur Verringerung der Münzen bewogen zu haben. Ein ſolcher verminderter Werth des Geldes entſpricht ſeiner Abſicht; aber nicht immer auf lange Zeit.

Aus dem angeführten zieht nun der V. § 52. den ſehr wichtigen Satz, daß das Steigen der Preiſe der zunehmenden Circulation und Nachfrage nach Bedürfniſſen nur von Ferne folgen, niemals aber in ein gleiches Verhältniß mit derſelben treten könne. Weil jedoch, wie ſchon erwähnt worden, die durch zunehmende Circulation erhöheten Preiſe der Vermehrung der Circulation wieder entgegen wirken; ſo geſteht auch der Verf. §. 53, daß ein Land bey zunehmender Circulation beſſer daran ſey, wenn ſein Geldvorrath ſich zugleich vermehrt.

Der Inhalt des zweyten Buchs endigt sich, nachdem von der Wirkung zufälliger Theurung, den Hindernissen der Circulation durch dieselbe, und den Mitteln, die einem Volke hierbey zu statten kommen, im 54 §. geredet worden, mit der Betrachtung, wie in der Theorie über den Werth des Geldes keine Anwendung davon zu machen, daß das Geld ein Zeichen des Werths, oder einen gemeinschaftlichen Maaßstab des Werths der Dinge abgiebt, ausgenommen in sofern daraus abzunehmen ist, daß eine größere Menge des Geldes die Circulation befördern helfe.

Wenn nun gleich das, was der V. von der Bestimmung des Geldwerths in obigem ausgeführt hat, sich nicht auf einen so einfachen Satz reduciren läßt, wie derjenige ist, daß der Vorrath des Geldes allein die Preise der Bedürfnisse und Arbeiten festsetze; so wird man dennoch zugeben müssen, daß die Theorie des Verf. weit mehr mit dem natürlichen Gange der Dinge und der Erfahrung, als jener Satz übereinkomme, und wer sich davon überzeugt, der findet in jener Theorie sehr heilsame Mittel, eindringenden Gebrechen des Staats vorzubeugen, oder diejenigen, welche schon Wurzel geschlagen haben, auszurotten, worauf der Verf. im 59 §. vorläufig hinweiset; von denen aber, erst in den folgenden Büchern umständliche Kenntniß ertheilet wird.

Das dritte derselben hat den inländischen Geldsumlauf zum Gegenstande. Es theilet sich in zween Abschnitte.

In dem ersten betrachtet der Verf. den inländischen Geldsumlauf, in sofern er bloß durch die freyen Beschäfftigungen der Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft veranlaßt wird.

In-

„Inländiſche Circulation nennt derſelbe die „durch das Geld beförderten Beſchäfftigungen und „wechſelſeitigen Dienſte der freyen Mitglieder einer „bürgerlichen Geſellſchaft, wodurch dieſelben einer „von dem andern ihr Auskommen erwerben.“ Da nun der Umlauf des Geldes den Wohlſtand eines Volks befördert, indem es die Möglichkeit erleichtert, vielen auf mancherley Art ein Auskommen zu verſchaffen: ſo kömmt es, wenn man dieſen Wohlſtand aufs höchſte treiben will, darauf an, daß die in einem Volke vorfallenden wechſelſeitigen Dienſte und Arbeiten auf den möglichſt größten Belauf ſteigen.

Mit dieſen Beſchäfftigungen nimmt das Auskommen zu und ab. Unter allen Beſchäfftigungen iſt der Landbau die nothwendigſte; doch kann ein Volk mit dieſem allein einen ſicher ſcheinenden Zuſtand haben, und demohnerachtet noch weit von dem möglich größten Wohlſtande entfernt ſeyn. In einem iſolirten Volke muß die Vervielfältigung der Beſchäfftigung ſtille ſtehen, wenn derſelben neben dem Ackerbau mehr in Gang zu kommen anfangen, als daß dieſer, nachdem er aufs höchſte erweitert worden, die Bedürfniſſe des im Gelde verdienten Auskommens, und die Materialien aller Arbeiten, hinreichend verſchaffen kann. Eben dies erfolgt, wenn der Landbau in einem ſolchen Volke vernachläßiget wird; gewöhnlich pflegt jedoch wechſelsweiſe der zunehmende Landbau die Beſchäfftigungen, und dieſe jenen wieder zu erweitern.

Es erreichen aber ſolche nicht den möglichſthöchſten Belauf, wenn ein Volk ſich bis auf ſeine phyſiſchen Bedürfniſſe einſchränkt. Daher iſt nöthig, daß Neigung zum Wohlleben hinzukomme, worunter der

Verf. nach dem §. 10. den Genuß alles deſſen begreift, was nicht zu den phyſiſchen Bedürfniſſen gehört.

Dieſe erregt den Wunſch des Beſſerſeyns, und auf die möglichſt angenehmſte Art zu exiſtiren, welcher Wunſch einen wie den andern zu einer Wirkſamkeit antreibt, die ſich nicht äußern würde, wenn ſie mit ihrer bloßen Exiſtenz zufrieden wären. Inſonderheit hält es der V. für nothwendig, daß die Luſt zum Wohlleben oder Beſſerſeyn zuvörderſt bey dem Landmanne erweckt werde, und empfiehlt dieſes vom 11 bis 13 §. aus ſehr triftigen Gründen und der Erfahrung. — So willig Rec. ihm hierüber völligen Beyfall giebt, ſo nöthig ſcheint es demſelben doch zu ſeyn, daß man in Anwendung jenes Satzes äußerſte Behutſamkeit gebrauche, und ſich beym Landmanne, wie es uns auch, nach demjenigen, was im 4 B. §. 5. hiervon geſagt wird, der Abſicht des V. gemäß zu ſeyn vorkömmt, ganz auf das kleinere Wohlleben einſchränke. Denn ſelten wird in Befriedigung ſolcher Neigungen gehörige Maaße beobachtet. Man ſieht dieſes an denen in der Nähe von Städten liegenden Dörfern, wie auch an ſolchen Landleuten, die zuvor in den Städten gedient haben. Zudem macht Wohlleben oft von der Arbeit abgeneigt. Nicht überall, wo der Gebrauch ſeidener Waaren und des Kaffees bey den Bauern eingeführt iſt, wird man darum eine Verbeſſerung der Aecker wahrnehmen. Auch hält es Rec. für erforderlich, daß die einheimiſche Beſchäfftigung der übrigen freyen Hände erſt etablirt ſeyn müſſe, bevor man beym Landmanne ein Wohlleben erweckt, weil er, wenn er aus Mangel an ſelbiger nicht ſo viel abſetzen kann, wie ihm dieſes koſtet, in einen verderblichen Schuldenzuſtand geräth. — In den übrigen Ständen achtet der V. die Ermunterung zum Wohl-

leben

leben nicht für ſo erforderlich, da der Hang zu ſelbigem aus der natürlichen Begierde entſteht, ſich hervor zu thun. Nicht alle Arten des Wohllebens, noch jedes Maaß derſelben iſt nützlich, wenn gleich ſolches überhaupt die Mannichfaltigkeit der Producte der Natur und der Induſtrie, und einen geſchwindern Verbrauch der letztern befördert, wie ſich inſonderheit diejenigen aus dem §. 16. bemerken mögen, die ſo oft einen unter gewiſſen Beſtimmungen für nützlich erkannten Lehrſatz allgemein anwenden.

Jene Mannichfaltigkeit der Producte der Natur und der Induſtrie veranlaßt den Handel, der wiederum neues Auskommen giebt; dieſer zieht die Menſchen in engere Verbindungen zuſammen. Es entſtehen daher Städte, die den Zirkel des Geldumlaufs ſehr erweitern. Nachdem hiervon in dem 18 und 19 §. gehandelt worden: ſo wirft der Verf. §. 20. die Frage auf, ob überhaupt große Städte ſchädlich, und ſtellt dieſes in Abrede, jedoch unter gewiſſen §. 21. angegebenen Limitationen. — Rec. getraut ſich nicht hierüber mit dem V. gleiche Meinung anzunehmen; der Mangel des Raums verhindert ihn aber Gründe davon beyzubringen. —

Bey dem Gebrauche des Geldes kann es nicht fehlen, daß einer oder der andere von dem, was ihm zu Handen kommt, etwas überſpart. Dieſer Ueberſchuß veranlaßt Vermehrung und Verbeſſerung des nutzbaren Eigenthums; ja das Geld ſelbſt wird durch Zinſen ein nutzbares Eigenthum, und auf ſolche Weiſe entſteht eine neue Quelle des Reichthums, auch ohne Arbeit, wie der V. vom 23 bis 26 §. darthut. Hier nimmt er die Gelegenheit wahr, §. 27. den Begriff des Nationalreichthums feſtzuſetzen, und verſteht darunter: das Eigenthum einzelner und aller Mitglieder

einer bürgerlichen Gesellschaft, dessen N
weder in Gelde gegeben wird, oder ei Geld
werth hat. Dennoch aber wird von
daß auch in einer geldlosen Nation
statt haben könne. Ein solcher R thum kann
doch, wie derselbe weiter bemerkt, da kein
stab hierzu vorhanden ist, nicht ge
Völkern hingegen, die sich des
solches ein wirksames Mittel zur
tionalreichthums; dessen Ab- und
dessen mehr von dem Umlaufe, als
des Geldes in einem Volke ab, worü der V.
29. und 30 §. unumstößliche Beweise

Bis dahin war der einländische
Rücksicht des Einflusses politischer Einricht
Erwägung gezogen worden. Der zweyte
fügt solche hinzu.

Zu selbigen gehören vorzüglich Staatsschulden. Der V. fällt davon, unter der Voraussetzung, daß man zu ihrer Verzinsung einzelnen nicht mehr abnimmt, als was sie von ihrem Auskommen entbehren können, folgendes Urtheil: „Sie mehren die Menge „nutzbarer und verkäuflicher Dinge; sie geben ein „Auskommen, und vermehren das Auskommen de„rer, die sich durch ihren Vorschuß das Anrecht an „einen Theil der Einkünfte des Staats erworben ha„ben, und geben eine neue Gelegenheit, da der in den „Händen der Fleißigen und Sparsamen im Volke, „über deren Auskommen angehäufte Lohn ihrer Arbeit „zur Nutzung angewandt werden kann. Sie sind also „allgemein betrachtet, kein Uebel in einem Staate, „wo eine ohnehin lebhafte Circulation besteht, in „welcher der Lohn der Arbeiter sich bey Einzelnen oft „und in Menge anhäuft.“ Obiges Urtheil wird gegen einige,

einige, §. 36. dawider gemachte Einwürfe, gerechtfertiget. Hierauf zeigt der V. §. 38, daß Staatsſchulden nicht Zeichen des Werths; ſondern ſelbſt Werth und nutzbares Eigenthum ſind, und ihnen mithin der Vorwurf nicht gemacht werden dürfe, daß durch ſie die Zeichen des Werths zu ſehr vermehrt werden könnten. Aber wird nicht durch Abbezahlung der Staatsſchulden der durch ſie entſtandene Nationalreichthum wieder ganz vernichtet? fragt der Verf. im 38 §. und verneint ſolches, weil die abbezahlten Gläubiger des Staats die Mittel wieder erhalten, anderes nutzbares Eigenthum ſich zu erwerben, und genöthigt ſeyn werden, williger und wohlfeiler ihr Geld auf Perſonalcredit zur Beförderung der Induſtrie zu verleihen, wodurch der fleißige Theil der Nation in den Stand geſetzt wird, den Nationalreichthum auch ſeiner Seits zu vermehren. So lange ſie dauern, hindern ſie die Vermehrung des übrigen Nationalreichthums nicht; auf der andern Seite hingegen iſt deren Abtragung dem Wohlſtande der Nation nicht nachtheilig, wie der V. im 39 und 40 §. zu erweiſen ſucht. — Sollte ſich letzteres wohl ohne alle Einſchränkung behaupten laſſen, da ein gar zu geſchwinder Abtrag in großen Summen, leicht Stockungen in der Circulation verurſachen kann, wenn es an Gelegenheit fehlt, die zurückgezahlten Capitalien gleich wieder ſicher unterzubringen, wenn alsdenn viele Gelder ungenutzt liegen bleiben, und Perſonen, die von Zinſen leben, ihre Ausgabe einſchränken müſſen, oder ihre Kapitalien, außerhalb Landes auszuthun verleitet werden? — Wenn nun gleich der V. dem obigen zu Folge, den Staatsſchulden ſehr viele Vortheile einräumt; ſo geſteht er doch auch, daß eine Nation, die ihren Nationalreichthum fortdauernd anhäuft, bis alles, was

nutzbares Eigenthum werden kann, dazu gemacht ist, eines weit gesichertern Wohlstandes genieße, als wenn sie große Staatsschulden zu ihrem Nationalreichthum rechnen müsse.

Von Schulden ganzer Gemeinden, die durch Abgaben, welche der Fleiß ihrer Mitglieder erschwingt, verzinset werden, läßt der V. das nämliche gelten, was von Staatsschulden angeführt ist. Hingegen scheinen ihm solche Schulden ganzer Gemeinden, deren Hypothek liegende Gründe sind, keinen neuen Nationalreichthum hervorzubringen. — In den mehresten Fällen wird dieser Satz zwar als richtig anerkannt werden müssen; doch giebt es auch einige, wo derselbe wohl nicht passend seyn möchte. Dahin rechnet Rec. unter andern, wenn dergleichen Schulden angewandt werden, um für uncultivirte Grundstücke einen neuen Ertrag zu gewinnen. — Actien, deren häufigen Mißbrauch der V. mit Recht tadelt, sieht derselbe übrigens, wenn sie auf eine gründliche Unternehmung sich beziehen, in dem 43 §. als einen wichtigen Theil des nutzbaren Eigenthums an.

Auf Seiten der Gläubiger vermehren die Staatsschulden, dem obigen zu Folge, deren Auskommen; in Absicht der Schuldner, oder der Mitglieder des Staats aber, machen sie öffentliche Auflagen nothwendig. Ueber deren Einfluß auf die Circulation werden vom 44 §. bis zum Schlusse dieses Buchs, noch sehr viele wichtige Beobachtungen angestellet.

Der Verf. giebt den Geldauflagen vor den Auflagen in Materialien und persönlichen Diensten, einen sehr gegründeten Vorzug, weil erstere eine zweyfache Arbeit der Fleißigen im Volke, letztere aber nur eine veranlassen, indem diese bey ihren Berufung-

auf den Unterthanen keine ihm vortheilhafte Zurückwirkung haben; jene hingegen durch Verwendung des aufgebrachten Geldes eine zweyte, zum Auskommen vieler nützlich beytragende Arbeit erwecken. Da ja doch diese zweyfachen Arbeiten sich leicht unter einander vermischen, wenn nämlich derjenige, der die Abgabe bezahlt hat, solche selbst zurück verdient: so wird gefordert, daß der Zirkel des Geldumlaufs nicht zu enge sey, wenn jener Vorzug bestehen soll, und alsdenn können Geldauflagen ein Sporn des Fleißes, und eine Quelle gemehrten Auskommens werden. Wenn nun aber gleich der Verf. dabey den Grundsatz annimmt, daß alle nützliche, ein Geldauskommen gebende Arbeiten, die Quelle der Auflagen sind; so warnt er jedoch §. 48. 49 und 50. aus triftigen Gründen gegen die Meinung, daß man es mit den Geldauflagen nie zu hoch treiben könne, und macht sogar übrigens §. 51, daß in einem Staate, wo das Geld lebhaft circulirt, bey guter Einrichtung der Abgaben, zehn Procent von allem Auskommen der Unterthanen zu den Bedürfnissen des Staats völlig hinreichen, und den Unterthanen nicht zu sehr belasten würden. —

Eine Hypothese, der Rec. noch vieles entgegen zu setzen hätte, wenn er verschiedenen andern Anmerkungen den Raum dadurch benehmen möchte. Dieser einzige Zweifel sey ihm indessen vorjetzt erlaubt, ob wohl das entbehrliche Auskommen der mehresten Einwohner unserer heutigen Staaten zehn Procent betragen sollte, und falls es auch noch einmal so hoch sich beliefe, es nicht sehr niederschlagend seyn müßte, wenn man die Hälfte davon dem Staate zu überlassen genöthiget würde! —

Bey einem geschwinden Steigen der Bedürfnisse des Staats ist es nicht immer rathsam, durch Ver-

mehrung der Auflagen solchem abzuhelfen, weil alsdann deren gute Wirkungen theils gestört werden, theils nicht mit gleicher Geschwindigkeit folgen können. In dergleichen Fällen muß man daher lieber das Fundiren wählen, dessen Vertheidigung der V. in der Anmerkung zum 53 §. gegen Smith übernimmt. Auch macht die Verwendung der Abgaben einen großen Unterschied in den Wirkungen derselben, auf den Wohlstand des Volks, wie in dem 54 §. gezeigt wird. Endlich aber kömmt vieles dabey auf die Art an, wie solche erhoben werden. Der Verf. giebt hierüber vom 55 bis 57 §. drey allgemeine Regeln, die gewiß große Achtung selbst bey denen verdienen, welchen sie nicht etwa ganz neu gewesen seyn möchten.

Von den Auflagen auf den Besitz billiget der V. vorzüglich die Vermögensteuer, zumal wenn man diejenigen leichter als andere belegt, die das Vermögen nicht als Ueberschuß ihres durch andere Wege erworbenen Auskommens genießen, sondern es nur als Subsistenzmittel gebrauchen können. Die Kopfsteuer hat in seinen Augen gleichfalls da nichts verwerfliches, wo entweder viel Nebenverdienst aus der Arbeit der ersten Hand für die Manufacturen vorfällt; oder wo sonst der geringe Mann nicht sehr durch andere Abgaben belastet ist. Auch giebt er verschiedenen gebräuchlichen Auflagen auf Veräußerung des nutzbaren Eigenthums seinen Beyfall; hingegen werden die gewöhnlichen Abzugsrechte von ausgehendem Vermögen, wie billig, getadelt.

Den Abgaben auf den Genuß wiederfährt gleichfalls ihr gehöriges Recht, indem der V. sie unter gewissen Limitationen, deren Anführung zu weitläuftig seyn würde, für anwendbar erkennt.

Die

Die Zulässigkeit der Auflagen auf den Erwerb hängt, nach des V. Theorie, davon ab, daß solche die Arbeiten derer, die für ihr Auskommen beschäfftigt sind, weder erschweren, noch theurer oder minder einträglich mache.

Landtaxen haben ihre bekannten guten und bösen Seiten. Beyde werden vom 75. bis 77 §. unpartheyisch erwogen. Eine ihrer unvermeidlichen Wirkungen besteht darinn, daß sie den Werth der Grundstücke fallend machen; der V. glaubt nicht, daß dieses ein Verlust für den Staat sey, und man muß ihm in sofern Recht geben, als die Nutzung der Grundstücke sich dadurch nicht verändert.

In anderm Betracht aber scheint doch jene Verminderung des Werths sehr oft dem Staate nachtheilig werden zu können. Denn 1) schwächt solche die Sicherheit derer, die auf dergleichen Grundstücke ein, dem alten Werthe gleich kommendes, Darlehn hergeschossen haben, und verringert nicht selten das Auskommen solcher Gläubiger. 2) Finden schwer belegte Grundstücke nicht so leicht Käufer, als diejenigen, die wenig belastet sind, oder gar keine Abgiften tragen. Es fallen daher solche häufig unter Administrationen, und weil während selbiger die Einkünfte davon selten bis zur möglichsten Höhe getrieben werden, so büsset der Staat dadurch an dem Total der Production sehr oft ein ansehnliches ein. 3) Verursacht dieser Umstand, nebst der reellen Verminderung des Werths der belegten Grundstücke, eine Abnahme des Credits ihrer Besitzer, die diese nicht selten verhindert, mögliche Verbesserungen vorzunehmen, oder neuen Gewerbe anzufangen, manchen Capitalisten aber nöthigt, einen Theil seines ersparten Ueberschusses einzuschließen, welches beydes auf den Geldumlauf,

und

und das Auskommen der Einwohner eines Staats sehr schädlichen Einfluß hat. — Uebrigens verdient aus des V. Lehre von den Landtaxen noch angemerkt zu werden, daß er solche auf das Land, mit Rücksicht auf dessen natürliche Fruchtbarkeit, keinesweges hingegen auf dessen Ertrag, gelegt wissen will.

Abgaben an Arbeiten werden aus sehr richtigen Gründen von ihm getadelt, ohne jedoch die Bedenklichkeiten zu verhehlen, die der allgemeinen Aufhebung der Frohndienste entgegen stehen, und viele Behutsamkeit dabey anrathen: die Hauptsache kömmt darauf an, daß man neue Beschäfftigungen im Volke erweckt, damit der Geldgewinn ihnen den Abtrag des Dienstgeldes erleichtert.

Gelegentlich geschieht auch noch der Domainen und des Postwesens, als eines Erwerbungsmittel der Fürsten, Erwähnung; nicht weniger wird der Lotterien gedacht, und gezeigt, daß solche nicht nur einen falschen Geldumlauf veranlassen, sondern auch vorzüglich das Lotto, auf die Betriebsamkeit des gemeinen Mannes schlimmen Einfluß habe. Die Monopolien greift endlich der V. insonderheit von der Seite an, daß sie die Beschäfftigung im Volke vermindern; doch meint er nicht, daß dieses bey den Salz- Taback- und Brandeweinsmonopolien eintreten würde, daher er denn, wenn der Staat nicht umhin kann, jene Artikel zu belasten, es für unnachtheilig hält, die Abgaben davon durch Monopolien zu heben.

Das vierte Buch, womit der zweyte Theil anfängt, betrachtet die Mannichfaltigkeit der Beschäfftigung in dem inländischen Geldesumlauf und denen verschiedenen Volksklassen, die dadurch ihr Auskommen genießen.

Die

Die Beförderung der innern Circulation hängt nicht bloß von der Menge, ſondern auch von der Mannichfaltigkeit der Beſchäfftigungen ab, weil ſolche verſchiedene Volksclaſſen, und eine nützliche Vertheilung der Arbeiten veranlaßt, wodurch die Gelegenheit zur Gewinnung des Auskommens vervielfältigt wird. Dieſes ſetzt der Verf. überhaupt bey obiger Betrachtung voraus, und dann zeigt er, wie inſonderheit jede Volksclaſſe für ſich, auf den Geldumlauf und das Auskommen anderer wirke, wovon Rec. in möglichſter Kürze nur folgendes anmerken will.

Der Landmann, der nach der gemeinen Denkungsart, ſich faſt immer mit der unterſten Stufe unter den Volksclaſſen begnügen muß, nimmt hier billig die erſte ein, weil er nicht nur gewiſſermaaſſen ſelbſtſtändig iſt, ſondern auch von ſeinem Fleiße die Vermehrung der übrigern Volksclaſſen, die Erwerbung mehrerer Naturprodukte, und die Erleichterung der Arbeiten der erſten Hand für die Manufakturen abhängt, welche nur diejenigen übernehmen können, die ihres Auskommens ſchon auf andere Weiſe gewiß ſind. Sein Fleiß muß geleitet und er ermuntert werden; dazu hält der Verf. inſonderheit die ihm empfohlene Anleitung zu einem ſchicklichen Wohlleben, wie auch die Gewißheit des Abſatzes der Produkte, für ſehr dienlich.

Auf den Landmann läßt ſolcher den Tagelöhner folgen, den er einer vorzüglichen Aufmerkſamkeit würdig achtet. Der Zuwachs dieſes Standes beruhet vorzüglich darauf, daß ſich viele Arbeit zeigt, die etwas mehreres als die nothwendigſten Bedürfniſſe des Auskommens abwirft, und deshalb wirkt die Erweiterung des Landbaues zunächſt auf ſelbigen, ſo wie hingegen große Erweiterungen des Landbaues nur da ſtatt finden, wo jene Claſſe ſchon ſehr zahlreich iſt.

Den

und das Auskommen der Einwohner eines Staats sehr schädlichen Einfluß hat. — Uebrigens verdient aus des V. Lehre von den Landtaxen noch angemerkt zu werden, daß er solche auf das Land, mit Rücksicht auf dessen natürliche Fruchtbarkeit, keinesweges hingegen auf dessen Ertrag, gelegt wissen will.

Abgaben an Arbeiten werden aus sehr richtigen Gründen von ihm getadelt, ohne jedoch die Bedenklichkeiten zu verhehlen, die der allgemeinen Aufhebung der Frohndienste entgegen stehen, und viele Behutsamkeit dabey anrathen: die Hauptsache kömmt darauf an, daß man neue Beschäfftigungen im Volke erweckt, damit der Geldgewinn ihnen den Abtrag des Dienstgeldes erleichtert.

Gelegentlich geschieht auch noch der Domainen und des Postwesens, als eines Erwerbungsmittel der Fürsten, Erwähnung; nicht weniger wird der Lotterien gedacht, und gezeigt, daß solche nicht nur einen falschen Geldumlauf veranlassen, sondern auch vorzüglich das Lotto, auf die Betriebsamkeit des gemeinen Mannes schlimmen Einfluß habe. Die Monopolien greift endlich der V. insonderheit von der Seite an, daß sie die Beschäfftigung im Volke vermindern; doch meint er nicht, daß dieses bey den Salz- Tabaks- und Brandeweinsmonopolien eintreten würde, daher er denn, wenn der Staat nicht umhin kann, jene Artikel zu belasten, es für unnachtheilig hält, die Abgaben davon durch Monopolien zu heben.

Das vierte Buch, womit der zweyte Theil anfängt, betrachtet die Mannichfaltigkeit der Beschäfftigung in dem inländischen Geldesumlauf und denen verschiedenen Volksklassen, die dadurch ihr Auskommen genießen.

Die

Die Beförderung der innern Circulation hängt nicht bloß von der Menge, ſondern auch von der Mannichfaltigkeit der Beſchäfftigungen ab, weil ſolche verſchiedene Volksclaſſen, und eine nützliche Vertheilung der Arbeiten veranlaßt, wodurch die Gelegenheit zur Gewinnung des Auskommens vervielfältigt wird. Dieſes ſetzt der Verf. überhaupt bey obiger Betrachtung voraus, und dann zeigt er, wie inſonderheit jede Volksclaſſe für ſich, auf den Geldumlauf und das Auskommen anderer wirke, wovon Rec. in möglichſter Kürze nur folgendes anmerken will.

Der Landmann, der nach der gemeinen Denkungsart, ſich faſt immer mit der unterſten Stufe unter den Volksclaſſen begnügen muß, nimmt hier billig die erſte ein, weil er nicht nur gewiſſermaaſſen ſelbſtſtändig iſt, ſondern auch von ſeinem Fleiße die Vermehrung der übrigern Volksclaſſen, die Erwerbung mehrerer Naturprodukte, und die Erleichterung der Arbeiten der erſten Hand für die Manufakturen abhängt, welche nur diejenigen übernehmen können, die ihres Auskommens ſchon auf andere Weiſe gewiß ſind. Sein Fleiß muß geleitet und er ermuntert werden; dazu hält der Verf. inſonderheit die ihm empfohlene Anleitung zu einem ſchicklichen Wohlleben, wie auch die Gewißheit des Abſatzes der Produkte, für ſehr dienlich.

Auf den Landmann läßt ſolcher den Tagelöhner folgen, den er einer vorzüglichen Aufmerkſamkeit würdig achtet. Der Zuwachs dieſes Standes beruhet vorzüglich darauf, daß ſich viele Arbeit zeigt, die etwas mehreres als die nothwendigſten Bedürfniſſe des Auskommens abwirft, und deshalb wirkt die Erweiterung des Landbaues zunächſt auf ſelbigen, ſo wie hingegen große Erweiterungen des Landbaues nur da ſtatt finden, wo jene Claſſe ſchon ſehr zahlreich iſt.

Den

Bey ihr trifft man auch die beste Gelegenheit zu den Arbeiten der ersten Hand für andere Gewerke an; aus ihr ergänzen sich die obern Classen, und man kann sie überhaupt als die beste Pflanzschule der Bevölkerung ansehen.

In die dritte Classe sind die Handwerker auf dem Lande gesetzt. Sie nützen mehr durch Bevölkerung als starke Verzehrung. Sie verdienen aber geduldet zu werden, weil der Landmann viele Bedürfnisse leicht entbehren lernt, oder sich solche mit eigenen Händen zu verschaffen sucht, wenn er sie nicht in der Nähe haben kann, und sowohl im ersteren als letzteren Falle, die Vervielfältigung des Auskommens eine starke Hinderniß antrifft.

Unter die vierte Classe sind diejenigen Handwerker gebracht, welche mit den schönen Künsten nicht in Verbindung stehen. Durch sie werden die Städte groß, und mit ihrer Abnahme verfallen sie wieder. Am sichersten finden solche ihr Auskommen, wenn sie Dinge von dem gemeinsten Gebrauch und allgemein anerkannten Nothwendigkeiten verarbeiten. In gewisser Rücksicht sind Zunfteinrichtungen für sie gemacht und unschädlich.

Denen, die für die Bedürfnisse des feineren Wohllebens arbeiten, ist die fünfte Classe angewiesen. Es kann kein Volk glücklich und in großem Wohlstande leben, ohne ihrer benöthiget zu seyn. Weil jedoch die schönen Künste die Gegenstände des hohen Wohllebens vervielfältigen, und den Sinnen unter einer gefallenden Gestalt darbieten: so lenken sie solches von dem Genusse thierischer Vergnügungen, und dem unzweckmäßigen, den Geldsumlauf stöhrenden Verbrauche der edlen Metalle ab. Der Hang zum Wohlleben läßt sich nie ganz ersticken, wo man beträchtliche

Glücks-

Glücksgüter erwerben kann, und darum iſt es nicht blos nothwendig, ſondern ſogar nützlich, jene Claſſe von Menſchen zu erhalten; doch mehr monarchiſchen und ariſtokratiſchen, als demokratiſchen Staaten, dieſen und vorzüglich handelnden Staaten, iſt das höhere Wohlleben in vielem Betracht nachtheilig.

Die ſechſte Claſſe begreift den handelnden Bürger, nebſt den Krämern in ſich. Erſtere geben die ſtärkſte Triebfeder des inneren Geldumlaufs ab, indem durch ſie der arbeitende Theil der Nation des Lohns ſeiner Geſchäfte verſichert wird, und ſolchen ſchon empfängt, ehe die Arbeit noch verbraucht wird.

Letztere ſchaffen auch ſehr vielen Nutzen, da ſie erſteren die Mühe des Verkaufs im Kleinen abnehmen, und in ſo ferne ſie inländiſche Produkte der Natur und Induſtrie abſetzen, ſollte man ihre Anzahl möglichſt zu vermehren ſuchen.

Zur ſiebenten Claſſe werden die ſogenannten Koſtgänger des Staats gerechnet, deren ſich der Verf. gegen die gewöhnliche Meynung über ihren Werth ſehr annimmt. Sie veranlaſſen eine doppelte produktive Arbeit, und vermehren vorzüglich den Cirkel des Geldumlaufs. Durch das, was ihre Subſiſtenz erfordert, wird das Total der in einem Volke verrichteten Arbeiten, um ſoviel größer, und die Exiſtenz mehrerer Menſchen, vermittelſt ihrer Verzehrung bewirkt, indem ſie ihre Bedürfniſſe bey dem fleißigen Theile des Volks ſuchen, und viele Dienſte brauchen, die man ohne ihr Daſeyn nicht fordern würde. — Im Ganzen hat dieſe Vorſtellung der Sache unbeſtreitliche Wahrheiten auf ihrer Seite. Nur dürfte das geſagte wohl nicht dahin zu deuten ſeyn, daß es gar keine überflüßige und unnütze Koſtgänger des Staats geben könnte. Denn kann das, was ſie bewirken ſollen, auf

eine

eine andere und noch zuträglichere Art bewirkt werden, so verdienen sie ohnstreitig jene Benennung. Dies möchte nun z. E. wohl der Fall seyn, wenn man sich einige hundert müßige, aber zur Gewinnung ihres Brods nicht unfähige Arme, in einem Hospitale denkt, das von den Wohlthaten der übrigen Einwohner des Landes unterhalten wird, und die Möglichkeit supponiret, daß durch selbige eine vorher gefehlte Fabrik in Gang gebracht werden könnte. Alsdann wird gewiß das Total der Arbeiten dabey gewinnen, wenn diese nicht länger Kostgänger des Staats bleiben, und das Auskommen mehrerer dadurch befördert werden, weil nun ein jeder, der zu ihrem Unterhalt beyträgt, ein Aequivalent für diesen Beytrag erhält, welches er zur Versorgung anderer und zur Verbesserung seines eigenen Zustandes wieder verwenden kann.

Wo solche oder ähnliche Umstände eintreten, wird der Verf. dasjenige nicht gelten lassen wollen, was in dem 29. §. von der Unschädlichkeit der Armen, in Absicht des Geldumlaufs, angeführt worden. —

Die übrigen Kostgänger des Staats, worauf der Verf. die vorgetragenen Sätze hernach besonders und umständlich anwendet, sind die Diener des Staats, die Krieger, der Adel, die Gelehrten, der Rentenirer.

So sehr erstere die Nothwendigkeit ihres Daseyns durch Verwendung ihrer Einkünfte nützlich machen können: so schädlich ist solche, wenn sie durch ein übertriebenes Wohlleben mehr verschwenden als einnehmen, und andere Landeseinwohner mit ihrem Exempel, zur Nachahmung hierunter verleiten.

In Ansehung des Kriegers, kommt alles vorzüglich darauf an, ob die Volksmenge und das Gewerbe in einem Lande groß genug ist, um ihm und dem Kriegswesen seine Bedürfnisse insgesammt zu verschaffen,

ſen, wie auch, ob der Verlauf und die Mannigfaltigkeit des übrigen Gewerbs, der Nationalreichthum, und das Total des nutzbaren Eigenthums, hinlänglich iſt, um den Landeseinwohner in den Stand zu ſetzen, daß er dasjenige im voraus verdienen kann, was er zu Unterhaltung der Soldaten beytragen muß. Alsdenn macht die Exiſtenz des Soldaten einen gedoppelten Zuwachs der Arbeit: erſtlich die, durch welche ihm ſein Auskommen verſchafft wird, und hiernächſt die, wodurch man ſelbigem, das in Geld gereichte Auskommen, wieder abgewinnt. Dieſer Nutzen fällt jedoch weg, wenn ein zu beträchtlicher Theil ſeines Unterhalts, in Naturalien aufgebracht wird. Lohnt man ihn hingegen vorzüglich im Gelde, ſo befördert derſelbe inſonderheit von der Seite die Cirkulation, als er ſeine Löhnung geſchwind wieder verwendet, und durchs Land vertheilt iſt, mithin auch in ſolchen Gegenden den Geldumlauf in Gang ſetzt, wo ſonſt alles Gewerbe ſtockt. In jener Rückſicht nun hat die jetzige Einrichtung des ſtehenden Soldaten, vor dem ehemaligen Feudalſyſtem große Vorzüge.

Der Adel — der als Beſitzer eigenthümlicher Güter, wo Ackerbau und oft auch anderes Gewerbe auf ſeine Rechnung getrieben wird, den ſonſtigen Koſtgängern des Staats wohl eigentlich nicht hätte beygezählt werden ſollen — wirkt übrigens auf gleiche Weiſe, als andere, die jenen Namen führen, auf den Geldsumlauf. Er ſchadet aber demſelben, wenn er viele unbelohnte Dienſte für ſich verrichten läßt, weil alsdann die Hervorbringung der zweyten Arbeit wegfällt; oder wenn er den Ertrag ſeiner Güter, fern von denjenigen verwendet, die zu ſeinem Auskommen gefrohnt haben.

Die Rentenierer, welche der Verf. ebenfalls den Kostgängern des Staats ar die Seite setzt, nützen nicht nur wie andere derselben zur Anregung des Geldumlaufs, durch Veranlassung zweyfacher Arbeit; sondern befördern zugleich das Auskommen vieler, mittelst ihrer Vorschüsse. Indessen kann eine zu starke Anhäufung derselben in einzelnen Städten, wie der Inhalt des 45. §. lehret, zuweilen nachtheilige Revolutionen hervorbringen.

Gelehrte und Geistliche haben auf die oft schon vorgestellte Art, nicht minder ihren Einfluß in den Geldsumlauf; jene kommen jedoch demselben, durch Buchhandel, Akademien und Schulen noch besonders zu statten.

In dem fünften Buche findet man den zusammengesetzten Geldsumlauf zwischen verschiedenen Völkern vorgetragen.

Ein isolirtes Volk, dergleichen in policirten Ländern nicht mehr vorhanden ist, kann den höchsten Grad des Wohlstandes erreichen, und dennoch mit vielen Produkten fremder Nationen unbekannt seyn; wäre es jedoch möglich, daß das ganze Menschengeschlecht sich als ein einziges Volk ansähe, dessen gemeiner Vortheil die möglich größte Zunahme wechselseitiger Beschäftigungen ist: so würde man nicht Ursach haben, die Mittheilung der Bedürfnisse von einem Volke zum andern zu hindern, oder gar zu unterdrücken. Ihre gute und unausbleibliche Folge wäre doch immer Vermehrung des Auskommens für die Menschen, und die Bewirkung der Existenz mehrerer Menschen, als ohne dies möglich wäre. Allein man wird nie zu einem Einverständniß darüber kommen, auf solche Weise den möglichst größten Wohlstand des menschlichen Geschlechts zu befördern. Der Handel kann ein

ſolches Einverſtändniß nicht völlig erſetzen, weil derſelbe zwiſchen entfernten Ländern, keine vollkommene Gleichheit der Vortheile aus dem wechſelſeitigen Gewerbe bewirkt. Daher ſind denn gute Staatswirthe in neuern Zeiten bemüht geweſen, das Verhältniß der Vortheile und Nachtheile auszumachen, die einem Volke aus der Handlung mit andern Völkern entſtehen.

Nach des Verf. Urtheile hierüber, ſind zufolge des 5. §. die Vortheile und Nachtheile des ausländiſchen Handels, nicht ſowohl darnach zu entſcheiden, ob einem Volke Geld, ſondern ob ihm Arbeit entzogen werde, die in demſelben ſtatt haben kann. Es ſey Rec. erlaubt, dieſer Theorie zwey Einwürfe entgegen zu ſetzen.

Es ſcheint aus ſelbiger zu folgen, daß jeder viel Geld wegführender Paſſirhandel unſchädlich ſey, wenn das dafür angekaufte Produkt, weder im Lande gezogen, noch zum Gebrauche vorbereitet werden kann. Nun iſt es aber möglich, daß Arbeiten fremder Völker, wofür man Lohn ausſchickt, andere einheimiſche Arbeiten verdrängen, wenn gleich die Arbeit, die man an Auswärtige bezahlt, nicht im Lande verrichtet werden kann. Dies hat der Gebrauch des Kaffees in Abſicht der Bierbrauereyen bewirkt; dies hat der Gebrauch der ſeidenen Zeuge, in Abſicht der einheimiſchen Kleidungsſtücke veranlaßt, deren ſich ehedem die niedrigen Volksclaſſen in vielen deutſchen Provinzen bedienten. Und ſo würden dann aus obiger Theorie, Schlüſſe zu ziehen ſeyn, die mit andern Grundſätzen des Verf. nicht übereinſtimmen. Zweytens iſt ein anhaltender beträchtlicher Geldverluſt ſchon h nachtheilig. Denn wird der Mangel an baarem de zu groß, ſo vermindern ſich die Bezahlungsmittel

Arbeit; und die Gelegenheit Auskommen zu erwerben, und wäre ohne Geld der Wohlstand der Staaten nicht so hoch zu treiben gewesen, als hierdurch geschehen; so muß dieser Wohlstand auch nach Maasgabe der Abnahme des Geldes sich wieder verringern. — Diese Anmerkung ist jedoch hauptsächlich nur für diejenigen bestimmt, die aus Liebe zu einem neuen bekannten System, mehr aus der angeführten Theorie folgern möchten, als nach der Absicht des Verf. hinein gelegt worden, der im 7. §. erklärt, „daß er das Geld „keinesweges als so ganz gleichgültig in der Balanz „der Handlung ansehe, sondern nur darthun wollen, „wie das mehrere oder mindere in derselben, nicht „allein und nicht immer, für oder wider den Wohl„stand eines Volks entscheide.“ Man vergleiche insonderheit damit den folgenden 9. §. wo derselbe verschiedene Gründe anführt, warum man auf die Erhaltung des Geldes im Lande zu sehen habe.

Vorher werden aber in dem 7ten und 8ten §. noch nachstehende Sätze vorgetragen:

Nicht alle Arbeit kann mit Vortheil in einem Lande geschehen. Es ist unter gewissen Einschränkungen möglich, daß ein Volk in einer gewissen Handlung baares Geld verliere, und doch in seinem innern Wohlstande gewinnen könne. Eine jede Handlung bleibt einem Volke ohngefähr im Verhältniß desjenigen Kapitals vortheilhaft, das für ausgehende Waaren berechnet wird, wenn gleich dasselbe ganz wieder zum Ausländer geht. Ein Gewinnhandel kann einer Nation zuweilen weniger vortheilhaft als ein anderer seyn, dessen Balanz gleich ist, ja sogar als ein Verlusthandel. Zur Erläuterung des letzteren wird fingirt, daß ein Staat mit einer Nation, die wir A nennen wollen, jährlich eine Million umsetzt, und die

Hälfte

Hälfte an reinem Geldüberſchuß dabey gewinnet; zugleich aber mit einer andern, die B heißen mag, zwey Millionen verkehrte, und hierbey eine halbe Million einbüßte. Unter dieſen Conjunkturen nun meint der Verf. ſey die Conſervation des Handels mit B wichtiger als die mit A, weil jener zweymal ſoviel Arbeit veranlaßte, und zweymal ſoviel Auskommen verbreitete, als der ſchwächere Gewinnhandel. — Sollte dieſes Exempel zu obigem Beweiſe völlig paſſen, ſo dürfte ſolches noch zuvor einer genaueren Beſtimmung benöthiget ſeyn. Denn anjetzt läßt ſich bey ſelbigen die Möglichkeit denken, daß die eine Million, welche mit A umgeſetzt wird, mehreres Auskommen als die zwey Millionen verſchaffe, die der Staat mit B verkehrt. Ein ſolcher Fall würde nämlich eintreten, wenn für die zwey Millionen rohe Produkte, für die eine Million aber Fabrikwaaren von inländiſchem Stoffe hinausgeführt würden, die vieler Hände Arbeit vorausſetzten.

Supponirt man indeſſen auch gleiche Arten von Arbeiten bey beyden Gattungen des angeführten Handels: ſo wird im Anfange, wenn der Handel mit A ceſſirt, der Staat (vorausgeſetzt nämlich, daß die edlen Metalle nicht zu ſeinen Naturprodukten gehören,) weniger leiden, als wenn der Handel mit B zu Ende gienge; allein in der Folge der Zeit verhält es ſich umgekehrt. Die Nation verliert bey dem Handel mit A poſitive jährlich eine halbe Million Auskommen. Bey dem Handel mit B kann ſie aber die erſparten ſonſt ausgegangenen zwey Millionen dazu verwenden, um andtre Beſchäftigungen an die Stelle derjenigen hervorzubringen, die ihr die Ausländer nach Erlöſchung dieſes Handels zu bezahlen aufhören. — Damit iſt jedoch keinesweges geſagt, daß man nicht mit beyden Nationen, obigen zweyfachen Handel möglichſt

zu erhalten ſuchen müſſe. Rec. iſt ſo wenig für alle Unterdrückung des auswärtigen Paſſivhandels eingenommen, als der Verf. zu Folge ſeiner am Ende des 10. §. gethanen Erklärung, für einen uneingeſchränkten freyen Handel.

Die Aufrichtigkeit dieſer Erklärung erhellet aus demjenigen, was ſolcher hiernächſt von den Maasregeln anführt, die zu nehmen ſind, um ſich in Abſicht der Bedürfniſſe nicht zu abhängig von andern Völkern zu machen; ſondern den Handel und die ausländiſche Circulation zu ſeinem Vortheil zu leiten. Vor allen Dingen wird erfodert, daß ein Staat diejenigen Bedürfniſſe durch den Fleiß ſeiner eigenen Einwohner ſelbſt zu verſchaffen ſuche, die ein jedes Volk, das nicht einen ganz unfruchtbaren Boden bauet, ſelbſt hervorbringen kann.

Die Feinde des hierauf abzielenden Handlungszwangs finden im 14. §. einen von ihnen vielleicht noch nie erwogenen Grund der Beruhigung. „Wenn „ein jedes Volk, heißt es daſelbſt, zuförderſt für ſeine „Bedürfniſſe ſelbſt ſorgt, und dadurch ſeine Volksmenge mehrt: ſo bleiben nicht etwan die übrigen „Bedürfniſſe, die es ſich nicht ſelbſt verſchaffen kann, „und welche die Handlung derſelben zuführen muß, „genug nach; ſondern ſie mehren ſich mit der Volkszahl gewiß ſo ſehr, daß mehr Beſchäftigung für die „Handlung entſteht, als mit ſolchen trägen und übel „regierten Völkern beſtehen kann, die ſich durch Zuführung ihrer nothwendigſten Bedürfniſſe von andern fleißigen Völkern fortdaurend ausſaugen laſſen.“

Die Gewöhnung an Bedürfniſſe, die zwar ein Volk mit allem eigenen Fleiße ſich nicht ſelbſt verſchaffen kann; die ihm aber doch entweder ganz oder gewiſſermaſſen entbehrlich ſind, iſt nach des Verf. Urtheile

mehr

mehr nachtheilig für den innern Umlauf, wenn der geringere Mann sich ihrer bedient, als wenn nur allein die reicheren Einwohner solchen lieb gewinnen. Kann man die Neigung zu selbigen nicht hemmen, so muß man durch Bearbeitung der dazu nöthigen Materialien, sie möglichst nützlich zu machen suchen.

Bey denen Bedürfnissen, die einem Volke unentbehrlich sind, die es sich aber dennoch durch eigenen Fleiß nicht verschaffen kann, muß man unterscheiden, ob sie dem ganzen Volk, oder nur gewissen Classen unentbehrlich sind. Wie in dem ersten Falle zu helfen, davon giebt der Verf. §. 27. sechs verschiedene Mittel an, die freylich nicht sämmtlich immer anwendbar seyn können; doch einzeln genommen, der daraus entstehenden Verlegenheit, die mehreste Zeit Einhalt thun werden. Gesetzt indessen die einheimische Beschäftigung sey bis auf den höchsten Grad gestiegen, es wäre aber unmöglich für die hiedurch gemehrte Volkszahl, die nothwendigsten Bedürfnisse im Lande zu erhalten, und alle Gelegenheit zum auswärtigen Aktivhandel abgeschnitten, so wie ein gänzlicher Mangel an einheimischen Bergwerken vorhanden. Sollte es alsdenn nicht erforderlich seyn, die Anzahl der Menschen, mithin deren Beschäftigungen zu vermindern? und scheint hieraus nicht zu folgen, daß auch die Vermehrung der Beschäftigungen ihr Ziel haben können, nach des Verf. aus dem 3. B. §. 7. bereits angeführtem eigenem Geständnisse? — Solche Bedürfnisse, die nur einer gewissen Volksclasse unentbehrlich sind, und kein Material der Industrie abgeben, sondern blos als zu ihrer Lebensart nothwendig angesehen werden, darf der Regent in Staaten, wo die Cirkulation schwach ist, und eine große Anzahl derer,

die von dem Schweiß ihrer Mitbürger leben, an einen übertriebenen Gebrauch solcher Bedürfnisse sich gewöhnen, mit hohen Abgaben belegen, um ihren Gebrauch zu erschweren, weil sonst die Zunahme der innern Cirkulation gestöhrt wird.

Uebrigens warnt der Verf. noch in diesem Buche unsers Erachtens mit größtem Rechte, die Regel der Handelspolitik, die Ausfuhr roher oder halb bereiteter Materialien der Industrie zu verbieten, ohne Ausnahme für zuträglich zu achten, und endlich vertheidigt solcher vom 33. bis 37. §. die Duldung des Zwischenhandels und die Nothwendigkeit gewisser Marktplätze, zur Unterhaltung des allgemeinen großen Handels aus sehr wichtigen Gründen.

In dem sechsten und letzten Buche, werden genauere Untersuchungen und Erläuterungen einiger Wahrheiten, den Geldumlauf betreffend, angestellt. Gerne möchte Rec. bey diesen mannigfaltigen, und am Inhalt größtentheils sehr wichtigen Wahrheiten noch lange verweilen. Da sie aber keines kurzen Auszugs fähig sind; so muß sich solcher damit begnügen, nur die Ueberschriften der verschiedenen Abschnitte anzuführen.

Der erste Abschnitt handelt von dem Gebrauch des Geldes als einem Zeichen des Werths, und von andern Zeichen des Werths.

Der zweyte von der vorzüglichen Wichtigkeit des innern Geldumlaufs vor den ausländischen.

Der dritte, von der Einwirkung der Arbeiten des Landmanns in die inländische Cirkulation.

Der vierte von der Nutzung des Geldes in Zinsen, und der Bestimmung des Werths von allem nutzbaren Eigenthum durch dieselbe.

Der

Der fünfte, von der Bewirkung hinlänglicher Arbeit, und hinlänglichen Auskommens für alle Mitglieder eines Staats.

Der ſechſte, von dem genauen Zuſammenhange aller Staatswirthſchaft, mit der Cirkulation des Geldes.

Von den vielen unter obigen Rubriken vorgetragenen Materien, die da ausgezeichnet zu werden verdienten, treffen wir inſonderheit zwey Gegenſtände an, die wir nicht ganz unberührt laſſen mögen.

Der erſte darunter hat die im 46. §. aufgeworfene Frage zum Vorwurf, ob ein Staat von der Erhöhung des Geldeswerths der Grundſtücke wahren Nutzen habe, und worinn derſelbe beſtehe? Nach des Verf. Urtheile bleibt der hieraus erwachſende Vortheil, ſo lange blos ſcheinbar, als nicht durch den erhöheten Werth, eine Verbeſſerung des nutzbaren Eigenthums veranlaſſet wird. — Man muß die Richtigkeit dieſes Satzes gelten laſſen, ſo lange man vorausſetzt, daß ohne Zunahme oder Verminderung des Ertrages der Grundſtücke, keine Veränderung in deren Preiſe entſtehen könne, wenn nicht der Zinsfuß fällt oder ſteigt. Man wird aber oft Veränderungen der Preiſe wahrnehmen, die nicht von jenen Urſachen herrühren, inſonderheit bey Häuſern, deren Ankauf nicht ſowohl von dem Einbringen, als von der Neigung in dieſer oder jener Abſicht bequem zu wohnen abhängt, wie auch bey andern Grundſtücken unter mancherley Umſtänden.

Die Erfahrung beſtätigt ſolches, indem der Preiß der Grundſtücke, in vielen Provinzen Deutſchlands, ohne Veränderung des Zinslaufs, und ohne Abnahme des Ertrages, weit unter ihren ehemaligen Werth gefallen iſt. Wenn nun in ſolchen Fällen der Preis

derselben wieder steigt: so kann auch der Nutzen für den Staat davon sich weiter erstrecken, als ihn der Verf. angiebt.

Denn einmal vermehrt sich alsdenn das Auskommen der Kapitalisten, die zu ihrem Ankauf, das sonst vielleicht müßig liegende Geld, leichter als zu anderer Zeit unterbringen. Fürs andere kann der erhöhte Preiß, in gleicher Maasse wie die Auflagen, zu mehrerer Geschäftigkeit anspornen, wenn die Eigenthümer die Zinsen des hineingesteckten eigenen oder fremden Kapitals wieder zu gewinnen sich bemühen; und drittens, wie schon oben angeführt worden, den Besitzern der Grundstücke, durch den angewachsenen Credit, Gelegenheit zu neuen Gewerben geben, die übrigens mit den Grundstücken, worauf Geld angeliehen wird, in keiner Verbindung stehen.

Das zweyte, was wir hier noch anzuführen bewo- werden, sind einige Gründe, womit der Verf. den utzen und die Möglichkeit der Anwendung des phy- ratischen Systems, in so ferne bestreitet, als sol- ches auf die Einführung einer einzigen Abgabe zielt. Sie enthalten mit wenigen gesagt ohngefähr folgendes.

Seitdem in neueren Zeiten die Staatswirthschaft eine Geldwirthschaft geworden, muß der Staat da seine Einkünfte heben, wo der Ueberfluß an Geldauskommen vorhanden ist. Diesen bezeichnet nicht sowohl der Besitz als der Genuß. Bey Befolgung des obigen Systems würde aber der Staat in Erhebung der Abgiften, einen beträchtlichen Theil derer, die ein überflüßiges Geldauskommen haben übergehen, und nur aus einem kleinen Theil des Geldauskommens im Volke, seine Bedürfnisse zu bestreiten genöthiget werden. Denn der Landmann hat an dem Total des Geldauskommens in solchen Staaten, wo es neben dem

dem Ackerbau viele andere Dienſte und Beſchäftigungen giebt, nur einen kleinen Antheil, der an ſeinem Verhältniſſe gegen das Ganze immer weiter abnimmt, wie ſich andere Beſchäftigungen vermehren.

Einzelnen Menſchen der übrigen Volksclaſſen geht weit mehr Geld durch die Hände als jenen, weil für dieſe alles, was ſie für ihren Fleiß gewinnen, Geldauskommen iſt; dem Landmann aber das kein Geld ins Haus bringt, was er mit den Seinigen ſelbſt verzehrt. Dazu theilt ſich auch das zum Landmann gehende Geld in ſehr kleine Theile, weil ſeine Anzahl in policirten Ländern gewöhnlich ſehr groß iſt, und, ohnmöglich kann man aus dem kleinen Geldertrage des Landbaues alles ſchöpfen, was vorhin aus dem ganzen Total der Produkte der Cirkulation gezogen iſt. Hiernächſt wird die Auflage auf den reinen Ertrag eine ſchädliche Auflage auf den Erwerb, und eine willkührliche Taxe, weil mit Verbeſſerung des Ertrages, auch die Abgaben erhöhet werden ſollen, welches Verfahren ſehr mißliche Unterſuchungen vorausſetzt. Der Ländereyertrag hat dabey an ſich ſehr viel ungewiſſes; er kann in manchen einzelnen Jahren ganz zu nichts werden, und um ſo unfähiger iſt er einer hohen Beſchatzung. Soll nun der Landmann ſich immer in dem Vermögen finden, den ganzen Belauf der ſonſt auf alle Volksclaſſen vertheilten Abgaben, in gewiſſen Terminen ohnfehlbar zu liefern: ſo iſt er genöthiget, den reichlichern Geldertrag von guten Jahren, und von denen Jahrszeiten, in welchen die meiſte Geldeinnahme für ihn vorfällt, für ſchlechtere Jahre und Jahrszeiten aufzuſparen; dieſes Aufſparen aber lähmt den Geldsumlauf. Es ſteht ferner auch nicht in ſeiner Macht, den Belauf der Auflage, bey dem Verkaufe ſeiner Produkte wieder einzuziehen, weil er, um

zu gewissen Zeiten zu Gelde zu gelangen, oft wohlfeil verkaufen muß, zumal wenn bey einer völligen Handelsfreyheit, benachbarte Landleute, die weniger belastet wären, mit ihnen in Conkurrenz träten. In den Preisen der Bedürfnisse, die durch den Landbau erzielt werden, würden ungeheure Sprünge von Zeit zu Zeit entstehen, wenn jene Auflage mittelst ihres Verkaufs zurück genommen werden sollte, und brächte mans damit am weitesten, so könnten viele Gewerbe der übrigen Volksclassen, schwerlich länger fortdauren. Fühlte hingegen die producirende Volksclasse die ihr auferlegten Lasten zu sehr, so würde sie sich immer mehr mindern, und einzelne derselben nach und nach in die nicht beschatzten Classen über zu gehen suchen.

Denen die nun des Verf. tiefdringenden Forschungsgeist viel umfassende Einsichten, und gründliche Beurtheilung, entweder aus gegenwärtiger Anzeige des obigen wichtigen Werks kennen lernen, oder schon aus dessen vorherigen Schriften gekannt haben, wird es zum Beschlusse noch eine angenehme Nachricht seyn, daß der Verf. mehrere seiner gedruckten und ungedruckten Abhandlungen sammlet, um solche unter dem Titel: Schriften über Staatswirthschaft und Handlung herauszugeben, wovon obige Abhandlungen — (denen wir in einem mehr bedeutenden Verstande, als dies Wort sonsten von Schriften gilt, eine dauerhafte Ewigkeit vorher sagen dürfen) — die beyden ersten Theile ausmachen, jedoch zugleich den Anfangs gemeldeten Titel, noch besonders führen.

Wir haben uns bey diesem Werke viel länger, als sonst bey einem Buche aufgehalten, welches hoffentlich unsern Lesern nicht zuwider seyn wird. Denn dieses Werk ist von solcher Wichtigkeit, daß wenige Bücher seyn werden, worinn eine Materie, die so äus-

ſerſt gemeinnützig iſt, mit ſo tiefeindringendem Scharfſinn und Gründlichkeit, unterſucht, und beynahe erſchöpft worden. Es iſt dies vortreffliche Buch, wie wir gefunden haben, auch bey weitem noch nicht ſo bekannt, als es verdiente bekannt zu ſeyn. Wir würden uns freuen, wenn wir etwas beytragen könnten, es bekannt zu machen. Wenn übrigens dieſe Recenſion mehr das Anſehen einer Anzeige als einer Beurtheilung hat: ſo kommt dieſes daher, daß der Recenſent, nach reifer Ueberlegung, in den vorzüglichſten Stücken, mit den Meynungen des Verfaſſers übereinſtimmend denkt.

F.

V.

Nouveaux Mémoires de l'Ac. R. des Sc. & de B. L. 1777. Berlin, bey Decker, 1779, gr. 4. Geſch. 66 S. Abh. 526. 3 Kupfert.

Geſchichte.

Lamberts Verluſt. Hr. Schulz iſt den 30. Okt. als ordentliches Mitglied der mathemat. Claſſe eingetreten. Hr. von Domaſchnew, Direktor der kaiſerl. ruſſiſch. Akademie, Hr. Lorgna, venetianiſcher Ingenieurhauptmann, Hr. Raulin, Conſeiller Médecin ordin. du Roi zu Paris, ſind Mitglieder. Hrn. Baron von Zedlitz erſte Vorleſung über jetzigen Zuſtand, und mögliche Verbeſſerung der öffentlichen Schulen. Man klagt immer, daß die Schulleute zu ſchlecht beſoldet würden. In ſofern daſſelbe ein Vorwurf für den Staat, und die, welche mit ſeiner

ner Verwaltung zu thun haben, seyn soll, muß man doch die vielen andern unvermeidlichen Ausgaben des Staates betrachten, und erwegen, daß eigentlich die Verbesserung Privatpersonen obliegt, denen die Schulleute ohnmittelbar nützlich sind. In des Königs Staaten, Schlesien ausgeschlossen, sind 600 Lehrer in den lateinischen Schulen, die aus den öffentlichen Einkünften jährlich mehr als 226209 Thaler bekommen, unterschiedene Lehrer nicht zu rechnen, die der König selbst besoldet. Da die Schullehrer ihre Stelle zunächst bey den Geistlichen haben, so ist ihr Stand auch nicht verächtlich, außer bey Thoren. Allgemeine Vorschriften für Schulen hält Hr. v. Z. nicht für sehr nützlich. Der Mann von Einsicht hat sie nicht nöthig, und der Ungeschickte weiß nicht sie gehörig zu befolgen. Er glaubt ein Verderben der Schulen sey, daß man zu einer Art von Pansophie anhalte, und zwar Menschen, die bey weitem nicht die Kräfte ihrer Vorfahren haben, deren jungen Körpern man nicht einmal die Zeit zur physischen Entwickelung lasse. Dies sind nur die ersten von des Hrn. von Z. größtentheils sehr gegründeten Gedanken, die man lieber, wie Er sie ausführt, lesen wird.

Zur Meteorologie gehört ein lichter Streifen, der den 26sten Februar Abends um acht Uhr fast durch ganz Europa gesehen worden. Hr. Lambert, der seine Erscheinung zu Berlin beschreibt, rechnet ihn, wie billig, zum Nordlichte. Sein Mittel, sowohl als des dabey befindlichen Nordlichts, fiel in den magnetischen Meridian. Hr. Walter hat eine lateinische Epistel an Hrn. Huntern, de venis oculi, drucken lassen. In der Nachricht von dieser Schrift 29. S. der Geschichte, werden Hrn. Walters Observations astronomiques angeführt; ein Schreibfehler statt:

ſtatt: anatomiques. Phyſik. Der Hr. Gr. von Milly, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, hat einen Aufſatz über ein luftförmiges Weſen, (ſubſtance aëriforme) überſandt, das aus dem menſchlichen Körper ausfließt, und über die Art es zu ſammlen. Im Bade hat er auf der Oberfläche der Haut, die im Waſſer war, ſilberfarbene Bläschen wahrgenommen, die ſich abſonderten, durchs Waſſer aufſtiegen, und in die Atmoſphäre zerplatzten. Dieſes animaliſche Gas hat er in Flaſchen geſammlet, und ſchreibt ihm mit das Verderben der Luft zu, in der viel Menſchen beyſammen ſind. Geometrie. Des verſtorbenen Hrn. von Segner allgemeiner Beweis des Binomialſatzes, lateiniſch, wie Er ſelbigen überſandt hat. (Die eigentlichere Ueberſchrift wäre wohl: Analyſis.) Die Abſicht iſt beſonders, ihn auch für andere, als ganze bejahte Exponenten darzuthun. Es werden zwo nach dem Binomialſatze gemachte Reihen, jede für einen andern Exponenten, mit einander multiplicirt. Weiter läßt ſich hier davon nichts ſagen. Der Akademie vorgelegt. Zum neuen Jahr, den 2. Jan. zwo Cirkelquadraturen, dergleichen in der Folge noch mehr kommen. Beym Pulvermagazine, das am ſchleſiſchen Thore iſt, hat der König einen Blitzableiter verordnet, deſſen Beſorgung den Herren Beguelin und Caſtillon aufgetragen worden. Ein Hr. Heſſe, hat viel wegen der Cirkulquadratur überſandt, auch vom Könige die Erlaubniß erhalten, die Akademie um ihre Meynung zu befragen. Herr de la Grange übernahm die Unterſuchung, und fand, daß Hr. Heſſe nicht die erſten Begriffe von der Frage hatte. Gedächtnißſchriften auf Hrn. von Waiz und Pott.

Experimentalphiloſophie.

I. Hr. von Francheville ſchlägt bisher unbekannte Mittel vor, der Frucht der wilden Caſtanie, (*Marron d' Inde*; Hippocaſtanum,) ihre natürliche Bitterkeit zu benehmen, und zu machen, daß der Baum, ohne ſeine Natur zu ändern, ſo gute Früchte trage, als die lyoniſchen Caſtanien ſind. Die erſten europäiſchen Maronen ſind im 16ten Jahrhunderte aus Früchten gewachſen, die man aus Amerika gebracht hat. Sie waren alſo wild, wie damals alle amerikaniſchen Bäume, und ſo ſind bisher alle ihre Nachkommen. Folglich dürfte man bey ihnen nur thun, was man bey andern wilden Bäumen gethan, und ſolche dadurch verbeſſert hat, Verpflanzen und Pfropfen. Hr. Fr. hat dieſen Gedanken faſt vor 50 Jahren dem Hrn. de Moliere Privas, beym Abbé Bignon geſagt. Er macht ihn jetzo zum gemeinen Beſten bekannt, und wünſcht, daß auf die Bewerkſtelligung ein Preiß geſetzt würde.

II. Herr Gerhard über den Grundſtoff des Turmalins. Die Turmalinen haben überhaupt eine prismatiſche Geſtalt, nach deren Unterſchied Hr. G. drey Arten von ihnen macht. Er findet ſie dem Baſalt und Schörl ähnlich, erwartet ſie alſo eben in dieſer Steine Müttern, Quarz, Granit, Thonerde. Zur chymiſchen Unterſuchung hat er braſilianiſche grüne, ganz durchſichtige gebraucht. Mit Vitriolöl in Digeſtion gebracht zeigten Pulver von ihnen nichts von Aufwallen oder Auflöſung. Abgetrocknet und mit kochendem Waſſer abgeſüßt, präcipitirte ſich von alkaliſcher Lauge nichts. Säuren auf die gewöhnliche Art gebraucht, greifen alſo den Turmalin nicht ſehr an. Nun calcinirte Hr. G. einen Theil Stein mit zween Theilen Weinſteinſalz, ſo, daß die Maſſe nicht zum Schmelzen kam. Abgeſüßt und filtrirt war der Stein

weiß

weiß geworden; die Lauge filtrirt, etwas gelblich, Säuren machten in ihr keine Präcipitation. Als er endlich auf den Turmalin, der im Filtro geblieben war, Vitriolsäure goß, zeigte sich eine ziemlich starke Aufwallung, und alles verwandelte sich in dicke, durchsichtige Gallerte; sie ward verdünnt, in siedendem Wasser aufgelößt, filtrirt, im Filtro blieben die irdischen Theile, welche die Vitriolsäure nicht hatte auflösen können. Die Feuchtigkeit war durchsichtig, farbenloß; alkalische thierische Lauge gab nur ein weißes Präcipitat, durch Verdünnung und Zusatz einiger Tropfen Ol. tart. p. d. erhielt er schöne octahedrische Crystallen von einem süßen, adstringirenden Geschmacke; auf Kohlen schäumten sie vollkommen, wie Alauncrystallen. Ein Theil Turmalin mit drey Theilen Vitriolöl in der Retorte, einem heftigen Feuer ausgesetzt, gab kein Sublimat; nur versicherte diese Erfahrung, durch den schwefelichten, flüchtigen Geruch des Vitriolöls, daß sich beym Steine eine fette, entzündbare Materie befinde. Sie läßt sich durch Calcination allein nicht von den Erdtheilchen absondern: deswegen glaubt Hr. G. behalte der Turmalin seine elektrische Kraft, auch nach der Calcination, durch welche sonst idioelektrische Steine sie verlieren. Eisentheilchen hat er in den von ihm untersuchten nicht entdeckt, vermuthet auch nicht, daß sie sich in andern befinden, weil sie die elektrische Wirkung hindern würden. Ein wenig Kalkerde hat er bemerkt, ingleichen wahre glasartige Erde. Er glaubt, man müsse Edelsteine, Basalt, Turmalin, Zeolith, in eine neue Ordnung bringen, die man vorzüglich schmelzbar, (fusibles par excellence,) nennen könnte. Ihr Grundstoff besteht aus Alaunerde, Kieselerde, Kalkerde, Fettigkeit; sie schmelzen für sich,

und dienen andern zum Flusse, sind crystallinisch gebildet. Rubin und Sapphir, die nicht schmelzen, wären Ausnahmen. III. Hr. Achard, wie geschwind Körper von unterschiedenen Gestalten die elektrische, flüßige Materie in sich nehmen, und was für ein Verhalten die Menge, die sie einnehmen, und ihr Abstand vom elektrisirten Körper gegen einander haben. Er henkte einen messingenen Würfel an einen Leiter, der, vermittelst einer Leidenschen Flasche, die Elektricität von einer gläsernen Kugel erhielt. Mit dieser Vorrichtung verband er das Elektrometer, das er im 1 B. der Schriften der Ges. naturforsch. Freunde beschrieben hat, und elektrisirte, bis das Elektrometer unbeweglich blieb. So hatte er die stärkste Elektricität, die sich dem Leiter geben ließ. Alsdann hörte er auf zu drehen, und fieng an Schwingungen eines Penduls zu zählen, bis die Elektricität unmerklich ward. Hierbey ist Aufmerksamkeit auf die kleinsten Umstände nöthig. Z. E. ohne weitere Aenderung ist die Wirkung anders geworden, wenn nur Personen im Zimmer ihre Plätze verwechselt haben, ein Stuhl ist anders gesetzt worden. Eine Person, eine Kleidung, kann die elektrische Materie anders ableiten, als die andere. Nun brachte Hr. A. unter vorerwähntem Würfel einen Kegel, der sich in eine scharfe Spitze endigte, dergestalt an, daß ihm ein eiserner Drath die elektrische Materie, nach dem Maaße, wie er solche in sich nahm, wieder abnehmen konnte. Er konnte die Spitze des Kegels in unterschiedene Entfernungen vom Würfel bringen. Erst elektrisirte er den Leiter so stark es sich thun ließ, brachte darauf den Kegel geschwind an, und bemerkte nur, wie lange Zeit verfloß, bis die Elektricität verschwand. Darnach brachte er den Kegel vor dem Elektrisiren an, und

bemerkte,

bemerkte, nachdem er aufgehört hatte, wie lange die Elektricität dauerte. In beyden Versuchen waren die Zeiten bey einerley Abstand des Kegels gleich. Wie die Menge der elektrischen Materie, die ein Körper von gegebener Gestalt absorbirt, und seine Entfernung einander bestimmen, müsse durch mehr Versuche ausgemacht werden. Aus Hrn. A. Versuche erhellet, daß die Unterschiede zwischen diesen absorbirten Mengen abnehme, je beträchtlicher der Abstand vom Leiter wird. Je stärkere und dauerhaftere Elektricität der Leiter bekommen hatte, ehe der Kegel angebracht war, desto mehr Zeit hatte der Kegel nöthig, sie zu erschöpfen. Nun brauchte er auch eine Platte, auf die er neun Spitzen bringen konnte. Unerwartet ist hier wohl, daß eine Spitze mehr absorbirte, als der Kegel, und mehr als neun Spitzen. Die Spitze war so hoch als der Kegel, hatte aber natürlich weniger Fläche; die Menge der elektrischen Materie, die ein Körper absorbirt, richtet sich also nicht nach der Menge der Stellen, in denen er die elektrische Atmosphäre berührt. IV. Hr. Lambert, über die Beobachtungen des Windes. Wenn man lange Zeit nach einander Richtungen und Stärke der Winde beobachtet hat, daraus den mittlern Wind zu bestimmen, den man als herrschenden ansehen kann. Weil man bey meteorologischen Beobachtungen nur die vier Hauptgegenden und die vier ersten Nebengegenden anmerkt: so stellt sich Hr. L. jeden dieser acht Winde, als eine Kraft vor, die auf den Punct, wo beobachtet wird, wirkt. Die Stärke der Kraft bestimmt sich zusammen aus der Intensität und Dauer des Windes. So wird aus diesen acht Kräften eine mittlere als herrschender Wind zusammengesetzt. Setzt man die Intensität bey Seite, so richtet sich die Kraft jedes

Windes nur nach der Zahl der Tage, die er gewehet hat. Z. E. braucht er sechsjährige Beobachtungen in Berlin. Die Summe der Tage, da die acht Winde gewehet haben, mit 8 dividirt, giebt 273, das wäre das Mittel der Kräfte, (nicht wohl durch force moyenne vom Hrn. L. ausgedrückt: denn mittlere Kraft ist ja, was aus Zusammensetzung der Kräfte entsteht, Hrn. L. herrschender Wind.) Den herrschenden Wind findet er 472; seine Richtung macht einen Winkel von 47° 20″ von S. nach W. Aehnliche Rechnungen hat er für einige andere Orte angestellet. Freylich sind längere Beobachtungen nöthig, was sicheres auszumachen. V. Hr. v. Castillon über die Blitzableiter. Erfahrungen und Regeln davon mit Beurtheilung gesammlet. Man wählet Eisen, weil es am wohlfeilsten ist; sonst widersteht es den Stößen des elektrischen Feuers am wenigsten, in dieser Absicht wäre Gold am besten. Hr. von C. räth, den letzten Fuß der Spitze von Messing oder wenigstens von Kupfer zu machen. Der Ableiter soll sich in einen Brunnen endigen, der wenigstens vier Fuß Wasser hat. Hr. v. C. glaubt, man müsse mehr auf die Oberfläche des Wassers, nach der sich das elektrische Feuer ausbreitet, sehen, als auf die Tiefe. Die Röhre, die im Brunnen mit dem Ende des Ableiters verbunden wird, will er lieber von Kupfer oder Messing machen, als von Bley, das der schlechteste Leiter ist. Er bleibt bey spitzigen Ableitern. VI. Hr. Gleditsch, über die schädlichen Ausdünstungen einer nordamerikanischen Pflanze, Linné's Rhus Toxicodendron in einem Gärtchen, in eine Laube gepflanzt. Die sich in dieser Laube aufhielten, bekamen im Sommer, um die Zeit, wenn die Pflanze im besten Wachsthume steht, Zufälle der Krankheit, die man Phlegmone pustu-

pustulosa, oder vesicularis, deutsch: laufendes Feuer, Rothlauf nennt. Nach Ausrottung des Baumes hörte dieses auf. Viel ander Lehrreiches über mehr giftige Gewächse. VII. Hr. Henkel: ein Fall, dessen gleichen in der Accouchirkunst noch nicht vorgekommen ist. Seine Erzählung läßt sich nicht wohl abkürzen. Er hat die Mutter vom Kinde durch einen Schnitt befreyt, den ein berühmter Autor operationem caesaream Henkelianam genannt hat. VIII. Hr. Beguelin erzählt die Witterungsbeobachtungen zu Berlin, 1777. IX. Hr. Schultze beschreibt ein merkwürdiges Nordlicht, den 3ten Dec.

Mathematik.

I. Hr. de la Grange, über die Bestimmung der Zahl unmöglicher Wurzeln in Buchstabengleichungen. Aus dem Satze, daß jedes Paar unmögliche Wurzeln einen quadratischen Factor in der Gleichung giebt, leitet Hr. de la Gr. Vorschriften her, aus der gegebnen Gleichung in eine andere zu erhalten, wo die Menge der negativen Wurzeln anzeigt, wie viel Paar unmöglicher die erste enthält. Ueber den fünften Grad ließe sich dieses nicht wohl erstrecken. II. Derf. über eine Diophantische Aufgabe. Vornehmlich ein Paar Zahlen so zu finden, daß das doppelte Biquadrat der einen, weniger dem Biquadrate der andern, ein Quadrat giebt. Dann auch, wenn man von einer unbestimmten Aufgabe vom dritten Grade eine Auflösung hat, daraus andere zu finden. III. Derf. giebt einige allgemeine Sätze über die Bewegung mehrerer Körper, die einander in der Verhältniß anziehen, welche aus der ordentlichen der Masse, und der verkehrten der Quadrate der Entfernungen zusammengesetzt ist. Die Bewegung wird nach drey auf einander senkrechten

Coordinaten betrachtet, und besonders gezeigt, mit Weglassung unendlich kleiner Größen der zwoten Ordnung sey die Bewegung des Schwerpuncts eben so, als wenn die Massen in ihm vereinigt wären. Herr d'Alembert hat zum Theil schon dergleichen allgemeine Sätze gegeben; hier aber werden sie auf eine neue Art dargethan, die auch bey andern Untersuchungen brauchbar ist. IV. Ders. über die Hemmung bey Uhren, (Echappement.) Allgemeine Sätze, die sich zugleich auf Unruhe, (Balancier,) und Pendel anwenden lassen, und besonders das Verhalten der bewegenden Kraft des Regulators selbst, und des Rades, darinn er eingreift, betreffen. V. Hrn. J. Bernoulli Beobachtungen von Austritten von Jupiterstrabanten. Sie geben Berlin in Zeit 44 M. 10 S. östlicher als Paris. Hr. B. bringt auch des Ritter Wargentins Methode, Jupiterstrabanten zu Erfindung der Länge zu brauchen, abgekürzt bey. VI. Hrn. Schulzens astronomische Beobachtungen. Unter andern Bedeckung des ζ der Zwillinge vom Monde, Eintritt und Austritt, wodurch er die Mondstafeln verbessert. Oppositionen des Mars, Saturns. VII. Ders. wie die Lage einer Sternwarte zu bestimmen und zu berichtigen ist. Er sucht dazu Mittel, die so viel möglich von andern Beobachtungen, Refraction, u. dgl. unabhängig sind. Die Mittagsfläche, vermittelst eines Sterns nahe am Pole, nach Hrn. de la Lande Vorschläge, so verbessert, daß der Stern in 12 Stunden zweymal beobachtet wird. Die Polhöhe zu finden, schlägt er Friedr. Christ. Mayers, auch vom Herrn von Mauvertuis empfohlne, Angabe vor, (Kästners astron. Abh. I Samml. 3 Abschn. 753.), dabey er aber erinnert, sie setze zum voraus, die Refraction ändere sich die ganze Beobachtung über nicht. Er sucht also

ein

ein Verfahren, da alles auf eigene Beobachtungen ankömmt, und die Refraction nichts schadet. Es kömmt darauf an: aus drey Azimuthen eines Sterns und den Zwischenzeiten, seine Abweichung und die Polhöhe zu finden. Er wünscht also ein Fernrohr, das sich in jeder Verticalfläche bewegen könne, über einem wagerechten Kreis angebracht. Es würde, meint er, nicht schwer seyn, einen Kreis genau wagerecht, als lothrecht zu stellen. (Eine bewegliche Ebene ist gewiß leichter lothrecht, als wagerecht zu stellen. Das erste wird erfüllt, wenn nur eine Linie in ihr vertical ist; zum andern werden zwo horizontale Linien in ihr erfordert. Hierzu kömmt, wenn sie einige Größe haben soll, daß eine horizontale Ebene auf eine ganz andere Art Raum einnimmt, als eine verticale. Uebrigens wäre wohl ein halber horizontaler Kreis zulänglich, da man doch mit Azimuthen wird zufrieden seyn können, die bis auf den ersten Scheitelkreis von der Mittagsfläche abstehen. Wenn man sich die Azimuthe in Minuten zu haben befriedigte, dürfte doch der Kreis nicht so gar groß seyn. Die Azimuthe nicht mehr zu beobachten, hat vermuthlich die Einrichtung der Quadranten veranlaßt, die noch bey den Franzosen gewöhnlich ist, da der ganze Quadrant mit dem unbeweglichen Fernrohre, gedreht wird. Bey Quadr. mit beweglichem Fernrohre, wie Verniers Erfindung voraussetzt, hat man schon häufig Azimuthalkreise, die sich durch Vernire und Schraubenmikrometer gar leicht zu ziemlicher Genauigkeit verrichten lassen.) Will man sich der Ungewißheit der Refraction aussetzen, so lassen sich drey Höhen, und die Unterschiede der Azimuthe brauchen. (Eben, wie drey Höhen und ihre Zwischenzeiten. Kästners III. astr. Abh. 741. Da man jetzo doch auf einer Sternwarte eine Uhr haben

ben muß, so möchten die Zwischenzeiten wohl bequemer seyn, als die Unterschiede der Azimuthe.) Den Unterschied der geographischen Länge zu finden, empfiehlt er besonders Sonnenfinsternisse und Bedeckungen vom Monde. VIII. Hr. Beguelin wendet den Exponentialalgorithmus an, Factoren einer Zahl zu finden, die aus einer Potenz der 2; um 1 vergrößert besteht. IX. Ebendersf. giebt eine neue abgekürzte Methode für Divisoren der Zahlen, die durch $4p+3$ ausgedruckt werden, und die numeros primos dieser Form.

Spekulative Philosophie.

I. Hrn. Sulzers vierter Aufsatz über die Unsterlichkeit der Seele physisch betrachtet. Betrifft Frage von Erzeugung organischer Körper. Vi Hrn. Gr. Büffon moules interieurs, hat Hr. sich nie nur einen etwas klaren Begriff machen, sonst dieses System verstehen können. (So kö andere Leute, die dazu ebenfalls nicht im Stan sich doch mit einem Sulzer trösten.) Was Hr. V für das System der Epigeneſie geschrieben hat, Hr. S. zu entkräften, und bleibt also bey der formation; aber nicht, daß die Keime immer in dem andern stecken, welche Hypotheſe ihm was senmäßiges zu haben scheint. (Eher möchte m gen, so was, wie der Drechsler Kunststücke, cherchen, die Hundertweise immer einer in dern stecken.) Wahrscheinlicher sind diese Keime der Natur zerstreut. (Der Rec. erfreute sich, ihn, wie er sich die Sache immer vorgestellt hat, Das hängt also mit den belebten Körperchen zusammen, die Hr. S. bey seiner Untersuchung annimmt. II. Dess. fünfter und letzter Aufsatz hierüber. Er nach seinem Tode vorgelesen, hier des Zusamm

hang

hangs wegen beygefügt. Die Seele wird, nach ihrer Trennung vom jetzigen Körper mit einem neuen vereinigt, in dem sie wieder sich die Welt vorzustellen und zu leben anfängt. Wider den Materialismus erklärt sich Hr. S. u. dgl. III. Ein Zusatz zu dieser Abhandlung bestreitet ihn dadurch, daß beseelte Wesen Willkühr haben, die Körpern mangelt. (Durch diesen Schluß hat sich der Rec. immer versichert, daß die Infusionsthierchen und andere mikroskopische Geschöpfe, beseelt, nicht bloße organische Theilchen sind.) IV. Hr. Formey, ob alle Wahrheiten gut zu sagen sind? Mit Gründen und Beyspielen verneint. V. Hrn. Merian sechste Abhandlung über Molyneux Frage. Prüft vornehmlich Berkeleys Gedanken. VI. Dom Pernetty, über die unterschiedenen Temperamente und deren Wirkungen. Nur einen Gedanken daraus: In die Klöster gehören nur Personen von phlegmatischem Temperamente, die dieser Leibesbeschaffenheit wegen sich vor der Ehe fürchten. Auf den Willen der Aeltern, den Einfall des Kindes, das Urtheil des Gewissensführers sollte es hier nicht ankom-

1. Eine tugendhafte und verständige Aebtissinn, e nicht glaubte ihr Joch dadurch zu erleichtern, daß es mehrern auflegte, befragte allemal, einen Arzt ü die Leibesbeschaffenheit derer, die sich zum Kloster angaben. VII. Derf. vom Einflusse physischer Ursachen auf das Temperament. Was Lage des Aufenthalts, Wasser, Gebirge, u. dgl. dabey thun. VIII. Hr. von Castillon, über eine ihm vorgelegte metaphysische Frage: Ist die Zahl der Begriffe des göttlichen Verstandes endlich oder unendlich? Im letzten Falle gäbe es eine wirkliche unendliche Zahl, und das ist widersprechend; im ersten giebt es eine unendliche Menge Kenntnisse, die Gott mangeln. Hr. v. C.

erinnert, der Urheber dieſer Frage widerſpreche ſich ſelbſt. Iſt keine unendliche Zahl wirklich, ſo wäre auch in der erſten Vorausſetzung, die Zahl der Gott mangelnden Begriffe nicht unendlich. Er ſetzt ferner dem Fragenden folgenden Schluß entgegen: die Zahl möglicher Dinge iſt entweder endlich oder unendlich. Im erſten Falle iſt die Menge von Gottes Kenntniſſen endlich, weil ſie alle möglich ſind. Im andern widerſpricht ſich eine unendliche Zahl nicht, und Gott hat unendlich viel Kenntniſſe. In Erwartung der Antwort auf dieſes Dilemma hält er die Zahl der möglichen Dinge für endlich, bemerkt ferner bey einem Beyſpiele von bewegten Körpern, das zur Frage gegeben ward: die Vorſtellung davon ſey Bild, Gott aber habe keine Bilder; überhaupt urtheilt er richtig, daß unſer Verſtand zu eingeſchränkt ſey, über ſolche Fragen gehörig zu denken.

Schöne Wiſſenſchaften.

I. Hr. Bitaubé Betrachtungen über den Homer. Was man von ſeinem Leben weiß, oder eigentlich nicht weiß, und die Geſchichte ſeiner Schriften. II. r Weguelin, über den Patriarchen Photius, d n als Gelehrter durch ſeine Bibliothek und Nomo kennt; deſſen moraliſcher Charakter aber ſich hier zu ſeinem Vortheile zeigt. Er verdrang i S tius durch Cabale vom Patriarchate, ward d dere Cabale geſtürzt, und gelangte wieder Stelle, die Ignatius durch ſeinen Tod erledi III und IV. Hr. von Francheville, über die (ente Zahl der Churfürſten, zwo Abhandlungen. Er ſetzt ihre Anordnung unter Otto IV. auf dem Reichstage zu Frankfurt, 1208.

VI.

Das königlich preußiſche Feldlazareth, nach ſeiner medicinal- und ökonomiſchen Verfaſſung, der zweyten Armee, im Kriege von 1778 und 1779, und deſſen Mängel aus Documenten erwieſen. Nebſt dem Diſpenſatorio, das bey der in Schleſien geſtandenen preußiſchen Armee eingeführt war. Leipzig, in der Weygandſchen Buchhandlung. 1780. 1 Alph. 6 Bog. in gr. 8.

Der Verfaſſer dieſer heftigen Schrift iſt unſtreitig ein Mann von Kopf, ein geübter und forſchender Arzt, und ein guter Schriftſteller. Im letzten Kriege war er neun Monat lang Feldarzt beym Hoſpital der zweyten preußiſchen Armee, die in Sachſen ſtand. „Es war den Feldärzten als ein Geſetz vorgeſchrieben, die vorkommenden Krankheiten nach einer ihnen bloß in Handſchrift mitgetheilten Heilungsmethode zu behandeln, und die Arzneyen aus der Feldapotheke, und keiner andern, zu verordnen. Der V. fand dieſe Heilungsmethode größtentheils ſchlecht, und das eingeführte Felddiſpenſatorium oft unbrauchbar; weil eine Menge guter Arzneyen darinn fehlten, und viele unſchickliche und altväteriſche Kompoſitionen darinn aufgenommen waren. Er, der ſich unter ſolchen Umſtänden, weder in der Heilungsmethode, noch in der Wahl der Arzneyen, Geſetze vorſchreiben laſſen wollte, die ſeiner Ueberzeugung widerſprachen, kurirte zuweilen nach eigner Einſicht,

und

und verschrieb die im Disponsatorium fehlenden Arzneyen aus den Dresdner Apotheken, welches ihm Verweise mit Drohungen zuzog, die ihn kränkten.“ Ob und wie viel dieses Letztere Einfluß auf den Ton der gegenwärtigen Schrift gehabt habe, erhellet genugsam aus der sehr heftigen Schreibart und den öftern Ausfällen wider verschiedene Personen. Genug, der V. fand sich „durch Ehr und Gewissen, und weil die „Sache eines Feldlazareths ein Gegenstand der allgemeinen Menschenliebe ist,“ bewogen, dem Publicum die schlechte Verfassung der Feldlazarethanstalten bey der zweyten Armee aus Documenten zu zeigen, für deren Glaubwürdigkeit er, wenns verlangt wird, auch mit Bekanntmachung seines Namens bürgen will. Er behauptet in der Vorrede, daß bey der zweyten preußischen Armee von 72000 Mann, 4000, bey der sächsischen von 22000 hingegen, nur 48 Mann, unter übrigens einerley Umständen, in den Lazarethen gestorben wären, und diesen Nachtheil der preußischen Armee in der Sterblichkeit schreibt er den schlechten Anstalten zu, die man so, wie in den vorigen Kriegen, also auch noch in diesem letztern, „zum Verderben der Kranken, und Spott der ganzen vernünftigen „Welt,“ in den Lazarethen vorgekehrt hatte. In einer Nachschrift am Ende des Werks, S. 429. verbessert zwar der V. jene in der Vorrede gegebene Anzeige. Die preußische zwote Armee war noch keine 70000 Mann stark, und es sind Todtenlisten da, die den Verlust weit geringer ansetzen. Demungeachtet aber bleibt er am Ende der Meinung, „daß „der Verlust von wenigstens 2000 Mann der übeln „Medicinal und Oekonomieverfassung der Feldhospitäler beyzumessen sey.“ — „Das preußische „Feldlazareth der zweyten Armee war in und außer-

„halb

„halb Sachsen der allgemeine Gegenstand des Ge„sprächs. Sowohl der Laie, als der Sachverständi„ge, urtheilten mit einer edeln Freymüthigkeit dar„über, und ihr Urtheil war größtentheils gegründet. „An den rechtschaffenen, Menschenliebenden preußi„schen Feldärzten bemerkte man bey solcher Gelegen„heit die peinlichste Verlegenheit, wenn man ihnen die „vortreffliche medicinische und ökonomische Verpfle„gung, und den geringen Verlust der Kranken im „sächsischen Lazarethe entgegen stellte. Der redliche „verbrüderte Sachse bezeugte sein theilnehmendes „Mitleiden über das Elend und den Tod, den seine „Brüder, die Preußen, oft unschuldig litten, und „der mit Eifer und Thätigkeit ausgerüstete preußische „Arzt stand beschämt da, und konnte nichts drauf „antworten, als: ich kanns nicht zwingen!“ (weil er nämlich an die vorgeschriebene Heilungsmethode und an das Felddispensatorium gebunden war.)

Ueber so harte und gehäßige Anklagen verlangt nun der V. nachdem er die besagte Heilungsmethode und das Felddispensatorium dargelegt hat, in einem sehr dringenden Tone das Urtheil des Lesers. „Nun, „unbestochener Leser und Menschenfreund, tritt her„an, sieh und prüfe. Haben freye Urtheile aus freyer „Seele herausgesagt, deinen Beyfall, so gieb ihn „mir, aber nicht Winkewei e, sondern sage ihn laut. „Es gilt für die Erhaltung ganzer Menschengeschlech„ter. Nimm nicht Rücksicht auf Würde und Anse„hen, laß dich nicht schrecken durch Bannstrahl. „Ich kann geirrt haben, und wie leicht ists zu irren, „wenns einem so warm ums Herz wird, daß wür„dige Männer, voll Gott und Vaterland, so dahin „gesichelt werden wie Unkraut. ꝛc.“ (S. 196.) —

Rec.

Rec. ist unbestochen, liebt freymüthige Urtheile, lebt von den preußischen Staaten weit entfernt, steht mit keiner von den streitenden Partheyen in Verbindung, kennt, soviel er weis, keinen von ihnen persönlich, und ist gewiß nicht in dem Falle, Würde, Ansehen und Bannstrahl zu fürchten. Aber man betrachte die Anfoderung. Der Verf. klagt Männer von Würde und Ansehen auf nichts Geringers als auf den Mord von ein Paar Tausend Menschen an. Er führt den Beweis aus Documenten, vor deren Richtigkeit er stehen will. Die Dokumente mögen richtig seyn; aber ist seine Herleitung des Mords aus selbigen richtig? Sind die an sich schon höchst harten Beschuldigungen nicht wenigstens übertrieben? Sagt der Verf. nicht selbst: Ich kann geirrt haben, ich machte meine Anklage nicht bey kaltem Blute! Können nicht, (wie bey allen Feldlazarethen) Dinge in die große Sterblichkeit Einfluß gehabt haben, die weder durch die Heilungsmethode, noch durch das Felddispensatorium, noch durch andere medicinische Anstalten verhindert werden konnten. Kann der Verfasser also mit Recht lauten Beyfall der Leser darüber verlangen? und muß man nicht billig erst auch die andre Parthey hören? — Dies ist der Endschluß des Rec. den hoffentlich niemand mißbilligen oder für partheyisch halten wird. Er wird sich in den Streit selbst eigentlich nicht mischen; sondern blos bey der Anzeige des Inhalts der Schrift einige Gründe anführen, die seine Zurückhaltung rechtfertigen können; übrigens aber dem Verf. alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die er verdient.

Die Schrift hat vier Hauptabschnitte. Zuerst erscheint wörtlich die Heilungsmethode, die den Feldärzten zur Befolgung bisher nur abschriftlich mitgetheilt

theilt worden ist; Stück für Stück mit Anmerkungen begleitet, welche dazu bestimmt sind, die Mängel, Fehler und Unbrauchbarkeit dieses Unterrichts zu zeigen. Dann folgt das Felddispensatorium, so wie es bey der zwoten Armee als ein Gesetz eingeführt war. Ueber diese beyden Aufsätze appellirt der Verf. ans Publikum in einem besondern Anhange, worinn, so wie in den Anmerkungen zur Heilungsmethode, viel einzelne gute Wahrheiten, Kenntniß der neuern besten praktischen Schriften, gesunde Beurtheilungskraft, und löblicher Eifer für das Wohl der Kranken, aber übertriebene Härte der Urtheile und Ausdrücke unleugbar sind. Ins Detail können wir nicht gehen; aber ein Paar allgemeine Erinnerungen wollen wir dem Verf. und Leser zur Beurtheilung unterwerfen.

„Eine Anweisung zur Heilung der Kranken in „einem Feldlazarethe, sagt der Verf. S. 18, soll die „Feld- und Wundärzte von eingeschränkten Kenntnissen in den Stand setzen, die Krankheiten nach ihren „Kennzeichen und Gefahren schnell zu beurtheilen, und „sie soll eine Anzeige zur Heilung enthalten, die unter „allen die kürzeste und sicherste ist. Ein solcher Entwurf soll ein treffendes Gemälde seyn, welches die „Krankheit selbst dem kurzsichtigen Beobachter anschauend darstellt, und die sichersten Mittel anweiset, „die Krankheit aufs geschwindeste zu heben.“ Nach dieser Voraussetzung wird nun die dargelegte Heilungsmethode beurtheilt. Unser Verf. kann sich, wie er S. 198 wiederholt, „den Standpunkt, auf welchem dieser Unterricht entworfen worden, anders „nicht gedenken, als daß Aerzte und Wundärzte daraus die Kennzeichen, die nächsten Ursachen und den „wahrscheinlichsten Ausgang der Krankheiten aufs „faßlichste kennen, und den kürzesten und sichersten

Weg,

„Weg zur gründlichen Heilung lernen sollen.“ Dies findet sich nun schlechterdings nicht in der hier abgedruckten Heilungsmethode. Um nur gleich den ersten Artikel vom Quartanfieber zum Beyspiele zu geben, so fängt sich derselbe mit den Worten an: „Wenn „noch nichts gebraucht worden; so wird an den ersten „guten Tagen — das und das verordnet.“ Man kann also leicht erachten, wie das Urtheil unsers Verf. über diese Heilungsmethode ausfallen müsse. „Anstatt, sagt er, daß man eine kurze und richtige Idee „von den Wechselfiebern und ihren Arten, besonders „von den in den Feldlazarethen so nöthig zu unterscheidenden Frühlings- und Herbstwechselfiebern, hätte „vorausschicken, und die nächste Ursache dieser Fieber, „die Anzeigen zu ihrer Heilung festsetzen sollen, wird „hier sogleich mit der Heilung selbst angefangen, ohne „sie irgend mit unterrichtenden Raisonnemens zu begleiten.“ ꝛc. S. 21.

Dieser Tadel ist offenbar einzig auf die Voraussetzung des Zwecks gegründet, welchen unser Verf. seinem Gegner zuschreibt, weil er sich keinen andern gedenken konnte, und vielleicht gedenken wollte. Daß aber sein Gegner diesen Zweck durchaus nicht gehabt haben könne, ist aus allen Kapiteln der Heilungsmethode sichtbar; und da wir einen andern für möglich halten, so wollen wir diese Gelegenheit ergreifen, um überhaupt zu sagen, welches unsrer Einsicht nach der wahre Standpunkt sey, aus dem man ein solches Vademekum für Feldärzte entwerfen und beurtheilen müsse. Hierdurch nehmen wir aber in diesem Streite keine Parthey: denn ob wir gleich unsers Verf. Standpunkt nicht für den rechten halten; so ist doch gleichwohl auch die Heilungsmethode seines Gegners dem Entwurfe, welchen wir für den wahren halten, nicht

ange-

angemeſſen, und eben dieſe Fehltritte von beyden Seiten bewegen uns deſto mehr, durch unſer Urtheil vielleicht etwas beyzutragen, daß künftige Verſuche von dieſer Art zweckmäßiger ausfallen, und alle Mißtritte und Mißdeutungen verhütet werden mögen.

In einen Unterricht, wodurch Feldärzte gebildet werden ſollen, gehört unſtreitig alles das, was unſer Verf. oben fodert. Allein ſollen die Männer, die man zu Feldärzten beſtallet, nun erſt die Anfangsgründe der Kunſt, ſollen ſie nun erſt aus einem mitgegebenen Büchlein lernen, was ein Wechſelfieber ſey, und wie es ſich in ſeinen Arten unterſcheide; erſt lernen, daß Frühlings- und Herbſtwechſelfieber nicht einerley Behandlung erfodern, u. dgl. — ſo mag ſich der Himmel der kranken Soldaten annehmen: denn Leute, die das noch bedürfen, wird auch der beſte und ſelbſt nach dem Ideale unſers Verf. geſchriebene Unterricht gewiß nicht in der Geſchwindigkeit brauchbar machen. Soviel dem Rec. bekannt iſt, wählt man zu preußiſchen Feldärzten ſchon privilegirte Aerzte, die nicht nur ſtudirt haben, ſondern auch zweymal examinirt und öffentlich promovirt ſind; ja die noch dazu ihren Curſum in Berlin gemacht haben, und die ſich ſogar noch einem neuen Examen unterwerfen müſſen, ehe ſie die Beſtallung zu Feldärzten erhalten. Wozu ſolchen Männern ein Unterricht, woraus ſie Quartanfieber vom Tertianfieber unterſcheiden lernten? Ohnſtreitig gehört dies nur für die Anfänger der Kunſt, und freylich wäre für dieſe ein Compendium nach dem Plane unſers Verf. etwas ſehr erwünſchtes, um es bey den Vorleſungen zum Grunde zu legen, die man billig eigentlich für künftige Feldärzte halten

ſollte. Nur aber muß man nicht die, ſo darnach erſt unterrichtet werden ſollen, zu Feldärzten wählen, und traurig genug, wenn dies geſchieht, wie unſer Verf. S. 22 verſichert. Man müßte nur ſolche beſtallen, die Zeugniſſe hätten, daß ſie auf jenen Unterricht examiniret worden wären.

Wozu aber dann überhaupt ein Vademekum ins Feld für Männer, die deß nicht bedürfen? Wir glauben nicht, zu ihrem Unterrichte; ſondern zu ihrer Noth, wegen der nothwendigen Einſchränkung der Feldapotheke. Man kann nicht alle Arzneyen mit zu Felde führen, die in den Stadtapotheken zu haben ſeyn müſſen, ſondern nur die nöthigſten; ja unentbehrlichſten. Welches ſind aber dieſe? Man betrachte die Feldärzte als eine Anzahl geſchickter Leute, deren jeder zur Cur jeder Krankheit ſeine Regeln und Arzneyen nach ſeiner beſten Einſicht wählt: wird darum wohl jeder von ihnen jede Krankheit nach einerley Einſicht, nach einerley Curart, mit einerley Mitteln behandeln? Jeder wählt nach ſeiner beſondern Ueberzeugung und wie ers gelernt hat, und die wenigſten können Alles ſtudiert haben. Nicht alle geſchickte Praktici curiren nach Hofmanns, nicht alle nach Stahls, nicht alle nach Boerhaavs, nicht alle nach der Engländer ſimpeln und kraftvollen Methode, aber immer viele nach irgend einer von dieſen, da über Alle auf preußiſchen Akademien geleſen wird. Sollten etwa Lehrer und Schüler gezwungen werden, nur einerley Heilungsmethode zu lehren und zu lernen? Ohnmöglich! und wozu auch das? Man nehme nur zu Feldärzten Leute von Bon Sens, die gründliche Kenntniſſe der Krankheiten, Erfahrung, Entſchloſſenheit und Behutſamkeit

keit haben: ſo werden ſie brauchbar genug zum Feld-dienſte ſeyn, ob ſie gleich nicht Alle nach einerley Methode handeln. Wollte inzwiſchen jeder auf der ihm vorzüglich bekannten und beliebten Curart beſtehen: ſo müßte die Feldapotheke für jederley Krankheiten alle die Arzneyen mitnehmen, die dieſe verſchiedene Curarten erfodern. Dies kann aber nicht geſchehen. Was alſo zu thun? Es wählt ein Arzt von vorzüglichen Einſichten für die Feldkrankheiten eine Curmethode, von der er verſichert iſt, daß ſie ihren Zweck erfüllen könne, und die etwa den Umſtänden nach die kürzeſte, thunlichſte, einfachſte, wohlfeilſte ꝛc. iſt, ob ſie gleich diejenige nicht wäre, die in uneingeſchränktern Fällen ein guter Arzt, zumal ein Selbſtdenkender, wählen würde. Dergleichen ſchickliche Curart für jede Krankheit findet man eben nicht in Einem guten Schriftſteller beyſammen. In einem Falle kann eine Boerhaaviſche, in einem eine Stahliſche, Hofmanniſche, Engliſche, u. ſ. w., ſchicklicher ſcheinen und ſeyn. Der Mann, der die Einrichtung des Felddiſpenſatorium zu beſtimmen hat, wählt alſo für jede Krankheit die Methode, die er für die ſchicklichſte hält, verzeichnet die Arzneyen, die Jede erfodert und ſetzt daraus die Feldapotheke zuſammen. Die Feldärzte würden vielleicht dieſe und jene Krankheit lieber nach einer andern Methode curiren, und könnten Recht haben, und müßten es alſo auch in jedem Falle thun dürfen, wenn es ſich ſo paßt, daß die nach obigem Plane eingerichtete Feldapotheke die Mittel beſitzt, die dieſe Curart erfodert. Allein das kann ſich oft nicht paſſen: und was dann? Der Feldarzt muß die Curart wiſſen, die ſich der Mann gedacht hat, der die Feldapotheke einrichtete, und dieſer Cur muß er ſich dann im Felde be-

dienen. Dies iſt, deucht uns, der Zweck, wozu ſelbſt geſchickten Feldärzten eine Heilungsmethode mitgegeben werden ſoll; nicht, um ſie zu unterrichten, worinn ſich ein Quartanfieber von einem Dreytägigen unterſcheide; nicht, ihnen das A B C der Arzneykunſt beyzubringen; nicht ſie zu einer beſtimmten Curart zu zwingen, als ob dieſe die abſolut Beſte wäre: ſondern, damit ſie in den Fällen, wo ſie für ihre vielleicht beßre Methode die Arzneyen nicht in der Feldapotheke finden, die Curart nachſehen können, die der Einrichter der Feldapotheke gewählt hat, und die ihnen etwa unbekannt ſeyn möchte. Hat nun dieſer nur eine gute Wahl getroffen, ſie ſey übrigens die abſolut Beſte oder nicht: ſo kann ſich der Feldarzt nicht mit Recht über den Zwang beſchweren, und hätte man ihm dieſe Heilungsmethode nicht mitgetheilt, ſo könnte er, wegen des Mangels der Arzneyen für ſeine Curart, offenbar in großer Verlegenheit ſeyn. Freylich hat nun der Verf. einer ſolchen Heilungsmethode für die getroffene Wahl der Curart zu ſtehen, und ſind dieſe ſchlecht und verwerflich; ſo trifft der Tadel ſein Haupt. Allein, daß er die Pathologie der Krankheiten und die lehrreichen Raiſonnements hinwegläßt, das kann ihm keine gerechten Vorwürfe zuziehen; vielmehr ſtünde das Alles hier am unrechten Orte.

Hätte der Verfaſſer der Heilungsmethode, die hier kritiſirt wird, dieſen Zweck dabey vor Augen gehabt: ſo wäre viel bittrer Tadel ſeines Gegners über das, was er hätte lehren ſollen, offenbar unbillig. Hingegen aber würde auch den Feldärzten nicht ſchlechterdings verboten worden ſeyn, niemals von der vorgeſchriebenen Curart abzuweichen, und auch nie, die

ihnen

ihnen beſſer ſcheinenden Mittel ſelbſt dann zu verordnen, wenn ſie dieſelben in andern Apotheken zur Hand hätten, blos weil ſie nicht im Felddiſpenſatorium enthalten wären, als worüber ſich unſer Schriftſteller hauptſächlich beklagt. S. 213. (Vorausgeſetzt, daß das Feldlazarethdirektorium nicht etwa aus andern uns unbekannten Gründen dieſe Einſchränkung zu rechtfertigen wiſſe.)

Jedoch die Heilungsmethode ſey ausgearbeitet nach welchem Plane ſie wolle, ſo fragt es ſich nunmehr: ob die gewählten Curarten und Arzneyen, deren ſich die Feldärzte bedienen ſollen, wann ſie nicht nach eigner Einſicht handeln können oder dürfen, wirklich von der Art ſind, daß ſie ein wohl unterrichteter Mann mit gutem Gewiſſen in die Stelle ſeiner Eignen ſetzen könne, wenn er ſie auch gleich ſeinen Einſichten nach nicht für die Beſten hielte? Gerade dies leugnet nun unſer Schriftſteller faſt durchgängig, und hier möchte er ſeinem Gegner wohl am beſchwerlichſten fallen. Er nennt ſeine Curarten S. 20 „den Stahlſchen und Hofmanniſchen Schlendrian, worinn „nichts von Selbſtſtändigkeit, eigner Kraft und Erhebung der Seele zu finden iſt. Das Felddiſpenſatorium findet er höchſt mangelhaft, und doch um zwey „Drittheil zu weitläuftig; für keine Krankheit recht „wirkſame Mittel, und doch einen Wuſt von langen „Recepten.“

Frey heraus geſagt! Man muß ſich in der That etwa um 30 oder 40 Jahr zurückſetzen, wenn man die obigen beyden Aufſätze ohne Befremdung über die faſt gänzliche Hintanſetzung aller neuern Verbeſſerun-

gen der Kunst lesen will. Ihr Verfasser entschuldige dies womit er wolle, so wäre es doch wohl schicklicher gewesen, dem Genius der Zeit etwas nachzugeben, und Feldärzten, die erst itzt, oder seitdem fortstudiret haben, bey der Einrichtung der Feldapotheke mehr Auskunft zu verschaffen, die Krankheiten nach den neuern Vortheilen der Kunst zu behandeln. Rec. gesteht aufrichtig, daß ihm die meisten Artikel der Heilungsmethode, wovon die Rede ist, nicht gefallen; noch weniger möchte er sich für das dazu gehörige Felddispensatorium erklären. Aber bey dem Allen findet ers unerträglich hart und übertrieben, wenn unser Verf. diese Aufsätze mit als Beweisgründe anführt, um seinen Gegner auf Mord anzuklagen. Tiefer weiß er doch selst die besagten Aufsätze nicht herab zu würdigen, als daß er sie Stahlischen und Hofmannischen Schlendrian nennt. So lange aber die Arzneykunst existirt, ward Alles mit der Zeit Schlendrian, was ehedem die herrschende Curart war. Wo sind itzt die Galenischen, die Paracelsischen, die Helmontischen, die Sylvischen Heilungsmethoden, die zu ihren Zeiten eben so große, und vielleicht eben so wahre Verbesserungen der Kunst waren, als vor einem halben Jahrhunderte die Hofmannische, Boerhaavische, Stahlische ꝛc., und wo sind schon itzt selbst diese letztern? Ceciderunt in profundum! Schlendrian sind sie geworden, und beym Himmel! es werden auch unsre neuesten Curarten, die besten Englischen nicht ausgeschlossen, in einer künftigen Zeit Plunder seyn: denn die Kunst hat noch lange nicht ihren Gipfel erstiegen, und nur eben fängt man erst an zu erkennen, daß die thierische Oekonomie nicht blos durch physische und mechanische, sondern ursprüng-

sprünglich durch thierische Kräfte regiert werde, deren Gesetze noch größtentheils unbekannt sind, und deren Fehler ganz andre Curarten und Mittel erfodern, als die von blos physischen oder mechanischen Kräften. Der Fortgang in dieser Erkänntniß wird gewiß neue Revolutionen in der medicinischen Praxis machen. Gesetzt nun, unser Verf. wäre nach 50 Jahren genöthigt, eine Heilungsmethode für eine Armee zu schreiben, und hielte noch fest an seinen itzt herrschenden Curarten, es sey aus Ueberzeugung, aus Eigensinn, oder aus Trägheit; sie wären aber dann eben so zum Schlendrian herabgewürdigt, wie itzt die Hofmannische und Stahlische: was würde er dem Manne antworten, der ihm dann, in seinem Tone sagte: er habe mit seinem Schlendriane ein Paar Tausend tapfrer Krieger dahingesichelt wie Unkraut? Sollte unser Verf. so wenig Kenntniß aus der Geschichte des menschlichen Geistes von der Veränderlichkeit und Zufälligkeit unsrer Ueberzeugungen, unsrer Einsichten und unsers Beyfalls und Eifers haben, zu glauben, daß die Praxis, welche wir itzt für die beste halten, niemals eben so zurückgeworfen werden könne, wie itzt die Hofmannische, die Stahlische und selbst schon grossentheils die Boerhaavische? Muß er aber hiervon die Möglichkeit zugestehen: so wird sein itziger Gegner mit eben dem Rechte ihm, wie er seinem Künftigen antworten dürfen: Ich lehre die Curart, die ich aus eignem Gebrauche kenne, ich und mein Hofmann, mein Stahl, mein Boerhaave, (oder mein Pringle, mein Huxham ꝛc) curirten die Kranken nach dieser alten Methode, mit diesem Wuste zusammengesetzter (mit dieser Auswahl simpler und kräftiger) Arzneyen, und ich bin von ihrer Güte so sehr, und von den Vorzügen

der neuen Modecuren so wenig überzeugt, daß ich nicht nöthig finde, andre Vorschriften zu lehren als die e. — Es sey ferne von uns, hiedurch alten Quacksalbereyen das Wort zu reden; eben so fern als wir die meisten neuern Schwätzer empfehlen möchten. Lob dem Manne, der mit seiner Kunst fortschreitet, und seine alten Führer verläßt, so bald er bemerket, daß ihn die neuern besser leiten. Tadel denen, die das Gegentheil thun; man beschimpfe sie allenfalls, wie sie es durch Unwissenheit, Vorurtheil, Neuerungshaß, oder Trägheit verdienen: wir werden nichts einwenden. Aber des Mordgeschreys über die Hofmannischen und Stahlischen, und über alle frühere und spätere Schlendriane, wünschten wir ein Ende zu machen. Weil wir uns besser glauben, ja auch selbst, weil wir besser sind, darum waren unsre guten Vorfahren in der Lehre und Praxis, und darum sind selbst die, die ihnen noch zu hartnäckig anhängen, und nichts Neues annehmen wollen, keine Menschenmörder. Man nenne sie, wie gesagt: schwach, eigensinnig, stolz, nachläßig; jedoch erinnere man sich auch dabey, daß das Vorurtheil wider das Neue sehr allgemein, und dem menschlichen Herzen so angewurzelt sey, daß es Kühnheit heißen könnte, für sich selbst in allen Fällen dafür gut zu sagen. Unser Verf. meint zwar S. 20, „wenn jene alte Lehrer (Stahl, Hofmann ꝛc.) noch am Leben wären, daß sie den neuern „Wahrheiten, welche vierzig Jahr nach ihnen sich „Kraftvoll bewiesen haben, mit edler Dankbarkeit „huldigen würden;“ und wenn dies bey ihm mehr als frommer Wunsch ist, so muß er Beyspiele davon wissen. Aber allgemein wahr, oder auch nur das Gewöhnlichste ist es nicht, selbst von recht vortrefflichen

Män-

Männern. Was haben denn wohl Hofmann und Stahl und Boerhaave einander nachgegeben, oder jemals von einander angenommen, besonders in der Praxis? Rec. ist glaubwürdig versichert, daß Juncker in Halle bis an sein Ende keine Fieberrinde verordnet habe, ob er gleich Werlhofs Freund war, und von ihm den rechten Gebrauch der Rinde kannte. Wie weit blieb de Haen lebenslang davon entfernt, die Vortheile der Pockeninoculation einzugestehen; er, der sich gleichwohl entschließen konnte, die alten Zauberfrazen aus dem Fabelreiche wieder zurück zu rufen. Wer wird Herrn Tralles wohl von dem so allgemein erkannten Nutzen der Blasenpflaster in Fiebern überzeugen? und wie viel gute alte Aerzte werden nicht noch den gemeinen Tripper mit Quecksilber und Purganzen verfolgen, wann Tode sich längst wird müde geeifert haben! Ach! die Herzen der besten Männer und größten Gelehrten haben ihre Winkel so gut wie andre, und wer ihnen daraus ohne alle Nachsicht und Schonung Verbrechen machen will, der wird zuletzt nicht mehr nur den Bösen, sondern auch den Schwachen, und heißt dies wohl weniger, als dem ganzen menschlichen Geschlechte den Krieg ankündigen, wie Desspreaux.

Doch genug und vielleicht zu viel! Wir werden die zwote Hälfte dieser Schrift nur noch mit ein Paar Worten anzeigen. Sie enthält das Felddispensatorium der ersten preußischen Armee, in Schlesien, das schon 1779. zu Neiß besonders gedruckt worden ist. Der Verf. giebt ihm in den beygefügten Anmerkungen zwar sein sehr verdientes Lob; zeigt aber nichts destoweniger noch viele Verbesserungen an, deren es fähig

ist. Er rügt es am Ende, daß man den ersten Urheber oder vielmehr Sammler desselben, (denn die meisten Formeln sind aus den neuern Dispensatorien entlehnt,) den Herrn Ellenberger von Zinnendorf, dabey so ganz zu benennen vergessen hat. Der vierte Abschnitt ist endlich die von dem eben genannten Hrn. von Zinnendorf ausgefertigte Lazarethordnung für die königlich preußischen Armeen, welche unser Verf. in den ihr beygefügten Anmerkungen theils erläutert, theils verbessert. Diese letztern haben uns vorzüglich gefallen, und verdienen gewiß die Aufmerksamkeit Aller, die berufen sind, an der höchstnöthigen Verbesserung solcher Anstalten zu arbeiten. Der Verfasser zeigt, wie überhaupt, so insbesondere hier viel Einsicht in die Sachen, über die er urtheilt, und hat, wenn daran was liegen könnte, unsre ganze Hochachtung, ob wir gleich am Detail noch manches zu erinnern hätten, wenn uns nicht die Länge dieser Anzeige nöthigte, sie abzubrechen, ohne uns auf die Untersuchung einzelner Sätze im geringsten einzulassen.

Wm.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Fortsetzung der Anzeige der Bücher, die Wolfenbütteliſchen Fragmente betreffend.

Freye Anmerkungen über einige, die heilige Schrift, deren Würde und Nothwendigkeit betreffende Axiomata. Von Johann Balthaſar Lüderwald, der heil. Schr. Doctor — Helmſtedt, verlegts Kühnlin. 160 S. 8.

Herrn A. F. Rückersfelders, der Theol. Doctors — Prüfung und Widerlegung des Wolfenbütteliſchen Fragments wider die Geſchichte der Auferſtehung Jeſu, überſetzt von Joh. Heinr. Pratje, Generalſuperintendent. Bremen, bey Förſter. 1780. 104 S. 8.

Joh. Toblers, Archidiakons am großen Münſter, Gedanken und Antworten zur Ehre Jeſu Chriſti und ſeines Reichs. Zürich, bey Orell, Geßner, Füeßli und Comp. 1780. 334 S. 8.

Eine Nachleſe von Schriften, welche die Wolfenbütteliſchen Fragmente veranlaßt haben. (S. A. d. Bibl. XXXIX. 1. und XL. 2. St.) Herr L. ſucht in ſeinen Anmerkungen eine Art von Mittelweg zwiſchen Leſſing und Göze einzuſchlagen. Er geht die Axiomen des erſtern, die er lieber Probleme genannt wiſſen möchte, nach der Reihe durch, und findet nach angeſtellter Prüfung, daß allerdings viel Wahres darinn ſey, das man, der guten Sache des Chriſtenthums

stenthums unbeschadet, zugeben könne, und weil es historisch gewiß sey, zugeben müsse; glaubt aber, sie bedürften gewisser Einschränkungen, die er denn auch nach seiner Ueberzeugung macht, damit man jene Sätze nicht mißbrauche, oder nachtheilige Folgerungen für Bibel und biblische Religion daraus herleite. Bey dieser Gelegenheit giebt er denn auch seine freymüthigen Erklärungen und Bekenntnisse über alle die theologischen Lehrpuncte, worüber bisher häufig gestritten worden, nämlich Dreyeinigkeit, Erbsünde, Gottheit und Genugthuung Christi, Rechtfertigung, Sakramente, Ewigkeit der Höllenstrafen und symbolische Bücher, vor dem Publikum von sich, und schließt zuletzt mit einer bis in die kleinsten Umstände gehenden Erzählung, wie er auf der Universität, und nachher bis in sein Alter, studirt und gelesen habe, (sogar die Lage und Aussicht des Zimmers, das er auf dem Guthe des Hrn. v. Veltheim, bey Antritt seines Predigtamts, bevor er sein Pfarrhaus beziehen können, bewohnt habe, wird umständlich beschrieben); wodurch es denn geschehen, daß alle seine philosophischen und theologischen Erkenntnisse bey ihm eigene Ueberzeugung geworden wären, und er nicht das geringste bloß auf irgend eines Menschen Wort glaube. — Man kann nicht sagen, daß der Verf. in dieser Schrift etwas neues vorgetragen, oder irgend einen zweifelhaften Lehrsatz bis zur entscheidenden Gewißheit erörtert hätte. Auch seine Schreibart hat, von Seiten der Präcision, Kürze und Annehmlichkeit, woran es ihr so sehr mangelt, nichts empfehlendes. Aber doch hat er manche, besonders historische gute Anmerkung darinn gemacht; alle seine Aeußerungen haben eine gewisse Treuherzigkeit, die für ihn einnimmt, und man hört in der ganzen Abhandlung den bescheidenen, moderaten Gottesgelehrten, den aufrichtigen, ehrlichen Wahrheitsforscher urtheilen, der Verschiedenheit der Meinungen in Glaubenssachen dulden kann, der ohne Zorneifer mit Unpartheylichkeit des Gegners Behauptungen prüfet, und was ihm als wahr und gut einleuchtet, davon behält. Eine wirklich rühmliche Eigenschaft an einem Manne von seinem Alter! Er gesteht, die Dissentienten in der Theologie hätten ihn zum Theologen gemacht, und ich bin versichert, daß er bey seiner gewohnten Art zu studiren, und unermüdet der Wahrheit nachzuspüren, noch in manchen Stücken seine Einsichten verändern werde, welches auch mit dem freylichen Gestandniß, „er wolle als ein aufrichtiger Theologe der „evangelischen Kirche leben und sterben," gar wohl wird bestehen

hen können. Bey der weitern Fortschreitung in seiner theologischen Erkenntniß möchte ich nach einiger Zeit Hrn. L. fragen: ob es ihm nach 1 Kor. 2, 10. 13. Joh. 14, 26. Ap. Gesch. 13, 2. 20, 28. 1 Kor. 12, 11. mit der vom Vater verschiedenen Persönlichkeit des heil. Geistes, „noch so ganz was klares sey, „als es nur seyn könne?“ (S. 118.) Ob er nicht bey fortgesetztem Lesen der Bibel bemerkt habe, daß heil. Geist bald Gott selbst, bald die von ihm gewirkten geistlichen Gaben, Gesinnungen und Kräfte bedeute? — Auch möchte der V. dann wohl z. B. noch einmal das Argument aufgeben, das er S. 141. für die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl anführt. Es ist mir das neueste und auffallendste im ganzen Buche gewesen, und ich kenne niemanden, der darauf gekommen wäre. „Wer die objectivische Gegenwart Christi „im heil. Abendmahle behauptet, die in den Vorstellungen des „Glaubens an den Heiland, und der lebendigen Betrachtung „seines Todes bestehet, der thut wohl, sagt er. Welcher aber „die subjectivische und wirkliche Gegenwart Christi durch die „Symbole darinn behauptet, der thut besser. Wenn man nur „dabey alle sogenannte copernaitische und physische Begriffe ab„sondert, so wird einem die Sache keine große Schwierigkeit „machen. Wenn ich wahrhaftig glaube, wie ich schuldig bin, „daß Christus gen Himmel gefahren sey, so muß ich doch aus „der genug berechneten und erkannten Größe des Weltgebäudes, „nach welcher eine in einer Secunde 600 Schritte fortgehende „abgeschossene Kugel doch erst in 250 Jahren zum Saturn, „und von der Sonne bis zum großen Hundsstern in 600000 „Jahren penetriren würde, richtig schließen; daß Christus die„sen entsetzlichen Raum in einer Geschwindigkeit durchschnitten „habe, die allen physischen Begriff und alle Gesetze der Bewe„gung überschreitet; und wenn in ihm gewiß eine Kraft ist, das „durch er kann alle Dinge ihm unterthänig machen: so ist es „was geringes, daß er auf diesem nicht viel bedeutenden Erd„balle, nach seiner Verheißung und Einsetzung, wirklich im „heil. Abendmahle gegenwärtig sey.“

Die Abhandlung des Hrn. Rückersfelder steht als Vorrede vor dem dritten Theile der Maknightischen Harmonie. Die Helmstädtischen Commentarii de rebus nouis litterariis und, was noch mehr sagen will, die freywilligen Beyträge zu den hamburgischen Nachrichten hatten diese Abhandlung sehr gerühmt, und letztere besonders ihre Uebersetzung gewünscht. Dies war genug,

deren Uebernehmung zu bewegen, wobey er Gelegenheit fand, dem gelehrten, geschäfftigen und würdigen Herrn Pastor und Magister Johann Anton Trinius, seinem Gönner und Freunde, dem diese Blätter zu einem Unterpfande der Hochachtung, und mit dem wärmsten Wunsche alles göttlichen Seegens und Wohlergehens, gewidmet sind, über seine Gelehrsamkeit, Verdienste und Freundschaft, ein Kompliment zu machen, auch eigene Gedanken, die ihm dabey eingefallen waren, anzuhängen. Hr. R. giebt auf die Zweifel und Einwürfe des Fragmentisten größtentheils Antworten, die einem jeden einfallen mußten, und die vor ihm in zehn andern deutschen Widerlegungsschriften auch schon gegeben worden; daher Rec. wenigstens nicht finden kann, wo der Abhandlung die rühmliche Vortrefflichkeit, welche sie des Uebersetzens ins Deutsche vorzüglich werth gemacht hätte, eigentlich sitze. Doch giebt er der Antworten auch manche original seltsame. Vielleicht war es einem Gottesgelehrten zu Deventer, denn kein Deutscher hat doch so ein absurdes Argument wider den Fragmentisten gebraucht, vorbehalten, die Glaubwürdigkeit der Auferstehungsgeschichte auch aus dem itzigen Schicksale und der Physiognomie der Juden zu beweisen. „Es verdient dies dabey, sagt er S. 22. 23, alle Aufmerksamkeit. „Nun schon seit 1700 Jahren ist das jüdische Volk aus seinem „Vaterlande vertrieben — hat keinen beständigen Sitz; ist „gleichsam kein Volk, ist allenthalben verachtet und gehaßet“ — (unwürdig und unmenschlich, gerade dem Geiste und der Lehre Jesu widersprechend genug von Christen gedacht, wenn sie den Juden verachten und hassen, weil er Jude ist. Der Herr Verf. und Uebers. werden es doch unfehlbar nicht thun. Aber doch einen historischen Beweis fürs Christenthum, für die Auferstehung Jesu wollen sie daraus führen, daß es von andern geschieht?) „muß sich drängen und schützen lassen, und „führt etwas, das man nicht gut beschreiben kann, dem „sie aber sofort als Juden charakterisirt, im Gesichte — „hasset unsere Religion, (nicht sowohl unsere Religion, als „die Leute von uns, deren Haß gegen selbiges ihm nicht wohl „Liebe gegen uns einflößen kann,) und darf doch viele Thatsachen, worauf es bey ihr sehr ankömmt, nicht läugnen. Das „alles gehört mit zu dem Zeugnisse des heiligen Geistes.“ Und das beweiset, nach des V. Schlüssen, das setzt der Apostel Glaubwürdigkeit mehr außer Zweifel, als wenn sie sich der von dem Fragmentisten angefochtenen Nachricht der

Wunde

Wache als eines Beweisgrundes für die Gewißheit der Auferstehung Christi hätten bedienen wollen und konten, welches nicht angegangen wäre, weil den Aposteln der ganze Vorgang mit der Wache in der ersten Zeit unbekannt gewesen und geblieben. Matthäus, der erst nach Verlauf vieler Jahre geschrieben, hätte den Umstand, der mittlerweile bekannt geworden, alsdenn wissen und mit in seiner Geschichte melden können. Die Erörterungen darüber im Zusammenhange stehen §. 3—9. Also durch die fortwährende Bedrückung und Sclaverey des jüdischen Volks, durch den fortwährenden Haß unwürdiger Christen und Juden gegen einander, durch unerklärbare sich erhaltene Nationalgesichtszüge der letztern, soll der heilige Geist noch immerfort die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte bezeugen? Lieber Gott! ists möglich, daß so ein Gedanke in den Kopf eines Gelehrten kömmt? Doch wenn Leute, die die Ehre Jesu und seiner Lehre gegen ihre Bestürmer retten wollen, nicht von selbst fühlen, wie sie selbige mit solchen Einfällen gerade noch tiefer heruntersetzen, so ists besser, man schweigt, als daß man weiter ein Wort verliert, es ihnen fühlbar zu machen. Allenfalls ließe man es gelten, daß man in Deventer noch so philosophirt; aber wenn man es nun in Bremen übersetzt, seiner vorzüglichen Güte wegen übersetzt; nun dann — — — sage nichts. Hr. R. hätte besser gethan, daß er den schalen Einfall des Fragmentenschreibers, daß die Jünger Christi sich die Aussage der Hüter beym Grabe hätten sollen gerichtlich protokolliren lassen, um damit das wichtige Factum, worauf es ankam, als wahr zu bestätigen, lieber gar nicht berührt, als das eben erwähnte zur widerlegenden Antwort darauf gegeben hätte.

Ich verlasse den Niederländer, um mich an dem Schweizer Tobler zu ergötzen, dessen Buch zur Ehre Jesu und seines Reichs dem Verstande und Herzen eines gutgesinnten Christen so viel stärkende Nahrung giebt. Nes will für die, die es noch nicht kennen, von dessen reichhaltigem Inhalt das wichtigste auszeichnen.

Der erste Abschnitt ist Betrachtungen über das Genie des Fragments und Anmerkungen zu einzelnen Stellen desselben gewidmet, welche insgesammt das Gepräge der Wahrheit haben, wie man sie von dem einsichtsvollen und würdigen K. erwarten kann. Also vorläufig eine kurze Beschreibung, was das für eine edle, bedachtsame, selbst religiöse Seele seyn müsse, die von dem Zwecke einer so wichtigen Person, als Jesus, dem

„unläugbar in achtzehn Jahrhunderten, bey Millionen zum „Theil der vortrefflichſten Menſchen, den edelſten Zweck zuge„traut haben, einen Zweck, den er ſich ſelbſt zuſchrieb,“ würdig zu reden ſich zutrauen kann. Man müſſe ihr Anſehen, „ſie ſey über den Schlendrian der gewöhnlichen Deiſten wirk„lich erhoben, nur immer Geſchichten und Sätze zu beſtreiten, „deren Annahme man bald mit Grund, bald auch mit Un„grund für Aberglauben hält, aber das weit nöthigere liegen zu „laſſen, nämlich die Pflanzung der ächten, lebendigen, reli„giöſen Gewiſſenhaftigkeit, und der reinen Güte.“ — Und dann, die ſehr richtig gezeichnete Schwierigkeit, den Zweck und Charakter eines ſolchen Mannes, wie Jeſus, und die Zuſammenſtimmung der angewandten Mittel zu ſeinem Zwecke, auf den erſten Blick richtig zu faſſen. „Man kann leicht erachten, ſagt „Hr. T. (S. 11.) daß ein Weltmann bey einer Perſon und „Jüngerſchaft, die ganz himmliſche Abſichten ſoll gehabt ha„ben, ſich in ein ſehr fremdes, ihm romanhaft ſcheinendes „Land werde verſetzt dünken, und wenn ihm daher an demſel„ben einige Züge werden aus weltlichen Abſichten erklärbar „ſcheinen, ſo werde ers verſuchen, alles hiernach zu krümmen, „— und jedem, der auch noch Witz hat, ein ſolches Herum„biegen zu faſſen, und an die Gedanken der reinen Güte und „Gottergebenheit nicht gewöhnt iſt, werde er ein wahrſcheinli„cher Erklärer zu ſeyn ſcheinen. Inzwiſchen geſteh ich, ſetzt „der V. hinzu, ich wollte lieber aller Ehren entſetzt und an den „Pranger geſtellt werden, als vorm ganzen Publikum ſelbſt „ſagen, Jeſus und ſeine Jünger ſchienen mir vom Ehrgeiz und „Eigennutz befreit geweſen zu ſeyn. Denn die Evangelien und „Apoſtelbriefe geleſen, und doch nichts Göttliches darinn geſe„hen und gefühlt zu haben, das iſt auch gar zu Gotteserbärm„lich. Eine beißendere und brennendere Satyre wider ſeinen „eigenen Kopf und Herz zu ſchreiben, iſt kaum möglich.“ — Nachdem der V. ein Paar Widerſprüche, in welche der Fragmentenſchreiber verfiel, die auch von andern bemerkt worden, gerügt, faßt er den Inhalt des Fragments kurz zuſammen, und ſtellt denn die Wahrheit frey und klar dagegen. Seine Anmerkungen betreffen die Meinung der Juden vom Meſſias und deſſen aufzurichtendem Reiche: ob ſie ausdrücklich in den Schriften der Propheten liege? welches nicht wäre; ob Jeſus ſeine Jünger auf irdiſches Reich im niedrigen Sinn vertröſtet habe? — Die Verhehlung des Fragmentiſten, was er eigentlich von dem Urſprunge und den Ausbrei-

bale

heit der Evangelien und Episteln halte, weil er es doch nicht gerade heraus sagt, sondern sich selbst in seinem Urtheile darüber widerspricht — dessen Raisonnement über das Abendmahl, die Taufe, die Taufformel, welche von allen Evangelisten, nicht vom Matthäus allein, um so vielmehr unverändert hätte sollen aufgeschrieben werden, jemehr sie ein Sakrament beträfe, und ein sonst nirgends vorgetragenes Glaubensbekeuntniß der Dreveinigkeit göttlicher Personen in sich hielt. „O was der Mann für Sakramente „hat, für sorgsame Ehrfurcht hat, sagt Hr. T. S. 46. Ja „wohl! Es beträfe ein Sakrament! Nun ich gestehe es, die „Theologen haben oft auf ihre Kunstformen einen zu großen „Werth gelegt, und müssen es daher geduldig ertragen, wenn „jemand sie deshalb zu necken versucht: Nur geschehe es der „Wahrheit, der Religion selbst ohne Schaden. Was die Sa„che selbst angeht, so lieset man doch nirgends, daß Jesus den „Gebrauch, selbst der besten Formeln, als Formeln, durch ein „Gebot vorgeschrieben habe, und daher ists erschlichen, wenn „der Gegner annimmt, Jesus habe dem Matthäus zufolge ver„ordnet, daß bey seiner Taufe allemal gleich präcis die Worte „gesprochen werden: Im Namen des Vaters ꝛc. so daß eine „Taufe z. E. ungültig wäre, bey der der Täufling auf die Fra„gen: Ob er aller Abgötterey entsage? Ob er Jesum für den „höchsten lebenden Sohn des lebendigen Gottes halte? Ob er „eine höhere Mittheilung von Kräften des Geistes Gottes als „geschehen, erkenne, und sie auch für sich verlange, um neue „Grade von religiöser Trefflichkeit zu erreichen? zwar auf dies „alles ja gesagt, und die Taufe empfangen hätte; aber ohne „förmliches Sprechen jener Worte.“ — S. 63—76. folgt eine kleine Dissertation über die Frage: ob Christus das jüdische Ceremonialgesetz aufgehoben, oder bestätigt habe? welches letztere der Fragmentist behauptet. Hr. T. widerspricht, ihm aus ähnlichen Gründen, die ich bey Recension des Fragments (XL. 2. 363—367.) anführte; ist aber nicht völlig überzeugt, daß Math. 5, 18. 19. bloß auf das Sittengesetz einzuschränken sey, und macht eine andere Paraphrase von dieser Stelle — Alsdenn beleuchtet er noch einmal den Einwurf des Ungenannten. „Die Jünger und das Volk erwarteten in der „Person des Messias einen weltlichen Erlöser. Und gleichwohl „braucht sie Christus zu Missionarien, seine Ankunft zu verkün„digen. Das konnte doch auf nichts anders abzielen, als das „Volk von allen Enden in Judäa rege zu machen.“ Er zeigt

aus der evangelischen Geschichte, daß in der Aussendung der Jünger selbst nichts liege, welches ihren Lehrer im geringsten verdächtig mache, und läßt nun die Denkenden selbst urtheilen. — Ueber die schiefe und schwarze Deutung, welche der V. des Fragments dem Einzuge Jesu in Jerusalem, unter dem Zuruf des Volks, seiner Unternehmung im Tempel, seiner aufwiegelerisch seynsollenden Rede, wider den hohen Rath, seiner letzten nächtlichen Zusammenkunft mit den Jüngern, seinem Zittern auf Gethsemane und seinen letzten Reden am Kreuz, giebt, äußert Hr. Tobler Gedanken und Gesinnungen, denen alle verständige, gute Herzen beyfallen werden. Ich bin in dem, was ich selbst darüber in obgedachter Recension dachte und empfand, oft mit ihm zusammengetroffen, und freue mich darüber. Ich hätte freylich gewünscht, daß er, was mir der Raum nicht verstattete, manche Betrachtungen noch weiter ausgeführt hätte. Aber er begnügt sich überdieß und das nur mit einigen Winken, die jedoch dem Wahrheitliebenden Leser dabey mehr zu denken geben und von selbst weiter führen, wofür ich ihm an meinem Theil danke. Bey Gelegenheit der Abschiedsreden Jesu, nebst seinem feyerlichen Gebete für sich, für die Jünger, und für alle, die durch ihre Lehre und Zeugnisse künftig an ihn glauben würden, wie Johannes es aufgezeichnet hat, bringt Hr. T. einen Gedanken an, der mir auch oft in der Seele gewesen, und so wahr ist, daß ich nicht ihin kann, ihn auszuzeichnen. „Ich muß fragen, schreibt er S. 112: sind diese Verabscheidung und Bitten zu Gott „erdichtet? Kann dies einer sagen, der mit treuem Bewußtseyn des Blicks der Allwissenheit in seine Seele sie ganz von „neuem zusammen durchgedacht hat? So sind alle Homere „und Klopstocke unmündige Kinder im Dichten, und das ist „noch das wenigste, was darüber zu sagen ist. Sind aber „diese Reden geredt, dieser Abschied so genommen, dies Gebet „gebetet worden — und doch die Geschichte Jesu verdächtig — dann gute Nacht Menschenkenntniß und Seelenlehre.“ Der V. hat diesem ersten Stücke zufällige Gedanken über die Zuverläßigkeit der Evangelien beygefügt. Sie sind den Philosophen und Theologen zur Beherzigung vorgelegt, „denen das Historische der Bibel, und besonders des N. Test., „Mühe macht, daß sie bald mit Stillschweigen darüber weggehen, oder ihr Urtheil darüber auf Schrauben setzen, oder nur „das allgemeinste, daß ein Jesus gelebt, und sich genöthigt gesehen habe, sich auch mit Wunderthun nach den herrschenden

„Volks-

„Volksideen zu bequemen, annehmen. — Die zugleich äus„sern, das Historische sey für die schwächern Weisen, sey fürs „Volk zwar äußerst schätzbar, weil dies darinn alle Lehrsätze in „Concreto von Personen und ihren Begegnissen sehe, wo die „Weisern sich freylich mit den Lehrsätzen ohne Geschichte besser „befinden, indem sie so allerdings einer Menge Schwierigkeiten „entgehen.“ Hr. T. hat dabey namentlich den freyen großen Prüfer der kirchlichen Nachrichten, Hrn. D. Semler, im Auge, und führt aus dessen freyer Untersuchung des Kanon ein Paar ihm auffallende Stellen an. — Das Historische ist dem gemeinen Manne unentbehrlich. „Was ist groſses „gewonnen, sagt er dagegen, wenn man die Menge doch im„mer auf Thatsachen verweisen muß, bey welchen in fatalen „Umständen der Fanatismus gewaltig Feuer fangen kann? — „Es muß doch wohl aussündig zu machen seyn, wie es möglich „gewesen, unsere vier oder andere ähnliche Evangelia einerseits „zu erfinden, wenn ihr Inhalt nicht wahr ist; anderseits sie „so bald und so stark in Gang zu bringen. — Da alle An„hänger von philosophischen, Religions- auch politischen Par„theyen etwas bestimmtes von ihrem Lehrer, Stifter und er„sten Anführer wissen können — zuverläßige Zeugnisse für die „vornehmsten Lebensumstände, Thaten und Reden ihres Hau„ptes anzugeben haben, wenn sie auch vieles davon nicht wis„sen, weil es nirgends gesagt ist: so wäre es doch ein seltsames „Schicksal der Christen, daß sie allein ihre Glückseligkeitslehre „von einem Lehrer herhaben sollten, dessen vornehmste Lebens„umstände zwar von eben den Männern, die seine Lehrvorträ„ge hinterlassen hätten, aufgezeichnet worden; nur daß dabey „keine überwiegende Gewißheit statt fände.“ Die Gründe, warum Hr. Tobler denen nicht beypflichten kann, welche den Inhalt der Evangelien Einkleidung der Glückseligkeitslehre in Geschichte nennen, sind ihm: die Erzählung von Jesu Person, Charakter, Tugenden, Thaten, Lehren, Leiden, bey den Evangelisten, ist so ganz Original. „Sie gab zu Erdichtungen „und Nachahmungen Anlaß, denen man es aber auch immer „ansehen kann, daß sie ohne jenes Original keinen Dichter in „den Sinn gekommen wären.“ — Das Leben Jesu in den vier Evangelien von unbedeutenden Männern geschrieben, mußte besondere Wirkungen in der Welt hervorbringen, wenn es wahr war; und wenn es nicht wahr war, hätten die kleinen Büchelchen nicht so ohne alle äußere Empfehlung in die Welt können geworfen werden. — Die Begebenheiten sind darinn so

darstellend, mit Angebung der Zeit, des Orts, der dabey interessirten günstigen und ungünstigen Personen beschrieben. Regenten, Priester, Sekten, Feste, Flecken, Städte, u. s. w. alle mit Namen genannt. — Und die Reden Jesu sagen das Größte von Gott, das Beste für Menschen, ganz einfach und gerade weg; liefern Grundsätze einer vollständigen Tugendlehre; große Züge von entscheidenden Gesprächen mit Gegnern, von Zurechtweisung seiner Schüler; weltumfassende Parabeln vom Gange der Religion, in der Welt und im Herzen; treffende Strafreden ꝛc. — Die Feinde sagen: Es sind solcher Evangelien bey vierzig und funfzig gewesen, die verlohren gegangen; man hat Anzeigen, daß zum Theil ungereimtes Zeug darin gestanden, und das soll ein triumphirlicher Beweis seyn, daß man an der Zuverläßigkeit der übrig gebliebenen viere sehr zu zweifeln habe. Aber keiner der Gegner würdigt uns zu erklären, wie es doch gekommen, daß in einem halben Jahrhunderte, wo doch das Schreiben so viel schwerer und seltner, als heut zu Tage war — so eine Menge Federn rege geworden, von einer Person zu schreiben, die gekreuzigt worden, und nicht auferstanden wäre, von der sie sich aber avisirten zu zeugen, sie sey auferstanden. — Es sind schriftliche Aufsätze von der Lehre und den Thaten und Leiden Jesu frühe, nachdem sie geschehen, früher als die meisten Pauliniſchen Briefe, verfaßt worden. Die apostolischen Briefe setzen offenbar die Geschichte Christi voraus. — „Gewiß waren damals die Menschen darinn den „heutigen gleich, daß ihnen das Historische vorzüglich klar, „rührend, behaltbar vorkam. Aber wie konnten sie denn sich „hinterhalten, wo doch auch manche schreiben konnten, die „Begegnisse Jesu aufzuzeichnen? — Was sind in allen Abhandlungen vom Nutzen der kirchlichen und bürgerlichen Biographien für hauptsächliche Vortheile angegeben, die ein offener Verstand und ein redliches Herz an dieser Geschichte verlieren müsse? Kann man nicht mit Grund sagen: Die Lehren und die Schicksale Jesu sind die wichtigsten, also daß ein Mensch, der kein einziges gutes Geschichtbuch kennen gelernt hat — hier immer Texte genug finden kann, um in Selbsterkenntniß und Menschenerkenntniß und Gotteserkenntniß zuzunehmen!“

Das zweyte Stück enthält folgende Abhandlungen: I. wird das Vorgeben des Fragmentisten: Jesus und Johannes hätten einen gewissen Plan zusammen verabredet, und sich, einer um den andern beym Volke groß gemacht, in seiner Irrseligkeit dargestellt. — Durchaus wahre Reflexionen über den

Cha-

Charakter des Johannes, und beyläufig manch anderes nützliches Wort.

II. Auferstehung Jesu, meist nach diesem Fragment vom Zwecke Jesu. — Eine gründliche Erörterung der Frage, ob und in wie weit die Auferstehung Jesu ein Fundamentalbeweisgrund für die Wahrheit des Christenthums sey, oder nicht sey? Der Fragmentist will ihn gar für den einzigen Beweis ausgeben. In wie viel unhistorischen Muthmaßungen über den Punct der Auferstehung Christi, und in welchen unbilligen Widersprüchen der U. dabey herumirre; wie alles von falschen, selbst erdichteten Voraussetzungen dabey in dem Fragmente wimmele, wird vom Hrn. T. dem uneingenommenen Leser sehr klar vor Augen gelegt. Die Rüge des untermischten Spöttelns und der mehrmaligen Posserey bey Untersuchung ernsthafter Wahrheiten, wie der Fragmentist sich deren schuldig macht, war S. 175. wohl sehr natürlich. So beweisend ist auch wider diesen Gegner, was Hr. T. vom Paulus anmerkt, dessen Briefe an ganze christliche Gemeinen, wo wenig Jahre vorher keine in der Welt war, unmöglich erdichtet seyn können, Nebst Hrn. Döderlein in Altorf ist keiner, der in Schriften genugthuendere Antworten auf die Haupteinwürfe des Fragments gegeben hätte, als Hr. T. Schade, daß seine Schreibart für manchen Leser in Deutschland wohl etwas zu schwer seyn möchte. „Es heiße eben zuletzt: sagt er S. 181, „Meine Widerlegung habe manches noch nicht beantwortet. „Vielleicht leistet niemand eine ganze Vollständigkeit. Und „wenn ich meist nur für die ein tüchtiger Vertheidiger des Chri„stenthums bin, (das ist er gewiß,) die sich ohnehin zu dem„selben neigen, so laß ich mir den Trost nicht nehmen, daß „mein Gegner im Ganzen auch nur denjenigen unüberwind„lich geschrieben zu haben scheinen wird, die jenem abgeneigt „sind“

III. Von Weissagungen. Die Spötterey und Mißhandlung, welche der Fragmentar mit der Rede des Stephanus und Paulus zu Antiochien §. 33 – 35. treibt, hat diese Abhandlung veranlaßt. Hr. T. findet's nicht gut, daß die Schriften des A. T. überhaupt, ihre Wichtigkeit für Christen, ihre Beziehung auf die Religion des N. T. von manchen Gottesgelehrten seit einiger Zeit ziemlich herabgewürdiget worden; daß man besonders die Stellen im Moses, in den Psalmen und Propheten, die auf künftige bessere und erleuchtetere Zeiten für Juden und Heiden, auf den erhabenen Sohn Davids,

den Knecht, den Auserwählten und Gesalbten Gottes, auf das Gotteslicht, den größten Gerechten, Gesetzgeber, Wohlthäter, Lehrer, Regenten, den Gott in der Folge der Zeit senden würde, so auffallend hinweisen, nicht mehr als viel beweisend fürs Christenthum will gelten lassen; sondern ihre Anführung im N. T. für bloße Accommodation, für Bequemung der daher genommenen Argumente nach einer temporellen Lehrart, nach einem lokalen τοπος ανθρωπινος erklärt. — Hr. T. stützt sich auf 2 Petr. 1. und seine Gedanken darüber sind im kurzen folgende: Entdeckung einiger künftigen Begegnisse war ganz gewiß in den ältesten Zeiten eines der kräftigsten Mittel, die Menschen zu einiger Erweiterung ihrer Religionserkenntniß und Empfindung zu bringen. — Wie kann nun eine Vorstellung von Gott richtiger und erhabener seyn, als wenn sie uns eben die Vorsehung mit dem gleichen allumfassenden Blicke aufs Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige denken lehrt? Und was kann uns besser zu solchem Denken hinaufleiten, als Beyspiele, wie Gott zukünftige Dinge auch Menschen offenbart, so daß man in späten Zeiten eingetroffen findet, was in frühern verheissen war? — Getrauen wir uns wohl noch lebendigen Glauben an Gott in der Welt erhalten zu sehen, wenn es dazu kommen sollte, daß die ganze Lehre von Weissagungen für grundlos gehalten würde? Alle Nationen wollen zukünftige Dinge wissen. Allenthalben verlangen die Menschen Vorherverkündigungen und Deutungen schon vorhandener Prophezeihungen haben. Griechen, Römer, Aegypter, Chineser, Negern Weiße sind darinn gleich. — Soll dieser ganze Hang der Menschen lauter Schaden, dieses Hinausblicken aufs Ende dieser ganzen Weltgestalt und auf die Ewigkeit schlechterdings nichts anderes, sondern einzig das allgemeine zum Gegenstande haben: Gott wird alles gut machen? — Auch dieser Grundzug menschlicher Seelen, ins Künftige schauen zu wollen, wird doch heilsamen Gebrauch haben können und müssen. — Vorherverkündigungen von den Begegnissen und Lehren Christi sind doch im Mose, den Psalmen und Propheten vorhanden. Christus selbst und die Apostel sagen es deutlich, z. B. Luc. 24, 25. 27. 44. Ap. Gesch. 3, 18. 24. Luc. 18, 31—34. und anderswo. — Der ganze Tenor jener heiligen Bücher des Alterthums, der darinn herrschende Geist, muß durch Forschen und Vergleichen der wichtigsten Dinge herausgefunden werden, hat wenigstens zu Christi Zeit so studirt und erwogen werden sollen, und hat auch in der Geschichte Jesu und seiner Glaubenden

sich

ſich dem zuſammenhaltenden Forſcher aufgeſchloſſen. — Die Weiſſagungen mußten freylich vor der Erfüllung eine Dunkelheit und Vieldeutigkeit haben — ſchwer zu kennen, leicht mißzuverſtehen ſeyn. Sie waren in ſo alter Zeit geſchrieben, daß ſie die Beſtimmtheit gar nicht haben konnten, die man ſich itzt, ſeitdem ſie ihr Licht in der Hiſtorie gefunden, davon einzubilden pflegt — in einer Sprache, worinn die Zeitbeſtimmung der Zeitwörter ſo ſchwankte, wie im Hebräiſchen, wo Nabi kamoni einen Propheten, oder mehrere dergleichen, wie ich bin, anzeigen kann. — So oft ein Prophet etwas poſitiv beſtimmtes vorher verkündigte, mußte es etwas ſeyn, das er und die Hörer im Kurzen erleben konnten, denn daran wurde er als ein wahrer Prophet erkannt. 5 Moſ. 18, 20. 22. Jer. 28, 8. 9. — Daß die zukünftigen Verbeſſerungen der Religion durch den Meſſias in vielen, mannichfaltigen Sprüchen und Bildern vorbedeutet und vorhergeſagt wurden, ihnen alſo eine Vieldeutigkeit und Unbeſtimmtheit in ſo hohem Grade anhieng, das hatte wohl gute Urſachen. Beſtimmte Bilder des Meſſias und ſeiner Schickſale, beſtimmte Anzeigen und Charakteriſtrungen von ihm, in kleiner Anzahl gegeben, hätten mehr geſchadet, als genutzt. — Drey oder vier Stellen, z. B., gerade zu und ausſchließender Weiſe auf den Meſſias gehend, hätte der Iſraelit dann zum Gegenſtande des zuverſichtlichſten und gierigſten Forſchens gewählt, und dem ganzen übrigen Theile der heiligen Schriften ſeine eben ſo nöthige Aufmerkſamkeit und Verehrung entzogen. Hätte er nur ſollen in wenigen Hauptſtellen ſeine Meſſiashoffnung ſehen, wie würde das ihm ſeinen levitiſchen Gottesdienſt, ſeine Alterthumsgeſchichten, und einen großen Theil ſeiner prophetiſchen Bücher, namentlich auch faſt alle Pſalmen, die beym öffentlichen Tempeldienſt eingeführt waren, ſo unintereſſant gemacht, ſo ſehr am Sinn geſchwächt und geleert haben! — Nach aller Wahrſcheinlichkeit wären ſolche Stellen eine Quelle vieles Aberglaubens und wichtiger Irrthümer geworden. — So war es alſo beſſer, daß die Meſſianiſchen Stellen keine ganz klare, ſichere und beſtimmte Kennzeichen hatten — und daß ſie ſolche nicht haben, ſieht man daraus, daß die Gottesgelehrten, von den Kirchenvätern an, bis auf dieſen Tag, nicht einig ſind, welche Pſalmen z. E. von Chriſto allein handeln. Der eine nennt dieſen, der andre jenen. (Daher ſich Hr. T. auch nicht getrauet, von einer einzigen Stelle beſtimmt zu ſagen, ſie weiſſage von Chriſto; aber die Idee: es kömmt in künftigen Zeiten ein Erlöſer, ein Welt-

heiland, ein Prophet und Lehrer Gottes, der ein geiſtlich Reich aufrichten wird, herrſcht ſo durchs Ganze des A. Teſt., daß alles auf ihn hinweiſet.) Beſſer war es, daß dem frommen Iſraeliten überall, wo er von Heil, von Herrſchaft Gottes — von zukünftigem Glück und güldenen Zeiten — von Ruhm und Ehre ſeines Gottes und ſeines Volks — von Siegen der Religion, von einem Hirten David und Gott ſeinem Hirten, von einem Geſalbten und dem reinern Prieſterthum, und großern Opfern und Gaben, las und hörte, ſang, dichtete und trachtete — für ſeine warme Einbildungskraft und ſeinen Verſtand ein weites Feld geöffnet wurde, und er ſich nun der edelſten Erwartungen von Gott nicht enthalten konnte. — Daß dem Verf. mehr daran liege, die großen Anſtalten Gottes zur Religionsverbeſſerung durch Chriſtum, von deſſen Geſchäfte und Geſchichte die frommen Seher Gottes in ihrer göttlichen Begeiſterung dunkle Ahndungen gehabt, im Ganzen zu überſchauen, durchs ganze A. T. vorherverkündigt zu ſehen, als die ausgezeichneten Stellen vom Meſſias beſtimmen zu wollen, und darüber pro und contra zu ſtreiten, pro und contra zu kritiſiren, das hat er in ein paar Stellen ſehr deutlich zu erkennen gegeben, die ich deshalb abſchreiben will. — „O! meine Freunde! ſagt er S. 213, laſſet von dieſen zu „ſcharfen Unterſcheidungen ab. Das Prisma für die Farben„brechung der Weiſſagungen iſt noch nicht gefunden. Kehret „zur alten apoſtoliſchen Einfalt zurück. Sehet den Heiland „und das Gottesreich freylich am liebſten in den Stellen, wo „es auch die Apoſtel und Evangeliſten am hellſten erblickten. „Aber ſeyd niemals ängſtlich. Wenn ihr bey einer ſchönen „lehrreichen, große Gedanken und Ausſichten eröffnenden Stelle „der Propheten an die Uebereinkunft derſelben mit den beſten „und höchſten Empfindungen Jeſu und der Apoſtel denkt: ſo „verehrt dieſen neuen Beweis, daß Jeſus Chriſtus geſtern und „heute und eben derſelbe iſt, und ewiglich bleibt, wenn ihr die „Stelle ſchon nicht neu und namentlich im neuen Teſtamente „angeführt findet. Verwundert ihr euch hingegen über Anſpie„lungen, die nur rabbiniſchen Anſpielungen und Anbequem„mungen ähnlich ſind: ſo bequemet euch in Gottes Namen die„ſer herablaſſenden lokalen Lehrart auch an, und ſeyd ſo billig, „den Chriſtenthumslehrern dergleichen Erläuterungen nicht, als „hätten ſie die Wahrheit der Religion eben darauf gebauet, zu„zurechnen. Aber das ſey euch oft im Stillen, eine Materie „zur Anbetung der göttlichen Weisheit und Güte, an einer

„Menge

„Menge von Stellen des A. T., bey denen ihre Verfaſſer ſehr „eingeſchränkten Sinn hatten, das Forſchen, Verlangen, Hoffen „der Gottſeligkeit auf ſpäte Zeiten hinaus zu entzünden, und „in den Zeiten Jeſu und ſeiner Apoſtel, (wie viel tauſendmal „auch wohl überdem noch ſeither!) eine Geſchichte, zum Erſtaunen der Engel und Menſchen, eben an Ihm und ſeiner Gemeine aufzuſtellen, die an den Empfindungen und Erfahrungen „ſo viel älterer Zeiten ſchon einen Grundriß, und hier und da „einen ſehr kenntlichen Umriß und Ausdruck hatte. Denn geſchehen iſts: die Lehre der Apoſtel und Propheten des N. T. „hat, ſo gewiß als eine Chriſtenheit iſt, ſie hat ſtark mitgeholfen, „die göttlichſte Wahrheit in die Welt zu ſtellen.“ — Und nun noch eine Stelle, was das Diſputiren über die Weiſſagungen von Chriſto mit jüdiſchen Gelehrten betrifft, die mir ſehr des Anmerkens werth zu ſeyn dünkt. S. 219 f. „Wenn ich einen „Juden fürs wahre Evangelium einnehmen will, ſo werde ich „zuerſt wiſſen wollen, ob er von denen iſt, die einen Erlöſer erwarten, und das Bedürfniß eines ſolchen fühlen. Was ſollt' „ich mit demjenigen ſtreiten, der ohnerachtet Moſes und der Propheten ein Naturaliſt iſt? Glaubt er hingegen, daß ein Meſſias „kommen ſoll, ſo will ich immer am liebſten ihn ſelbſt die Kennzeichen deſſelben angeben laſſen, und daran erkennen, wie weit ſein „Herz von Weltliebe und Gojimhaß gereinigt ſey. Sind dieſe noch „herrſchend bey ihm, ſo will ich am liebſten aus Moſe und den „Propheten auf ſein Gewiſſen und Menſchlichkeitsgefühl andringen. Hat ſich aber ſeine Seele darüber erhoben, ſo werd ich ihm „die Wahl laſſen, welche Reden und Verſe er für Beſchreibungen „des Meſſias und Meſſianiſchen Reichs halte, und ihn bitten, eins „der Evangelien und das Geſchichtbuch der Apoſtel geruhig durchzuleſen, und mir denn für Einmal ſeine Gedanken darüber mitzutheilen. Wenn er darauf beſteht, er finde an Jeſu und den Folgen „und Wirkungen ſeiner Lehre und Leiden nichts, das jene Geſetze „und Propheten überſteige, — nichts, das ihn einlade, darüber „weiter nachzudenken, nichts, das ihm zur Pflicht mache, auch von „dem evangeliſchen Lichte Gebrauch zu machen: ſo werde ichs mit „gutem Gewiſſen gegen ihn aufgeben dürfen. Aber immer will ich „ſo billig ſeyn, auf die Rabbiniſchen Erklärungen nicht zu ſchimpfen, und unſere theologiſchen Entſcheidungen über den Unterſchied meſſianiſcher und unmeſſianiſcher Schriftſtellen, worüber „wir ſelbſt noch ſo wenig einverſtanden ſind, ihm nicht aufdringen.“ — Hr. T. fügt noch einige Folgeſätze über dieſe Materie bey, und zeigt den Ungrund des Tadels, womit der Un-

genannte den heil. Stephanus und Paulus angreift. Ich muß es aber, um des Raums zu schonen, übergehen.

VI. Christus Herrschaft und Wiederkunft. In dem N. T. wird öfters davon geredet, und gesagt, daß sie sich am Ende der Welt, in den letzten Tagen, zur letzten Zeit, herrlich offenbaren werde. Ein kurzer Commentar darüber that besonders in dem Vaterlande des Verf. wider Lavatern und seinen Anhang nöthig. Diese Herren schwatzen soviel vom physischen Einfluß Christi in der Welt, und klagen, wenn man die Wirkungen des Evangeliums als die Hauptsache der Herrschaft oder Regierung Jesu vorstellt, und von willkührlichen, positiven, physischen Handlungen des erhöheten Jesus weniger redet, wie sie, als wolle man Christum vom Thron stossen, und ihm seine Würde und Macht rauben, als sey man wohl gar kein Verehrer desselben mehr, sondern ein völliger Antichrist. — Hr. T. zeigt aus den eigenen Aussprüchen Jesu, aus dem Sprachgebrauch, den die Wörter: Ende der Welt, letzten Tage, Ankunft des Herrn, letzte Stunde, Tag des Gerichts u. s. w., zu den Zeiten der Apostel hatten, und andern vernünftigen Gründen, daß die Herrschaft Christi durchaus moralisch sey; daß er durch die Kraft der Wahrheit durch seine Lehre über die Gemüther der Menschen herrsche, und daß er nie wieder, weder im hierosolymischen Clima, wie Lavater irgendwo redet, noch sonst wo auf unserm Erdball erscheinen, sich aufhalten, und in dem gewöhnlichen Sinn des Worts regieren werde. Doch ist Hr. T. mit jedem Christen seiner Unwissenheit in den Rathschlüssen des ewigen Vaters sich allzusehr bewußt, als daß er behaupten sollte, es sey keine fernere Offenbarung der Herrlichkeit Christi zu erwarten; die aber wohl von den herrschenden und sinnlichen Meinungen vieler Christen dadurch weit abgehen dürfte. Auch bleibt es ihm immer gewiß, „daß unsere Erdkugel und unser Sonnensystem noch großen „Revolutionen entgegen gehe; daß inzwischen allen Sterbenden „das Sonnen und Mondenlicht so gut, als auf ewig, verlöscht; „daß die Tugendlehre Jesu und der Apostel die beste Regel sey, „nach der die Gerichte, die Schicksalsentscheidungen in der Ewigkeit abgemessen werden sollen.“

V. Zusatz von Christus Reich und Wiederkunft. — Hr. T. will, wie billig, von dem Verhältniß Gottes des Vaters zu dem Sohne Jesu Christo, und umgekehrt, so geredet haben, wie Jesus selbst und die Apostel davon reden, nicht aber, wie gewisse Leute höchst unbiblisch von der Gottheit Christi sprechen,

ſprechen, indem ſie faſt keinen Gott wiſſen und kennen, als die Perſon Jeſu mit aller ihrer Menſchlichkeit, bey deren Namen ſie in Hitze gerathen, wenn ſie dagegen bey den ſchönſten Betrachtungen über die Eigenſchaften Gottes ziemlich kalt bleiben.

VI. Von den Abſichten der Apoſtel Jeſu. So klar die geraden und ehrlichen Abſichten dieſer wahren Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts in ihren Handlungen und Schriften vor Augen liegen, ſo Gottes und Jeſu würdig ſie ſich in ihrem ganzen Verhalten betrugen; ſo niederträchtige, ſchändliche Zwecke hatte ihnen der Fragmentiſt, wie wir wiſſen, angedichtet, ſo verzerrt, bis zur Abſcheulichkeit verunſtaltet ihren Charakter abgebildet. Hr. T. ſtellt ihr wahres Gemälde, nach allen Zügen, die die Geſchichte angiebt, wohl und völlig getroffen dagegen, und fertiget die unedlen, ihnt und ſie entehrenden Beſchuldigungen, die jener wider ſie zuſammen treibt, kurz und gut ab. Was er über die Briefe der Apoſtel, denen das Gepräge der Aechtheit ſo ſichtbar eingedruckt iſt, ſagt, und die Schilderung, die er S. 367 — 309 von ihrer Gemüths- und Denkungsart vor und nach Chriſti Tode macht, muß jedem Wahrheitsfreunde ſeinen Beyfall ablocken. Und ſo auch

VII. Der Beſchluß, wo Hr. T. bey den eben nicht rühmlichen Sitten mancher vorgegebenen deiſtiſchen Tugendhelden an einer Seite, und bey der Partheyſucht annoch vieler Chriſten, die ſich Ausſchließungsweiſe Chriſti Brüder und Reichsgenoſſen zu ſeyn dünken, ihre Mitknechte aber, wenn ſie ſich nicht zu gewiſſen Formeln wollen zwingen laſſen, ſcharf richten und verdammen an der andern Seite, mit gerührter andachtsvoller Seele zu Gott hinaufblickt und wünſcht: „daß doch die „Beweiſe der Religion Jeſu, die nur hauptſächlich von Amts„wegen, oder um Gelehrſamkeit und Scharfſinn zu zeigen, „gegeben werden, denen Platz machen möchten, die aus der „Kraft der Ueberzeugung, der eignen Erfahrung, des Gewiſ„ſenstriebes und der inbrünſtigſten Menſchenliebe herfließen.“

VIII. Iſt noch eine Nachſchrift von Chriſtus Herrſchaft und Wiederkunft angehängt. Hr. T. hat neuerlich einen Brief erhalten, worinn man ihm ſchreibt! „Das Him„melreich, wo bleibts? Wenn Chriſtus, der Auferſtandene, der „Herr — — nur durch, in und mit ſeiner hinterlaſſenen Lehr „und Beyſpiel wirkt? So wirkten Antonin und Seneka „auch. — Wenn das No. 7. nicht von anderer innigerer, „lebendigerer Wirkſamkeit Chriſti ſpricht — ſo iſt kein verwir„reres und verwirrenderes Buch — ſo übertrifft ihn jeder

„lebende

„lebende Mensch an Reich, Einfluß und Wirksamkeit. — „Das Reich des Messias ist noch nicht da. Er sitzt noch nicht „auf seines Vaters Davids Thron, welches auch noch muß an„füllt werden. — Wollte man dem Fragment entgegensetzen, „Christus habe durch seine Lehre ein Reich aufgerichtet; so könnte „man das gleiche vom Mahomet sagen — Das Reich „des Messias wird itzt nur nicht mehr geachtet. Aber es wird „schon kommen. Jehovah wird seine Verheißung dem Israel „schon erfüllen. Wer das glaubt, kann den Fragmentisten und „seine Consorten immer wüten lassen.“ Der einsichtsvolle Verf. entwortet auf diese Einwendungen mit Kürze und Bündigkeit, was darauf zu antworten ist.

Die Erziehung des Menschengeschlechts. — Herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing. Berlin, 1780. bey Voß und Sohn, in 8, 90 Seiten.

Die erste Hälfte dieses Aufsatzes, den wir ganz zu lesen wünschten, wie wirs nun können; hatte Hr L. schon in dem vierten Beytrage zur Geschichte und Litteratur ꝛc. bekannt gemacht, worinn wir auch B. XXXIX. 1. S. 49. 50. eine kurze Nachricht gegeben. Also hier nur ein Paar Worte von dem Inhalt der zweyten Hälfte, die mit §. 54 angeht. „Der Theil des „Menschengeschlechts, den Gott in einen Erziehungsplan hatte „fassen wollen — war zu dem zweyten großen Schritt der Er„ziehung reif — war in der Ausübung seiner Vernunft so weit „gekommen, daß er zu seinen moralischen Handlungen edlere, „würdigere Bewegungsgründe bedurfte und brauchen konnte, „als zeitliche Belohnung und Strafen, die ihn bisher geleitet „hatten. — Es war Zeit, daß ein anderes wahres nach dies„sem Leben zu gewärtigendes Leben, Einfluß auf seine Hand„lungen gewönne. Und so ward Christus der erste zuverläßige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele. Ein an„ders ist, dieselbe als philosophische Spekulation vermuthen, „wünschen, glauben: ein anders seine innern und äußern Hand„lungen darnach einrichten. — Eine innere Reinigkeit des Her„zens in Hinsicht auf ein anderes Leben zu empfehlen, war „Christo allein vorbehalten. Seine Jünger haben diese Lehre „getreulich fortgepflanzt, ihr einen allgemeinern Umlauf unter „mehreren Völkern verschafft, und darum sind sie unter die „Pfleger und Wohlthäter des Menschengeschlechts zu rechnen. —

„Die

„Die Neutestamentlichen Schriften haben das zweyte bessere „Elementarbuch für das menschliche Geschlecht abgegeben, und „geben es noch ab. — Es war nöthig, daß jedes Volk dieses „Buch eine Zeitlang für das Non plus ultra seiner Erkänntnisse „halten mußte. — Hüte dich noch itzt, du fähigeres Individ„duum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuchs „stampfest und glühest, hüte dich, es deine schwächern Mitschüler „merken zu lassen, was du witterst, oder schon zu sehen begin„nest; bis sie dir nach sind, diese schwächern Mitschüler. — „Gott verstattet und leitet es so ein, daß auch bloße Vernunft„wahrheiten als unmittelbar geoffenbarte Wahrheiten gepre„diget, nicht als Resultat menschlicher Schlüsse gelehret „werden — wie wirs im alten Testament an der Lehre von „der Einheit Gottes, im N. Test. an der von der Unsterblichkeit „der Seele sehen — um sie geschwinder zu verbreiten und fester „zu gründen — Könnten wir nicht mehr dergleichen Wahrheiten „als Offenbarungen so lange anstaunen sollen, bis sie die Ver„nunft aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten „und mit ihnen verbinden lernen? Z. B. die Lehre von der „Dreyeinigkeit. Wie wenn die vollständige Vorstellung, die „Gott von ihm selbst hat, die aber auch eben so nothwendig „wirklich seyn muß, als er es selbst ist, das wäre, was durch „Sohn Gottes, den er von Ewigkeit zeugt, populär ausge„druckt wird? — Erbsünde vielleicht absolute Unvermögen„heit des Menschen, auf der ersten und niedrigsten Stufe seiner „Menschheit, so Herr seiner Handlungen zu seyn, daß er mora„lischen Gesetzen folgen könne? — Genugthuung des Soh„nes Gottes etwa darinn bestünde, daß Gott ohnerachtet jener „ursprünglichen Unvermögenheit des Menschen, ihm dennoch „moralische Gesetze lieber geben, und ihm alle Uebertretungen, „in Rücksicht auf seinen Sohn, d. i. in Rücksicht auf den selbst„ständigen Umfang aller seiner Vollkommenheiten, gegen den „und in dem jede Unvollkommenheit des einzelnen verschwindet, „lieber verzeihen wollen; als daß er sie ihm nicht geben und „ihn von aller moralischen Glückseligkeit ausschließen wollen.“ (Sey fein können die Verfasser des alt- und neutestamentischen Elementarbuchs über Dreyeinigkeit, Erbsünde und Genugthuung wenigstens nicht philosophirt haben, da wir auch diese Wörter nicht einmal von ihnen haben, und die Benennung Sohn Gottes eine durch den Sprachgebrauch andere bestimmte Bedeutung bey ihnen hatte.) Wie man bey mehreren Stellen des Aufsatzes, wo vom Werthe des biblischen Elementarbuchs die

die Rede ist, nicht recht weiß, ob der Verf. im Scherz oder Ernst spricht, so weiß man es auch hier nicht, wo er sich die Einwendung verbittet: „daß dergleichen Vernünfteleyen über „die Geheimnisse der Religion untersagt wären," die er vielmehr für die unstreitig schicklichsten Uebungen des menschlichen Verstandes hielte. „Als die sogenannten Geheimnisse, sagt „er, geoffenbaret wurden, waren sie freylich noch keine Vernunftwahrheiten; aber sie wurden geoffenbaret, um es zu wer„den. Sie waren gleichsam das Facit, welches der Rechen„meister seinen Schülern voraussagt, damit sie sich im Rechnen „einigermassen darnach richten können." Man möchte aber wohl fragen: wo denn eigentlich das vorausgesagte Facit stünde? Wo das, was Vernunftwahrheit werden soll, aber es ja gewiß weder werden kann, noch werden wird, geoffenbaret worden? Der eine hat es freylich in dem Elementarbuch finden wollen, der andere, dessen Augen auch recht gut sehen, findet es nicht darinn. Wenn es wahr ist, was der Verf. oben S. 62 sagte: „Die Bücher des N. Test. haben seit siebenzehnhundert „Jahren den menschlichen Verstand mehr als andere Bücher „erleuchtet," wohl zu merken, mit dem satyrischen Zusatz: „Sollte es auch nur durch das Licht seyn, welches der menschli„che Verstand selbst hineintrug," — so ist es eben so wahr, daß die Erleuchtung des menschlichen Verstandes von Zeit zu Zeit großentheils durch die mysteriöse Dunkelheit verhindert wurde, — welche der menschliche Verstand und das ungeschickte Vernünfteln selbst hinein trug. Aber darinn geben wir dem Verf. völlig recht! „Es ist nicht wahr, daß Spe„kulationen über diese Dinge (die so geheißenen Mysterien) „jemals Unheil gestiftet, und der bürgerlichen Gesellschaft „nachtheilig geworden. Nicht den Spekulationen: denn „Unsinn, der Tyranney dieser Spekulationen zu steuern: Men„schen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, „ist dieser Vorwurf zu machen." (S. 75.) Eben so wahr ists: „der Verstand will schlechterdings an geistigen Gegenstän„den geübt seyn, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelan„gen, und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, „die uns, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben, fähig „macht." — Und dahin wird es gewiß, schließt der Verf. weiter, „am Ziel der Erziehung des Menschengeschlechts kom„men. — Die Zeit des neuen ewigen Evangeliums, das „uns selbst in den Elementarbüchern des neuen Bundes verspro„chen ist, wird erscheinen. Vielleicht war das dreyfache Alter

„der

„der Welt gewisser Schwärmer des 13ten und 14ten Jahr„hunderts keine so leere Grille. Sie hatten einen Strahl „davon aufgefangen, und irrten nur darinn, daß sie den Aus„bruch desselben so nahe verkündigten.“ Die Vorsehung geht bey Ausführung ihres Plans unmerkliche Schritte. Wozu die Natur Jahrtausende nimmt, muß nicht in dem Augenblick unsers Daseyns reifen. Man muß nicht denken: was hat man davon, wenn das, was man für das Bessere erkennt, nicht noch bey unserm Lebzeiten das Beste wird? Könnten wir nicht wieder kommen? Da jeder einzelne Mensch, der früher oder später, die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, erst durchzulaufen hat — könnte nicht jeder einzelne Mensch auch mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen seyn? und die zu seiner Vervollkommung nöthige Schritte auf dieser Bahn gethan haben? Warum nicht also auch so oft wiederkommen, als er neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt ist? Der Verf. findet es sonderbar „daß diese Schwärmerey allein unter den Schwärmern „nicht mehr Mode werden will.“ Und wenn sie es würde, möchte Rec. fragen: wäre mehr dabey gewonnen, als bey dem Glauben, daß die Erziehung des Menschengeschlechts, nach unserm Abtreten von der Erde, anderswo, als hier, werde vollendet werden? **In meines Vaters Hause sind viel Wohnungen**, sagte Jesus.

Ioannis Gerhardi, theologi quondam Ienensis celeberrimi, locorum theologicorum *Tomus decimus septimus*. Denuo edidit, variisque observationibus illustravit et auxit *Io. Fridericus Cotta*, Theologus Tubingensis. Tubingae, sumtibus Cottae, 1777. 4. 360 Seiten *Tomus decimus octavus*. 1779. 384 Seiten. *Tomus decimus nonus*. 1780. 334 Seiten.

Der Artikel vom Tode (Loc. XXVII.) macht den siebenzehnten und achtzehnten Theil aus, dem ein Supplement de exilio mortis Leibnitiano, seu duplici animarum corpore, crasso uno, quod deponitur in morte; subtili altero, quod anima post mortem secum vehere dicitur, beygefüget ist, nebst dem 1sten und 2ten Kap. des Artikels von der Auferz-

Auferstehung der Todten. (Loc. XXVIII.) Der neunzehnte Theil enthält 1) die Fortsetzung desselben, und dazu Obs. I. de bis mortuis, sive iis, qui ex morte in vitam revocati iterum fato functi sunt. Obs. II. de mortis universalitate et necessitate. 2) Die Lehre vom jüngsten Gerichte. (Loc. XXIX.) Da der selige D. Cotta während der Herausgabe dieses Theils verstorben: so hat Hr. Prof. Müller zu Stuttgardt, der schon bey Lebzeiten des sel. Mannes viel Mühwaltungen bey dem Werke übernommen, die Vollendung derselben besorgt. Durch seine Bemühungen werden auch der noch übrige zwanzigste Theil, ein besonderer Band Supplemente, nebst der Lebensbeschreibung des Herausgebers und dem allgemeinen Register erscheinen.

Br.

Handbuch für angehende Prediger, bestehend in Kasualreden und einigen andern Predigten ꝛc., nebst kurzen Nachrichten von neuen theologischen und Erziehungsschriften im Jahr 1779. Sechster Theil, mit einem Register über die ersten sechs Theile des Handbuchs. Frankfurt, bey Strauß, 1780. in 8. 306 Seiten. Siebenter Theil, 1780. 286 Seit.

Die Herren, Oemler, Protzen, J. L. Troschel, Silberschlag in Stendal, Kingeltaube, Herrmann in Frankfurt, Heidenberg, im Kloster zum heil. Grabe, Wilmsen in Berlin, und J. T. Hermes in Breslau, haben ihre Beyträge zu diesen Theilen geliefert. Des Hrn. Troschel Predigten an die Landgemeinen zu L. und P. auf einer Sonntagsreise gehalten; ebendesselben Rede bey der Beerdigung eines jungen Gelehrten; und die Antrittspredigt eines Ungenannten über 1 Corinth. 1, 24. Wir sind nicht Herren über euren Glauben, sondern Gehülfen eurer Freude, sind die vorzüglichsten Stücke darunter. Im siebenten Theil sind auch die unmasgebliche Gedanken eines Layen über Hrn. D. Carl Friedrich Bahrdts Glaubensbekenntniß aus dem deutschen Merkur vom August und September 1779, abgedruckt. Wenn jemals etwas höchst seichtes und zweifelhaftes zur Vertheidigung der kirchlichen Orthodoxie und symbolischen Lehre gedruckt worden: so war es dieser Aufsatz; denn

wenn

wenn die Argumente, aus denen hier D. Bahrdt bestritten wird, Grund haben: so muß jeder Protestant schlechterdings seine Sache gegen die Katholiken verlieren, die sich gerade der nämlichen Waffen wider ihn bedienen. Sachverständige Leser des deutschen Merkurs wunderten sich daher, wie Hr. Wieland gerade diesen und keinen bessern Aufsatz in seine periodische Schrift, wo ihn wohl niemand erwartet hätte, einrücken ließ. Die Herausgeber des Handbuchs aber sagen, daß unter allen Schriften wider Bahrdt ihnen keine so vorzüglich gefallen hätte, als die unmasgeblichen Gedanken; und wollen die grosse Absicht des Hrn. Hofr. B., damit zu nützen, befördern helfen. Hier stehen sie denn auch unter mehreren theologischen Sachen von ähnlichem Werth am rechten Ort. Die angehenden Prediger, die die Gedanken des Layen ohne eigene Kenntniß lesen, möchten wohl die Bahrdtsche Sache in jeder Lage, als Sache der Religion und Politik, sehr schief daraus beurtheilen lernen. — Die Bücheranzeigen scheinen sich in diesem Theil ein wenig, aber nicht viel gebessert zu haben. Sehr mittelmäßige Bücher werden zum Theil vortrefflich genannt.

Johann Melchior Goezens, Hauptpastors zu St. Catharinen in Hamburg, abermalige Bestätigung seines gewissenhaften Glaubensbekänntnisses, die, Lev. 18. verbotenen Ehen betreffend. Gegen die wiederholten Einwürfe des Hrn. Diaconi Winklers. Hamburg, bey Harmsen, 1780. 31 Seiten, in 4.

Meine Gedanken über Hrn. Johann Melchior Goezens, Pastors an der Hauptkirche zu St. Catharinen in Hamburg, Zugabe, welche er der abermaligen Bestätigung seines Glaubensbekänntnisses, die Lev. 18. verbotenen Ehen betreffend, angehängt hat. — Es wird hierdurch der Hauptpastorname in Hamburg erläutert, und die Nonexistenz eines geistlichen Aufseheramts oder Superintendentur hieselbst, erweißlich gemacht. Hamburg, 1780. 16 in 4.

Dieſe beyden Stücke gehören noch zu den die neueſte theologiſche Controvers in Hamburg betreffenden Schriften, die wir im XLII. B. 1. St. S. 49–69 angezeigt haben, und ſind uns erſt nachher noch zu Geſichte gekommen. Hr. G. jammert auf der erſten Seite ſeiner abermaligen Beſtätigung laut darüber: „daß er ſeine gutgemeinte Abſicht mit dem Gl. „Bek. nicht erreicht habe,“ und beſchwert ſich über „das hef„tige, mit lauter offenbar ungegründeten Vorwürfen gegen „ihn angefüllte, und auf eine ſehr ſeltſame und unförmli„che Art in das Publikum gebrachte Conkluſum des Miniſte„riums;“ jedoch mit der auf der folgenden Seite hinzugefügten Erklärung; „daß es ferne von ihm ſey, ſich über dieſes Verhal„ten Rev. Miniſterii zu einem Richter aufzuwerfen.“ Wie doch des Mannes Contradicirgeiſt ſo weit geht, daß ſein viertes Wort dem dritten ſchon widerſpricht! Hatte er denn nicht ſo eben gerichtet, was er nicht richten will?

Herr Moldenhawer und Herr Winkler hatten geſagt, es könne den Kindern eher vortheilhaft als nachtheilig ſeyn, wenn ein Vater nach der Frauen Tode ihnen die Tante wieder zur Mutter gäbe. Daher ſie auch aus dieſem Grunde in der Ehe mit der verſtorbenen Frauen Schweſter nichts dem Geſetze der Natur entgegenlaufendes fänden. Hr. G. aber macht darüber die, wie er ſagt: „wichtige, und vor ihm „noch von niemanden gemachte Anmerkung:“ daß das nur Möglichkeiten wären, von denen das Gegentheil eben ſo gut ſtatt finden könnte, und daß die bloße Tantenliebe noch keine gute Stiefmutter mache. — Alsdenn parodirt er Hrn. Winklers Rede von der Ehe mit der verſtorbenen Frauen Schweſter, auf die Ehe einer Wittwe mit des verſtorbenen Mannes Bruder, von deſſen Onkelsliebe viel Vortheile für die Kinder des Bruders zu erwarten ſtünden. „Und doch hätte „Gott eben dieſe Ehe Lev. 18, 16. gerade mit den ausdrücklich„ſten Worten verboten, und ſie im Leviratgeſetze geboten, wenn „der verſtorbene Bruder keine Kinder hinterlaſſen hat, und die er„warteten Vortheile alſo wegfallen.“ Ein ſo beſonderer Umſtand, meint er, könne uns wohl zum Nachdenken bringen, und man ſehe daraus: „daß bey Beſtimmung der Ehegeſetze Got„tes Gedanken nicht unſre Gedanken wären.“ — Jacobs Beyſpiel, der zwo Schweſtern nach einander geheyrathet, und die Rahel ſchon bey der Lea Lebzeiten geliebt hatte; worüber letztere, weil ſie auf mancherley Art vom Ehemann und der Schweſter gekränkt worden, zu Grabe gegangen, ſoll beweiſen: „was

„die

„die Möglichkeit und Leichtigkeit der zu erhaltenden „Dispensation solcher Ehen für äußerst unglückliche und „traurige Folgen haben könnten.“ — Göttliche Ehegesetze, sucht Hr. G. zu zeigen, wären zur allgemeinen Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts nothwendig — denn die Gelehrten würden sich nie darüber vereinigt, sondern gegen einander replicirt, duplicirt, triplicirt, quadruplicirt haben, ohne daß einer da gewesen, der das Finalurtheil hätte sprechen dürfen — „und „es wäre das größte Unglück in der Welt, wenn große Herren „durchgängig dem Baumgartenschen und Michaelischen „System beypflichteten, und die Mosaischen Ehegesetze für solche „ansähen, die im neuen Testamente ihre verbindende Kraft „verlohren hätten.“ Man sollte doch bedenken, wenn einmal der itzt regierende Souverain die Ehe leiblicher Geschwister, als nach dem Rechte der Natur erlaubt, zuließe, und der Nachfolger auf dem Thron sie wieder verböte und für Blutschande erklärte, was daraus für Folgen entstehen würden. „Die kläg„lichste Zerrüttung der Unterthanen, die traurigsten Vorwürfe „für diejenigen, die in solchen Ehen lebten, und für die Kinder, „die daraus gezeugt wären,“ müßten ja unausdleiblich seyn. — Dagegen gienge man am sichersten, wenn man sich an die biblischen Ehegesetze hielte, die ausdrücklich verbotenen Ehen nicht verstattete, und die nicht ausdrücklich verbötenen nach der Analogie um des par parium ratio willen, ebenfalls als verboten ansahe.

Man sieht wohl, es kömmt Hrn. G. in diesem Streit auf das letzte Wort haben an, so sehr er auch gegen den Verdacht der Rechthaberey protestirt; sonst wäre es nicht möglich, dergleichen Argumente, deren Schwäche sich so leicht fühlen läßt, ohne Ende zu wiederholen. Um nicht dem Leser tödtende Langeweile zu machen, wollen wir in Hrn. G. Antworten an Hrn. Pastor Winkler, alle die Winkelzüge, Wendungen, Ausflüchte, Instanzen, Sophismen und Wortklaubereyen, womit er dessen wahre Urtheile und Bemerkungen über die streitige Sache zu widerlegen meint, übergehen. Man weiß schon, daß Hr. G. mehr, als irgend jemand, darauf ausgelernt hat, den Behauptungen seiner Gegner durch gewisse Wendungen einen verhaßten Sinn und schwarzen Anstrich zu geben. Diesen Kunstgriff bringt er am Schluß seiner Brochüre wieder an. Er kann selbst nicht läugnen, daß der Dekalogus nicht das ganze Sittengesetz buchstäblich in sich fasse; meint aber, es ließen sich doch alle Tugenden und Pflichten der Christen durch eine natürliche

Folge daraus herleiten, (Christi Zeitverwandten leiteten sie wenigstens nicht daraus her; sondern er sahe sich genöthiget, sie so manche Tugend ausdrücklich und buchstäblich zu lehren, die sie nicht im Gesetz des Moses geschrieben fanden.) Allenfalls sey es so, sollt es auch oft gezwungen genug geschehen müssen. Aber wenn Hr. G. nicht dem Leser Winke geben wollte, daß sein Gegner gegen die zehen Gebote nicht die Ehrerbietung eines Paulus und Davids hegte, wozu brauchte es denn der Anmerkung, daß Paulus sie so hoch geschätzt hätte? Wozu der Schluß mit den Worten Davids Ps. 19, 8—12: Das Gesetz des Herrn ist ohne Wandel? ꝛc. Hat das Hr. G. hat es ein rechtschaffener Gottesgelehrte und Christ so gemeynet? — Oder sollten gewisse Leser dabey denken; es ist doch erschrecklich, daß sogar Theologen und Prediger selbst Gottes heiliges Gesetz nicht mehr achten; unsere Seele komme nicht in deren Rath! —

In der angehängten Zugabe macht Hr. G. 9 Anmerkungen über Hrn. W. Note, den Namen eines Hauptpastors in Hamburg betreffend. Sie sollen beweisen, daß ein dortiger Pastor an einer Hauptkirche allerdings gewissermassen das Oberhaupt, den Aufseher und Superintendent der übrigen Herren Prediger vorstelle. Hr. G. übersetzet deshalb einige Artikel aus der Aepinischen Kirchenordnung ins Hochdeutsche; in denen es unter andern heißt: „daß alle Diener der „Kirche ihrem Pastor Gehorsam leisten, und die Pastoren „auf die Diener ein fleißiges Aufsehen haben, und wenn in „Sachen des Kirchenamts Unfug geschähe, sie vermahnen „sollten, daß sie sich besserten.“

Allein der Ungenannte, der in oben angezeigten zween Bogen seine Gedanken über diese Zugabe des Hrn. G. eröffnet, widerspricht aller und jeder Subordination der Diakonen unter die Pastoren, als ob diese jener ihre Vorgesetzte und Aufseher wären. Er sagt: Diakoni und Subdiakoni heißen in Hamburg gewisse Glieder der Kirchencollegien, welche das Geschäft der öffentlichen Almosenpflege auf sich hätten. Die Prediger nennte man ohne Unterschied Pastoren. — Der Titel Hauptpastor sey ursprünglich von Leuten aufgebracht, die besonders höflich und gefällig gegen die Herren Pastoren an den Hauptkirchen hätten seyn, und sie recht kenntlich von denen an Nebenkirchen unterscheiden wollen. — Die Aepinische Kirchenordnung sey zwar im Jahr 1556. zu Papier gebracht, aber weder von der Gesetzgebenden Macht jemals eingeführt

noch

noch von dem Miniſterium je als eine Richtſchnur angenommen worden, wie aus Staphorſts Hiſt. eccleſ. Hamburg. zu erſehen. Nur die Bugenhagiſche Kirchenordnung ſey Verfaſſungsmäßig angenommen; wiewohl ſelbſt dieſe nicht mehr auf itzige Zeiten und Umſtände in allen Stücken paſſe, und die begünſtigte keine Art der Hierarchie; deshalb ſich Hr. G. um ſein Anſehen zu erhöhen, und ſeine Collegen herunter zu ſetzen, mit Ueberſetzung einiger Stellen aus der Aepiniſchen ganz vergebliche Mühe gemacht. Seitdem die Hamburgiſche Superintendentur aufgehört hätte und an den Senat wieder zurückgefallen wäre, hätte der kirchliche Zuſtand Hamburgs eine ganz andre Lage und Geſtalt bekommen. Auch die Geiſtlichen daſelbſt hätten an der dortigen republikaniſchen Freyheit ihren Antheil. — Ree. findet auch unter andern die Gründe wider Hrn. G. mit angeführt, die ihm bey Anzeige der Prüfung (XLII. B. I. St. 66 u. f. S.) beweiſend dünkten. Der ganze Streit über den Hauptpaſtortitel iſt, wie ſchon geſagt, für Leute außerhalb Hamburg höchſt unbedeutend und klein. Aber dort mag er wohl wichtig genug ſeyn, und einigen Nutzen haben. Wenn er das hamburgiſche Publikum unterrichtete, daß Hr. P. G. ſich Dinge anmaſſe, die ihm nicht zukommen, und dieſes dadurch geneigt gemacht würde, ſeine von der Kanzel, oder in Privathäuſern geſprochene Worte nicht mehr als lauter Evangelia aufzunehmen: ſo könnten alsdenn andere brave Männer mit größerer Sicherheit und Ruhe auch ein wahr Wörtchen zu ſeiner Zeit reden, und würden auch mehr Muth dazu haben. Das wäre denn freylich kein kleiner Vortheil für Hamburg.

Fb.

Verſuch über die beſte Einrichtung der Friedens- und Kriegespredigten. Leipzig, bey Reich, 1779. 10½ Bogen, in 8.

Beym Ausbruch des letzten, zum Glücke Deutſchlands ſo kurzen Krieges, ſetzte der wohlmeynende Verfaſſer dieſe Abhandlung auf, worinn er gegen die allgemeine Straf- und Bußpredigten, welche in Kriegszeiten gewöhnlich ſo unüberlegt und gar im Prophetenton von den Kanzeln herabgedonnert zu werden pflegen, richtige Einwendungen macht, und ſeine und einiger ähnlichdenkenden Amtsbrüder Gedanken mittheilt, wie

Gottes Absichten beym Krieg, seine auch darinn gnädige Gesinnungen, die Pflichten eines kindlichen Vertrauens auf Gott, des Gebets und der Fürbitte, der Frömmigkeit, der gewissenhaften Redlichkeit, u. s. f., welche solche Zeiten auch vorzüglich erheischen, auf eine lehrreiche, und die Besserung und Beruhigung wirklich befördernde Weise eingeschärft werden sollen. Am Beschlusse findet man einige Anmerkungen über die Siegespredigten, und eine Pastoralkorrespondenz, worinn etliche Punkte noch näher erläutert, und einige Vorschläge über die Einrichtung der Friedenspredigten ertheilt worden. Das, was einer der Korrespondenten S. 123. f. erinnert, daß, da die christliche Staaten in einem ganz andern Verhältniß gegen die Religion stünden, als der Altisraelitische, auch wir von den Kriegen eine ganz andre, als alttestamentliche Sprache führen müsten, hätte eine weitere Ausführung verdient. Ueberhaupt hat die uneingeschränkte Empfehlung, das ganze alte Testament zu lesen, und der in den gewöhnlichen Erbauungsbüchern herrschende Ton viel Jüdisches in die Denkungsart und Religionsbegriffe des gemeinen Mannes verwebt, welches nach und nach besseren und anwendbareren Eigenschaften Platz machen sollte.

Db.

Historische und kritische Nachrichten von dem Leben und den Schriften des Herrn von Voltaire, und anderer Neuphilosophen unsrer Zeiten, gesammlet und herausgegeben von Johann Christopher von Bahuessnig. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Erster Band. 372 Seiten, in 8. Zweyter Band. 498 Seiten. Augsburg, bey den Gebrüdern Veith, 1779.

Diese Nachrichten sind von keinem sonderlichen Werth. Wer blos zum Zeitvertreib ohne Auswahl liest, mag vielleicht einige Unterhaltung darinn finden; allein dem nachdenkenden und prüfenden Leser werden sie schwerlich Genüge thun. Bey aller Umständlichkeit und ermüdenden Weitläuftigkeit in einigen Punkten, sind sie in andern desto vollständiger. Die Anzeige des Inhalts der Schriften und besonderer Meinungen der sogenannten Neuphilosophen, füllet die mehresten Seiten; dagegen sind die Nachrichten von ihrem Leben und Schicksalen oft desto kürzer,

kürzer, und enthalten nichts als die bekanntesten Dinge. Wenn der Verf. auch zuweilen besondere Anekdoten berichtet; so sind dieselben gemeiniglich etwas unsicher, und man kann sich nicht enthalten, an ihrer Aechtheit und Richtigkeit zu zweifeln. Man merkt es überhaupt wohl, daß er mehr andern folgt, mehr gesammlet, als selbst geforschet und eigne Beobachtungen angestellet hat. Hiezu kommt noch, daß der Eifer für seine Religionsparthey allenthalben durchblickt, und wenn er gleich nicht in Schimpfworte ausbricht, ihn verleitet, den Aussprüchen der Neuphilosophen unterweilen einen unrichtigen Sinn beyzulegen, und sie für abweichender und gefährlicher als sie sind, zu halten. Eben daher rührte es auch, daß er den Charakter, die Kenntnisse, Gaben und sonstige Verdienste dieser Männer nicht ins gehörige Licht stellet, ihnen genugsame Gerechtigkeit widerfahren läßt, und sich mehr bey dem was tadelnswerth, als was rühmlich ist, verweilet. — In dem ersten Band wird allein das Leben Voltaires, dessen Kupfer auch dem Titel vorgesetzt ist, erzählet. Wenn auch nur die meisten hier berichteten Umstände von seinem Betragen bey den Streitigkeiten mit seinen zahlreichen Gegnern gegründet sind, so bringet dies seiner Denkungsart keine Ehre, und verdunkelt seine guten Eigenschaften. In dem andern Bande, vor welchem Rousseaus Bildniß sich befindet, beschreibt der Verf. das Leben 34 Neuphilosophen. Die Behandlungsweise ist in beyden völlig einerley, und so wie schon gemeldet worden. — Noch eins über den Titel: Neuphilosophen unsrer Zeit, der in aller Absicht sehr unbestimmt ist; der Verf. rechnet hieher solche, die oft auf nichts weniger, als auf den Namen von Philosophen, Anspruch machen können, nicht blos vernünftige und nachdenkende Deisten, sondern auch Atheisten, leichtsinnige Spötter und Schwärmer, und selbst diejenigen, die durch eine seltsame Meinung einiges Aufsehen erregt, wenn sie gleich dieselbe nachmals zurückgenommen haben. Hiernächst will er nur von unsern Zeiten handeln, und doch kommen so manche ältere vor, als Servet, Vanini, Dolet, Bruno, Cherbury, Blount, Hobbes. Dagegen vermißt man einen Hume, Shaftesbury und andre, deren er nach der Absicht und Anlage seiner Schrift gleichfalls hätte erwähnen sollen.

Johann David Michaelis Gedanken über die Lehre der heiligen Schrift von Sünde und Genugthuung

als eine der Vernunft gemässe Lehre. Neue völlig umgearbeitete Ausgabe. Göttingen, bey Cramer, 1779. 660 Seiten, in 8.

Wir setzen die kurze Vorrede her, weil sie die Absicht und Geschichte dieses aus zwey vorlängst herausgegebenen Schriften des Verf. zusammen geschmolzenen Buchs bekannt macht. „Meine Absicht, sagt der Verf., ist gar nicht, die Lehre „von der Sünde und der Genugthuung aus der heil. Schrift „selbst zu erweisen, ich setze sie als aus der Dogmatik bekannt, „zum voraus, und frage nur: ist sie, wie einige sagen, unvernünftig, oder der Vernunft gemäß? Ist das letztere, so fällt „erst der Vorwurf gegen die Offenbarung weg, sie trage unvernünftige Lehren vor. Zum andern wird man auch nicht weiter Ursache haben, Lehren, die so deutlich in der Bibel stehen, „durch allerley mühsame Kunststücke, und das Zauberwort „orientalische Figur, das die am reichlichsten gebrauchen, die „am wenigsten von orientalischen Sprachen verstehen, wegzubringen. Die erste Ausgabe der Abhandlung von der Genugthuung kam 1748. ohne Anzeige des Verlegers (weil sie damals nicht orthodox war, und die Censur in einer ansehnlichen Stadt nicht passiren konnte; jetzt ist sie wohl zu orthodox? so ändern sich die Zeiten) heraus, und die von der Sünde 1752. zu Hamburg. Als die zweyte Auflage gefodert wurde, hatte ich Anfangs nicht Zeit, das nöthige hinzuzusetzen. Durch diesen Verschub entstanden andere Hindernisse, die meinen Lesern nicht interessant sind, und nicht von mir abhiengen. Sie thaten mir leid, da meine Zuhörer die wenigen Bogen des unvollständigen Buchs in Auctionen theurer bezahlen mussten, als jetzt das vielmal stärkere. Endlich half mir ein Freund aus den Hindernissen, und so gebe ich beyde Bücher ganz umgearbeitet.“ Wir haben die erste Ausgabe beyder Schriften mit dieser neuen verglichen, und gefunden, daß der Verf. die beyden Schriften wirklich ganz umgearbeitet, zu der Schrift von der Sünde starke Zusätze gemacht, hingegen die Abhandlung von der Genugthuung sehr abgekürzet hat. In Nebensachen hat der Verf. seine Meinung hin und wieder geändert, und seine ehemaligen Aeußerungen genauer bestimmt und anders modificirt; aber in der Hauptsache findet er nicht nur die vormals angenommene Lehren von der Sünde, ihrer Entstehung, Fortpflanzung u. s. w., und von der Genugthuung noch immer völlig in der heil. Schrift gegründet, sondern sucht auch ihre Vernünf-

Vernunftmäßigkeit, noch durch die ehemals vorgetragne philosophische Lehrsätze und Hypotheſen zu erweitern.

Es ſey uns erlaubt, dies Werk als ein neues Buch anzuſehen, und es einer etwas genauern Prüfung zu unterziehen. Es verdient dieſelbe nicht nur wegen der Wichtigkeit der abgehandelten Materien; ſondern auch aus dieſer Urſache, weil der berühmte Verf. darinn zur Vertheidigung vorausgeſetzter Schriftlehren eine Philoſophie angewandt, deren Grundſätze er tiefer und vollſtändiger als andre philoſophirende Dogmatiker eingeſehen, und die eben nach dieſen tiefer und völliger eingeſehenen Grundſätzen und in ihrem dem Verf. nicht unbekannten wahrem Sinne und ganzem Umfang genommen, dem vertheidigten Lehren mehr entgegengeſetzt als günſtig zu ſeyn ſcheinen; und zwar, nachdem er dreyßig Jahre Zeit gehabt, ſeine Einſichten zu erweitern und zu berichtigen. Dieſe Philoſophie iſt keine andere als Leibnitzens Lehre von der beſten Welt und vom Urſprung des Uebels, von der Freyheit, von der bedingten Nothwendigkeit der menſchlichen Handlungen u. ſ. w. Dieſe Lehren ſcheint der Verf. in ihren ächten Grundſätzen, mit ihren richtigen Folgerungen und mit ihrem ganzen Einfluß auf die Begriffe von Moralität, von der Natur der Sünde, von Schuld und Verdienſt, von Strafen und Belohnungen, ſo völlig anzunehmen, daß, was ſeine allgemeine Theorie anbetrifft, der ſtrengſte Determiniſt mit ihm zufrieden ſeyn könnte. Der Rec. wird ſich alſo keiner Unbilligkeit und Unbefugtheit im urtheilen ſchuldig machen, wenn er bey der Prüfung einiger Hauptſätze dieſes Buchs ſich an eben dieſe Philoſophie halten, und den Verf., wo er ſeinem Bedünken nach, in der Anwendung dieſelbe vergißt, oder gar verleugnet, darauf zurück führen wird.

Und hierzu hat er ſo viele Gelegenheit, daß er ſich bey der Menge von Sätzen, die einer philoſophiſchen Berichtigung bedürfen, nur auf einige wenige der wichtigſten, die gleichſam Hauptſätze dieſes Vertheidigungsſyſtem ſind, einſchränken muß. Dahin gehört zuförderſt der lebhafte Ausfall, welchen der Verf. S. 102–104 auf die Philoſophen thut, die in der natürlichen Theologie Gott auf Reue die Strafe der Sünden vergeben laſſen. Sie thaten dies nicht, wie der Verf. ihnen ſchuld giebt, aus Unkunde des Endzwecks der Strafen in menſchlichen Gerichten; ſondern, weil ſie den unermeßlichen Staat Gottes nicht mit menſchlichen Conföderationen, Gottes väterliche Regierung der Geiſterwelt, nicht mit der mehr oder weniger tyranniſchen Herrſchaft der Menſchen über Menſchen, gleich achten

ein bürgerliches Criminalrecht für das im göttlichen Ge-
geltende Gesetzbuch erkennen. — Die natürlichen Stra-
Sünde, d. i. das mit derselben verbundene und darauf
zende physische Uebel, das nach dem Geständnisse des Verf.
Materielle der Sünde ausmacht, und warum die schädli-
Handlung von dem Oberherrn verboten wird, sind die ein-
die der Philosoph, als Philosoph, kennt, hier auf der
sieht er keine andere, und wenn er etwa in einem künftig
Lebenszustande willkührliche Strafen vermuthet, so hat er
geringsten Grund zu glauben, daß sie neben dem
, andere vom Sündigen abzuschrecken, nicht auch
Besserung des Gestraften zur Absicht haben sollten. Es ist
hat. und von dem Verf. mit keinem Worte widerlegt,
chter, der beyde Endzwecke, Abschreckung und Bes-
einigen könnte, beydes ein gerechterer und gütigerer
ter seyn würde, wenn er sie in seinen Strafen wirklich
inigte. Warum menschliche Richter dies so selten thun kön-
ist bekannt; aber warum sollte es der Allmächtige, der
unstreitig thun kann, nicht thun? Eine bloß von menschli-
Schwäche und Ohnmacht abstrahirte Definition von Stra-
, und eine armselige Distinction unter Strafe und Züchti-
, sollte
abhalten, sich in seinen Strafen als ein Vas
zu
, weniger an seinen Kindern zu thun, als ein
nsch
ter, der, wenn er sein ungehorsames Kind
es, die Warnung seiner übrigen Kinder, und die
des fehlenden, sich vorsetzt? Könnt ihr, die ihr
t seyd, euern Kindern gute Gaben geben, wie viel-
r euer Vater im Himmel!

„Eher könnte, fährt der V. fort, den Philosophen die
„fürchterliche Frage beyfallen: erfordert nicht die Güte Gottes,
„daß die Strafen unerläßlich sind? werden nicht sogar die na-
„türlichen Folgen noch im künftigen Leben fortdauern? und
„wenn er aus gewissen mitleidenswürdigen Umständen des
„menschlichen Geschlechts Erlassung der Strafen zu hoffen
„wagte, die zweyte: Wie hat Gott diese Erlassung seiner Weis-
„heit und Güte möglich, und andern moralischen Geschöpfen,
„denen er Strafexempel schuldig zu seyn scheint, unschädlich ge-
„macht? Und hat er sich nirgends über die dritte mir noch
„dunkle Frage durch eine beglaubigte Offenbarung geäußert?
„Ob und auf welchen Bedingungen er vorsätzliche Sünden ver-
„geben wolle?“ — Ob einem Philosophen, der unsere christ-
liche Offenbarung nicht kennt, oder nicht annimmt,

über-

übrigens die philosophischen Grundsätze des Verf. von bedingter Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen hegte, etwa einem Stoiker, diese Fragen beyfallen würden, daran ist sehr zu zweifeln; sicherlich aber würde er sie, falls sie ihm vorgelegt würden, ganz anders beantworten, als der Verf., der sie dem festgesetzten theologischen Lehrbegriffe gemäß beantwortet; aber bey der philosophischen Erläuterung seine Antworten, seine Grundsätze, ganz zu vergessen scheint. Ein ächter Determinist würde etwa folgendes auf diese fürchterliche Fragen antworten. Ich habe keinen Grund, von der Güte Gottes verderbliche Strafen zu erwarten; nicht Strafen, durch deren Vollziehung Gott einige seiner Kinder andern aufzuopfern, und den unglücklichen Verbrecher bloß zum Vergnügen oder zum Vortheil des glücklichern Unschuldigen ohne Ende martern wird, denn da beyde, der Verbrecher und der Unschuldige, der eine zu seinem Ungehorsam, und der andere zu seiner Unschuld prädestinirt sind, da beyder Verhalten und Schicksale in der besten Welt gegründet sind: so fällt der nach populären kurzsichtigen Begriffen und vor menschlichen Richterstühlen so wichtige Unterschied von schuldig und unschuldig weg, und es bleibt nur dieser Unterschied von Gesunden und Kranken, mehr oder minder Vollkommnen, mehr oder minder Glücklichen übrig. Dies hindert nicht, daß Gott, um der moralischen Krankheit seiner Geschöpfe Einhalt zu thun, und sie zu heilen, nicht einschränkende und heilende Uebel; d. i. Strafen, anwenden sollte; aber wenn er dies nöthig findet, so wird er durch eben die Mittel, wodurch er die Verbreitung der Seuche verwehrt, auch die Kranken selbst zu heilen bedacht seyn, wenigstens nicht, um nur den ersten Zweck zu erreichen, den letztern gar, aus dem Gesichte setzen. Am wenigsten wird er gegen ein schädliches Gift ein verderblicheres Gegengift verordnen, oder einem ungeschickten Arzte gleich, durch seine Cur den Schnupfen in Schwindsucht verwandeln. — Ob die natürlichen Folgen noch im künftigen Leben fortdauern? Wenn und insofern das künftige Leben eine natürliche Fortsetzung des gegenwärtigen seyn soll, müssen diese Folgen allerdings fortdauern, und der Mensch muß dort erndten, was er hier gesäet hat. Nur dürfte es mit den Folgen, die an dem gegenwärtigen Leibe haften, und lediglich in seiner jetzigen Beschaffenheit gegründet sind, eine Ausnahme leiden. Denn da dieser Leib im Tode zerstört wird, so müßte Gott durch ein Wunderwerk, wenn die schlimmen körperlichen Folgen der Laster in dem künftigen Leben fort-

fortdauern sollten, gerade einen solchen Leib, mit eben denselben Gebrechen, Schmerzen und Unvollkommenheiten schaffen, als ihn hier der Lasterhafte sich etwa durch Sünden zugezogen, hingegen, so bald der Körper, ohne etwas, was man eigentlich Schuld nennt, gebrechlich, schmerzensvoll und unvollkommen geworden, oder der Lasterhafte sich noch vor seinem Tode bekehrt hätte, so würde, statt des preßhaften, ein gesunder Leib geschaffen werden. Wie es nun hiermit auch beschaffen seyn mag, so würde der neue Leib immer eine neue Schöpfung seyn, und was aus ihm würde, wäre keine natürliche, sondern willkührliche Strafe oder Belohnung. Aber, sagt man, wenn nun die natürlichen Folgen der Sünde in einem künftigen Leben fortdauern, so giebt es ja wirklich unerläßliche Strafen? Hierauf läßt sich folgendes antworten: Unter diesen sich bis in ein künftiges Leben erstreckenden Folgen der Sünden wird ohne Zweifel die Gewohnheit und Fertigkeit im Sündigen, die Unordnung und Zerrüttung der lasterhaften Seele das ärgste seyn; aber wenn es möglich bleibt, (und falls der Mensch seine vernünftige moralische Natur behalten soll, muß es möglich bleiben,) daß er sich bessert, so wird er von dieser Unordnung und Krankheit genesen, und allmählig zu einer überwiegenden Glückseligkeit gelangen können. Freylich werden Spuren seiner langen Lasterhaftigkeit nachbleiben, und er wird auf dem Wege der Vollkommenheit nie so weit kommen, als wenn er nie, oder nicht so lange sich verirrt hätte; allein er wird sich doch nach und nach zu einem immer bessern Zustande erheben können, in welcher Besserheit wenn ihm sein Schöpfer, wie man von demselben hoffen darf, durch väterliche Züchtigungen, oder durch positive Strafen zu Hülfe kommen sollte; denn da diese nichts anders wirken können, als dem innern Gemüthszustande des Sünders angemessene Situationen, daß dadurch die empfindlichste, vollste und fruchtbarste Erkenntniß des Sündenübels befördert wird, so würden sie, außer der Warnung, die sie andern geben, eine wahre Arzney für den moralischen Kranken seyn. Vollends lehrt uns die Erfahrung, daß Gott das physische Uebel in der Welt, das nicht durch moralische Handlungen hervorgebracht worden, und das gewiß wenigstens die Hälfte der Uebel ausmacht, denen der Mensch unterworfen ist, einzuschränken, aufzuheben, ja sogar in Gutes zu verwandeln weiß; warum sollten wir denn nicht erwarten dürfen, daß er es mit jenem durch den menschlichen Willen verursachten Uebel, das doch mit dem bloß aus physischen Ursachen herrührenden durchaus von

eben

eben derselben Beschaffenheit ist, nicht eben so werde machen können und wollen? — Wegen gewisser mitleidenswürdigen Umstände des menschlichen Geschlechts, soll der Philosoph Erlassung der Strafen zu hoffen wagen? Allerdings hofft er das Erlassen; aber nicht um der mitleidenswürdigen Umstände willen, die der Verf. annimmt, nicht um einer ihm angeerbten, seine bessere Natur verschlimmernden, sittlichen Krankheit willen; sondern, weil nach seinem System jeder Sünder mitleidenswürdig, und zwar der verruchteste, entschlossenste Bösewicht, der Mörder vom Anfang und der Vater der Lügen, gerade der mitleidenswürdigste ist, weil er der unvollkommenste und unglückseligste ist. Hier hat der V. seine deterministischen Grundsätze ganz aus dem Gesicht verlohren. — Wie Gott die Erlassung der Strafen seiner Weisheit und Güte möglich, und andern moralischen Geschöpfen, denen er Strafexempel schuldig zu seyn scheint, unschädlich gemacht habe? In Ansehung der Gestraften selbst ist die Erlassung der göttlichen Weisheit und Güte nicht nur möglich, sondern gemäß, wenn die Strafe bey ihnen ihren Endzweck erreicht, und sie gebessert hat. Sollte es aber außer den Menschen noch andere moralische Geschöpfe geben, denen Strafexempel nöthig sind, so würde es dieser Weisheit und Güte ohne Zweifel gemäßer seyn, sie durch Androhung, und wenn diese nichts fruchtete, durch Vollziehung der ihnen nöthigen Strafen an ihnen selbst, ihren Sündigen Einhalt zu thun, als den größern Theil einer ganz verschiedenen Klasse von Geschöpfen darum Sünder werden lassen, und unaufhörlich, ohne Absicht sie selbst zu bessern, bloß darum peinigen, damit diese aufgeopferte Unglückliche andern glücklichern Geschöpfen zum Schreckbilde dienen. Ohnedem weiß der Philosoph, wenn ihm auch das Daseyn mehrerer Geister außer unsern wahrscheinlich seyn sollte, zu wenig von ihrer moralischen Natur, von der Beschaffenheit und dem Umfange ihrer Geisteskräfte, von den Gesetzen ihrer Empfindungs- und Denkart, als daß er es wagen könnte, zu bestimmen, ob und in wiefern Strafen an sündigen Menschen vollzogen, für diese höhern Geister lehrreich und heilsam seyn können. Vielleicht können sie sich von der Art, wie Menschen sündigen, und von dem, was sie bey ihren Strafen empfinden, so wenig einen Begriff machen, daß die an Menschen geübten Strafen keinen stärkern Eindruck auf sie machen dürften, als es auf unsere wilde und halsstarrige Jugend machen würde, wenn wir ihnen zur Warnung und Abschreckung ein Gespann wilder

und zügelloser Pferde, die wir zu dieser Absicht wild und zügellos machten, vor ihren Augen ohne Unterlaß karbatschen liessen. Die Vergleichung ist nicht so ganz unschicklich, da der V. selbst gesteht, daß die Sünde der Teufel von der Sünde Adams und seiner Nachkommen ganz verschieden, und bloß ein Irrthum des Verstandes gewesen sey, vermöge dessen sie Gott nicht für ihren Schöpfer und Oberherrn, sondern nur für primum inter pares, für den ersten in ihrer Klasse, angesehen haben. Wie widersinnig ist es nun, anzunehmen, daß Gott, um vor einem solchen Irrthum höhere Geister zu bewahren, niedrigere Geschöpfe, deren Sünden von ganz anderer Beschaffenheit sind, und aus einer andern Quelle entspringen, strafen wolle? und wie können überhaupt Strafen oder physische Uebel, wenn sie über andere verhängt werden, bey Menschen oder bey höhern Geistern Irrthümer des Verstandes verhindern, oder von Fehlschlüssen abschrecken? Sollten aber ja gegen speculativische Irrthümer Strafen nöthig, oder wirksam seyn: so war ja durch die Strafe der gefallenen Geister schon sattsam für Warnung und Abschreckung gesorgt worden, und warum sollte unsere arme Erde noch zu einer neuen Pflanzschule der schon ohnedem [illegible] Teufeln genugsam bevölkerten Hölle bestimmt werden? [illegible] die [illegible] währenden Strafen, die diesen aufrührischen [illegible] [illegible] worden, noch nicht Strafexempel für die [illegible] [illegible] und Tugend bestandene höhere Geister seyn? [illegible] mer, um sich in ihren guten Vorsätzen zu [illegible] [illegible] uren, neue Martern neuer Bösewichter zu sehen, [illegible] sie in der That noch auf den niedrigsten Stufen der [illegible] stehen, noch keinen Geschmack an der Tugend [illegible] [illegible] nicht aus Neigung zum Guten und aus [illegible] pter, sondern bloß aus niediger, knechtischer [illegible] gehorcht haben, denn Furcht ist [illegible] in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibt die Furcht aus. Wer aber nur durch Strafexempel vom Laster abgehalten wird, bey dem ist nicht die Liebe, sondern die Furcht das herrschende Principium; und eine Tugend, die sich lediglich durch Furcht erhält, hat so wenig Werth, daß, wenn sie auch fiele, darum nicht viel verlohren seyn dürfte, so wie man die Redlichkeit des Mannes nicht hochschätzen kann, der, um nicht in Gefahr zu stehen, ein Räuber und Mörder zu werden, dann und wann schreckliche Hinrichtungen solcher Bösewichter ansehen muß. So unwahrscheinlich und unpsychologisch nun auch diese Voraussetzung des V. ist, daß Gott, weil

es

er andern moralischen Geschöpfen Strafexempel schuldig ist, die sündigen Menschen strafen, und zwar, als ob er durch gewisse Verträge mit diesen seinen andern Geschöpfen, gebunden sey, ohne begnadigen zu können, strafen muß; so ist sie doch gleichsam die Axe, um welche sich in seinem Vertheidigungssystem alles dreht. In der That bezieht sich das wichtigste, was er über den Ursprung der Sünde, ihre ewigen Strafen, und die für dieselbe geleistete Genugthuung philosophirt, fast durchgängig auf diese von ihm imaginirte Verbindung der übrigen Geisterwelt mit unserer Erde und ihren vernünftigen Bewohnern. Wir haben uns also die Mühe nicht verdrießen lassen, diese Haupthypothese des Verf. zu prüfen, und wenn wir uns nicht irren, so ist sie in ihrer Wirklichkeit eben so unerwiesen, als nach philosophischen Vermuthungsgründen unerweislich. In der That hat sie wenig Vorzug vor der von Böldike in seinem Versuch einer neuen Theodicee vorgetragenen Vermuthung, als ob darum eine so große Anzahl der Einwohner unserer Erde verdammt würden, um den glücklichern Einwohnern der unzähligen Weltkörper, (wenn etwa nur an jeden solchen Weltkörper ein verdammtes menschliches Individuum zur nöthigen Augenweide ausgetheilet würde,) zum Kontrast ihrer Glückseeligkeit zu dienen, und durch ihr Elend jenen tugendhaften und vollkommenen Geistern einen höhern Genuß ihrer Freude zu verschaffen. Beyde Hypothesen sind gleich unpsychologisch, und haben insonderheit dies gegen sich, daß dabey eine solche moralische Beschaffenheit und Gesinnung der höhern Geister angenommen werden muß, wobey sie keine vollkommnere tugendhafte und liebenswürdige Geister seyn können.

Wir hatten uns auch noch vorgenommen, des V. Philosophie über die von ihm angenommene Zurechnung der Sünde Adams, wo uns insonderheit die, seinen deterministischen Grundsätzen so sehr widersprechende Annehmung eines doppelten Plans der Gottheit, eines nämlich, wenn Adam gehorsam und unsterblich blieb, und des andern, wenn er ungehorsam und sterblich ward, widersinnig vorkam, genauer zu beleuchten; aber wir müssen hier abbrechen, und glauben schon genug gesagt zu haben, um von dem ganzen Vertheidigungssysteme des V. urtheilen zu können, daß es sehr schlecht zusammenhänge, voller Inconsequenzien und Widersprüche sey. Indessen wenn wir von dem Ganzen so urtheilen müssen, so gestehen wir gern, daß der Verf. viele Nebenbetrachtungen eingestreuet hat, (und vielleicht

leiche erhören daher manche Inconsequenzien, weil der V. seine neuen Bemerkungen seinen alten Ideen nicht genugsam anzupassen sich Zeit gelassen,) die seinem scharfsinnigen Geiste Ehre machen, und sehr lesenswürdig sind.

Se.

Betrachtungen und Gebete über das wahre Christenthum, darinn des sel. Joh. Arndts Bücher vom wahren Christenthum zum Grunde gelegt, geändert, neu umgearbeitet und mit Zusätzen vermehrt sind. Von Jacob Friedrich Fedderſen, Prediger an der Domkirche St. Blasii zu Braunschweig. Dritter Theil. Frankfurt, bey Brönner. 1779. 1 Alph. ½ Bog. in gr 8.

Hiermit beschließt Hr. Fedderſen seinen umgearbeiteten Arndt. Es kommen in diesem dritten Theile die letzten Kapitel aus dem zweyten Buche des Arndtischen wahren Christenthums vor; als, über Gottes Eigenschaften; vom Lobe Gottes; von der christlichen Geduld und Trost in Trübsal; vom Tode und Auferstehung, u. s. w. Den Schluß machen einzelne Stellen aus den vier letzten Büchern des Arndtischen Werks, welche Hrn. F. vorzüglich wichtig und erbaulich geschienen haben. Die gute Absicht und den Fleiß des V. verkennen wir auch in diesem Theile keineswegs. Uebrigens haben wir schon bey Beurtheilung der beyden ersten Theile das Nöthige über die Einrichtung und den Werth dieser Arbeit erinnert.

Anreden an Personen vom Stande bey Privatbeichten und Communionen, von dem Verfasser und Herausgeber des Landpredigers. Nürnberg, in der Lochnerschen Buchhandlung. 1780. 8 Bogen in 8.

Drey Reden bey der Confirmation der Jugend, gehalten in der Katechismuskirche zu Budißin, von Christian Abraham Petri. Budißin und Leipzig, bey Deinzer. 1779. 4 Bog. in 8.

Pet.

Predigten über die Reden Jesu Christi am Kreuze, nebst zwoen andern von M. Friedrich Traugott Wettengel, Hofkaplan zu Graiz. Erlang, bey Schleich. 1779. 22 Bog. 8.

Der Verf. der ersten Anreden ist Hr. Georg Heinrich Lang, Superintendent zu Hohenaltheim; ein Geistlicher, der sich schon durch seinen Landprediger und andere Schriften, als einen geschickten und nachdenkenden Theologen bekannt gemacht hat. Auch diese Anreden haben uns gefallen; obwohl Rec. in Absicht einiger Dogmen, anders als der Verf. denkt. Wir empfehlen sie daher Predigern, die wegen eigner Armuth an Gedanken und Sachen solche Hülfsmittel suchen und nöthig haben. In der Vorrede bezeugt der V., daß er eben kein Freund von der Privatbeichte, und noch weniger von der Privatkommunion sey. Was er darüber sagt, ist völlig gegründet, und verdient immer mehrere Beherzigung. Es freuet uns, daß man doch nach gerade an mehrern Orten anfängt, freyer hierüber nachzudenken und zu reden. In einer angehängten Introductionspredigt erklärt sich der V. sehr richtig über das Amt eines Predigers, insofern er die Vergebung der Sünden ertheilen kann.

Hrn. Petris drey Konfirmationsreden sind zwar sonst ganz zweckmäßig eingerichtet, auch eindringend und rührend geschrieben; im übrigen zeichnen sie sich aber weder durch Bearbeitung der Sachen, noch durch die Schreibart, vor andern besonders aus.

Obgleich Hr. Wettengel in seiner Vorrede zur Vertheidigung seiner bekannt gemachten Predigten ausruft: „hat denn „nicht ein Prediger eben das Recht zu schreiben und öffentlich „zu lehren, welches ein andrer Studirter hat? Ist er nicht verpflichtet, sein von Gott empfangenes Pfund zum Besten seiner Gemeine auf alle Weise anzuwenden? u. s. w.“ — so glauben wir doch, daß er weder Anlage noch Beruf dazu habe, ein Schriftsteller zu werden. Wenigstens ist die vor uns liegende Probe so schlecht gerathen, daß wir ihm den wohlmeynenden Rath geben, künftig mit seinem Pfunde auf andere, seinen Kräften gemäßere Weise, zu wuchern. Der ziemlich rohen Dogmatik und schlechten Exegese, welche man in diesen Predigten antrifft, nicht einmal zu gedenken; so herrscht darinn so viel Weitschweifigkeit und leere Deklamation, daß man bey

Leſens ſehr bald müde wird. Man darf nur zum Beweiſe deſſen die Umſchreibung des erſten Wortes Jeſu am Kreuz: Vater, vergieb ihnen, u. ſ. w. leſen. Wie viel Dogmatik bringe er da hinein, woran damals der Erlöſer gewiß nicht gedacht hat! Und dergleichen weitſchweifige und übertriebene Erläuterungen kommen häufig vor. Wir halten es für unnöthig, ſolches mit mehrern Proben zu erweiſen.

Kg.

2. Rechtsgelahrheit.

Von dem Werthe der Gebaueriſchen Ausgabe der Inſtitutionen und Pandecten. Göttingen, bey Dieterich. 58 S. 8.

Ein Bürger in Leiden kam in ein öffentliches Auditorium, worinn diſputirt werden ſollte. Seiner Freunde einer fragte ihn, was er da mache? Der Bürger ſagte: ich möchte gern wiſſen, wer von den Diſputanten Recht hat. Aber wie könnt ihr das, da ihr kein Latein verſteht? fragte der andere. O das thut nichts zur Sache antwortete der Bürger; ich gebe nur Achtung, ob einer in Zorn geräth, lärmt, braun und blau wird, mit den Füßen ſtampft, u. dgl. dieſer hat gewöhnlich Unrecht. — Wir bitten unſere Leſer, die Recenſion der Gebaueriſchen Inſtitutionen und Pandecten im Anhange zu dem 25—36. Theile, 1ſte Abtheilung 278 u. f. S. mit den gegenwärtigen Bogen, die eine Widerlegung jener Recenſion ſeyn ſollen, zu vergleichen. Werden ſie dann finden, daß der Ton in unſerer Recenſion ruhig und anſtändig, der Tadel gemäßigt und beſcheiden iſt; in dieſen Bogen aber ein Ton herrſcht, der im höchſten Grade heftig und ungeſittet, kurz das Gegentheil deſſen iſt, den der Rec. beobachtete: ſo werden ſie, wofern ſie anders wie der Leidenſche Bürger denken, ſchon muthmaßen können, wer etwa Unrecht haben möchte. Wollen ſie dann weiter die Sache ſelbſt prüfen: ſo werden ſie auch leicht finden, wer von beyden Theilen ſeine Urtheile mit Gründen unterſtützt, und wer zu ärmlichen Behelfen, Sophismen und ſeynſollenden Bonsmots ſeine Zuflucht genommen habe; ſie werden finden, ob unſere Recen-

ſion

ſion ſchaal und muthwillig, wie ſie hier genannt wird, oder gründlich, beſcheiden und ernſthaft ſey; ſo werden endlich auch leicht merken, wer aus Ueberzeugung ſchreibe, und welcher hingegen zum Schreiben durch gewiſſe Urſachen bewogen ſeyn möchte.

56.

Praenotionum canonicarum libri quinque, quibus ſacri iuris atque univerſi ſtudii eccleſiaſtici principia et adminicula enucleantur. Exarabat *Ioannes Douiat*, Anteceſſorum Pariſienſium ac regiorum profeſſorum primicerius, eoque nomine comes. Editio nova. Recenſuit, notas adiecit atque praefatus eſt D. *Auguſtus Frider. Schott*, iuris Saxon. Prof. Ordin. in academia Lipſienſi — *Tomi Secundi pars altera.* Mitaviae, apud Hinzium. 1779. 360 S. und Regiſter. 8.

Damit vollendet Herr Prof. S. die neue Ausgabe der Douiatſchen Pränotionen, und liefert noch das fünfte Buch ſammt dem Anhange. Nebſt verſchiedenen guten litterariſchen Anmerkungen hat der H. S. 215. ein Supplement beygefügt, und die vornehmſten *Canoniſten*, welche noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts und in dieſem gelebt haben, ſammt ihren Schriften namhaft gemacht. Sie ſind: Benedictus Carpzov, Ioannes Brunnemann, Ioannes Strauch, Caſpar Ziegler, Henricus Link, Ioannes Schilter, Gerardus van Maſtricht, Chriſtianus Thomaſius, Zeger Bernardus van Eſpen, Ioannes Paul Kreſs, Ioannes Balthaſar Wernher, Ioannes Laurentius Fleiſcher, Iuſtus Henningius Boehmer, Ioannes Georgius Pertſch, Ioannes Rudolphus Engau, Ioannes Erneſtus Floercke, Ioannes Caſpar Barthel, Ioannes Petrus Gibert, Franciſcus Xaverius Zech, Gregorius Zahlwein, Petrus ab Oſterwald, Paulus Iosephus a Riegger. Der noch lebenden Canoniſten wollte der V. nicht gedenken. Zum Anhange hat Hr. S. keine Note gemacht, als S. 353, wo die Note * von dem Jeſuiterorden ſagt: extinctus fuit hic ordo a Clemente XIV. a. 1774. Daß das Douiatſche Werk nun

besonders in Ansehung der neuesten Litteratur viel brauchbarer sey, bedarf wohl unsers Erinnerns nicht.

Dr.

Von Tevenar Theorie der Beweise im Civilproceß. Magdeburg u. Leipz. 1780. 256 S. in 8.

Der V. dieser Abhandlung ist unsern Lesern schon aus seinem Versuche über die Rechtsgelahrheit als ein Mann bekannt, welcher in seinen Schriften gesunde Philosophie mit der Rechtswissenschaft glücklich verbindet, und diese durch jene aufzuklären und zu läutern, sehr bemüht ist. Eine Probe seiner vorzüglichen Talente in diesem Fache giebt er uns hier an einer Lehre, welche durch fremde Rechte und Glossatoren sehr mißhandelt worden, und vorzüglich eine philosophische Behandlung annimmt, und verdient. In der kurzen vorangehenden Einleitung erzählt er die Geschichte dieser Lehre, und zeigt die Fehler derer, welche bisher diese Lehren abgehandelt haben; besonders wird das gewöhnliche Reitpferd, Mascard, sehr heruntergewürdigt; wir hätten nur gewünscht, daß unser V. die vortreffliche Canzische Abhandlung, de probabilitate iuridica, in welcher die Lehre von Beweisen und Vermuthungen mit philosophischem Scharfsinn abgehandelt wird, von dem allgemeinen Tadel ausgenommen, und hie und da benutzt hätte.

Die Abhandlung selbst verdient es in aller Rücksicht, daß wir unsere Leser mit deren Inhalte genauer bekannt machen, da sie zwar öfters auf die preußischen Rechte sich beziehet; aber theils diese auch andern Rechtsgelehrten merkwürdig sind, theils mit ihnen immer die gemeinen Rechte und vortrefflichen Vorschläge zu Verbesserung des Verfahrens bey dem Beweise verbunden werden. Der erste Abschnitt: Sätze, Gegensätze und Einwendungen, die erwiesen werden, zerfällt in vier Kapitel. Der Begriff eines Satzes ist zu sehr eingeschränkt, wenn er als eine Behauptung beschrieben wird, welche Rechte und Verbindlichkeiten zuwege bringt; vielleicht würde richtiger eine Behauptung genannt, welche auf Rechte und Verbindlichkeiten einige Beziehung hat. Im 1sten Cap. Eintheilung der Sätze, welche erwiesen werden, wird ganz richtig die Eintheilung in bejahende und verneinende Sätze als unbedeutend erklärt, und dafür der sicherere Grundsatz aufgestellt, daß Thatsachen, wirkliche Begebenheiten und Eigenschaften

schaften einer Sache, ungewöhnliche Verhältnisse nicht vermuthet werden, sondern von dem, der sie behauptet, erwiesen werden müssen. Zugleich werden gute Vorsichtsregeln für die, welche Handlungen eingehen, und für die Gesetzgeber angezeiget, um Streitigkeiten, welche durch Beweisführung gehoben werden müssen, zu verhüten. Die Entscheidung der im 2ten Cap. aufgeworfenen Frage: Wer den Beweis führen müsse? ergiebt sich aus dem vorigen; und der Satz, daß nur der Kläger, nicht der Beklagte erweisen müsse, wird verworfen; die Lehre von Vermuthungen, ihre Eintheilung in simple, (hominis,) und gesetzmäßige, (iuris,) wird gründlich ausgeführt, und gezeigt, daß jene den Beweis unterstützen, diese vom Beweise befreyen; daß bey jenem Scharfsinn und Sachenkenntniß mehr, als Mascardus und Menochius helfen. Im 3ten Cap. Was erwiesen werden muß, wird gezeigt, daß alles auf einer deutlichen Uebersicht der Klage und Einwendungen, auf einer richtigen Bestimmung der Streitfrage, des einfachen Satzes, worauf die ganze Sache ankömmt, auf einer gründlichen Kenntniß der Geschäffte und geltenden Rechte beruhe; es wird der sehr gute Rath gegeben, daß der Richter den Umriß des Beweises nicht zu enge ziehe, und ihn weder auf besondere Umstände der Behauptung, noch auf gewisse Rechtsmittel einschränke; daß er aber immer im Allgemeinen den Beweispunct bestimme, und nicht den Partheien überlasse, was sie beweisen wollen; sehr richtig wird der Gegenbeweis vom Beweise der Einwendungen unterschieden. Das 4te Cap. von Rechtsmitteln gegen das Erkenntniß auf Beweis, und von der Instruction dieser Rechtsmittel, enthält allein Preußische Rechte.

Im 2ten Abschn. Beweis- und Gegenbeweisgründe, werden diese in Gründe der Vernunft und Gründe der Erfahrung abgetheilt. Jene sind die Vermuthungen; diese Augenschein, Geständniß, Eide, Zeugnisse und Schriften; von welchen in 5 folgenden Cap. gehandelt wird. Durch Augenschein, oder eine davon gemachte Zeichnung oder Beschreibung, können körperliche Dinge am zuverläßigsten beurtheilt werden. Geständniß wird Cap. 2. beschrieben, als die Abbildung, so die Personen, die das Geschäfft angeht, von einer geschehenen oder nicht geschehenen Sache, von einer einseitigen, erlaubten oder unerlaubten Handlung, die sie beschlossen, vorgenommen, unterlassen, oder nicht beschlossen, vorgenommen, unterlassen haben, von einem

Vertrage, den sie eingegangen oder nicht eingegangen haben, von einer Naturbegebenheit, die sie betroffen hat, machen; diese Beschreibung scheint zu sehr gekünstelt und unrichtig; nicht jede Abbildung u. s. f. ist Geständniß, sondern dieses ist Einstimmung in einen Satz, welchen mein Gegner zu meinem Nachtheil benutzt. Geständniß bey der Einlassung auf die Klage, oder bey Beantwortung der Einwendungen, ist nicht Beweismittel, sondern befreyet vom Beweis. Genau wird vom ausdrücklichen, mündlichen und schriftlichen, vom stillschweigenden, bestimmten, unbestimmten, verstellten, unverstellten, freywilligen, gezwungenen, relativen, bedingt und unbedingten Geständniß gehandelt; in wiefern Geständniß eine weise, kann durch allgemeine Regeln nicht bestimmt werden, und selbst die Eintheilung in gerichtliches und außergerichtliches entscheidet nichts; sondern es kömmt auf die Personen, welche es ablegen oder hören, Gelegenheit, Umstände, Endzweck und Gegenstände an. Um durch Geständniß andere kostbare Beweismittel zu ersparen, soll jeder Proceß ohne Advokaten instruirt, und die Parthien vom Richter selbst vernommen werden. Daß der V. S. 80. dem Geständnisse eines Minderjährigen keine oder wenige Beweiskraft zuschreibt, können wir nicht billigen; und auch dieses nicht ganz, daß bey einem eingeschränkten Geständnisse nicht der Gestehende die Einschränkung, sondern der andere seine uneingeschränkte Behauptung erweisen müsse. Im 3ten Cap. vom Beweise durch Eid, wird die Eidesformel vorgeschlagen, daß wir vor dem Angesichte des allwissenden und allgegenwärtigen Gottes schwören, daß die Sache so, wie wir behaupten, beschaffen sey, und sich zugetragen, oder nicht zugetragen habe; so wahr wir wünschen seelig zu werden, und auf dieser Welt die Strafe des Meineids nicht zu erfahren. Ein Eid über glauben oder nicht glauben, sollte nur statt finden, wenn wir die Wirklichkeit aus gewissen Gründen und Verhältnissen behaupten können; aber in Sachen, von welchen wir weder Wissenschaft noch Erfahrung haben, nur über Nichtwissen. Vom Eide einer Gemeine S. 99. Wann Reinigungs- oder Erfüllungseid statt habe, kann durch keine Regel bestimmt werden; die Römischen Sätze und Distinctionen bey dem Iuramento in litem werden weggelassen, und andere auf der Vernunft beruhende Regeln davor aufgestellt; er ist eigentlich ein Erfüllungseid über den Werth. Zeugnisse sind nach dem 4ten Cap. Abbildungen, welche Personen, die das Geschäfft oder der Streit eigentlich nicht an-

gehe,

geht, von einer Begebenheit, oder von der Beſchaffenheit einer Sache, die ſie erfahren haben, machen. Die Tüchtigkeit und Erforderniſſe der Zeugen werden theils überhaupt nach Alter, Verſtandeskräften und Rechtſchaffenheit ſo genau als möglich beſtimmt; es können aber nach dem V. keine allgemeinen Regeln gegeben werden, theils in Rückſicht der beſondern Verhältniſſe des Zeugens, ſeines Vortheils oder Nachtheils, ſeiner Verbindung mit der Sache oder den ſtreitenden Partheien. Mit Recht wird gegen Maſcard behauptet, daß der, welcher keine Hände hat, tüchtiger Zeuge ſeyn könne, wenn er gleich den Eid nicht auf die gewöhnliche Art ablegen kann. Schriften ſind nach Cap. 5. Abbildungen einer Sache durch Buchſtaben; Rechnungen ſind Abbildungen vom Verhältniß einer Sache durch Zahlen. Urkunden in Rechtsſachen ſind Schriften, wodurch Handlungen, Verhältniſſe, Rechte und Verbindlichkeiten beſtimmt und erwieſen werden. Eine richtige Beobachtung iſt es, daß Schriften in den wenigſten Fällen urſprüngliche, für ſich beſtehende Beweismittel, ſondern nur Darſtellungen und Beweiſe von andern Beweisgründen ſeyen, weil ſie meiſtens Geſtändniſſe oder Zeugniſſe anderer enthalten; nur in ſo weit einer eine einſeitige Entſchließung faßt, und ſeinen Willen ſelbſt zu Papiere bringt, oder die Contrahenten einen ſchriftlichen Vertrag errichten, kann die Schrift als ein urſprüngliches Beweismittel angeſehen werden. Sehr gut wird von relativen, und ſolchen Schriften, in welchen nur beyläufig einer Sache erwähnt wird, von öffentlichen Urkunden und deren verſchiedenen Gattungen gehandelt; ſie werden ſolche allein durch die Aufnahme einer öffentlichen Perſon; nicht immer machen ſie einen völligen Beweis. Dem Geſetzgeber wird Sorgfalt, öffentlichen Glauben und Treue zu halten, und Strenge gegen Verfälſcher der Urkunden, falſche Zeugen und Meineidige, empfohlen, welches von weit größerm Nutzen iſt, als die Beweisführungen durch unzählige beſondere Regeln und Ausnahmen ſubtiliſiren.

Dritter Abſchn. **Vom Maaßſtabe der Beweiſe, von der Eintheilung der Beweiſe und Gegenbeweiſe.** Die Wahrheit in Rechtsſachen iſt, in Anſehung der Gründe, worauf ſie beruht, eine unausgedehnte veränderliche Größe, die nach den einzelnen Theilen, nach den Gründen der Vernunft und den Gründen der Erfahrung, nach den Empfindungen, Beobachtungen, Geſtändniſſen und Zeugniſſen, worauf ſolche

gegründet sind, beurtheilt und ausgemessen werden muß; die Gerechtigkeit borget von der Vernunft und Philosophie die Wagschale, und wieget Geständnisse und Zeugnisse ab; Hier wird von vollständigen und unvollständigen, einfachen und zusammengesetzten, natürlichen und künstlichen, förmlichen und summarischen Beweisen oder Bescheinigungen gehandelt; nicht immer ists richtig, daß Geständniß oder zwey Zeugen völlig erweisen; man muß zuvor die Art jener, und die Glaubwürdigkeit dieser untersuchen.

Vierter Abschn. Antretung der Beweise, Bescheinigungen, Gegenbeweise, Gegenbescheinigungen. Wenn vom Richter bestimmt worden, was und von wem zu erweisen sey, so muß der Beweis und Gegenbeweis angetreten, die Beweismittel zu Ueberzeugung des Gegentheils und Richters vorgelegt, die noch fehlende Beweisstücke angezeigt, und dahin angetragen werden, daß sie aus der Dunkelheit hervorgezogen werden. Dieß wird in zwo Abtheilungen ausgeführt. 1ste Abth. von der Beweisführung in erster Instanz. Cap. 1. von der Beweisführung in erster Instanz, wenn noch nicht auf Beweis erkannt worden, und der Beweis mit der Klage, oder mit der Einlassung verbunden wird. Beweis zum ewigen Gedächtniß ist nur in ungezweifelten Nothfällen zu verstatten. Von jeder Gattung der Beweise wird geführt, wenn sie, da sie nicht erkannt worden, angetreten den können; die Herausgabe der von andern besessenen Urnden muß mehr aus dem gesunden Verstande und den Vernissen der Sache, als aus Meinungen und Vorurtheilen Rechtsgelehrten entschieden, die Regel aber, daß nur Kläger, und nicht Beklagter dazu verbunden seyn, muß ganz verworfen werden. Im 2ten Cap. Von der Beweisantretung, wenn auf Beweis erkannt worden, wird theils die Art, wie jede Beweisgattung geführt werden muß, theils die Nothwendigkeit der Antretung des Beweises in der Beweisfrist gezeigt; daß diese höchstens 4 Wochen betrage, und keine weitere Beweisfristen gestattet werden, ist nur von Preußischen Landen zu verstehen; die Zuschiebung des Eides ist nach dem B. auch bey dem Verfahren über den Beweis noch erlaubt. Wie die Beweisartikel abgefaßt und in Ordnung gestellet werden sollen, läßt sich nicht aus Regeln lernen; sondern muß jedem seine eigene Vernunft sagen. Cap. 3. Von der Antretung des Beweises der Einwendungen und des Gegenbeweises. Der letztere findet in allen Proceßarten, auch gegen den

den Beweis der Einwendungen statt; der Beweis darf aber nur über diejenige Einwendungen geführt werden, welche bey der Kriegsbefestigung vorgekommen sind. Nach dem 4ten Cap. wie es mit der Beweisantretung zu halten, wenn gegen das Erkenntniß auf Beweis Rechtsmittel eingewandt werden, ruht das Fatale so lange, bis ein rechtskräftiges Erkenntniß vorhanden ist; einige Abweichungen der Preussischen Gesetze werden bemerkt. Cap. 5. Von der Versäumung der Beweis- und Gegenbeweisantretung, der Präclusion und Wiedereinsetzung in vorigen Stand. Dieses letztere sollten wir nicht mehr haben, da wir kein ius civile strictedictum, keine praetores, keine restitutionem praetoriam mehr haben; man sollte viel einfacher zu Werke gehen, und im Gesetze nur die Fälle bestimmen, wo die Verabsäumung des Fatale unschädlich wäre. Cap. 6. Von Aenderung des Beweises und Gegenbeweises. Vor Ablauf des Termins ist sie immer erlaubt; nachher nicht, außer wenn neue Beweisthümer erst nachher zu des Beweisthümers Wissenschaft gelangt sind, und er dieses eidlich bestärken kann. Der Inhalt der 2ten Abth. Von der Antretung eines neuen Beweises oder Gegenbeweises in der Appellationsinstanz, ist hauptsächlich dieser, daß nach dem Reichsproceß beyde Theile in der zweyten Instanz neue Einwendungen machen, neue Beweise führen, u was sie in ersterer Instanz vergessen, nachholen dürfen, b Preußischen Gesetze aber hier mehrere Einschränkungen gem[illegible] haben.

Der 5te Abschn. handelt von den Einwendungen gegen die Zuverläßigkeit der Beweismittel, und von der Aufnahme der Beweise und Gegenbeweise. Vor allen Dingen untersucht der Gegentheil, ob die Beweismittel unzuläßig seyen, und ob ihm dagegen Einwendungen zustehen? Die Aufnahme des Beweises ist mehr das Geschäfft des Richters, als der Parthie; jener muß, was nach der Lage der Sachen geschehen soll, veranlassen, ohne zu warten, daß er immer von den Parthien aufgefordert werde, auch nicht eher ruhen, als bis er jedes Beweismittel zu der Reife gebracht hat, daß darüber hauptsächlich erkannt werden kann. Sehr gut wird ausgeführt, in welcher Ordnung der Richter zu verfahren habe, wenn über Klage und Einwendungen Beweis und Gegenbeweis geführt, wenn besonders von einem Theile Eideszuschiebung gebraucht worden, und wie der Richter bey jeder Gattung den Beweis aufzunehmen habe. Bey Ablegung des Eides

ſollten das Aufheben der zween vordern und Einſchlagen der drey hintern Finger, und das Auflegen der Finger auf die Bruſt abgeſchafft werden, weil des Volks Aberglaube damit unterhalten wird, als ob man durch eine gewiſſe Richtung der Finger die Folgen eines falſchen Eides abwenden, und den Teufel von ſich ſchwören könnte. In ſummariſchen Sachen ſind über den Beweis durch Zeugen Artikel nicht unumgänglich nothwendig. Der Diſſeſſionseid muß, wie oben vom Eide überhaupt angeführt worden, von dem der die Schrift nicht geſchrieben, bald über Nichtglauben, bald über Nichtwiſſen geſchworen werden. Einwendungen gegen die Beweiskraft einer Schrift kommen nicht bey der Recognition, ſondern erſt bey dem Verfahren über den Beweis vor; bey öffentlichen Urkunden iſt nicht von Recognition und Diſſeſſion die Rede, aber Einwendungen gegen die Aechtheit, Glaubwürdigkeit und Beweiskraft werden zugelaſſen.

Im 6ten Abſch. **Vom Verfahren über Beweis und Gegenbeweis** werden die Vorträge hierüber meiſtentheils unnütz, und als kein weſentliches Stück des Proceſſes erklärt; mit den Deductionsſchriften ſollte immer die Widerlegung des Gegneriſchen Beweiſes verbunden werden.

Der 7te Abſchn. handelt **von Beurtheilung der Beweiſe, von dem Erkenntniß über Beweis, und von den Rechtsmitteln gegen dieſes Erkenntniß.** Scharfſinn und Beobachtung ſind hier immer mehr als Regeln.

Sehr gern würden wir unſern Leſern etwas von dem am Ende angehängten kurzen Ideal einer guten Juſtizverfaſſung etwas vorlegen, wenn uns nicht der Raum unſerer Blätter zu ſehr einſchränkte; wir hoffen, unſere Leſer werden von ſelbſt begierig ſeyn, die Gedanken und Beobachtungen unſers V. hierüber zu leſen. Unſere Aufmerkſamkeit hat beſonders die Ausführung lit. f., nach welcher der Geſetzgeber niemals ſelbſt das Richteramt übernehmen ſolle, an ſich gezogen.

Die deutliche Aufklärung vieler Sätze durch treffende und zum Theil allgemein bekannte Fälle, z. B. des Admiral Keppels, die reine juriſtiſche Sprache unſers V. erhöhen noch mehr den Werth dieſer Abhandlung.

Im.

Frid.

Frid. Nath. Volcmar, Legum Doctoris Viadrini, Variorum, quae ad leges Romuleas et magistratus pertinent, liber singularis. Vratislaviae, 1779. apud Korn. 86 pagg. 8.

Dem Rec. ist es eine wahre Freude, wieder einmal einen Mann kennen zu lernen, der das in Deutschland fast ganz vergessene Studium der Römischen Rechtsalterthümer liebt und treibt. Die gegenwärtige Schrift beschäftiget sich zwar mit keinem Gegenstande von großer Wichtigkeit; aber wir hoffen, der Verf. wird auch in Zukunft wichtigere Materien bearbeiten, und nach den Kenntnissen, die er hier zeigt, gut bearbeiten. Nämlich Marlian hat in seiner Topograph. urb. Rom. eine angebliche alte Tafel bekannt gemacht, auf der 15 seyn sollende Gesetze vom Romulus stehen. Einige haben diese Gesetze als ächt angenommen. Andere aber haben sie für das Werk eines unwissenden Betrügers erklärt. Zu den letztern gehört d'Arnaud in s. var. coniectur. L. 1. c. 3. Unser V. glaubt auch, daß die Tafel untergeschoben sey; aber daß Arnaud's Argumente, womit er dieß beweisen will, nichts taugten. Diese sind nämlich erstlich: das erste Gesetz auf der Tafel heiße: ne quid inaugurato faciunto. Der Verfertiger der Tafel habe sich also eingebildet, inaugurato heiße so viel als non augurato, und dieß sey falsch, verrathe eine sehr große Unwissenheit in der Sprache. Fürs andere sage das fünfte Gesetz der Tafel: Populus magistratus creanto. Dieß streite mit der Geschichte. Unter den römischen Königen seyen keine magistratus in Rom gewesen; und gesetzt, es sey das Gegentheil, so seyen sie doch nicht vom Volke, sondern von den Königen erwählt worden. Gegen diese Beweise streitet nun unser V., und zeigt mit vielen (nur allzuvielen) Beyspielen, daß die Partikel in im Lateinischen oft eine Negation sey; woraus er denn schließt, zu Romulus Zeiten könne inaugurato wohl soviel, als non augurato geheißen haben; ob es gleich richtig sey, daß zu Cicero's Zeit inaugurato nichts anders als augurato bedeute. Alsdann beweist er, daß Rom allerdings zu der Könige Zeiten magistratus gehabt, und daß das Volk sie erwählt habe. Strenge Beweise muß man in solchen Materien nicht erwarten, und die findet man auch hier nicht. Aber wahrscheinlich hat freylich der V. seine Meynung gemacht. Einigemal konnten wir seiner Meinung nicht seyn. Das erstemal,

mal, wenn er S. 29. die Worte des Tacitus (Ann. VI. 11.) profectis domo regibus ac mox magistratibus, so erklärt: profectis regibus et magistratibus eos mox sequi solitis. Tacitus scheint vielmehr mit den Worten et mox magistratibus auf die Zeiten der freyen Republik zu deuten. Das zweytemal sind wir nicht mit dem Verf. einerley Meinung S. 39, wo er zugiebt, zur Zeit der Diktatur hätten alle obrigkeitliche Personen ihre Aemter niedergelegt. *Liv.* III. 28. IV. 27 V. 48 und 49. *Pighius* in annal. T. I. Lib. 3. p. 227. und *Rivinus* in diss. de dictator. romanor. C. 3. §. 10. zeigen das Gegentheil deutlich. Noch etwas muß Rec. erinnern, daß ihm schon lange auf dem Herzen gelegen hat. Vormals war es gewöhnlich, daß man den Großen und Gönnern, denen man ein Buch zueignete, die übertriebenste Lobsprüche und Schmeicheleyen in die Augen sagte; kurz, daß man ihnen, mit Wernicke und Lessing zu reden, nicht räucherte, sondern das Rauchfaß um den Kopf schwang. Seit einiger Zeit scheint man die Unschicklichkeit dieses Dinges eingesehen zu haben. Doch fällt noch zuweilen ein Autor, besonders in lateinischen Dedicationen, in die alte Unart; der gegenwärtige Verf. zum Exempel. Quae enim tanta, sagt er in seiner Zueignungsschrift, potest existere ubertas ingenii, quae tanta dicendi copia, quod tam divinum atque incredibile genus orationis, quo quisquam possit Tua in me ac in omnes, qui bonas litteras profitentur, in rem nostram publicam universa promerita non dicam complectiorando, sed percensere numerando? Quae cui literae debeant immensum quiddam et infinitum est; per quem liberales omnes doctrinae immortalitatem quandam esse adeptae videntur. Vir incomparabilis, in quo virtutes omnes simul vigent, quae singulae in omnibus praedicantur, ꝛc. Und endlich die längst verbrauchte Clausel: Serus in coelum redeas! ꝛc. Der große Minister, an den die Dedication gerichtet ist, kann an solchem Phraseologienlob ohnmöglich Wohlgefallen haben.

Ck.

Io. Henrici de Selchow elementa iuris romani publici et privati antelustinianei. Editio II. emendata. Gottingae, impensis vid. Vandenhoeck, 1778. 534 Seiten, in gr. 8.

Die

Die erste Ausgabe dieses Buchs kam im Jahr 1757. unter dem Titel: elementa antiquitatum iuris romani publici et privati heraus. Außer dem Register, hier und da eines Allegates, und eines kleinen Zusatzes, ist in dieser Edition nichts vermehrt worden. Der Hr. Verf. schreibt dieses in der Vorrede der moles negotiorum zu, qua oppressus est. Allein da die Collegen des Hrn. Verf. die Herren Böhmer und Pütter doch mit einer eben so großen moles opprimirt sind, und gleichwohl die neuen Ausgaben ihrer Compendien jedesmal ansehnlich verbessern: so muß jene moles wohl nicht die einzige Ursache seyn, daß Hr. von S. es nicht thut. Er gleicht in der That seit einiger Zeit einem Vater, der Kinder mit guten Anlagen zeugt; sich aber hernach um ihre Ausbildung wenig bekümmert. Und gleichwohl wäre doch an diesem Compendium, dünkt uns, manches zu verbessern gewesen. Rec. will, um dies zu beweisen, nur die ersten Bogen durchgehen, und sagen, was er darinn vermißt — ob er gleich riskirt, daß ihn Hr. von S. wie er neulich dem Recensenten seines deutschen Rechtes gethan hat, auch *personatum homuncionem* nennen werde.

S. 2. daß das römische Volk in tribus, und die tribus in Curien sollen vertheilt, die Eintheilung in curias also eine Unterabtheilung von der Eintheilung in tribus gewesen sey, ist wohl nicht wahrscheinlich, wie Schwarz in seinen Anmerkungen über Nieuport S. 32, und Arnaud var. coniect. lib. 2 cap. 8 zeigen.

Ebendaselbst. Die Eintheilung in tribus war zuletzt wieder eine Eintheilung des Volkes, nicht der Stadt; genetisch nicht topisch. Dies hat der Hr. Verf. nicht bemerkt; ob es gleich, dünkt uns, vorzüglich bemerkenswerth war. Ueberhaupt will uns das, was hier von den tribus gesagt ist, kein Genüge thun, und es scheint noch Niemand die Sache recht lichtvoll vorgetragen zu haben. In der Geschichte der römischen tribus müssen drey Perioden unterschieden werden. Romulus theilte das Volk in drey tribus ab, Ramnensium, Tatiensium und Lucerum. Die Ursache war ohne Zweifel, um bequemer die Steuer zu erheben, und die Rekruten ausnehmen zu können. Dies ist die erste Periode. Die zweyte fängt sich mit Servius Tullius an. Dieser theilte die Stadt und den ager romanus in gewisse Quartiere ein. Die Quartiere der Stadt hießen tribus urbanae, des Landes rusticae. Nun diente die Eintheilung dazu, um jeden Bürger desto leichter zu finden

finden, und hatte überhaupt den Nutzen, den noch heutiges Tages die Eintheilung großer Städte in Quartiere hat. Was Hr. von S. hier vom foro reiſitae ſagt, verſtehen wir nicht recht. Servius beſtellte curatores tribuum; aber daß ſie die Gerichtsbarkeit in jeder Tribus gehabt hätten, ſagt kein alter Autor. Wieviel Tribus übrigens Servius auf dem Lande machte, iſt ungewiß. In der dritten Periode, deren Anfang aber auch ungewiß iſt, fiengen die Tribus wieder an, Eintheilungen des Volkes zu ſeyn. Man theilte das Volk in 35 Tribus, 4 urbanas und 31 ruſticas, ohne Rückſicht auf ihren Wohnort ein. Sigonius glaubt, daß anfangs die reichſten und angeſehenſten Bürger, wegen der damaligen großen Verehrung des Landbaues und Landlebens unter der Hand ſich in tribus ruſticas hätten einſchreiben laſſen, wenn ſie auch in der Stadt wohnten, und auf dieſe Art es zur Mode geworden ſey, daß Tribus und Wohnung nicht mehr von einander abhängig waren. Ausgemacht iſt, daß die Cenſoren, welche im Jahr 311 beſtellt wurden, nach Gefallen, ohne Rückſicht auf Wohnung, die Bürger in Tribus ſetzten, und daß von der Zeit an, da Fabius Maximus im Jahr 449 den niedrigſten Pöbel in die 4 tribus urbanas ſchrieb, Niemand von Anſehen mehr darinn ſeyn wollte. Aber was hatte nun die Eintheilung in Tribus für Nutzen? Sie diente noch immer einigermaſſen dazu, jeden Bürger leichter zu finden; auch bey dem delectus militari war ſie nützlich; ihren Hauptnutzen aber hatte ſie in den Comitien.

S. 3. §. 5. ſteht: ipſae quidem tribus vel *urbanae* erant vel *ruſticae*. Et initio quidem par erat fere utrarumque ratio, cum γενικαὶ eſſent non τοπικαὶ. Dies ſcheint uns ein Irrthum. Denn in der erſten Periode, als die Tribus noch γενικαὶ waren, wußte man von der Eintheilung in urbanas & ruſticas nichts.

S. 4. §. 8. Daß die Geſetze, welche in den comitiis centuriatis gemacht wurden, in eigentlichem Verſtande *leges* geheißen haben, wie hier ſteht, hat Ernesti und Bach, wie wir glauben, hinlänglich widerlegt.

S. 5. §. 11. Den Urſprung des Senates erzählt Livius ganz anders als Dionyſius. Man kann alſo nicht ſagen: eodem modo narrat Livius, (quo Dionyſius,) wie es hier heißt.

S. 6. Von den patriciis maiorum und minorum gentium iſt hier nichts geſagt, als: praecipue autem patriciorum adpellatio iis haeſit, qui e familiis aliqua earum ſenatorum,

torum, quos Romulus et Tarquinius legerant, descenderent.

S. 7. Daß die Bürger, welche nicht Senatoren und nicht Ritter waren, *plebeii* geheißen, kann man wohl nicht sagen. *De plebe* waren sie, aber nicht *plebeii*. Octavianus Gentilius, dessen Buch de patriciis Hr. von S. zwar anführt, aber schwehrlich gebraucht hat, zeigt dieses sehr gut.

S. 8. hätte verdient angeführt zu werden, daß in den neueren Zeiten auch die Plebejer Patronen seyn konnten.

S. 13. Des d'Arnaud Meinung, daß zu der Könige Zeiten das Volk kein Recht die Magistratus zu wählen gehabt habe, ist schon von mehreren, und erst vor kurzem von Volcmar in seinen variis, quae ad leges romuleas pertinent, mit Recht verworfen worden.

S. 14. Daß alle Magistratus abgedankt haben, wenn ein Diktator erwählt war, läßt sich wohl nicht behaupten.

S. 15. Was hier steht: tribuni consularem potestatem sub iugum tribunicium miserunt, und S. 16. Senatus inventis contra furores tribunicios armis tutus, dum lubebat plebem eluſit: wird mancher nicht zu reimen wissen. Denn wie konnten die Tribunen den Senat unter das Joch bringen, wenn er ein Mittel hatte, sie zu eludiren, so oft er wollte.

S. 19. Der Prätor wurde nicht gleich anfangs Urbanus genennt, wie hier gesagt wird. Dieses Beywort kam nicht eher auf, als bis der peregrinus Praetor bestellt wurde.

S. 30. steht fundata dominatione imperatores de mutanda reip. forma solliciti, sensim perque varias artes illud egerunt, ut emortua penitus pristina libertate, omnia ad ipsorum arbitrium componerentur; quod, quibus gradibus peractum fecerit, *e singulis tractationis nostrae argumentis adparebit.* Dies letzte können wir unmöglich zugeben. Die Sache also hätte hier ausgeführt werden sollen.

S. 65. Hier steht von Middleton's Meinung, die Senatoren seyen vom Volk erwählt worden, nicht eine Sylbe.

S. 39. Wenn der Plebs zuerst in den Senat gekommen sey, ist hier nicht untersucht. Und der Satz: cum si legatur aliquis in Senatum, eo ipso posteri eius patricii fiant, ist offenbar falsch. Kurz, diese ganze Materie hat der Verf. (welches wir mit aller seinem Genie schuldigen Hochachtung sagen) nicht überdacht.

S. 40. Nicht alle Magistratus kamen wohl in den Senat, wie hier steht: die unter dem Quästor waren, hatten dieses

Recht

Recht nicht. Nicht statim ex magistratu wurde einer unter die Senatoren erwählt; sondern erst bey der nächstfolgenden Rathswahl. Daß die Sacerdotes in den Senat gekommen seyn, wie die neue Anmerkung sagt, steht in der angeführten Stelle des Livius 27, 6. nicht. Im 8. Capitel aber steht, daß der Flamen Dialis hinein gekommen.

S. 43. ist ein deutlicher Widerspruch. Oben steht: nur die Tribunen des Plebs hätten das Recht gehabt, im Senat zu votiren, (non omnes magistratus, sed tribuni plebis tantum) und unten: reliquis autem magistratibus ius in senatu sententiam dicendi competebat.

S. 47. wird die Discession bey den Rathsversammlungen, nach unsrer Einsicht, weder deutlich noch richtig erklärt. Da man in andern Büchern eben so wenig Licht findet: so wollen wir hier die Sache kurz erklären. Wenn die Stimmen der Senatoren alle durch gefragt waren, und jeder votiret hatte, so sagte der Consul die verschiedene Meinungen laut her, und nennte bey jeder den Autor, das heißt den Senator, der sie zuerst oder am gründlichsten vorgetragen hatte. Alsdann ließ er über die erste derselben die Discession vornehmen. Nämlich die Senatoren, welche dieser Meinung zugethan waren, traten auf die eine Seite, wo ihr Autor stand, die Gegner auf die andere; giengen die meiste Senatoren auf jene Seite: so hatte diese Meinung gewonnen. und der Aktus war zu Ende. Traten aber die meisten auf die andere Seite: so geschah die zweyte Discession. Der Consul rief die zweyte Meinung auf; ihre Vertheidiger giengen alsdann auf die Seite, wo der Autor stand, die Gegner auf eine andere, und so weiter. Kurz die Discession wurde so oft wiederholt, bis eine Meinung bey der Discession die meiste Stimmen erhielt. Wenn die dem Senat vorgelegte Sache so klar war, daß an der Einwilligung der Senatoren nicht zu zweifeln stand, so wurden die Stimmen gar nicht gefragt, sondern sogleich, nach geschehener Relation, die Discession vorgenommen, und dies hieß Senatusconsultum per discessionem.

S. 52. Das Senatusconsultum tacitum und extremum war schwerlich einerley, wie hier mit dem angeführten Chladenius behauptet wird.

S. 53 ist die Beschaffenheit und das Ansehen der Rathsverordnungen unter den Kaisern nicht hinlänglich erklärt. Curtius de senatu romano ist nicht einmal angeführt

S. 56

S. 56. Was hier von der doppelten Art der Ritter gesagt ist, ist so verworren, daß es keinen Menschen belehren kann. Wir wollen unsre Meinung sagen. In den ältesten Zeiten waren Ritter und Reuterey, equites und equitatus einerley. Aber in den neuern Zeiten ändert sich die Verfassung. Ritter, Ritterstand war von der Cavallerie bey der Armee gänzlich verschieden; und dies ist unleugbar. Nur darinn irrt Sigonius, wenn er glaubt, daß dieser Unterschied schon zu Romulus Zeiten statt gefunden habe. Ein ganz anderer mit dem vorigen nicht zu verwirrender Unterschied ist der Unterschied zwischen equites equo publico, und equo privato, von dessen eigentlicher Beschaffenheit sich übrigens wenig sagen läßt.

S. 61. ist die Geschichte vom Recht der goldnen Ringe angefangen, aber nicht geendiget. — — Diese Anmerkungen betreffen nur die vier ersten Bogen des Buches; denn Rec. hat weder Lust noch Zeit, das Ganze auf diese Art durchzugehen. Wenn sie die Wirkung haben, den Hrn. Verf. zu bewegen, sein Buch zu revidiren, und ihm die Vollkommenheit zu geben, die er ihm geben kann: so hat Recensent seine Absicht erreicht, und ist für seine Mühe belohnt.

Frider. Esaiae a Pufendorf Observationes iuris universi, quibus praecipue res iudicatae summi tribunalis regii et electoralis continentur; adiici praeterea aut separari poterit appendix variorum statutorum et iurium. *Tomus II. Editio altera.* Hanov. impens. Fratr. Helwing, 1779. Observat. 3 Alph. 5 Bogen. Statuta und Register, 2 Alph. 11 Bogen, in 4.

Ein bloßer Abdruck der vorigen Edition. Das Papier könnte wohl besser seyn. Die Vorrede zu der ersten Ausgabe ist wieder vorgedruckt; nur sind einige Worte eingeschaltet, nämlich folgende Cursiv gedruckte: Appendicis quoque, *quam, prout id plurium in votis erat, aut adiicere aut separare ab ipso opere emtoribus licebit*, eadem, quae Tomi primi ratio est. Da wenige Leser die angehängten Statuten lesen mögen: so ist es allerdings gut, daß man die Observationen nun auch ohne die Statuten verkauft.

Cz.

Anton Faber neue europäische Staatskanzley, welche die wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten, vornämlich des deutschen Reichs, in sich fasset. Acht und vierzigster Theil, oder der fortgesetzten N. E. St. Achtzehnter Theil. Ulm, bey Stettin, 1779. 1 Alph. 5 Bogen, in 8.

Dieser Theil enthält im 1. Kap. Das Verbot anonymischer Schriften durch einen Schluß der Reichsstände; verschiedene Schriften der englischen Minister am Reichstage betreffend. Schreiben des Reichs-Kammergerichts, der Kammerzieler und Präsentationen halber; Schreiben des fränkischen Kreises an die Reichsversammlung vom 1. Merz 1777. Kaiserliches Commissionsdecret, die Erfüllung des Reichsschlusses vom 15. Dec. 1775. Gräflich Wiedisches Schreiben, wegen der Niederisenburgisch Grenzanischen Kammerzieler. Im 2. Kap. Schreiben des lutherischen Kirchencollegiums zu Warschau, an das Corp. Evang. Schreiben der Generalstaaten an eben dasselbe, die Osterfeyer betreffend. Im 3. Kap. Des Niedersächsisch-Westphälischen Reichsgräflichen Directorii kurzgefaßte Antwort auf die in der gräflichen katholischen Deputationsstreitigkeit, unter dem Titel: Gesetz- und aktenmäßige Prüfung ꝛc. herausgekommene Schrift. Standhafter Beweis des Ungrundes des den 13. Junii 1775. distribuirten Promemoria, u. s. w. Widerlegung dieses standhaften Beweises; vollständiger Geschicht- und aktenmäßiger Gegenbeweis u. s. w. — Von diesen Schriften ist nur der wesentliche Inhalt, von der letzten aber der Titel allein hier eingerückt. — Im 4. Kap. Fortsetzung und Beschluß der Schrift: Ungrund des Reichsfriedensschlußmäßigen Revisionsgerichts. Im 5. Kap. Die Schrift: Ist ein in Reichsstädtischen Pflichten stehender Rath zu Führung eines fürstlichen Votums genugsam qualificirt? Im 6ten Kap. 24 Schriften, die Bayerische Erbfolge betreffend.

Dz.

3. Arz-

3. Arzneygelahrheit.

Briefe über Beobachtungen aus der praktischen Arzneywissenschaft, von Conrad Friedrich Uden. Stendal, 1779.

Aus der Vorrede sollte man schließen, man bekäme hier lauter Beobachtungen des Vaters von dem Sohne aufgezeichnet zu lesen. Man könnte das Ganze aber eher praktische Abhandlungen vom Sohne, mit Einschaltung einiger Beyspiele aus der Praxis seines Vaters, heißen. Da erräth man nun leicht von sich selber, daß man fast lauter bekannte Sachen zu lesen bekömmt. Der erste Brief lautet so ziemlich philosophisch. Vom Hippokrates, Galenus, Aristoteles, soll alles Unnütze, Falsche und Ueberflüßige weggestrichen werden. Ihre Nachbeter die Araber werden weggestrichen. Die ganze Arzneykunst wird ins Engere und Einfachere gebracht. Es ist nur Schade, daß der Verf. nicht sogleich bey seinem eigenen Werke nach diesem Entwurfe verfahren ist. — Es wird da von Entzündung und von chronischen Krankheiten meistens Boerhavisch gehandelt. Der zweyte Brief handelt von der Beobachtung und ihren Requisiten, enthält Complemente an den Herrn Vater des Verfassers und an die Zuhörer, des Vaters Biographie. III. Beschreibung der Stadt Stendal, wie wir sie von allen Städten wünscheten, nämlich mit dem Verzeichnisse der Häuser, Einwohner, Gebornen, Verstorbenen, der Krankheiten u. s. w. Der Beschluß mit Exklamation gegen den Luxus. IV. Endemische und epidemische Krankheiten der Gegend um Stendal, Katharralfieber, Stockschnupfen, (was das für ein Schnupfen ist!) Krankheiten nach verschiedener Lebensart und nach den Ständen der Menschen. V. und VI. Lungenentzündung und Seitenstechen sind nur dadurch verschieden, daß die eine tiefere Entzündung als die andere ist. Sie ist katharralisch oder entzündungsartig: hier dient Kampfer und Salpeter, dort Kermes, Oxymel: in Gefahr des heißen Brandes, Wein, Kaskarill, China. Eine Beylage vom Intermittivfieber mit apoplektischer Schlafsucht. VII. Epilepsie. Der Verf. glaubt noch daß der Bandwurm aus vielen Würmern bestehe. Pietschens Theorie, daß die Fallsucht vom Wurmschleime in den Därmen

herrühre. VIII. Schwindsucht. Es werden allerley Mittel in Vorschlag gebracht. IX. Von den Masern, ihrer Inokulation. Nichts als weitläuftige Erzählung dessen, was Home gethan oder gesagt hat. X. Vom Wasser, nach Hahn und Schwerdner. Die Tisanen kommen übel weg. Im Schlagfluß sollen die Fußsohlen mit kaltem Wasser befeuchtet werden. In der Wassersucht soll man den Körper mit kaltem Wasser reiben. Faulfieber. Geschichte der Epidemie 1772. Die Brechmittel und andere Ausleerung sollen die Ansteckung befördern als verhüten. Die unterdrückte Ausdünstung bey Entstehung des Faulfiebers viel zu schaffen. D steht, wie der Verf. glaubt, auch die Ruhr. Waru der Ruß, der sich nach größter Erhitzung ins kalte Wasser nicht etwas Aehnliches von unterdrückter Ausdünstung Bettlägerige Kranken, die in einem viertel Jahre ni Bette kamen, erhielten die Ruhr, wie Rec. sah, da diese heit epidemisch war. Man hatte hier keinen Grund, Nachtluft, oder der unterdrückten Ausdünstung viel z legen. XI. Von Pocken. Einige tödtliche Geschi en. gute Sache der Einimpfung wird vertheidiget. Ge ger Wahnsinnigen. Eine Frau war vier Jahre ward jedoch im zweyten Jahre schwanger. Sie war o wustseyn, fast ohne Empfindung. Alles war umsonst Endlich bekam sie wieder Bewustseyn und Empfindun tromte sich aber nicht zu sprechen, bis ihr Mann einst im Zorn war, wo sie sprach, die Schlüssel verlangte, wieder um das Hauswesen anzunehmen anfieng. nach Traurigkeit oder Kummer entstandene Manie als sich eine Härte unter dem Arme von selber zer kürbsförmige Würmer abgiengen. Eine auf näml standene Manie mit Zuckungen, vergieng unter Kräze. Es waren allerley Mittel, besonders Tar tatus und Moschus gebraucht worden. Vier Hause fielen in einen Wahnsinn der Fromml dung war durch einen Schwärmer erhitzet und ube den. Es wurde Ader gelassen, Tartarus tartari und wässerigem Getränke gegeben. Geschichte witzigen, die es nur in gewissen Stücken waren. Theorie, Vorschläge, Meinungen, Beyspiele und Kr heit, wo meistens viel Schleim und Würmer das Mutterkorn, welches der Verf. Brands der Wurmschleim scheint ihm die Ursache

hiergegen war die Cur seines Hrn. Vaters eingerichtet. Von verschiedenen Brodarten bey Hungersnoth. Von der Kolik, ihren Arten: eigentlich ist es eine praktische Abhandlung in so ziemlich bekanntem Tone. Zuletzt folgen noch einige Beobachtungen nebst einigen Zergliederungen der Leichname, und einer Geschichte einer Besessenen.

Anton Johann Rechberger, Ihro R. K. K. Majest. Leibwundarztes u. s. w, Bekanntmachung einer besondern Art von Hebel, und dessen Anwendung und Nutzen in der Geburtshülfe. Wien, 1779.

Die Vorrede ist an den Freyherrn und Leibarzt von Störk, natürlicher Weise nicht ohne Complimente. Der Verf. scheute die scharfen Instrumente, und hat sich selbiger nur in drey Fällen bedient, beym Wasserkopf, und bey einem über den Rücken gewendetem Kinde, wo Hände und Füße außer der Schaam hiengen. In den meisten üblen Lagen half das Wenden; doch gab es fünferley Arten von schweren Kopfgeburten, wo stumpfe Instrumente nöthig waren. Vom Ronhuysischen Hebel befürchtete der Verf. Nachtheil für den Blasenhals u. s. w. Ein Blatt von der Levretischen Zange war ihm schicklicher; doch verzögerte es ihm manchmal die Geburt, weil dadurch der Kopf nicht in gerader Linie nach der Axe des Beckens gezogen wurde. Daher erfand der Verf. seinen Hebel, der fast die Form des Ronhuysischen hat; nur daß er nach Zangenart durchbrochen, und zwar in seiner ganzen Länge durchbrochen ist. Nun werden Beyspiele erzählet, wo dieser Hebel gebrauchet wurde. Uns dünkt, ihm werde eben der Vorwurf gemacht werden können, den der Verf. der einzelnen Zangenblatte macht, daß ihre Kraft nicht just in gerader Linie nach der Axe des Beckens ziehe. Und eine solche Kraft, als man von der ganzen Zange hat, ist von diesem Hebel ohnehin nicht zu erwarten. Seine Hauptwirkung mag seyn, den Kopf in eine gerade Richtung zu beugen, wenn er schief zu liegen kömmt. Es ist also die Zange noch immer nicht unnütz gemacht.

I. I. van den Bosch, Medici Hagani, Historia constitutionis epidemicae verminosae, quae annis 1760, 1761, 1762, et initio anni 1763. per

insulam Overflacque et contiguam Goedercede grassata fuit, cum perpetuis fere commentariis in praecipuos verminantium morbos, ac locupletissimo capitum et sectionum indice. Editio nova, curante *Io. Christ. Gottl. Ackermann*, Med. Dr. Norimbergae, impensis Io. Georg. Lochner, 1779. 426 Seiten, in gr. 8.

Der Verf. behauptet, daß die Zeichen der Würmer in den Menschen noch nicht hinlänglich wahrgenommen und bestimmt wären. Dieses ins Werk zu bringen, wäre allein der Weg fleißiger und treuer Beobachtungen übrig. Er fand, daß auf seiner Insel epidemische und sporadische Krankheiten so häufig mit Würmern vergesellschaftet waren. Nun aber gab er sich Mühe, zu erforschen, worinnen eine Krankheit, z. B. ein Faulfieber, eine Lungenentzündung u. s. w. ohne Würmer, von jener mit Würmern verschieden, und welche besondere Heilart ihnen alsdenn die angemessenste wäre. Hierbey klagt er, daß in Krankheiten nicht fleißig genug auf die Gegenwart der Würmer nachgeforschet würde; auch wenn sie sich selber zu erkennen geben, würde so selten in Verordnung der gegen die Krankheit gewöhnlichen Arzneyen Rücksicht auf sie genommen. Er will just nicht, daß die Würmer so oft die nächste Ursache der Krankheit, als vielmehr vieler Zufälle in selbiger wären. Es werden praktische Fälle erzählt. Die unglücklichen Krankengeschichten, welche aus Herrn von Haen angeführt werden, hält der Verf. deshalben für unglücklich, weil Haen nicht sein Augenmerk auf Würmer richtete. Hier sieht nun freylich jeder Arzt durch seine eigene Brille. Haen ließ zu oft zur Ader, würde ein anderer sagen: er hätte kein Feind von Vomitiven seyn sollen, würde sein Nachfolger Stoll erinnern. Hier sieht man ja die Vortheile des kühlen Verhaltens, murmelte höhnisch ein altmodischer Praktikus. —

Allenthalben kömmt bey unserm Verf. viel, zu viel Erudition vor; und allenthalben müssen Aussprüche oder Geschichten des Hippokrates angeführet oder gültig gemacht seyn. Auf der Insel, wo der Verf. prakticirte, gab es oft Ueberschwemmung, stehendes Wasser. Die Leute lebten viel von Fischen, Pflanzengewächsen, Milch, gesalzenem Fleische und Fischen; sie entkräfteten ihre Galle und Dauung durch vieles Theegetränk. Die Witterung war im Herbste und Winter feucht, im Sommer

mer heiß. Da gab es nun Faulfieber, Rothlaufsfieber, Bruſtfieber, Katharren, kalte Fieber, Entzündungskrankheiten, Krankheiten der Schwangern und Wöchnerinnen, Ausſchläge, Leucophlegmazie u. ſ. w., alles in Geſellſchaft der Würmer. Man findet hier nützliche Erinnerungen, Krankengeſchichten, und Schlüſſe von ſolchen Krankheiten überhaupt, wie auch hierbey die Zeichenlehre und Curart bey Würmern, wo immer das gebrannte Hirſchhorn eines der allgemeinſten Mittel iſt. Endlich werden einzelne Zufälle, die von Würmern herrühren, abgehandelt, als Kopfweh, Eckel, Brechen, Magenweh, Durchfall, üble Dauung und was daher entſteht, z. E. milchartiger oder trüber Urin. Eigene Zufälle von Würmern, Harnzwang, Blindheit oder Erweiterung des Augenſterns, Huſten, ausſetzender Puls, u. ſ. w. Eine Abhandlung über den Werth einiger Wurmmittel, Erklärung der Zufälle, auf welche Art ſie durch Würmer verurſacht werden; und zum Beſchluſſe noch ein Hauptſtück von den Kennzeichen der Würmer. Man ſieht hieraus leicht ein, daß man den Aerzten rathen muß, das ganze Buch zu leſen. Es würde viel zu weitläuftig werden, alles Gelehrte und Nützliche in einem Auszuge mitzutheilen.

Z.

Chriſtian Friedrich Börners D. der A. K. zu Leipzig, praktiſches Werk von der Onanie, zween Theile. Dritte, durchgehends verbeſſerte, mit Zuſätzen und neuen Erfahrungen vermehrte Auflage. Leipzig, bey Heinſius, 1780. 1 Alphabet, in 8.

Eine hinlängliche Anzeige von dieſer Schrift finden die Leſer in der A. d. B. XIII. B. II. St. S. 507 und XXXV. B. II. St. S. 487. Bey dieſer dritten Auflage hat der Verf. die Einrichtung getroffen, daß dem erſten Theile eine Zugabe, das Lauchſtädter Bad betreffend; dem zweyten eine Nachſchrift, worinn ſich der Verf. drey Arzneyen vorbehält, und jedem Kapitel ein Anhang mit nützlichen Erläuterungen beygefügt worden iſt.

Zz.

Herrn Albrecht von Hallers Sammlung akademiſcher Streitſchriften, die Geſchichte und Heilung der

Krankheiten betreffend. In einen vollständigen Auszug gebracht und mit Anmerkungen versehen von D. Lorenz Crell, Prof. der Arzneygelahrheit zu Helmstedt. Zweyter Band. 1779. 557 Seiten, in 8. Nebst ausführlicher Anzeige des Inhalts.

Der Plan bey Abfassung dieser Auszüge ist unverändert derjenige geblieben, welchen wir bey der Anzeige des ersten Bandes bemerket haben. Daher wiederholen wir auch hier gerne unser damaliges Urtheil. Den Inhalt wollen wir in möglichster Kürze anzeigen. Der Abhandlungen sind ein und dreyßig an der Zahl, mit fortlaufenden Seitenzahlen. 41) Lambergen: Tagebuch über die Heilung eines Krebses. Die Belladonna that hier gute Wirkung, wovon 10 Gran des Pulvers mit zehen Tassen siedenden Wassers angebrühet und abgeseigt wurden. Auf die ersten Dosen folgte geringer Schwindel, und eine ganz ungewöhnliche Trockenheit im Munde. 42) Bassoville von den Brechmitteln beym Keichhusten. Ohngeachtet es noch nicht völlig ausgemacht ist, ob die Krankheitsmaterie in der Lunge allein, oder im Magen ihren Sitz habe; so lassen doch die damit verbundenen Symptomen sicher schließen, daß das Uebel hauptsächlich im Magen und dem Darmkanal ihren Sitz habe, wie z. B. der Mangel an Eßlust, Neigung zum Erbrechen, Eckel u. dgl., welche Indikation genug abgeben, um Brechweinstein, oder Brechwein in kleinen Gaben zu verschreiben. Bisweilen ist hier auch der Gebrauch der Rinde, des Vitriolaethers, Kampfers u. dgl. nöthig. 43) Slevogt: vom Röcheln eines Kindes nach unzeitiger Vertreibung geschworner Ohrendrüsen. 44) 45) Zwey Streitschriften aus Upsala von Nikol. Rosen, (wahrscheinlich des nachherigen berühmten schwedischen Ritters von Rosenstein) über den Husten. Unter den eigenen Erfahrungen findet sich die Geschichte einer krampfhaften Engbrüstigkeit vom mehlichten Staube, u. s. w. 46) Forbes: vom Keichhusten — er räth sowohl die richtige Curart, welche durch Brechmittel geschiehet, an, als auch die weniger wirksamen Mittel. 47) Bubber von der Blutgeschwulst der Lungengefässe. Nach starker Anstrengung und kaltem Getränke, auch vom häufig eingeschluckten Steinstaube, empfinden die Seeberger Steinbrecher einen Schmerz in der Gegend des linken Schulterblattes, der Brust und des Ellenbogen, worauf endlich eine tödtliche Schwindsucht erfolgt.

erfolgt. Der Lachenknoblauch soll hierbey viel Erleichterung der Zufälle bewürken. 48) Vater: von einer Niederdrückung des Brustbeins nach dem Frieſel, nebſt einer starken Engbrüſtigkeit, die blos durch Anlegung einer Schnürbrust gehoben wurde. 49) Schulze: von einer Engbrüſtigkeit, welche durch die Meerzwiebel zwar erleichtert wurde, aber doch endlich tödtlich ablief. Nach der Meinung des Verf. sind die Bestandtheile der Meerzwiebel salzartig kaustisch, und daher auflösend. (Warum eben das Wort kaustisch? vielleicht hat der Verf. alkalisch oder flüchtig alkalisch sagen wollen; denn eben diese salzigte Substanzen haben Harntreibende Kräfte.) 50) Wagner: clinische Beobachtungen: 1) von einem hitzigen Fieber in der Gegend des balthischen Meeres, besonders um Lübeck herum. 2) Von der herrlichen Wirkung der Meerzwiebel. — Bey diesem Aufsatze finden wir einige treffliche Anmerkungen vom Hrn. Prof. Crell. An eben diesem hitzigen Fieber starben doch, ohngeachtet der fürtrefflichen Methode des Hrn. W. von Hundert Kranken Zehen; die Abscheidung der Krankheitsmaterie geschahe meist durch den Harn oder durch die Gelbsucht. Nach dem zweyten Abschnitte wurde das Meerzwiebelpulver von 7 — 10 Granen mit Salpeter versetzt gegeben, und wenn sonst nichts im Wege stand, fieng der Harn an, gleich nd dem Gebrauch der ersten vier Pulver, häufig abzugehen. 51) Triller: von dem im Sommer seltnen Seitenstiche. Der Verf. merkt hierbey an, daß man im Sommer durch Erkältung sich eben so leicht ein wahres Seitenstechendes Fieber mit speckigtem Blute zuziehen könne, als im Winter und Frühjahre: er hält den Schmerz in dem Schultern für die Vorbedeutung eines guten Ausganges. (Letzteres hat Rec. nicht allemal zutreffen sehen.) 52) Seeger: von einem bösartigen Seitenstiche, der durch ein kritisches Frieſel gehoben wurde — es werden hierbey drey Beyspiele eines glücklichen Erfolgs angeführt, und zugleich von den Zeichen und den Wirkungen der Bösartigkeit; von dem besondern übeln Geruche solcher Kranken; von den Frieſelbläschen, und ihren mehrentheils heilsamen Erscheinungen in den mehresten Krankheiten, gehandelt. Recens. wunderts nicht, wenn der Verf. oft das Frieſel sahe, denn die Behandlung der Kranken mit schweistreibenden Mitteln, Kampfer, der Lachenknoblauchslattwerge, u. dgl., muste dieses nothwendig hervorbringen. Wenn anstatt der schweistreibenden, abführende Mittel, Vitriolsäure und die Rinde, in hinlänglicher Menge gegeben worden wären, so hätte er gewiß keines Frieſel-

ausschlags bedurft. — Doch in den Jahren 1735. u. f. w. wurde jene Methode freylich von großen und kleinen Leibärzten und Aerzten treulich befolgt. 53) Preval: von dem Nutzen der Brechmittel in der faulichten Lungenentzündung. Wenn die Ursachen dieser Krankheit im Magen liegen, als wovon übler Geruch aus dem Munde, unreine Zunge u. dgl, die Anzeigen geben; so ist freylich nothwendig, daß gleich nach der ersten Aderläße Brechmittel zu wiederholten malen gegeben werden. Gleich nach dem ersteren Erbrechen ist der Kranke schon um vieles erleichtert. Allerdings werden hierzu geübte Aerzte erfodert. 54) Krause: von dem großen Nutzen des wiederholten Blutlassens in der Lungenentzündung. Es ist öfter nothwendig, daß bey dieser Krankheit die Aderläßen wiederholt werden, und ungeachtet einige behaupten wollen, daß man nach dem vierten Tage nicht mehr Blut lassen dürfe; so hat doch der Verf. die Aderläße noch am siebenten Tage mit Nutzen wiederholt. (Rec. hat dieses noch am 8. und 9. Tage bey heftigem und wiedergekommenem Seitenstiche mit großer Erleichterung wiederholen lassen.) 55) Wagner: von einer kürzern und wirksamern Curart des Blutspeyens, besonders des eingewurzelten. Die Methode des Verf. ist, der Gebrauch der Fieberrinde in Gesellschaft des Eisenvitriols und des Mohnsaftes. Er führt Beyspiele an, nach welchen durch dieses Mittel fast alle Arten von Blutflüßen sind gehoben worden. (Rec. erwehnt hier im Vorbeygehen auch des Brechweinsteins, zu einem halben und viertel Gran bey Mutterblutflüssen oft gegeben.) 56) Slevogt: glückliche und unglückliche Beyspiele der Eytersäcke in der Lunge und den benachbarten Glandeln. Hier wird eines Lungengeschwüres gedacht, das zwölf Pfund Eyter enthielt, mit einer dicken Haut umgeben, so nach einem Stoße entstanden war; er bemerkt auch die Geschwüre der Brustdrüsen und der schwarzen Luftröhrendrüsen; eines vom Lachen glücklich geborstenen Geschwürs u. s. w. 57) Günz: von dem Wege des Eyters aus der Brust in die Luftröhrenäste. Der größte Theil gehört für die Anatomiker, doch bemühet der Verf. sich, den Sitz des Seitenstechens im Rippenfelle zu erweisen, und dasselbe von der Lungenentzündung zu unterscheiden. 58) Strahl: von der Schwindsucht, ist eine in besonderm Geschmack geschriebene, offenherzige und bescheidene Streitschrift, welche das Unvermögen der Kunst hin und wieder beklagt. Unter die Zeichen einer wahren Schwindsucht rechnet er den, durch tiefes Einathmen verschlimmerten Husten. Bey verschiedenen Leichen-

öffnun-

öffnungen fand derselbe die Lungen theils verzehrt, theils voller Knoten. Die Vorhersagung ist traurig; eine angehende Schwindsucht sey nämlich schwer, eine festgesetzte unmöglich zu heilen, und im Fall sich ein Prahler rühmen wollte, die Schwindsucht mit irgend einer Latwerge, oder Syrupo ad longam vitam geheilt zu haben, der kann gewiß glauben, daß er die wahre Schwindsucht nicht, sondern nur einen veralteten Catharr geheilt habe. 59) Schacher: Beschreibung der Leichenöffnung eines Schwindsüchtigen. Er fand statt der zerstörten Lungen, Wasser in der Brusthöhle. 60) Vater: von einem dreytägigen Fieber, das wegen eines zerplatzten Eyersacks tödtlich ausfiel. Die Leichenöffnung war der vorigen ziemlich ähnlich; allein die Gekrösdrüsen waren scirrhös, wovon er das Wechselfieber herleitet. 61) Eben derselbe: von großen Uebeln aus kleinen Ursachen, durch das Beyspiel eines schleichenden Fiebers von einem Falle aufs Knie erwiesen. Außer dieser Geschichte erwähnt der Verf. noch einiger andern ähnlichen, z. B. einiger gefährlichen Fisteln im Mastdarm und in der Blase. 62) Stahl: vom Unterschiede des geschwinden und oft schlagenden Pulses — betrifft eine Streitigkeit dieses großen Mannes mit dem eben so großen Friedrich Hoffmann. 63) Mauchard: vom aussetzenden und knarrenden Pulse — (warum nicht auch einen klingenden Puls? dergleichen Subtilitäten haben weiter keinen Nutzen, als Anfänger zu verwirren.) Bey der Leichenöffnung des Mannes mit dem aussetzenden und knarrenden Pulse fand man die rechte Lunge mit einer knorpelichten Haut verwachsen; in der Brusthöhle eine beträchtliche Menge gelbes Serum; ein schlaffes bleiches Herz mit einem anderthalb Zoll langen Polypen; einen großen Schlagaderbruch in der Aorta, der inwendig mit einer zerreiblichen Cruste überzogen war. 64) Beck: von der besondern Beschaffenheit eines Mannes, der am Herzklopfen und einer heftigen Engbrüstigkeit starb. Nach einem, durch einen Fall eingedruckten Brustbeine, entstanden die mehresten hier genau beschriebenen Uebel: die Ursach lag in einem sehr erweiterten Herzen, dessen rechte Höhle einen Polypen enthielt. Der Anfang der Aorta war knöchern. Bey dieser Gelegenheit werden noch einige andere Auswüchse und Geschwülste, so innerhalb des menschlichen Körpers, dem Verf. aufgestossen, beschrieben. 65) Strenzel: von den Speckgewächsen, und den Balggeschwülsten überhaupt. Nach häufigen Beängstigungen und Herzklopfen fand man außer einem Polypen, die Aorta sehr ausgedehnt, und in ihr zwey häutige

Speck-

Speckgeschwülste. 66) Johann Friedrich Crell: von der Verknöcherung der Herzkranzader. Die wahre Natur des gelben Saftes, der nach und nach verdickt, und in die einem Knochen ähnliche Härte übergeht, ist sehr gut beschrieben. 67. 68. 69. 70. 71. 72) sind lauter Aufsätze, welche von Krankheiten des Herzens, polypösen Gewächsen, und von der zu verhütenden Erzeugung der Polypen handeln.

Dk.

Joseph Sigismund Loeven's, der A. G. D. und Stadtarztes zu Ratingen, philosophischer Beweis der Möglichkeit, daß außer den Seelenkräften die anziehende und elektrische Kraft ursprünglich die eigenthümlichen Kräfte des lebenden menschlichen Körpers einzig und allein seyn können. Erster Theil. Mit einer Kupfertafel. Düsseldorf, 1779. Im Verlage der akademischen Kunst- und Buchhandlung. 15 Bog. in 8.

Rec. gesteht aufrichtig, daß er bey allem guten Willen, den Verf. nicht hinlänglich habe verstehen können, um über seine Schrift ein Urtheil zu fällen, und daß er es also bey der bloßen Anzeige derselben bewenden lassen müsse. Hr. L. glaubt, daß die anziehende und die elektrische Kraft die einzigen ursprünglichen Kräfte der Körper wären, wozu denn beym lebendigen Menschen nur noch die Seelenkräfte hinzukämen. Von letztern wird er im zweyten Theile handeln, worinn er unter andern die Bildung der Frucht im Mutterleibe aus den Gesetzen einer besondern Crystallisation zu erklären vorhat, welche dann außer Streit setzen wird, daß der Mensch im Mutterleibe angeschossen sey. In diesem ersten Theile hält er sich nur bey den Körpern überhaupt auf, und hat sich eine eigene Hypothese ersonnen, nach welcher „die bewegenden Kräfte aus geraden Strahlen bestehen, wenn sie wirken," und woraus er begreiflich machen will, wie es die Elemente der Körper eigentlich anfangen, wenn eins das andere an sich zieht, oder fortstößt. Um diese Hypothese zu verstehen, muß man eine Tabelle voller Figuren von Elementen nachsehen, welche der Einbildungskraft, deren Geschöpf sie ist, zu Hülfe kommen. Sollte sich also Jemand finden, der seine edle Zeit daran wenden möchte,

möchte, zu erfahren, wie sich Hr. L. die Wirkung der Elemente in einander einbildet, der muß versuchen, ob er glücklicher seyn werde, als der Rec., wenn er die Zeichnungen gegen den Text hält, der übrigens im elendesten Deutsch geschrieben ist. Um nur eine kleine Probe, und zwar mit des V. Rechtschreibung zu geben, so heißt es S. 42. „Ich hab den Kräftenfaden f, der „auf g zuschiset, nur gezeichnet, um den Begriff der Mög„lichkeit durch ein Beispiel zu erleuchtern, wie die umgebende „Urwesen, wenn sie von anderen Elementen ihren Einflisungs„punkt abgewendet haben, für dieselbige nach der Hipotese un„durchdringlich werden; ich dorfte den Kräftenstral f aber nicht „so, wie die übrigen durchschisen lassen, wegen der Undeut„lichkeit: daher hab ich ihn durch den Punct g gebrochen, und „auf das Urwesen, woraus er floße, wider, wie die andere zu„rückschisen lassen.“ Dergleichen Ausdrücke hat Hr. L. eine große Menge, z. E. Kräftenstab, Kräftenstrom, Strom der zerschiedenen Kräften, Kräftenkegel, die fisische Urwesen, Urstöße, federhafte und unfederhafte Gattungen von Kugeln in flüßigen Körpern, die Schweißlöcher (statt Zwischenräume,) der Materien, Einflisungsflächen, ein groser, das Stosen, der Interpres oder Mittler der Theilcher, die nicht vor sich mischbar sind, u. s. w. Um auch noch von einigen einzelnen Begriffen des V. ein paar Proben beyzufügen, so unterscheidet er „die metaphisischen Urwe„sen (Monaden) der Körper von den fisischen Elementen da„durch, daß die Monaden unausgedehnt, einander ähnlich, „ohne eigenthümliche Kräften und unbrauchbare Einheiten, die „fisische hingegen ausgedehnte und aus keinen andern als aus „Monaden bestehende Wesen sind, so vom Schöpfer und nicht „von der Natur sind, zusammengesetzt worden, die aber die Na„tur brauchen kann, und Kräften haben.“ S. 29. 30. 33. Die Erklärung von der Auflösung, (Solution,) ist folgende: „die „Auflösung heischt (heißt) man diejenige Wirkung, vermöge „welcher ein flüßiger Körper einen festen, entweder ganz, oder „nur zum Theil gleichsam in sich nimmt. Sie heischt aber „alsdenn, wenn nämlich ein fester Körper nur zum Theil in „einen flüßigen übergeht, nicht mehr Auflösung; sondern eine „Auszihung: und, wenn die Auflösung mit einigem Auf„brausen geschieht, die Etzung.“ S. 109.

Hieran genug zur Probe. Wer noch Lust hat sich durchzuarbeiten, der gehe nun muthig ans Werk. Vielleicht trifft er doch hin und wieder einen Gedanken, der ihm die Mühe belohnt.

belohnt. Rec. muß aber bekennen, daß er für den Preis, einen so übel geschriebenen Aufsatz über eine so wenig nützliche Grübeley durchzustudiren, lieber den ganzen Gewinn fahren lasse, bis er ihn etwa irgendwo bessern Kaufs findet.

Uebrigens bittet Hr. L. den Leser, die mehrentheils wider die Rechtschreibung eingeschlichenen Druckfehler selbst zu verbessern. Dieses wird künftig kaum mehr nöthig seyn, da die deutschen Genies itzt im Begriffe stehen, die Regeln der Rechtschreibung auf einen solchen Fuß zu setzen, daß Kinder, Frauenzimmer, Handwerksleute, u. dgl. ihre orthographischen Fehler immer beybehalten können, wenn sie nur nicht richtiger reden, als sie schreiben.

Wm.

Percivall Potts Abhandlungen von der sogenannten Thränenfistel und der Mastdarmfistel. Aus dem Englischen übersetzt. Dresden, bey Gröll. 1779. 158 S. 8.

Das Original ist schon so lange bekannt, und selbst die Methode schon so allgemein bey uns eingeführet, daß wir die Wundärzte bedauern, welche beydes erst aus dieser Uebersetzung kennen lernen. Aus der Unterschrift des Herausgebers von 1771 müssen wir auch fast vermuthen, daß bloß der Uebersetzung ein neuer Titel umgehängt ist, und sie schon damals erschienen ist; besonders da daselbst eine Uebersetzung von Pringle von Dr. Petzold nach der 5ten Ausgabe versprochen wird, wovon wir jetzt schon die 7te haben. Die Chronologie mag inzwischen seyn wie sie will, so kann die Pottische Methode wegen ihrer vorzüglichen Simplicität nicht oft genug bekannt gemacht werden, und wir wiederholen daher, nur anstatt aller Empfehlung des Buchs, bloß die Anzeige des Titels. Die eine Abhandlung ist von Petzold, die andere von Plenk.

Ueber die Einpfropfung der Pocken von J. C. Scherb, d. Arzn. G. D. Zürich, bey Füeßli. 1779. 188 S. 8.

Der V. ist so bescheiden, zu gestehen, daß er nichts Neues sagen werde; will aber auch nur, daß man wieder von dieser

dieſer Materie anfange zu reden. (An andern Orten redet man zu viel davon.) Er bedauert, daß die Einpfropfung aus der Mode komme, man nichts mehr davon höre, oder leſe; daß da keiner mehr inoculirt werde, wo ehedem ſo viel inoculirt worden. Klagen, die uns von des Verf. Gegend neu und unerwartet ſind; in den nordlichen Provinzen Deutſchlands aber eben nicht geführet werden können. Wir möchten dies doch anders erklären, als Hr. S. Es ſind nämlich vielleicht an einigen Orten gutartige Epidemien geweſen; an andern wieder iſt man ſo über den Werth der Inoculation entſchieden, daß man deswegen aufhöret, davon zu reden oder zu ſchreiben. Der V. beweiſet wider de Haen, daß die kühlende Methode nicht zureiche, auch Medicus's Cortex nicht, mit aller ſchönen Theorie, die hier ſcharf beleuchtet und durch Erfahrung widerlegt wird. Die Kranken ſterben bey erhitzenden und kühlenden Mitteln. Ein wichtiger Grund für die Inoculation ſey auch, daß man ſogleich die erſten Tage der Krankheit wiſſe, was es ſey. Die andern Gründe des V. für die Inoculation ſind weniger neu. Zuletzt folgen Krankengeſchichten von Inoculirten, umſtändlich. Bey der Aufgabe S. 135. ob Seidelbaſtrinde der Inciſion oder den Blaſenpflaſtern vorzuziehen ſey, kann der Recenſ. aus unzählichen Beobachtungen verſichern, daß letzteres, einer Linſe groß, nie Zufälle errege, und vielleicht auch nach der ſubtileſten Theorie nicht erregen könne; ein größeres Pflaſter aber unnöthig ſey. Wider des Verf. Behauptung S. 138. entſtehen hingegen bey den flacheſten Einſchnitten ohne alles Blut, doch zuweilen lange fließende Fontanellen ohne Schuld der Kunſt. Seidelbaſtrinde wirkt zu langſam. Sehr billig, und nach der Meinung der größten Männer in dieſem Fache, iſt der Vorſatz des V. S. 148. das Einpfropfen zu wiederholen, und nicht ſogleich aufzuhören, wenn es das erſtemal nicht anſchlägt. Ein Kind, das ohne alle Fleiſchſpeiſen gelaſſen war, und nur Waſſer zu trinken gehabt hatte, bekam ſehr viele Pocken; ein anderes, das von Jugend auf an Fleiſchſpeiſen, ſelbſt Schweinefleiſch, gewöhnt war, viel Moſt und Wein trank, ſich ſogar zuweilen berauſchte, bekam zu derſelben Zeit die natürlichen Pocken ſehr leicht, S. 152. Welche Demüthigung für die Theoretiker! Zuletzt werden die Hinderniſſe erzählt, welche ſich einer allgemeinen Einführung der Inoculation widerſetzen. Alles gut geſchrieben und richtig durchgedacht.

Ar.

Anton

Anton von (soll heißen de, der holländiſche
Haen, Kaiſerl. Leibarztes, Heilungs
dem Kaiſerl. Krankenhauſe zu Wien.
Lateiniſchen. Erſter Band, enthaltend
drey Theile. Mit einigen Aufſätzen von
Ernſt Platner, Prof. zu Leipzig; daſelb
lag bey Weygand. 1779. 1 Alph. 4½ B

Nach der Vorrede des Hrn. P. iſt dieſe
nicht von ihm ſelbſt, aber doch einigerm
prüft; die Abſicht derſelben iſt, das lateiniſche
ginalwerk in kleinerer Geſtalt und in mehrere
gen. Obgleich de Haen unſer Lieblingsſchriftſteuer
iſt, und wir glauben, es ſey genug, wenn ihn d
die Latein verſtehen; ſo haben wir doch wider die
des V. nichts, und einige Kapitel können auch
Haufen zu leſen ganz nützlich ſeyn. Was aber
betrifft, nämlich die Ratio medendi in einer
wieder zu geben, ſo ſehen wir, daß der Zweck ni
Die drey erſten Theile des Originals ma
Format vergleichen, keinen ſo beträchtlichen
hier vor uns liegende, mit ſeiner viel kleinern Schrift
Urſache davon ſind die auf 4½ Bogen angehängte A
Hrn. Platner. Dieſe Aufſätze haben zwar Beziehung
ſätze des de H.; aber jener Endzweck wird damit allet
fehlt; und zumal mit dem letzten der Aufſätze,
Streitigkeit über die Entſtehung des Eiters er
alſo für wenige Leſer iſt. Wir möchten nicht ſo
ſeyn, als ob uns die Aufſätze eines ſo trefflichen M
Herr Platner iſt, im Ganzen mißfielen; wir erin
was dagegen in Rückſicht auf den Ort, wo ſie ſtehe

Die erſte Abhandlung betrifft den Gebrauch de
tel in hitzigen Fiebern, denen er ſo, wie de Haen,
günſtig iſt, wegen der großen Unordnung, die da
Nerven erregt werden kann. Zu großer Vor
lich wohl Urſache, wenn die Krankheiten h
auch bey einigen Körpern mehr als bey andern.

Die zweyte vom Fieberfroſte, daß während des Froſtes nicht ein geringerer Grad der Wärme auf dem Thermometer ſich zeige. Es folgen metaphyſiſche Betrachtungen über Kälte und Wärme. Daß Sonnenſtrahlen nicht wirklich heiß ſeyen, und

Eis

Eis nicht wirklich kalt, sondern daß wir sie nur so empfinden; daß die sogenannten kalten Körper unsere Organen in geringere Thätigkeit setzen, und die warmen in größere, sind so die merkwürdigsten Punkte dieser Abhandlung. Daß der Fieberfrost auf den Thermometer keinen Einfluß hat, dünkt uns schon aus dem Grunde sehr erklärlich, weil der Fieberschauder, den man nur der Aehnlichkeit wegen Frost genannt hat, doch kein wahrer Frost ist, wie sich jedermann erinnern wird, der beyde Empfindungen kennt. Uebrigens ist auch bekannt, daß die größte Erhitzung des Körpers das Thermometer wenig steigen mache. Zu sagen, Sonnenstrahlen seyen nicht warm, und Eis nicht kalt, dünkt uns zu sehr unter die metaphysischen Gaukeleyen zu gehören; wären wir von Holz, Eisen, oder Queckſilber, so würden wir wohl sagen, die Sonnenstrahlen haben eine ausdehnende Wirkung; nun da wir, denen die Sprache gehört, von Fleisch und Nerven sind, nennen wir warm, was das Thermometer steigen, und kalt, was es fallen macht. Des Recensenten größtes Bestreben geht dahin, sich von allem metaphysischem Wirwarre ganz loß zu machen, und über die Dinge in der Welt so zu denken, wie der wohl organisirte, gesunde und verständige Mann hinter dem Pfluge darüber denkt. Herr P. sagt in dieser Abhandlung noch etwas von einem Geschmackſinn, der, außer dem Gefühl, im Körper sey, und der das Unangenehme und Widrige unterscheide: das Gefühl ist wohl da, aber en gros, und unterscheidet lange so fein und deutlich nicht, wie die andere Sinne die Nüancen von Farben, die Töne u. s. f. daher sollte man ihn wohl unter die Sinne nicht rechnen.

Die dritte Abhandlung ist von den stärkenden Arzneyen. Sehr theoretisch; alle Stärke und Schwäche des Körpers sey lediglich in dem Nervenwesen zu suchen.

Die vierte, über die Erzeugung des Eiters, zeigen wir bloß an, weil es eine theoretische Streitigkeit ist.

Antonii de Haen Tomus tertius Rationis Medendi continuatae, seu Operum posthumorum *Volum. I.* Collegit et edidit. *Maxim. Stoll.* Viennae apud Graeffer. 1779. 1 Alphabet 6½ Bogen, in 8.

Der sel. de Haen hatte seine Manuscripte vor seinem Tode dem Leibarzte von Stoerk anvertrauet, der sie, sagt Hr. Stoll, auch würde mit seinen Anmerkungen herausgegeben haben, hätten ihn seine Geschäffte nicht abgehalten; er übergab sie also dem gegenwärtigen Herausgeber. Manches, was hier erscheint, habe de Haen wohl bloß zu seiner eigenen Nachricht aufgeschrieben, und sey nicht willens gewesen, es drucken zu lassen, und dieses zieht Herr Stoerk fast dem vor, was er zum öffentlichen Druck schrieb, weil es eine Kürze und Simplicität habe, die man in dem nicht findet, was er für das Publikum arbeitete. Auch sind hier einige von seinen frühern Schriften, die noch vor der Zeit geschrieben sind, ehe er in Streitigkeiten gerieth, und ehe er noch sich, zum Nachtheil der Sache, um den Stil zu sehr bekümmerte, und dadurch weit von dem Wege eines guten Beobachters abwich. Außer dem Pomp und der Weitläuftigkeit seines Stils, mißfiel der Verf. dem Rec. immer durch seine Vorurtheile, durch sein festes Kleben an einmal gefaßten Meinungen, und durch seine Verachtung alles Neuen, auch der guten Verbesserungen; es giebt doch auch alte Schriftsteller, die das Neue ganz anders zu würdigen verstehen: Pringle ist ein merkwürdiges Beyspiel davon; aber es liegt daran, ob man sich mehr von der Wahrheit oder vom Ehrgeiz leiten läßt.

Der erste Abschnitt enthält zehn Krankengeschichten mit den Leichenöffnungen. Sehr umständlich von einem bösen Fieber, das zwey und zwanzig Tage dauerte, vielerley Zufälle mit sich hatte, und endlich tödtlich ward, und in welchem man, wenn man nun alles gelesen hat, auch die Leichenöffnung, nichts gelernt hat, als dieß, daß man nichts davon wisse oder einsehe; das ist doch für eine Lectüre von anderthalb Bogen in gros

ſehr wenig Belohnung. Noch ein Fall ſehr umſtänd-
voraus man ſich endlich nicht recht herauszufinden weiß.
ır eine hartnäckige Verſtopfung, wovon ein vorhandener
doch nicht die Urſache zu ſeyn ſchien; die Leichenöff-
ließ Schwierigkeiten übrig. Der ſechſte Fall enthält auf
eiten die Geſchichte eines Gelbſüchtigen umſtändlich; wir
ı doch daraus anführen, daß man durch einen Stein den
laſengang völlig verſchloſſen hatte, dieweil die Lebergalle
n den Zwölffingerdarm abfloß; dieſes wäre alſo ein Be-
ür Hrn. Marcards Theorie von der Entſtehung der Gelb-

Uebel iſts, daß man über die erſten langen ſieben Ge-
en, nicht ein Wort zur Anweiſung des Leſers darüber ge-
en hat, was man etwa darinn finden wird, nichts ſteht
ır als Caſus — wer entſchließt ſich nun zu einer Stun-
ıgen Lectüre, wenn man gar nicht ohngefähr weiß, was
uch etwa antreffen möchte, zu einer Zeit, wo man ſo
ießlich viel zu leſen hat, da auch der Inhalt übergeſchrie-
ht, und reizt? Noch von einer Hirnwaſſerſucht eines
s, da des Waſſers über drey Pfund war, da das große
ımal das kleine Gehirn ganz faſt verdorben war, gleich-
das Kind bis ans Ende ganz verſtändig blieb. Ein plötz-
Tod einer Schwangern; er ſcheint von einer Härte der
Seite des Herzens herzurühren, die es faſt ganz unfä-
ıachte das Blut fortzuſtoßen.

Der zweyte Abſchnitt enthält Aphorismen de diagnoſi et
ıoſi in acutis, beſchränkt ſich aber meiſt bey der Lehre vom
e; es werden darinn die an vielen Orten zerſtreueten Sätze
ippocrates über dieſen Gegenſtand vorgetragen.

Der dritte Abſchnitt: Geſchichte der Krankheit, zumal
ılattern, die der V. 1744 und 45 im Haag beobachtet hat.
ier beſchriebene Blatterepidemie war freylich ſehr gelinde;
. rechnet, daß etwa einer von vierzigen geſtorben wäre,
ıas noch dazu theils durch Fehler oder Verſäumniß. Sol-
pidemien mußten freylich wohl dem V. einen geringen Be-
von der Gefahr der natürlichen Blattern geben, und ſeine
nte Verachtung vor der Inoculation; die erſte Epidemie,
r Rec. bemerkt hat, gab ihm einen ganz andern Eindruck
ıer Schrecklichkeit dieſer Krankheit. Daß, wider das ge-
e Vorurtheil, andere Ausſchläge der Haut auf die Blat-
ınkheit keinen Einfluß haben, iſt zuverläßig; es können
n gute und böſe Blattern erfolgen; und daß man deswe-
ıetroſt inoculiren könne, wiſſen wir durch eigene Erfah-

rung, so wie auch Camper und Reimarus es bezeugen. Eine Aderlasse während des Ausbruchs der Blattern; aber doch lieber vorher, wenn es die Umstände fodern, würden wir auch nicht fürchten.

Der vierte Abschnitt handelt von einem convulsivischen Husten, der 1746—47 im Haag unter den Kindern herrschte. Eigentlich sind es 36 kleine Krankengeschichten, aus denen allen zusammengenommen man nun eben nichts neues lernet; es gab sanfte Abführungen, gelinde Brechmittel, Oxymel, auch wohl Kermes und weißen Mohnsaft.

Der fünfte Abschnitt ist eine Geschichte der Krankh[eiten] von 1747 und 1748. Ein besonder Fieber kam oft vor, [das] ganz gelinde war, bis an den siebenten oder neunten Tag, zu dem sich alsdenn entweder ein unausstehlicher K[atarrh] gesellete, oder ein unmäßiger Durchfall; (es [kam] gleich auch Ruhren.) Hr. de H. meint, das Ad[er]ren die Kranken gut ertragen, aber geholfen habe es n[icht]. Augen waren dabey etwas gelblich. Er bemerkte ei[nen] häufigen Scharlach mit Halsweh; er glaubte die [Kinder] seyen ganz besonders empfindlich, und wickelte [sie] Abführungsmittel gern etwas ein. Er handelt n[och] tern, von Masern, von verschiedenen andern Kra[nkheiten] aber welcher von de Haens Lesern weiß nicht, daß [man] ihm immer ein wenig Nutzbares unter vielem Wust suchen muß? und übrigens ist das damalige Verfahren [nicht] für unsere Zeiten nicht sehr unterrichtend; denn daß [man] unrichtig gehandelt war, weiß man auch schon, ohne [es] in Beyspielen zu sehen. Die Anmerkung, welche der [Ge]geber zu Ende dieses Abschnittes beygefügt hat, und die [ich] schwerlich dafür erkennt, und gar nicht daran denk[en] te, daß es was fremdes wäre, stände nicht unten, [es] sollte doch einigermaßen vom Texte abgesondert [sein]. Art mögen sonst wohl die Randglossen in alten [Büchern] die Abschreiber in den Text gekommen seyn. Der [letzte] schnitt faßt die ehemals 1745 schon gedruckte Diss. [de] pictonum in sich, die völlig vergriffen gewesen seyn [soll]. ses wäre nun wohl nicht ohne allen Nutzen. Der [Verfas]ber verspricht noch zween Bände; der nächste soll [Beob]Fälle enthalten, die dem seel. de H. seiner Praxis, [in] er im Haag war, vorgekommen [sind] und der letzte den Briefwechsel des de H. mit [Gelehrten] ben. Auf diesen letzten sind [wir]

Ham

Haen hat freylich viel geschrieben, und wo so viel ist, da kann nicht alles auserlesen seyn; so ist es auch mit dem vor uns liegenden Bande. Indessen wenn wir doch alles zusammen rechnen, so glauben wir Ursache zu haben, dem Herausgeber für die Mittheilung zu danken, und ihn zu bitten, sein Versprechen wegen des folgenden zu halten.

Nf.

Dissertatio medica, sistens Naevorum Origines; praeside D. *Christ. Godofr. Gruner* etc. auctor resp. *Io. Valent. Müller.* Ien. 1778. 87 pagg. 4.

Diese Streitschrift verdient vor andern akademischen Schriften hervorgezogen zu werden, weil sie die Vorurtheile von den Muttermählern, (die noch selbst manche sich klugdünkende Aerzte vertheidigen,) mit so guten, fast unwidersprechlichen Gründen bestreitet. Wenn der verdienstvolle Hr. Hofr. Gruner auch nicht ganz der Verf. seyn sollte; so erkennt man doch an der darinn gezeigten Scharfsinnigkeit des Geistes, der vertrauten Bekanntschaft mit den besten Schriftstellern, und der lichtvollen Behandlung der verwickeltsten Materien, seine nicht geringe Beyhülfe. Im ersten physiologischen Abschnitte führt der V. die Gründe der Gegner auf, und widerlegt sie. Er hält es der Weisheit und Güte des Schöpfers zuwider, anzunehmen, daß die verdorbene Einbildungskraft der Mutter dem Kinde schädlich seyn könne. Die Seele könne sich, nach Stahl, nicht den Körper bauen, weil auch der geschickteste Zergliederer selbst von der innern Beschaffenheit desselben so wenig wisse; noch weniger könne also die Seele des Kindes durch die lebhafte Einbildung der Mutter zur Bildung der Mähler vermocht werden. Die Seele von der letzten könne nicht in das Kind durch die Nerven wirken, weil der Kuchen und die Nabelschnur keine Nerven haben; auch nicht durch die Blutgefäße, weil die ihrigen nicht unmittelbar mit den Blutgefäßen des Kuchens zusammenhängen. Vielmehr werde das Kind durch Milchsaft genährt, den seine feinsten Gefäße aus dem in die Zellen des Kuchens abgesetztem Blute und Milchsafte der Mutter aufnehmen, u. s. w.; die Empfindungen der Mutter könnten durch das bloße Blut ohne Nerven nicht auf das Kind fortgepflanzt werden; selbst die starke Bewegung des Blutes

4. Schöne Wissenschaften.

Traum und Wahrheit. Erster Band. Leipzig, bey Böhme. 1780. 15 Bog. 8.

Es ist viel mehr Traum als Wahrheit in diesen Aufsätzen, die das Product einer hochbrausenden Phantasie sind. Sie haben allerhand empfindsame Situationen zum Gegenstande, in Prosa und in Versen, in verschiedener Länge von einer halben Seite bis zu mehrern Bogen, erzählend und dramatisch; alle werden sie den Leser schwindeln machen, wie es der Verf. war, als er sie niederschrieb. In der Orthographie affektirt der V. auch. Wir wollen ihm, wenn er die Universität bezieht, abkühlende Studien bestens empfehlen.

Skizzen von A. G. Meißner. Dritte Sammlung. Leipzig, bey Dyk. 1780. 14 Bog. 8.

Hierinn sind enthalten: 1) die Haselnußschale. Eine etwas gedehnte Erzählung von einem jungen Manne, den eine Haselnußschale in Schmach und Elend gebracht hat. Die Haselnußschale giebt nämlich die Veranlassung, daß ein junger wackerer Mann seiner Geliebten ungetreu wird, und ihre Nebenbuhlerinn heirathet, mit welcher die Ehe sehr unglücklich ausschlägt. Er hatte der letztern zufälligerweise Nußschalen auf den Kopf geworfen, geht zu ihr, sich zu entschuldigen, und wird in ihren Netzen verstrickt. Der Aufsatz konnte auch ganz füglich betitelt werden: die bestrafte Untreue, wiewohl dieser Titel nichts besonders versprochen hätte; daher es so übel nicht war, den Leser durch den gewählten aufmerksam zu machen. 2) Schluß der Anekdoten von Nushirvan. In der Schreibart und in den Gedanken, wie die in den vorigen Sammlungen. Ein sterbender Monarch hält von dem Altane Reden an sein Volk. Das ist wohl nicht ganz natürlich. 4) Ein schlüpfriger Brief der Lais an den Aristipp. Dies ist ein Fragment aus einer Sammlung mehrerer zwischen diesen beyden berühmten Personen. Lais wirkt einer von ihrem Vater verstoßenen Tochter dadurch Versöhnung aus, daß sie den Alten verführt, um den Genuß einer Nacht bey ihr anzuhalten,

welcher die Bedingung der Vergebung wird. 4) **Der junge Perser.** Ein Dialog zwischen Cyrus, Artaxes, Höflingen, und einem Soldaten. Die Sprache und die Gesinnungen sind, wie es Hrn. M. sehr gewöhnlich ist, zu gekünstelt. Artaxes war von einem gemeinen Perser im Wettrennen zu Pferde überwunden worden. Er bewundert seinen Nebenbuhler. „Ach! sagt er, wie pfeilschnell sein Roß dahin flog! Ein Licht„strahl fliegt kaum schneller.“ Hat man denn zu Cyrus Zeiten von der Bewegung des Lichtes etwas gewußt? Hr. M. hat sich in diese Hyperbel verliebt. Er braucht sie in dem folgenden Aufsatze noch einmal. 5) **Fortsetzung der Geschichte von Bianka Capello.** Die erzählenden Absätze sind in diesem Abschnitte der Geschichte etwas länger, als in dem Anfange. Vielleicht läßt sie der V. unvollendet, weil er, wir wissen nicht warum, mit seiner literarischen Lage nicht zufrieden ist. Da er die Geschichte einmal angefangen hat, so wünschten wir auch sie vollendet zu sehen. Das Schwerste ist eigentlich noch zurück, zu zeigen, wie das Herz der Bianka, die noch jetzt ihrem Gemahle ganz und gar ergeben ist, so schmeichelhaft auch die Anträge des Großherzogs, besonders in ihren Umständen, waren, diesem fürstlichen Liebhaber zugewendet worden. Ueberhaupt hat der gegenwärtige Theil der Geschichte der Bianka viel Interesse und wohlerfundene Situationen. Vielleicht hört man zwar mehrmals Hrn. Meißner durch den Mund seiner Personen reden; auch wäre es wohl besser gewesen, den Dialog der Unterhändlerinn des Fürsten, der Signora Mondragane mit der Schwiegermutter, wegzulassen, und es kurz zu erzählen, eben so wie die Scene mit dem Hirten auf den Apenninischen Gebirgen. Einige Kleinigkeiten im Ausdrucke wären auch noch wohl zu ändern. Z. E. Bianka sagt in einer Rede an ihre schlafende Gouvernante, in der Nacht, da sie ihres Vaters Haus verläßt, folgendes. „Hast du je gefühlt, was „Gluth der Zärtlichkeit vermag, so hat jetzt das Alter deine „Flammen erlöscht, deine Gier besänftigt.“ Gier ist für einen jungfräulichen Mund ein nicht schicklicher Kraftausdruck. In der erdichteten Erzählung, die sie von ihrem Vater macht, beschuldigt sie denselben in sehr harten Ausdrücken des Geizes. 6) **Ein Paar schaudrichte Auszüge aus Criminalakten.** 7) **Einige Fabeln.** Hr. M. wird mit dem nächsten Theile diese Sammlung schließen. Vielleicht ist an diesem Entschlusse gar unsere Bibliothek Schuld, über welche er in der Vorrede seinen Unwillen heftig zu erkennen giebt. Er nimmt es gewal-

tig

tig übel, daß wir ihn nicht, wie andere Kunstrichter, zur Fortsetzung seiner Sammlung aufgemuntert haben. Daß etwas Tadel unter das wirklich viele Lob gemischt ist, sieht er als einen neuen Beweis der sonst schon an unserer Bibliothek bemerkten Heimtücke an. Hr. M. ist zu begierig nach Complimenten und Lobe, wie man es freylich im Anfange der schriftstellerischen Laufbahn vorzüglich ist, jemehr man alsdenn noch von sich eingenommen zu seyn pflegt, daß er nicht begreifen kann, wie man an ihm etwas zu tadeln finden, und das Misfällige ohne irgend persönliche Rücksicht aufrichtig entdecken könne. Auch seine von andern gleichfalls getadelte blumichte Schreibart glaubt er dadurch vertheidigen zu können, daß die dürftigsten Dirnen immer am meisten auf die Diamanten und den Putz ihrer reichen Nachbarinnen zu schmähen pflegen. Es ist aber die Frage, ob Hr. M. Schmuck ächte Diamanten, oder nur böhmische Steine sind; ob er seinen Putz mit Geschmack und eleganter Sparsamkeit angelegt; ob die blühende Farbe seines Stils natürliches Roth oder Carmin sey; ob er als ein guter Koch seine Gerichte durch mäßige Gewürze schmackhaft mache, oder sie überwürze; ob er einen natürlichen, zierlichen Gang gehe, oder theatralische Pas auf einer gesellschaftlichen Promenade mache; und was wir noch mehr fragen könnten, wenn wir Lust hätten, wie er, uns durch Blumen zu vertheidigen, die im Fall der Noth auch nicht mangeln können: denn nichts ist leichter, als blumicht schreiben, und nichts schwerer, als simpel, und doch zierlich. Nicht undeutlich vergleicht er die Recensenten in der A. d. B. mit den Sicilianischen Banditen. „Jeder deutsche Schriftsteller, sagt er, der seinen „Weg gerade zu wandelt, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn „dann und wann eine zünftige Bande ihm wehzuthun sucht; „warum durchreist er Sicilien, ohne beym Prinzen von Villa „Franka sich eine Bedeckung ausgebeten zu haben?“ Bey diesem Blümchen von sehr moderner Beleſenheit findet er doch selbst nöthig, den Leſer an den Brydone zu erinnern. Wer mag den Prinzen von Villa Franka gegen die Recensenten vorstellen sollen? Vielleicht gar der Herausgeber dieſer Bibliothek? Gegen ein paar Erinnerungen vertheidigt Hr. M. sich besonders. Er macht mehr Lärmen als die Sache werth ist. Wenn man einem schönen Geiſte Verſchönerungen vorwirft, so ist das lange nicht so schlimm, als wenn man einem Geſchichtschreiber wissentliche Unwahrheiten zur Last legt. Der Rec. hat ihn gar nicht als Geſchichtschreiber angeſehen; freuet sich aber aufrichtig,

iſt denen, die mit dem Mechanismus der Drucker- und Kupferpreſſen bekannt ſind, in folgenden wenigen Worten entdeckt: „Die Bou-Magie iſt weiter nichts, als der Abdruck einer gewöhnlichen Form, die bloß für die Buchdruckerpreſſe geſchaffen war, unter einer Kupferpreſſe.“ — Der V. gieng indeß von dieſer Entdeckung auf eigene Erfindung einer Methode aus, wodurch jeder Liebhaber, der einen Schattenriß aufnehmen und zu verjüngen verſteht, denſelben auf dieſe Art, auch ohne Kenntniß des Formſchneidens und Kupferdrucks, vervielfältigen könne. Und es gelang ihm, dieß ganze Geſchäfft auf folgendes einfache Verfahren zurück zu führen, deſſen kurze Beſchreibung vielleicht einigen von unſern Leſern lieb ſeyn wird: — Man nehme ein Stück plattes Zinn, allenfalls den Boden eines Tellers, polire es auf einer Seite, bringe darauf die Zeichnung, und ſchneide darnach das Zinn aus; ſo hat man die Form. Dieſe reibe man auf der abzudruckenden Seite, auf einem platten Steine, mit Sand. Dann ſchwärze man die Form, vermittelſt eines Buchdruckerballen, mit Schwärze aus Kienruß und Leinöl, und lege ſie auf den Tiſch; auf die geſchwärzte Seite eingefeuchtetes Papier; auf dieſes ein paar Blätter Makulatur, und endlich über das alles ein Stück Hutfilz. Statt der Preſſe kann man ſich eines runden g[illegible] ſelten Holzes bedienen, welches man über jene Zurichtung [illegible] rollt; alsdenn wird, wenn man das Papier hinwegnimm[illegible] die Silhouette en Bou-Magie darauf abgedruckt erſ[illegible] Dieß Verfahren nun, und die dabey erforderlichen [illegible] werden umſtändlich aus einander geſetzt, und auf der b[illegible] fügten Kupfertafel durch einige Figuren erläutert.

Von eben dieſem V. iſt auch, wie wir am Schluſſe dieſer Schrift ſehen, folgende:

Beſchreibung eines ſehr einfachen, zur Verjü[illegible] der Schattenriſſe dienenden Storchſchnabels, ſich jeder Liebhaber ſelbſt verfertigen kann. M[illegible] einem geometriſchen Beweis und Tafeln über Werkzeug. Mit Kupfern. Münſter, bey Perro[illegible] non. 1780. 3¼ Bog. 8.

Gleich Anfangs bezieht ſich der V. auf ſeine, im vorigen J[illegible] herausgegebene, und von uns neulich angezeigte ausführliche

che Abhandlung über die Silhouetten, in welcher er 27—154) eine umständliche Beschreibung und Abbildines zum Verjüngen der Silhouetten eigentlich eingerich- Werkzeugs lieferte, das mit dem Proportionalzirkel viel hes hat. Um manchen dabey noch übrigen Schwierig- n abzuhelfen, suchte der V. dies Instrument noch mehr er zu machen, so, daß jeder Liebhaber, ohne Beyhülfe eines eiters, es selbst verfertigen könnte. Und so gerieth er auf jier bekannt gemachte Erfindung einer sehr einfachen Me- e, wo man nichts, als einige Stückchen Holz, ein Paar ecknadeln, und den Kiel einer Rabenfeder, auch keine wei- e Werkzeuge, als ein Federmesser braucht, und in weniger is einer halben Stunde alles vollenden kann. Dabey ist die Richtigkeit und Genauigkeit noch größer und vollkommner, als lbst bey jenem Silhouettenzirkel. Die ganze Einrichtung die- ses Werkzeuges, und das Verfahren beym Gebrauche desselben wird nun von dem Verf. in Beziehung auf die beygefügten Abbildungen, genau beschrieben, und S. 30 ff. ein geometrischer Beweis von der Richtigkeit eines, nach diesen Angaben verfertigten, Storchschnabels hinzugefügt. Zuletzt theilt der V. noch einige Tafeln mit, worinn man die Verhältnisse der zu verjüngenden Silhouetten finden, oder wornach man die Verhältnisse der schon verjüngten beurtheilen kann.

Anweisung zu Verfertigung und Gebrauch des allgemeinen Zeicheninstruments ohne Gläser, mittelst dessen jeder, auch der Zeichenkunst unerfahrener, ohne weitern Unterricht, nach der Natur alles geschwind und pünctlich zu zeichnen vermag. Mit Kupfern. Anspach, in Haueisens Hofbuchhandlung. 1780. 4 Bog. 8.

Der Verf. unterschreibt sich unter der Zuschrift: Johann Leonhard Hoffmann. Um den verschiedenen Mängeln der Transparente abzuhelfen, und die bey Instrumenten dieser Art gewöhnlichen Gläser, ihrer Zerbrechlichkeit wegen, abzuschaffen, schlägt er ein anderes Zeichnungsinstrument vor, das auch in Ansehung der Brauchbarkeit gemeinnütziger, und nicht bloß auf Bildnisse eingeschränkt ist. Statt des Glases wird hier Seidenflor in den Rahmen gespannt; die übrigen

Ein-

Einrichtungen und dabey nöthigen Kautelen muß man in dem Buche selbst nachlesen, wo sie durch Kupferabbildungen noch nnlicher und verständlicher gemacht sind.

Fk.

b) Musik.

Lieder und Arien aus Sophiens Reise, mit Beybehaltung der von dem Verfasser angezeigten und andern neu dazu verfertigten Melodien, von Johann Adam Hiller. Leipzig, bey Junius. 1779.

Den Freunden des Romans: Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, muß diese Sammlung sehr willkommen seyn. Die aber dem Romane nicht hold sind, haben wenig daran, weil sie die größten, theils faden, wässerichten Verse, nicht interessiren, und sie die meisten Melodien in Grauns Tod Jesu, in Hillerischen Operetten und manchen Liedersammlungen, schon mit besserer Poesie besitzen. Es müßten denn einige neuverfertigte sehr hübsche Liedermelodien von Hiller sie anlocken.

Der Januar, Februar, März, u. s. w. durchs ganze Jahr.

Dieses ist eine musikalische Monathslieferung ohne weite Titel. Jedes Stück besteht aus einem [illegible]aen, und voran ein deutsches Lied, und dann eine kleine [illegible]son. Die Melodien der Lieder sind größtentheils angenehm drückend, und die Klaviersonaten brillant und [illegible]rn. Noch müssen wir anmerken, daß jedes Blatt einem [illegible] Freunde zugeeignet ist, und dem Herrn Verfasser, [illegible] noch nicht genannt, zu einer so ansehnlichen Zahl von Glück wünschen: diese berechtigt uns aber auch der Seele des V. reinere Harmonie zu vermuthen wollen es daher bloß auf Flüchtigkeit in der Arbeit, mangel des feinen richtigen Gefühls schieben, daß die [illegible] dieser Stücke oft sehr mangelhaft ist, und uns für die [illegible] mehr Reinheit und Schönheit der Harmonie erbitten. zu verstehen, daß wir den V. für einen Freund der Kunst nicht für einen Künstler halten. Eb.

Vier-

stimmig gesetzte Kirchenchoräle, biblische Sprüche, auch geistliche und moralische Lieder, zur Singeübung für die Rumbaumsche Armenschule. Erstes Stück. Hamburg, bey Bock. 1779.

Im Vorberichte dieses Werks nennt sich der Herausgeber und Komponist, der Herr Syndikus Schuback in Hamburg, der durch seine Abhandlung über die musikalische Declamation, und durch sein neuerlich herausgekommenes Oratorium: die Jünger zu Emaus, bekannt ist. Es enthält übrigens der Vorbericht manche gute Bemerkung und Lehre über den Kirchengesang und seine Orgelbegleitung, und eine Nachricht von der Rumbaumschen Armenschule, von der Hr. S. Vorsteher ist, die Kinder, so Fähigkeit zur Musik haben, dazu anzuhalten, damit sie, wenn sie auch nicht eben alle Tonkünstler werden, doch als Kirchensänger, Instrumentalisten oder Notenschreiber ihr Brod, verdienen können. Andere, die bis zum Studiren kommen, werden in der Zukunft mancherley Wortheile dadurch erlangen.

Uebrigens enthält diese erste Sammlung sechzehn Kirchenchoräle, von denen fünf alt, und fünf neu sind, vier biblische Sprüche, zwey Psalme, und sechs geistliche oder moralische Lieder. Der Endzweck der Sprüche und Lieder geht dahin, daß die Kinder nach und nach mit Noten von verschiedener Gattung, mit Pausen, mit Veränderung des Zeitmaßes u. s. w. bekannt werden sollen, und daß denjenigen, welche im Arienſingen sich üben wollen, dessen Erlernung durch Uebung des Chöre erleichtert werde.

Hr. S. denkt mit dieser Sammlung fortzufahren, in den folgenden Stücken besonders Choräle zu liefern, und zuletzt ein vollständiges Register anzufügen.

Gegen die, die sich an die Italienischen Anzeigen des Zeitmaaßes und Vortrags bey den Sprüchen und Liedern stoßen möchten, beruft sich Hr. S. auf den noch zur Zeit vorzüglichen Gebrauch der Italienischen Sprache in der Musik, theils auf die den Schulkindern zu verschaffende Uebung, u. s. w.

Wenn wir über das Innere dieses Werks etwas erinnern sollten; so wärs der Wunsch, daß sich Hr. S. künftig bey den Chorälen mehr des vortrefflichen Choralbuchs von Sebastian Bach,

ach, als des ſehr mittelmäßigen von Telemann, bedienen öchte; und daß künftig in den Liedern und Pſalmen nicht al- in genaue Deklamation, ſondern auch Schönheit und An- hmlichkeit der Melodie und Harmonie herrſchte.

Tk.

6. Romanen.

Peter Bollmuth, am Ende wird er ein ganz anderer Mann: oder Geſchichte des Hrn. von F**. Erſter Theil. Berlin, bey Wever. 1780. 1 Alph. 9 Bog. 8.

Der Held der Geſchichte iſt der Sohn eines Dorfſchulmeiſters, welcher aus einer adlichen Familie herſtammte. Er genießt durch die Vorſorge eines würdigen Predigers eine gute Erziehung, wird, nachdem ſein Vater geſtorben, von einem Stiefvater und dem Gutsherrn, einem ſehr niederträchtigen Menſchen, äußerſt hart gehalten. Er entrinnt ihnen, treibt in der Welt herum; wird aber immer von ihrem Haſſe verfolgt, noch am Ende dieſes Theils, wo er unter den Soldaten iſt. Die Geſchichte kann alſo noch ſehr lange währen, ehe der Schulmeiſtersſohn ein Hr. von F** wird. Wie es noch dazu gedeihen möge, verlangen wir nicht zu wiſſen; vermuthlich verlangen es unſere Leſer auch nicht, daher können die folgenden Theile immer unangezeigt bleiben. Die Erzählung iſt erſchrecklich gedehnt, ſehr widrig, an ſchmutzig eckelhaften Beſchreibungen reich, als worinn der V. eine ganz außerordentliche Stärke beſitzt.

Waller und Natalie. Eine Geſchichte in Briefen. Zweyter, dritter und vierter Theil. Reval, bey Albrecht und Compagnie. 1780. 2 Alph. 6 Bogen in 8.

Der erſte Theil iſt in dem 38ſten B. dieſer Bibl. angezeigt. Waller und Natalie werden am Ende, trotz eines böſen Onkels und einer noch ſchlimmern Tante, dennoch ein Paar.

Es

nd viele Nebengeſchichten hineingeſchoben; die aber mit Haupthandlung weiter in keiner Verbindung ſtehen, als die Perſonen verwandt ſind, oder ſonſt ſich kennen. Uns die Geſchichte Langeweile gemacht; vielleicht gefällt ſie wo der ziemlich bunt gemengten Begebenheiten andern Leſern, e mehr Muße und Geduld haben, beſſer. Auch die eingerück en Intermezzos haben uns nicht ſonderlich beluſtigt. Dergle hen z. E. der Brief, worinn ein Frauenzimmer ihre Freundin arnt, einen berühmten Gelehrten, der ſich um ihre Hand be warb, nicht zu heyrathen, weil dieſe Herren ſich mehr um i Bücher als um ihre Frau zu bekümmern pflegen. abey zählt ſie eine Geſchichte von einem Rechtsgelehrt Freude, daß er Gebauers Corpus Juris für drey T e den, zu Mittage nicht zu Tiſche kommen wollen, mitten in einem Geſpräche, auf einmal ſeine Frau au ter geklopft, und geſagt hat: Nein, nein! ſo ſoll es hingehen! an den Galgen ſollſt du gewiß da ich jetzt das Corpus Juris habe, das verg Dieſe Zerſtreuung iſt ziemlich arg, und das ſ g ſpaßhafte Hiſtörchen wird dadurch noch einfältiger, Corpus Juris mit dem Criminalproceß n und daß man mit einer kritiſchen Ausgabe oes ris nicht mehr und nicht weniger einen Dieb bringen kann, als mit jeder andern gemeinen Aus e.

Lb.

Spitzbart, eine komi-tragiſche Geſchichte, für unſer pädagogiſches Jahrhundert. Parturiunt montes, naſcetur ridiculus mus. Leipzig, in der Weygandiſchen Buchhandlung, 1779. 416 Seiten, in 8.

Von ſeiner Sphäre hat das Buch Aufſehen gemacht. Es betrifft eine Materie, die für die jetzige Dekade unſrer Zeiten intereſſant iſt, und der Gedanke, den der Verf. hier ins Licht ſetzen will, verdienet in der That Beherzigung. Seine Abſicht iſt, die Idealenkrämer im Erziehungsweſen, wie er ſie nennt, das iſt, die ſich weiſe dünkenden Pädagogen, welche ohne Erfahrung luftige Theorien über die Pädagogik raſch von der Drehſcheibe laufen laſſen, und die niemals realiſiret werden können, in ihrer Blöße darzuſtellen. Die Geſchichte, die er hier unterlegt, die Ausführung derſelben, die Charaktere der

handeln-

handelnden Personen sind mit guter Ueberlegung gewählt, und auch lebhaft geschildert. Aber man findet hin und wieder kleine Nebenzüge, die dem Leser nicht ganz verständlich sind, und wobeaus man fast schließen möchte, der Verf. spiele auf besondere Menschen und Begebenheiten an. Dies ist aber nicht die wahre Art, wie man Charaktere in Erdichtung übertragen soll, und wenn es ja geschiehet, um wirklich existirenden Personen wehe zu thun, so ist es niederträchtig.

Wir entheben uns eines ausführlichen Auszugs, da das Buch schon bekannt genug ist, und begnügen uns nur, das wesentlichste zu rekapituliren, um einige Anmerkungen, die uns beym Lesen eingefallen sind, und die wir hier mittheilen wollen, desto eher verständlich zu machen.

Spitzbart, Inspektor und Pastor des Städtleins Rübenhausen, hatte ein Buch geschrieben, Ideal einer vollkommenen Schule, genannt, welches einem gewissen Stadtdirektor, Heineccius, zu Arlesheim, einem warmen Freunde der neuern Pädagogik, in die Hände fiel, und der von dem Autor dadurch eine so günstige Meinung bekam, daß er nichts mehr wünschte, als der Direktor des Stadtgymnasii möchte zu seinen Vätern versammlet werden, um durch den Idealisten die Schule zu Arlesheim ganz zu reformiren. Der alte Direktor starb endlich, und ohngeachtet das Scholarchat den Unterrektor Herz, einen Mann, der sich bereits als ein geschickter Schulmann exhibiret hatte, zum Direktorat gern befördert hätte; so drang doch Heineccius mit seinem vorgeschlagenen Subjekt durch, und Spitzbart erhielt die Stelle. Der Promotor und seine Adhärenten hatten die größte Erwartung von der Schulreform des neuen Pädagogen; fanden sich aber in dieser Hoffnung ganz betrogen. Dem Original gebrachs an nicht mehr als an allen Vollkommenheiten seines Ideals; der Mann gab sich gleich anfangs so viel Blößen, daß die große Idee von ihm ganz hinschwand, und sein Beförderer selbst an ihm irre wurde. Durch eine Menge folgender Fehlschritte, davon einige grobe Ignoranz verriethen, fiel sein Credit so sehr, daß er seines Gönners gar darüber verlustig gieng, das Geschwätz der Stadt, und der Spott seiner Untergebenen wurde. Nicht Spitzbart, rief jedermann, Dummbart soll er heißen! Doch da seine pädagogische Reputation eben im Begriff war vollends zu scheitern, half ihr ein russischer Graf unvermuthet wieder auf, der seinen Sohn dem Arlesheimer Erzieher anvertrauete, von dem er vermöge seines Buches eine eben so günstige Meinung bekommen hatte, als

m Heineccius. Der Eleve befand ſich bey ſeinem Edukator
us wohl: denn er fand an Fiekchen, der Tochter vom Hauſe,
n Mädchen von vielem Temperament, Geſchmack, und die
vertrauliche Umgang, wobey die Eltern die Augen zuſchlo-
, endigte ſich damit, daß der junge Herr, als er abſolvirt
tte, Deszendenz hinterließ, worüber Spitzbart, deſſen Ge-
dheit ſchon vorher der Amtsverdruß durch ein Gallenfieber er-
ſchüttert hatte, ſich zu Tode grämte.

Bey einem guten Vortrage, und häufigen zum Ganzen paſſenden Nebenſcenen, gewährt dieſe Geſchichte dem Leſer eine unterhaltende Lektüre; allein der Abſicht des Verf. ſcheint ſie nicht vollkommen zu entſprechen. Vielleicht iſt der alte Kanon auch hier in gewiſſem Verſtande anwendbar: exempla non probant, ſed illuſtrant. Wenigſtens werden die pädagogiſchen Idealiſten ſich durch das aufgeſtellte Exempel nicht widerlegt glauben. Alles was ſich daraus folgern läßt, iſt daß zwiſchen Theorie und Praxis ein himmelweiter Unterſchied ſey; das hat aber noch Niemand bezweifelt. Es kann ja wohl ein Architekt ein Gebäude angeben, und es ſehr gut in Grund legen; ob er gleich nicht verſteht, die Steine zu behauen, Balken und Sparren zu fügen; ſondern dieſes Geſchäfte Maurern und Zimmerleuten überlaſſen muß. Und es konnte Spitzbarts Ideal als ein Grundriß ſehr gut und brauchbar für die Erziehung ſeyn; der Fehler lag nur darinnen, daß er nicht die Leute beſaß, ſeine Theorie ſelbſt anzuwenden, und dieſes billig andern überlaſſen ſollte. Er wurde aber auch wider ſein Zuthun und Vermuthen in das praktiſche Fach geſtoßen, und war zu bedauren, daß das Produkt ſeines Geiſtes die Klippe wurde, woran ſein Glück und ſeine Zufriedenheit ſcheiterte. Allein das Talent, woran es dem ehrlichen Spitzbart gebrach, konnte ja wohl bey einem andern mit dem, das er beſaß, verbunden ſeyn, welches ein ſo möglicher Fall iſt, als das Gegentheil, und was bewieß alsdenn das Buch gegen die pädagogiſchen Theoretiker? Zudem hatte der Edukator, den der Verf. aufſtellt, in keinem Stücke freye Hand, ſeine unterhabende Schule nach ſeinem Ideal zu modeln; die alte Schuleinrichtung durfte nicht eingeſchmolzen, ſondern nur nach und nach gleichſam unvermerkt umgeformt werden, und da war eine ſtarke Gegenpartey, die über jede Neuerung, wenn ſie auch unglaublich vernünftiger als die Spitzbartiſchen geweſen wäre, würde laut geſchrieen haben. Zuweilen ſcheint es, als wenn Spitzbart das Opfer der Schikane worden ſey, z. B. da die Primaner auf Stuben,

bitriren, ob ſein Vortrag in der Theologie, oder des vorherigen Docenten ſeiner gründlicher und beſſer ſey; da ſie ihn frech inſultiren, welches ihn denn freylich zu einem unüberlegten Amtseifer verführet. Kann aber nicht auch der geſetzteſte Mann, wenn ihm ſo notoriſch unrecht geſchiehet, einmal aus ſeiner Faſſung kommen? Beſonders iſt auffallend, daß der arme Mann bey dem Vorſchlage von Schulprämien, der doch im Grunde nichts widerſinniges enthält, durch die ſchwachen Gegengründe des Rektor Herz, ſo ganz in den Staub getreten wird, und die Verſammlung dem letztern ſo beyfällig ſich erkläret, daß erſterer mit Schimpf und Schande den Lehrſtuhl verlaſſen muß. Daß Iſraelchen, des Pädagogen Sohn, ein wilder Range iſt, und Fiekchen ihre Ehre verſcherzt, hat übrigens auf die Hauptſache keine Beziehung, und ſcheint uns daher eine ſehr unnöthige Erdichtung zu ſeyn. Denn die Erfahrung hat ſchon zu oft gelehrt, daß die Edukation eigner Kinder weder für noch wider die Edukationstalente eines Mannes etwas beweiſet, beſonders wenn, ſo wie hier, die Frau mit im Spiel iſt. Indeſſen iſt das Buch für unſer pädagogiſch ſeyn wollendes Zeitalter ein nützliches Produckt, und für manchen pädagogiſchen Theoretiker, dem der Kopf von Eigendünkel ſchwindet, und der auf verdiente Schullehrer, die manchen guten und geſchickten Mann gebildet haben, mit Stolz und Verachtung herabſieht, mit Nutzen zu leſen.

Of.

7. Naturlehre und Naturgeſchichte.

Chymiſches Journal für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrheit, Haushaltungskunſt und Manufakturen. Entworfen von D. Lorenz Crell. Zweyter Theil. Lemgo, im Verlage der Meyerſchen Buchhandlung, 1779. 250 Seiten, in 8.

Wir wollen den Inhalt dieſes zweyten Theils, von dieſem fürtrefflichen und gemeinnützigen Journale eben ſo kürzlich anzeigen, wie wir ſolches bey dem erſten Theile (ſ. A. d. Bibl. XXXIX. B. I. St. S. 188 u. f.) gethan haben. In der

rede dieſes zweyten Theils danket Hr. Prof. C. für die ſo
mein gütige Aufnahme des erſten Theils. Die geneigten
träge, wodurch Männer von entſchiedenen Verdienſten in
Chemie, ihn unterſtützt hätten, ſeyen ihm thätige Beweiſe,
ß ſein Entwurf von ihnen gebilliget worden. Noch thut der
be wiederholte Bitten an die Scheidekünſtler Deutſchlands:
rch häufigere Beyträge dieſem Journale einen ſchnellen Fort
ang zu verſchaffen, und er hofft, die fremden diesmal einge
rückten Stücke würden ihre Wahl gewiß durch ſich ſelbſt beſtä
tigen, u. ſ. w. Nun zum Inhalte ſelbſt. Der originellen
Abhandlungen ſind dreyzehen an der Zahl. Dann folgen Aus
züge aus den Schriften der Geſellſchaften der Wiſſenſchaften,
und zwar der königlich Schwediſchen. Anzeige chemiſcher
Schriften. Endlich: Vorſchläge.

Der erſte Aufſatz iſt vom Hrn. Prof. Gmelin in Göttin
gen, über einige baumähnliche Bildungen von metalliſchen
Salzen. Es iſt bekannt, daß man ſich, um dieſe Erſcheinun
gen hervorzubringen, zeither immer des Queckſilbers und Sil
bers bedient hat; Hr. G. aber fand, daß auch Kupfer dazu zu
gebrauchen wäre, und er erhielt auf dieſem Wege immer einen
ſchönen Silberbaum, ohne Zuſatz vom Queckſilber. 2) Che
miſche Unterſuchung des Sauerkleeſalzes von Hrn. Wieglеb.
Das weſentliche Salz des Sauerklee (oxalis acetoſella Linn.)
gehöre zwar nach der Meinung der Chemiſten unter die weins
ſteinartigen Salze, und beſtehe aus einer beſondern eigenthüm
lichen Säure mit einem fixen Alkali verbunden; es iſt aber
nach der Unterſuchung des Hrn. Wieglebs, ein, mit dieſer
eigenthümlichen Säure überſättigtes Mittelſalz. Es unter
ſcheide ſich von den übrigen weinſteinartigen Salzen durch
einen vorzüglichen ſauren Geſchmack, ſo wie durch die Figur
ſeiner Cryſtallen, ingleichen durch die ganz beſondern Eigen
ſchaften des ihm eigenthümlichen ſauren Beſtandtheils, u. ſ. w.
Es wurden zweyerley Sorten dieſes Salzes, nämlich das weiſſe
ſchweizeriſche, und dasjenige, was auf dem thüringer Walde be
reitet wird, der Unterſuchung unterworfen, und die verſchiednen
Eigenſchaften und Verhältniſſe gegen andere Körper, gründlich
auseinander geſetzt. Auch die verſchiedenen Verhältniſſe dieſes
Salzes gegen die Mineralſäuren, ſind hier nicht vergeſſen.
Hr. W. erhielt aus dem Zuſatz mit der Vitriolſäure, Cryſtallen
eines wahren vitrioliſirten Weinſteins, und aus der Vermi
ſchung mit der Salpeterſäure, wahrhafte Salpeterkryſtallen.
Dann: Verbindung des Sauerkleeſalzes mit dem gemeinen feuer
beſtän-

beſtändigen Alkali. Verhältniſſe des Sauerkleeſalzes gegen einige Mittelſalze, u. ſ. w. 3) Chymiſche Verſuche mit der Holzſäure, in Abſicht, vermittelſt derſelben eine Naphta zu verfertigen, von Hrn. J. F. A. Goettling. Gleich Anfangs giebt derſelbe eine kurze Geſchichte der verſchiedenen Naphten. Da Hr. Prof. Crell aus der Säure des Fettes eine Naphta erhalten: ſo glaubte Hr. Goettling, man müſſe auch aus den Säuren verſchiedener Körper des Gewächsreichs eine Naphta erhalten. Er wählte hierzu die wohlfeilſte, nämlich die Holzſäure. Der erſte Verſuch hierzu wurde mit der Säure aus der Birkenrinde gemacht, welche, um das Oel zu erhalten, aus einer eiſernen Retorte war deſtillirt worden. Dieſe Säure wurde mit feuerbeſtändigem vegetabiliſchen Laugenſalze geſätigt; in einen Schmelztiegel geſchmolzen, um das noch dabey befindliche empyrevmatiſche Oel zu verbrennen; und endlich nach verſchiedenen Behandlungen mit Vitriolſäure ſehr behutſam vermiſcht; und zur Deſtillation eingeleget. Die übergangene Säure war weiß wie Waſſer, und hatte einen, gerade wie Knoblauch riechenden Geruch. Hierzu wurde eben ſoviel, als es Säure war, vom höchſtgereinigten Weingeiſte gemiſcht, und zur Deſtillation in den Lampenofen eingelegt, worauf gerade ſoviel, als Hr. G. Weingeiſt dazu gethan hatte, Naphta übergieng, welche einen herrlichen, durchdringenden, gewürzhaften ſäuerlichen (doch nicht ſulphuriſch-riechenden) Geruch, hatte. Nachher wurde dieſer Verſuch nochmals mit trocknem Büchenholze unternommen. Von zwölf Pfunden dieſes Holzes erhielt derſelbe eine Unze fünf und ein halb Quentchen reiner Holznaphta. Das außerordentliche hierbey war, daß der Hr. Verf. drey und ein halbes Quentchen Naphta mehr am Gewichte erhalten, als derſelbe Weingeiſt zu der Holzſäure gemiſcht hatte. Hierbey führt derſelbe die Meinungen verſchiedener Schriftſteller über die Entſtehnng der Naphten an, und zeigt, daß die Menge Naphta, ſo bey ſeinen angeführten Verſuchen erhalten worden, alle die Erklärungen der Scheidekünſtler über dieſen Gegenſtand vernichte. 4) Beobachtungen bey der Vermiſchung einiger Naphten mit den entgegengeſetzten Säuren vom Hrn. Herausgeber ſelbſt. Anfänglich geht derſelbe die Meinungen verſchiedener Schriftſteller über die Theorie von der Entſtehung der Naphten durch. Vitriolnaphte mit gleichen Theilen rauchenden Salpetergeiſt vermiſcht, und 36 Stunden ohne Lüftung des Korks, womit das Glas verſtopft war, ſtehen laſſen, verwandelte die Vitriolnaphte in wahre gelbe Salpeternaphte,

efähr zwey Quentchen dem Maaße nach. Eine halbe Unze peternaphte mit eben ſo viel Vitriolöl vermiſcht, gerieth eine äußerſt heftige Bewegung und eine ſehr ſtarke Hitze. ach verſchiedenen Erſcheinungen erhielt Hr. Prof. C. zwey uentchen Vitriolnaphte. Eine halbe Unze rauchender Salz iſt mit eben ſo viel Vitriolnaphte vermiſcht, lieferten unter geiſſen Handgriffen drey Quentchen Vitriolnaphte, die doch etwas von einem beſonderen, der Salznaphte ähnlichen Geruch hatte. Aehnliche andere Zuſammenſetzungen von Naphten müſſen wir übergehen, um nicht zu weitläuftig zu werden. Liebhaber müſſen dieſen intereſſanten Aufſatz ganz nachleſen, und ſie werden mit Vergnügen finden, daß verſchiedene Naphten mehr oder weniger vermögend ſind, durch andere hinzugekommene Säuren zerlegt zu werden. 5) Von der Bereitung des Brechweinſteins von Hrn. Mönch, Apotheker in Caſſel. Hätte Hr. Mönch, Saunders kleines Buch vom Spiesglaſe geleſen: ſo würde wahrſcheinlich dieſer Aufſatz vom Brechweinſtein beſſer ausgefallen ſeyn. 6) Ebenderſelbe: vom Kennzeichen des Gummi Guajaci. Taffia heißt unſers Bedünkens die beſte Sorte vom Rum: die Miſchung aus Gummi guajaci und Rum, wird keinesweges mit dem Namen Taffia belegt. 7) Fernere Verſuche mit dem Guajacgummi, und beſonders mit der Tinktur deſſelben, von Hrn. D. Dehne. Das im Weingeiſte aufgelöſte Gummi guajac. bekommt eine ſchöne blaue Farbe, wenn guter verſüßter Salpetergeiſt dazu gemiſcht wird. (NB. Es muß Spiritus vini fumans dulcis ſeyn.) Schon die Dämpfe der Salpeternaphte, oder recht guter verſüßter Salpetergeiſt, erzeugen eine blaue Farbe an der Guajactinktur. Auch dieſe Dämpfe färbten das Gummiguajac, gepülvert auf Papier gelegt, wie das ſchönſte Berlinerblau. Der Hofmanniſche Liquor brachte keine Veränderung bey der Guajactinktur zuwege. 8) Etwas vom Kampfer aus der Küchenſchelle, (Anemone pulſatilla L.) vom Hrn. Heyer, Apotheker aus Braunſchweig. In der That eine ſehr artige Erfindung. Das von der, in der Blüte ſtehenden ſchwarzen Küchenſchelle deſtillirte Waſſer, ſetzte nach einem halben Jahre, in einer gläſernen wohl verwahrten Flaſche, Cryſtallen ab, welche vieles mit dem Kampfer gemein hatten. Dieſe Cryſtallen brennten am Lichte; rochen wenig; lieſſen ſich leicht in ein feines Pulver zerreiben; hatten einen fettigen Geſchmack; verdampften auf dem heißen Bleche ganz; wobey zu merken, daß dieſer Dampf eben diejenige ſcharfe Empfindung in der Naſe

verur-

rurſachte, welche das ſtarke Waſſer von dieſem Kraute der
inge und dem Gaumen eindrückt. 9) Vom elaſtiſchen Harze,
m Hrn. Thorey, Apotheker in Hamburg. Dieſes elaſtiſche
arz iſt nicht dasjenige, ſo aus Amerika gebracht, und vom
rn. de la Condamine beſchrieben worden; ſondern diejenigen
ey Sorten, welche unſer Verfaſſer unterſucht hat, kommen
s China, und haben eine blaue, gelbe und rothe Farbe.
Das gelbe Harz beſitzt nur wenige Elaſticität, und zerreißt bey
einer nur geringen Ausdehnung. Angeſteckt brennt daſſelbe
mit einer hellen Flamme wie Kampfer. In dem Vitriolather
löſete ſich daſſelbe völlig auf, und ließ ſich mit einem Pinſel
als ein Lackfirniß aufſtreichen; aber auch wieder abreiben.
Die übrigen Auflöſungen dieſes Harzes mit ätheriſchen Oelen
blieben ſchmierigt, und verloren die elaſtiſche Eigenſchaft. Das
rothe elaſtiſche Harz wies ſich in verſchiedenen Verſuchen eben
ſo wie das gelbe. Der Hr. Verf. glaubt daher, daß alle drey
Sorten von einerley Art, und nur gefärbt wären. 10) Fort-
ſetzung der Verſuche mit der aus dem Rindertalge entwickelten
Säure, von dem Hrn. Herausgeber. Dieſer Aufſatz enthielt
viele mühſame und wichtige Verſuche. Um verſchiedene
weilige Arbeiten, welche bey der Scheidung der Fettſäure
fielen, abzukürzen, wollte derſelbe aus einer kupfernen
mit einem verzinnten Helme gereinigtes Rindsfett deſtil
Bey verſtärktem Feuer bekam derſelbe eine grünlichte Flüßig
und das Zinn fieng an zu ſchmelzen. Auch mit der gewöh
chen Seife ließ ſich nichts erſprießli s anfangen, bis der Ve
aus kauſtiſcher Lauge und Rinder ſelbſt dergleichen veri
tigte. Das Gold ließ ſich von die Fettſäure nicht auflö
obgleich dieſelbe ſtark davon ae bt ; al der Hr
fand hernach, daß d e er Hitze au t ei
Farbe annehme. ng 1 r de rn, we
ſelbe bey der vorg ten Al ji l auecfi s m
Säure wahrnahm. Dieſe Auflojung 1 kte s
bleche. Das Silber wurde d viel pr
Eben ſo das Kupfer, das Eiſen, (stol , u. ſ.
11) Zerlegung des Wallraths, (1 y ; e .
Wunderſam iſt es doch, wenn Mei nn, Lewis und Sp
mann verſichern, daß der lle 1 mittelſt des ka
Laugenſalzes, nicht in eine ve lt und umgeſe
würde, da doch unſer Hr. Verf. m dem 8ten Verſuche,
auch Ree. ſchon vorlängſt, eine ene Seife aus Wa
rath und kauſtiſchem Laugenſalze darz haben. Daß di

se für schöne Hände ersprieslich und vortheilhaft sey, weiß Rec. aus der Erfahrung. Durch die Destillation, welche Hr. Prof. unternommen, erhielt derselbe ein butterähnliches Oel, und nach wiederholtes Uebertreiben lieferte dieses Wesen auch flüchtiges Oel und etwas Säure. Als derselbe diese Säure mit flüchtigem Salmiak sättigte, erhielt er bey starkem offenen Feuer neuen thierischen Salmiak. (Chem. Journ. 1. B. S. 67. 88.) Ausserdem ist die Aehnlichkeit der Säure des Wallraths mit der Fettsäure sehr groß — beyde schlagen Silber aus dem Scheidewasser nieder, und greifen den Spiesglaskönig an. 12) Eben derselbe: Fortsetzung der Versuche, Phosphorus zu bereiten. Die Methode, das Phosphorussalz aus den gebrannten Knochen zu entwickeln, ist unsern Lesern bereits aus dem ersten Theile dieses Journals bekannt. Diese Fortsetzung der Versuche verbreitet vieles Licht über die Bestandtheile des Phosphors. 13) Eben derselbe: Zerlegung der Cacaobutter. Daß diese Butter, wie andere Fette, nicht ranzigt werden solle, und daß dieses, wie Hr. D. Dehne versichert, in Zeit von 10 Jahren nicht geschehen sollte, ist Rec. unbegreiflich — es müßte denn seyn, daß diejenige Butter, welche aus den erwärmten Bohnen ausgepreßt ist, einen Vorzug vor derjenigen hätte, welche durch das Kochen bereitet wird: denn diese wird nach Verlauf eines halben Jahres schon ranzigt. Von einem halben Pfunde dieser Bohnen erhielt der Hr. V. drey Unzen, ein Quentchen und 36 Gran röthlich braunes flüßiges Oel, und zwey Quent. 6 Gran Säure. Die Butter ließ sich vermittelst der kaustischen Lauge in eine vollkommene Seife verwandeln. Wie die Zerlegung des Kochsalzes im thierischen Körper geschehe? frägt der Hr. Verf. hierbey in einer Note — wahrscheinlich durch das Reiben an den Wänden der Blutgefässe, wie man bey der Entstehung des schmelzbaren Urinsalzes, das wahrscheinlicher Weise vorher Kochsalz gewesen, wahrnehmen kann, wenn man etwas darüber nachdenkt.

Nun folgen 14) Auszüge aus den Schriften der königl. schwedischen Akademie der Wissenschaften. Versuche mit Thon angestellt von B. G. Andersson. 15) Bergmann von der Vereinigung des Queckſilbers mit der Kochsalzsäure. 16) Zur Bereitung des ätzenden Sublimats ohne Feuer, von J. Monnet. 17) Retzius Anmerkung über vorhergehende Abhandlung. 18) Versuche mit dem Mörtel und den Cementarten, von P. J. Gadd. 19) Versuche mit Weinstein, und dessen Säure, von A. J. Retzius. (Dank sey dem Hrn. Prof. Crell

rell für dieſen ausführlichen Auszug.) 20) Unterſuchung eyer Arten Blutwaſſer, von P. Fetzel. 21) Unterſuchung s Flußſpats und deſſen Säure, von C. W. Scheele. 22) nleitung, dauerhafte Ziegel zu brennen, von T. Bergmann. 3) Eine verſuchte Art, Häuſer aus Kupferſchlacken zu bauen, on Carl Haldinn. 24) Anmerkung über vorhergehende Abandlung, von S. Sandel. 25) Fortſetzung der Geſchichte on Vereinigung des Queckſilbers mit Salzſäure, von T. Bergmann. Dieſen Auszügen folgen Anzeigen von zwölf chemiſchen neuen Schriften. Zuletzt: einige Vorſchläge. Z. B. Vorſchlag zur leichtern Cryſtalliſation des Boraxes aus dem Tinkal, vom Hrn. Wiegleb. Vorſchlag zur Unterſuchung der Urſachen, warum aus dem ſchweistreibenden Spiesglaſe ſich ſo wenig vom Könige wieder herſtellen laſſe: von dem Hrn. Herausgeber ſelbſt.

DW.

Büffons Naturgeſchichte der Vögel: aus dem Franzöſiſchen, mit Anmerkungen und Zuſätzen. Vierter Theil. Leipzig, bey Heinſius, 1780. in 4. Seit. 202 (außer der Vorrede und Regiſter) und acht Bogen Kupfertafeln.

Eben dieſes Buch führt auch den Titel: Allgemeine Hiſtorie der Natur, nach allen ihren Theilen abgehandelt. X. Band 2. Theil.

Der Ueberſetzer handelt in der Vorrede von den Eyern der Vögel; er nimmt den Urſprung der Thiere aus den präexiſtirenden Eyern an, welchen er mit Recht zwar für unbegreiflich, aber im geringſten nicht für ungereimt hält. Das vorzüglichſte, die Eyer betreffende, iſt aus den beſten Schriftſtellern geſammlet: die Hallerſchen Beobachtungen über die Bebrütung, hat er zum Theil aus eigenen Verſuchen, richtig befunden. — Das Eyweiß gerinnt nicht bloß, wie hier geſagt wird, vom Weingeiſt; ſondern auch von ſtarken Säuren.) Hrn. Achards Anwendung der Elektricität zum Ausbrüten und Aufbewahren der Eyer, durch das Stellen auf die Spitze, durch das Ueberziehen mit Schöpſenfalg.

Die großen Vorzüge des Originals, ſo wie deſſen Fehler, d bekannt genug; es bedarf daher keiner weitern Auszeichnung ſelben. Gegenwärtiger Band enthält den Pfau, die Faſan- n, nebſt den fremden, dieſen verwandten Vögeln, dem inquis, dem Aehrenträger, dem Spornvogel, den Hockos: as Rebhühnergeſchlecht; die Wachteln; die mit den Rebhüh- iern und Wachteln verwandte Arten; der Zonekolin, der groſſe Kolin, der Kakolin, der Kojolkos, der Kalenikui, der Okokolin. Das Taubengeſchlecht; die Ringeltaube, die mit der Ringel- taube verwandten fremden Vögel: der Kronenvogel; die Lach- taube; die Turteltaube; die mit der Turteltaube verwandten fremden Vögel.

Die Ueberſetzung iſt ſehr gut und fließend; der L hat zu ſehr vielen Beſchreibungen Zuſätze, und über viele Noten gemacht, worinn er Büffons Text vorzi Linné, Briſſon und Müller, auch aus Feuille, a Haſſelquiſt, Martini, Sonnerat, u. a. erläutert un tigt: alle werden den Liebhabern dieſes Theils i ſchichte ſehr angenehm ſeyn, und ſie zeugen von den und der Beleſenheit des Ueberſetzers. Die Zu trächtlich und umſtändlich, z. B. bey den Pfauen, bengeſchlecht, u. a. m. Am Ende dieſes Theils ſind dem Büffoniſchen Geſchlechte der Hokkos aus Bajo richten zur Geſchichte von Cayenne gemacht; nämlich zum raka, Maraye, dem Jaku. Hierauf folgt ein brauch neiſches Namenregiſter zu den in dieſem Bande nu Vögeln; nebſt einer gehörig eingerückten Anzeige die beym Ritter Linné fehlen.

Eine baldige Fortſetzung dieſer Hiſtorie der Natur den Liebhabern und Kennern dieſer Wiſſenſchaft f nehm ſeyn.

Db.

Drey kleine Schriften, als Beyträge Nat und der höhern Chemie, erſtlich ei nun aber zuſammengezogen und herau dem Verfaſſer ſelbſt. Ohne Druck- und lagsort. 1778.

Die erſte dieſer kleinen Schriften führt U Chemia in nuce, oder: kurze, doch ausfu

sung zu der Wissenschaft der Zerlegung der Körper. Soviel wir aus der etwas mystischen Schreibart des Verf. abnehmen können; so will er die Körper naturgemäß, das heißt, ganz langsam aufgeschossen wissen. Und darinn hat er wohl in vielen Fällen recht; ob er aber damit seine versteckte Nebenabsicht erreichen werde, das mag dahin gestellt bleiben. Die zweyte ist ein Versuch über die allgemeine Verwandtschaft der drey Naturreiche; worinn allerley gutgemeinte Betrachtungen über die Grundähnlichkeit der Naturreiche angestellet, und durch Beyspiele erläutert worden sind; wiewohl auch etwas Hypothese hie und da mit untergelaufen ist. Die dritte besteht aus einem Sendschreiben eines Meyerianers an einen Blacklaner, in Ansehung der fixen Luft und der fetten Säure; worinn sich der Verf. als einen strengen Anhänger der Meyerischen Lehre den Gegnern darstellet.

31.

Herrn von Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere; mit Vermehrungen. Aus dem Französischen übersetzt. Sechster Band. Berlin, bey Voß 1780. in gr. 8. 397 Seiten. Nebst 1¾ Kupfertafeln.

Dieser Band von Büffons Naturgeschichte enthält die fortgesetzte Geschichte der fleischfressenden Thiere; zwar des Tigers, des Panthers, der Unze, des Leoparden, des Jaguars, des Kuguars, des Luchses, des Karakals, des Ozelots, der Civette, des Zibeths, der Genette, des schwarzen Wiesels, der Ondatra und des Desmanns. Der Verf. ist schon längst bey allen Nationen ein Mann, dessen Werke werden immer unsterblich bleiben; und jeder Philosoph, und der genauere Naturforscher muß ihm beypflichten können.

Dieses fürtreffliche Werk, was durch den seligen Martini den Deutschen so glücklich und durch eigene Bemerkungen bereichert, übergeben wurde, ist nach dem Tode dieses verdienten Mannes in die besten Hände gerathen. Hr. Prof. Forster in Cassel ist der Uebersetzer: die Bescheidenheit, mit der er, bey seinen schon so bekannten vorzüglichen Verdiensten um die Naturhistorie, doch von dieser Arbeit spricht, macht einen besondern Contrast mit dem jetzt so gewöhnlichen hohen Tone, den jeder

lnfänger bey der erſten kleinſten Entdeckung annimmt,
r Genie verrathen ſoll. Hr. F. verſpricht eine treue,
Sinne angemeſſene, nicht wörtliche Ueberſetzung. Die
chtigungen und Zuſätze wären größtentheils aus den neuern
ken des Hrn. von Büffon ſelbſt geſchöpft; er habe nie aus
elſucht, ſeinen Hypotheſen widerſprochen; habe nie anders,
nur als Zwerg auf Rieſenſchultern, die Lücken ſeines
rks ergänzen wollen, u. ſ. w., und doch hat Hr. F. ſehr viel
ehr geleiſtet, dieſen Band mit ſehr ſchätzbaren Bemerkungen
iel ſtärker bereichert, als man nach ſeiner Ankündigung ſchlieſ-
n ſollte. Ein neuer Beweis, daß Beſcheidenheit und wahre
Verdienſte faſt immer unzertrennliche Gefährten ſind. Doch
genug hievon, um nicht länger den Leſer einige ausgehobene
Zuſätze von Hrn. F. zu entziehen.

Hr. B. behauptet (S. 73), phyſiſche Urſachen müſſen dem Wachsthume lebendiger Geſchöpfe in der neuen Welt zuwider ſeyn, weil nach der Erfahrung (die aber Hr. F. leugnet) die Thiere alle kleiner wären, wie auch der Menſch, (dem doch Hr. F. die Patagonier entgegen ſetzt.) Außer dem Haupthaare fehle ihm alles andere Haar, der Bart, der Geſchlechtstrieb, die Liebe zu ſeinen Kindern. Seine Seele ſey unthätig; und man nehme ihm Hunger und Durſt; ſo würde man die Triebfedern aller ſeiner Handlungen zerſtören. Hiergegen erinnert Hr. F. daß das letzte auch der Fall bey neun Zehntheilen der geſitteten Europäer ſeyn möge. — Die Amerikaner würden, wie wir, behaart ſeyn, wenn ſie nicht mit großer Mühe alles übrige, ſelbſt ein Theil des Haupthaars, nach dem Zeugniſſe vieler Schriftſteller, ausriſſen. Einige Braſilianer haben nach Neuhoff, ſchwarze Bärte. Die Behendigkeit, in wenig Tagen etliche hundert Meilen zurück zu legen, zeige von Stärke, nicht von Schwäche; auch die Tapferkeit auf der Folter, ſey nichts weniger als Unempfindlichkeit, oder ein Zeichen der Schwäche. — Die Wilden liebten ihre Kinder heftig; vermehrten ſich auch oft ſehr ſtark; die Erniedrigung des ſchwächern Geſchlechts, (das ſie doch liebten,) ſey eine Folge der Lebensart; nicht des phyſiſchen Kraftmaaßes. Aus dem Gegenſatze zeigt er, mit Recht etwas ſarkaſtiſch, daß ſich bey den Franzoſen, (wo zuerſt das weibliche Geſchlecht ſo ſehr vergöttert wurde) keinesweges eben die ſtärkſten, größeſten, geſundeſten, unverdorbenſten Menſchen, voll überſchwänglicher Vermehrungskraft, voll Lebens und Webens der Mutternatur, zugleich männlich und liebevoll, finde; wenigſtens nicht bey den Herren, die Tage-

lang

an der Toilette ihrer Maitreſſen, vom Duſte der Pomaden, lebten. (Eben dies traut ſich Rec. mit Hrn. F. aus Erfahrung keklich zu behaupten.) Ausnahme gäbe es aller Orten; ſo aber auch eifrige Venusprieſter unter den Amerikanern.

Hr. von Büffon ſucht S. 84 ff. zu zeigen, warum die Negern in Africa ſchwarz, die Amerikaner aber unter demſelben Erdſtrich es nicht ſind. Bey den letzten fände man die höchſten Berge, und die größten Flüſſe: jene bildeten eine Kette, welche das feſte Land gegen Weſten ganz einzuſchlieſſen ſcheine. Die Ebenen lägen diſſeits der Berge, gegen das Meer zu; dergeſtalt gelange der, unter den Wendekreiſen beſtändige Oſtwind erſt dort an, nachdem er auf einer langen Strecke Waſſer abgekühlt ſey. Deshalb ſey es in Braſilien lange nicht ſo heiß, als in Senegal und Guinea, weil der Oſtwind von allen den Ländern, und den brennenden Sandwüſten von Afrika, die Hitze angenommen habe. Hingegen merkt Hr. F. an, daß es nicht gewiß ſey, ob der Oſtpaſſatwind eben ſo ununterbrochen quer durch Afrika ſtröme, als ers über die Oceane thue; allein, zugeſtanden, ſo ſind in Afrika nicht lauter brennende Sandwüſten; ſondern auch hohe beeißte Berge: ja B. behauptet ſelbſt nicht weit vorher, das indiſche Meer ſey dreymal ſo breit als das atlantiſche; daher müßte es, nach B. Schlußart, dreymal kälter im öſtlichen Afrika ſeyn als in Braſilien: und da nun Büffon weiter ſchließt: daß die größere Hitze die Urſache der ſchwarzen Farbe ſey; ſo müßte, nach der eben gemachten Anmerkung, folgen: daß die Bewohner der oſtafrikaniſchen Küſte dreymal weiſſer wären, als die Braſilianer. Ja ſogar z. B. um Sofala kühlt nicht nur der Oſtwind, ſondern auch ein ſehr ſchneidender Südoſtwind, der vom antarktiſchen Eismeer dahin kömmt; und der die Einwohner nöthigt, Winters ſich in Felle zu hüllen, und am Feuer zu wärmen. Noch mehr: eben daſelbſt wohnen ſeit undenklichen Zeiten zweyerley Nationen, die Negern; (urſprüngliche Afrikaner,) und die Mauren, (urſprüngliche Aſier,) welche von braun bis zu weiß gefärbt ſind. — Auch iſt Afrika, (wie man nach Büffon faſt ſchließen müßte) nicht eine große ungeheure Ebene; ſondern es hat viele, und nach B. Eingeſtändniß an einem andern Orte, die höchſten bekannten Berge, die ſelbſt mit tiefem Schnee bedeckt ſind. — Allein auch an den Orten, wo die größte Hitze iſt, wie z. B. in Angola, und Sierraleona halten ſich ſeit einigen Jahrhunderten Portugieſen auf, die bey allen den häufigen Generationen, doch bis jetzt ihre weiße Farbe noch haben. Zu Tſchite werden die Abkömmlinge

r der Spanier nicht kupferbraun; im Gegentheil faſt noch ier. (Aus dem angeführten hat allerdings Hr. F. darge- n, die Negern können nicht allein aus den von B. angege- nen Urſachen ſchwarz ſeyn: ob man gleich nicht mit Rechte es Hrn. Forſters Einwendungen ſchließen kann, als wenn er die legern für eine andere Menſchengattung, als wir, halte.) — ußer der wenigen Wärme, die nach Büffon Amerika viel ge- inger haben ſoll, als die alte Welt, ſey auch die Feuchtigkeit daſelbſt viel größer, und dies ſey eine zweyte Urſach der Abar- tung des Menſchengeſchlechts in dieſem Welttheile. Hr. F. zeigt aber, daß das jenem ſo ſehr entgegengeſetzte Afrika ebenfalls ſumpfigt, und vom Waſſer durchſchnitten ſey, ſo daß man, nach Adanſon, keine zwey Schritte gehen könne, ohne davon ge- hemmt zu werden: faſt eben ſo findet man es um Sierraleona, Guinea, der öſtlichen Küſte von Afrika: daß alſo das Klima und die Witterung von Afrika, von dem amerikaniſchen nicht ſo ſehr verſchieden ſind, als es B. Hypotheſen erheiſchen.

Schon dieſe wenigen Beyſpiele mögen zeigen, wie Hr. F. in ſeinen Angaben und Bemerkungen ſo genau iſt; und wie viel Grund er vor ſich hat, wenn er von Hrn. B. abweicht. Alle die einzelnen Stellen anzugeben, würde für den, der das Buch nicht hat, nicht ſehr nützlich, und für den, der es beſitzt, überflüßig ſeyn. Ich will alſo nur noch etwas von H. F. Arbeit anführen. Hr. v. B. entwarf bekanntlich die erſten Grundzüge einer zoologiſchen Geographie: die hernach der berühmte Hr. Zimmermann weiter ausbildete. In dieſe Fußſtapfen iſt Hr. F. gleichfalls nicht ohne Ruhm getreten: er liefert zuerſt ein Verzeichniß der Thiere, die beyden feſten Ländern gemein ſind, 50 Gattungen. Alsdenn die Thiere der alten Welt, an der Zahl 220; endlich die Thiere der neuen Welt, 106: woraus erhellet, daß die Zahl der Gattungen faſt noch einmal ſo ſtark iſt, als die von Hrn. v. B. angegebene. Das ganze Verzeichniß iſt mit ungemeiner Kenntniß, Fleiß und Beurtheilung abgefaßt: und wird für einen Kenner nichts weniger als trocken, ſondern vielmehr ſehr unterhaltend ſeyn. Dieſe ausgebreitete zoologiſche Kenntniß unſers Hrn. F., nebſt der ſchon ſo ſehr bekannten, ſeines würdigen Vaters, (den uns Herzog Ferdinand, Deutſchlands Stolz, durch ſeine menſchenfreundlichſte thätigſte Vorſorge wieder geſchenkt hat) müſſen jeden Naturkündiger es eifrigſt wünſchen machen, daß die Deſcript. animalium in itinere ad auſtral. obſerv. (die noch im Manuſcript iſt) doch nächſtens öffentlich bekannt werde. Wüßte man es nicht ſchon

ohnedem,

m, wie wichtig ein ſolches Werk von ſolchen Männern
den müßte, ſo würde ſchon die öftere Verweiſung auf dieſe
cript. (als S. 71. 130. 140. 142. 144. 148. 319. 340.)
ge Erwartungen erregen. Die Herren Forſters bittet Rec.
dringend um baldige Herausgabe dieſes Werks; er wür-
auch die Liebhaber und Kenner dieſer Wiſſenſchaft um Un-
ützung deſſelben bitten, wenn er es nicht für Beleidigung
deutſchen Geſchmacks an gründlicher Naturhiſtorie hielte.
308. hat Hr. F. das Katzengeſchlecht in ſyſtematiſche Ord-
ig gebracht, und verſchiedene Gattungen, die Hrn. v. B.
t bekannt waren, hinzugefügt. Die Kennzeichen deſſelben
zen ſo in einander, daß man ſogar zur Bezeichnung einzel-
Gattungen den Unterſchied der Farben angeben muß; die
e Charakteriſtik kann man durch das Verhältniß des
hwanzes zu dem übrigen Körper beſtimmen, deſſen Abände-
en ſehr gut definirt ſind. Das Verzeichniß enthält die
ge Definition jeder Gattung, (die unter den Text auch la-
iſch geſetzt iſt,) ſie iſt kurz, aber beſtimmt und zureichend.
Anhänger von Büffon möchte Hrn. F. wohl hier den Vor-
f machen, daß er ein bloßes ſyſtematiſches Regiſter ge-
cht habe; allein ein Regiſter iſt ſehr gut, wenn man nicht
ganze Weſen der Naturhiſtorie darinn ſetzt. Mit etwas
rerm Rechte möchte man wohl bemerken, daß Hr. F. ſich
ſt in Anſehung einiger Umſtände wiederholt habe: als z. B.
126. 155. 219 und 248.) allein Hr. B. ſelbſt veranlaßte
mehrentheils dazu. Bey dieſer Gelegenheit muß Recenſ.
h noch anführen, daß er, ohngeachtet aller angeführten
ianiſſe, ſich noch nicht völlig überzeugen könne, daß es ſo
ße Panther, als Hr. F. anführt, in Amerika gebe. —
as die Ueberſetzung ſelbſt anbetrifft, ſo iſt ſie ſo beſchaffen,
man ſie bey der beſten Kenntniß der Sprachen und der
chen verlangen kann. Der Vorzug dieſer vor der Leipziger
sgabe fällt, (den Werth der Zuſätze ungerechnet,) ſehr in
Augen, man darf nur aufſchlagen, wo man will; ich habe
B. die Stelle von 166—170. in jener, und eben dieſelbe in
ältern vor mir; nur iſt die große Menge der Druckfehler,
den flüchtigen Leſer oft ſo leicht irre führen kann, unange-
im; ſo muß z. B. S. 19. die letzte Zeile der Anmerkung ſtatt
türlichen wohl neuerlichen, und S. 122. L. 27. Gat-
s wohl Gattinn, heißen. — — Rec. bittet den V. recht
r um baldige Fortſetzung ſeiner ſchätzbaren Arbeit; und den
leger um einen genauern Corrector. Dw.

Abhand-

Handlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen zur Aufnahme der Mathematik, der vaterländischen Geschichte und der Naturgeschichte. Zum Druck befördert von Ign. Edlen von Born. Prag, bey Gerle. Vierter Band. 1779. mit VIII Kupfern und dem Brustbilde des Herrn Gel. Dobner, 354 S. 8.

Dieser Band enthält zwölf Abhandlungen, deren Inhalt wir hier kurz anzeigen wollen.

I. Steplings physikalische Abhandlung von der Abirrung der Gestirne, oder des Lichts. S. 1—9.

II. Ebend. physische Abhandlung von der Schwankung der Erdaxe. S. 9—18.

III. Pelzels diplomatische Beweise, daß der römische König Wenzel nicht dreymal, sondern nur zweymal gefangen worden. S. 18—71. Wider Ritter und Häberlin, und für die Ehre der alten böhmischen Geschichtschreiber. Hagek von Liboczan seye, vornämlich wo es auf genaue Zeitrechnung ankömmt, kein zuverläßiger Gewährsmann. Ritter lasse fälschlich alles, was die von Windeck entlehnte Urkunde enthält, im Jahre 1393 geschehen. In einer andern bey Tolner stehenden Urkunde müsse man statt wieder leider lesen. Daß sein Bruder, Herzog Johann, gegen Ende 1393 in dem Fall, wenn er König von Böhmen werden würde, gewisse Städte und Schlösser verschrieben, beweise nicht, daß Wenzel damals gefangen gewesen. Zuletzt aus mehrern, zum Theil noch nicht bekannten Urkunden, die dem Diplomatiker und Geschichtforscher auch in andern Rücksichten höchst willkommen seyn werden, daß Wenzel im Jenner, Hornung, März, May, Brachmonath, Heumonath, Erndtemonath, Weinmonath, Christmonath 1393, und noch am 4ten May 1394 frey gewesen; erst 4 Tage darauf das erstemal gefangen, und den 3ten Aug. dieses Jahres wieder loß gelassen; das zweytemal wieder den 29sten April 1402 gefangen worden, und bis den 11ten Wintermonat 1403 gefangen geblieben sey, da ihn ein Priester aus dem Maltheserorden befreyet habe.

IV. Ebend. Beantwortung der Frage: wenn ist Kaiser Karl IV. Markgraf in Mähren geworden? S. 71—82. Aus sehr guten Urkunden, unter welchen eine noch ungedruckt war, wird gezeigt, daß dies im J. 1333 geschehen sey.

V. Ge-

V. G. Seb. Helbling's Nachleſe zu der Beſchreibung der
i Wien befindlichen Weintrauben. S. 83—101. Sehr
iau, und für den Landwirth in Weinländern ſehr verſtänd-
), ſind hier 36 Spielarten der Weintrauben nach Laub und
eeren mit ihren Benennungen beſchrieben. Hr. H. theilt ſie
:rſt nach den Hauptfarben, dann nach den Schattirungen
ſer Farben in den Beeren, zuletzt nach der Geſtalt der letz-
n. Er hat dabey auf den Almanach 1778, auf den voll-
ndigen Weinbau, und auf Sprengers Praxis des Wein-
ues Rückſicht genommen.

VI. Ebend. Beyträge zur Kenntniß neuer und ſeltner Kon-
ilien, aus einigen Wieneriſchen Sammlungen. S. 102-131.
elleicht manchem Leſer etwas mikrologiſch, und daher weni-
nützlich, als der vorhergehende Aufſatz. Nicht immer hat
s Hr. H. überzeugt, daß es wirklich neue, eigene Arten ſind.
:r ſind neun neue Arten der Napfſchnecke, fünf Abänderun-
i des Gürtelhorns, und neue Arten der Treppen, Spin-
i, Faltenſchnecken, Blaſenſchnecken, der Schnurkopf,
rochus filoſus,) das Napfohr, die breitzahnichte Klaffmu-
l, die runzliche Korbmuſchel, und die weiße Arche, mit vie-
Genauigkeit beſchrieben.

VII. Joh. Mayers Bemerkungen über natürliche Gegen-
ide der Gegend um Schüttenhofen in Böhmen, und eines
eils der benachbarten Gebirge. S. 132—184. Die höhern
rge beſtehen aus einem ſehr glimmerreichen Granit mit
ingen von Quarz, Feldſpat und Kalkſpat; der Quarz ſey
inne öfters mit einer mürben, weißen Rinde bekleidet, und
;t ſelten der weiße Feldſpat zu einer körnichten weißen Erde
vittert, der fleiſchrothe halte länger aus. Auf Feldern
Triften oft ungeheuere Granitblöcke. Die Ufer der Flüſſe,
nehmlich der Nattawe, reich an Golde, daher vormals die
laubliche Menge von Seifenwerken, die zuletzt verboten
den mußten, und noch jetzt die reichen Goldſtufen bey Eula;
ir geben bey Bergreichenſtein die meiſten Quarzgänge Anzei-
auf Gold. In den Seifenhügeln ſchöne Chryſolithen und
ichtopaſe, die zwar nicht auf der Kohle, aber in der Hitze
kochenden Waſſers elektriſch wurden. Bey S. Güntherus
robkörnichtem Granite ſchöne Kryſtalle, (böhmiſche Dia-
nten,) Rauchtopaſen und Amethyſte; daß die erſtern von
i ſächſiſchen Topaſe geritzt werden, hätte Hrn. M. nicht be-
iden ſollen. Mehrere Arten der Inſecten, und unter die-
einige neue, welche Hr. M. ſehr genau in Linnäiſcher Spra-

Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen zur Aufnahme der Mathematik, der vaterländischen Geschichte und der Naturgeschichte. Zum Druck befördert von Ign. Edlen von Born. Prag, bey Gerle. Vierter Band. 1779. mit VIII Kupfern und dem Brustbilde des Herrn Gel. Dobner. 354 S. 8.

Dieser Band enthält zwölf Abhandlungen, deren Inhalt wir hier kurz anzeigen wollen.

I. Steplings physikalische Abhandlung von der Abirrung der Gestirne, oder des Lichts. S. 1—9.

II. Ebend. physische Abhandlung von der Schwankung der Erdaxe. S. 9—18.

III. Pelzels diplomatische Beweise, daß der römische König Wenzel nicht dreymal, sondern nur zweymal gefangen worden. S. 18—71. Wider Ritter und Häberlin, und für die Ehre der alten böhmischen Geschichtschreiber. Hagek von Liboczan seye, vornämlich wo es auf genaue Zeitrechnung ankömmt, kein zuverläßiger Gewährsmann. Ritter fasse fälschlich alles, was die von Windeck entlehnte Urkunde enthält, im Jahre 1393 geschehen. In einer andern bey Tolner stehenden Urkunde müsse man statt wieder leider lesen. Daß sein Bruder, Herzog Johann, gegen Ende 1393 in dem Fall, wenn er König von Böhmen werden würde, gewisse Städte und Schlösser verschrieben, beweise nicht, daß Wenzel damals gefangen gewesen. Zuletzt aus mehrern, zum Theil noch nicht bekannten Urkunden, die dem Diplomatiker und Geschichtforscher auch in andern Rücksichten höchst willkommen seyn werden, daß Wenzel im Jenner, Hornung, März, May, Brachmonath, Heumonath, Erndtemonath, Weinmonath, Christmonath 1393, und noch am 4ten May 1394 frey gewesen, erst 4 Tage darauf das erstemal gefangen, und den 3ten Aug. dieses Jahres wieder loß gelassen; das zweytemal wieder den 29sten April 1402 gefangen worden, und bis den 11ten Mai termonat 1403 gefangen geblieben sey, da ihn ein Priester aus dem Maltheserorden befreyet habe.

IV. Ebend. Beantwortung der Frage: wenn ist Kaiser Karl IV. Markgraf in Mähren geworden? S. 71—82. Aus sehr guten Urkunden, unter welchen eine noch ungedruckt war, wird gezeigt, daß dies im J. 1333 geschehen sey.

V. Ge-

V. G. Seb. Helbling's Nachleſe zu der Beſchreibung der um Wien befindlichen Weintrauben. S. 83—101. Sehr genau, und für den Landwirth in Weinländern ſehr verſtändlich, ſind hier 36 Spielarten der Weintrauben nach Laub und Beeren mit ihren Benennungen beſchrieben. Hr. H. theilt ſie zuerſt nach den Hauptfarben, dann nach den Schattirungen dieſer Farben in den Beeren, zuletzt nach der Geſtalt der letztern. Er hat dabey auf den Almanach 1778, auf den vollſtändigen Weinbau, und auf Sprengers Praxis des Weinbaues Rückſicht genommen.

VI. Ebend. Beyträge zur Kenntniß neuer und ſeltner Konchylien, aus einigen Wieneriſchen Sammlungen. S. 102-131. Vielleicht manchem Leſer etwas mikrologiſch, und daher weniger nützlich, als der vorhergehende Aufſatz. Nicht immer hat uns Hr. H. überzeugt, daß es wirklich neue, eigene Arten ſind. Hier ſind neun neue Arten der Napfſchnecke, fünf Abänderungen des Gürtelhorns, und neue Arten der Treppen, Spindeln, Faltenſchnecken, Blaſenſchnecken, der Schnurkopf, (Trochus filoſus,) das Napfohr, die breitzahnichte Klaffmuſchel, die runzliche Korbmuſchel, und die weiße Arche, mit vieler Genauigkeit beſchrieben.

VII. Joh. Mayers Bemerkungen über natürliche Gegenſtände der Gegend um Schüttenhofen in Böhmen, und eines Theils der benachbarten Gebirge. S. 132—184. Die höhern Berge beſtehen aus einem ſehr glimmerreichen Granit mit Gängen von Quarz, Feldſpat und Kalkſpat; der Quarz ſey darinne öfters mit einer mürben, weißen Rinde bekleidet, und nicht ſelten der weiße Feldſpat zu einer körnichten weißen Erde verwittert, der fleiſchrothe halte länger aus. Auf Feldern und Triften oft ungeheuere Granitblöcke. Die Ufer der Flüſſe, vornehmlich der Nattawe, reich an Golde, daher vormals die unglaubliche Menge von Seifenwerken, die zuletzt verboten werden mußten, und noch jetzt die reichen Goldſtufen bey Eula; ſogar geben bey Bergreichenſtein die meiſten Quarzgänge Anzeigen auf Gold. In den Seifenhügeln ſchöne Chryſolithen und Rauchtopaſe, die zwar nicht auf der Kohle, aber in der Hitze des kochenden Waſſers elektriſch wurden. Bey S. Güntherus in grobkörnichtem Granite ſchöne Kryſtalle, (böhmiſche Diamanten,) Rauchtopaſen und Amethyſte; daß die erſtern von dem ſächſiſchen Topaſe geritzt werden, hätte Hrn. M. nicht befremden ſollen. Mehrere Arten der Inſecten, und unter dieſen einige neue, welche Hr. M. ſehr genau in Linnäiſcher Sprache

beſchrieben hat. Auch mehrere Schwämme und viele Alpflanzen. In den Flüſſen häufig die Perlenmuſchel, mit welcher Hr. M. mehrere leſenswerthe Verſuche angeſtellet hat; ſie zeigen offenbar, daß weder Durchbohren der Schale, noch das Einſtecken kleiner von Perlmutter gedrehter Kugeln wahre Perlen erzeugt. Auf den Gränzgebirgen nach Paſſau und Baiern, Wölfe, Luchſe, Füchſe. Die höhern Granitfelſen an dem Gipfel voll Ritzen.

VIII. P. Gelaſ. Dobner hiſtoriſch-kritiſche Beobachtungen über den Urſprung, Abänderung und Verdoppelung des böhmiſchen Wappenſchildes. S. 185—253. Aus Münzen, Siegeln und Urkunden wird hier gezeigt, der Adler ſey aus dem Schilde des H. Wenzeslaus entſtanden, bald darauf aber der Löwe aus willkührlicher Annahme König Ottokar II. mit beybehalten worden. Der Löwe kömmt zum erſtenmale 1240 zum Vorſchein; ſchon im zehenten Jahrhunderte habe das niß des H. Wenzeslaus die Stelle des Wappenſd vertreten.

IX. Abhandlung vom Gebrauche des Löthrohrs bey l terſuchung der Mineralien von T. Bergmann. S. 254— In dieſer Abhandlung, die auch abgeſondert lateiniſch iſt, iſt nicht nur der Gebrauch dieſes Werkzeugs, nächſtens eine, durch die Bemühungen des Hrn. v. beſſerte Einrichtung öffentlich bekannt gemacht ſondern auch ſein ganzer Bau, und was dem Minera ſo wichtig ſeyn muß, das Verhalten aller Salze, bare Mineralien und der Metalle, und endlich der Vorzug deſſelbigen beſchrieben.

X. Zufällige Gedanken über die Anwendung der Konchylien- und Petrefaktenkunde auf die phyſikaliſche Erdbeſchreibung, von Ign. von Born. S. 305—312. Etwas zu hart ſcheint uns doch das Urtheil, das Hr. von B. den Petrefaktenmännern fällt. Freylich haben ſie nur gar zu oft den wahren Zweck verfehlt; und das Allgemeine der Naturkunde gewinnt dabey mehr, wenn man den Gebrauch davon macht, den Büffon, Bergmann u. a. davon gemacht haben. Man ſollte, wie auch ſchon andere wohlmeinend angerathen haben, die Petrefakten nach den Urbildern ſtudiren, und alle Namen verbannen, die keinen Bezug darauf haben.

XI. Schreiben über die Bearbeitung des Salzſtocks zu Hallein im Salzburgiſchen, von Hrn. Joſ. Le Noble von Edlersberg an Hrn. Ign. von Born. S. 313—348. Für Berg-

und

nd Salzwerkskunde, überhaupt für den Kameralisten wichtiger, als für den Naturforscher. Der Salzstock liegt in einem Kalkberge, in welchen Gypsarten und Thon eingemischt sind; r ist 1100 Klaftern lang, 500 Klaftern breit, und 200 Klaftern tief. Bey dem Probiren des Salzes, mittelst des Feuers, sollte nicht so gerade zu, ohne weitere Prüfung, von 264 Pfund des Rückstandes, 25 für reines Salz angenommen werden; die übrigen Proben sind freylich noch unsicherer.

XII. Ant. Strnadts meteorologische Beobachtungen auf das J. 1777. S. 349—354. Sehr genaue Tabellen für jeden Monat Vor- und Nachmittag.

Der Säugthiere Vierter Theil. Erlangen, bey Walther. 4.

Das Ite Heft dieses Theils von 1778, eines den Liebhabern der Thiergeschichte nie genug zu empfehlenden Werks, oder das XXVIIste des Ganzen, stellt eine Spielart des Dachses, den Vielfraß, die kleine ungeschwänzte sibirische Spitzmaus, den ungeschwänzten Igel, den Akuschi, den Capybara, den Biber und die Zibethratze abgebildet vor; damit werden die Bogen Gggg und Hhhh ausgegeben, auf welchen die allgemeinen Eigenschaften der nagenden Säugthiere, und die zwo ersten Linnäischen Arten des Stachelthieres beschrieben sind.

Im XXVIII Hefte 1779 sind die Wanderratte, die gemeine Ratte, die große Feldmaus, die Hausmaus, die Brandmaus, die Zwergmaus, die sibirische rothe Maus und die Wurzelmaus abgebildet, und in den damit ausgegebenen Bogen Iiii und Kkkk die Geschichte des Stachelthiers geendiget, das Geschlecht Savia, nach Pallas, dem Hr. S. im ersten Theile überhaupt ganz gefolgt ist, beschrieben, und die Geschichte des Bibers angefangen.

Im XXIX Hefte, auch von 1779, ist der Karako, die Rüsselmaus, die Birkmaus, die Streifmaus, die Klippmaus, die Wassermaus, die Knoblauchmaus, die Maus mit dem Hasenschwanze und mit dem Halsbande vorgestellt, und in dem damit ausgegebenen Bogen Llll der Biber beschrieben.

Im XXX Hefte von 1780 sind die Zwiebelmaus, die kleine Feldmaus, die Tulpenmaus, die Norwegische, die Hudsonische Maus, eine neue Art von Pallas, (Accedula,) und der Hamster abgebildet, und in den damit ausgegebenen Bo-

gen Mmmm—Oooo das Ende der Geſchichte des Bibers, die allgemeinen Geſchlechtseigenſchaften der Mäuſe, die erſte Abtheilung derſelbigen mit flachen, und ein Theil der zweyten mit Rattenſchwänzen beſchrieben.

Im XXXI und XXXII zugleich mit ei nder 1780 gegebnen Heften ſind eine neue Art der Ma (Glare eine ſchwarze Spielart des Hamſters, die blaue Maus, (Phaeas,) die ſongariſche M die maulwurfsartige, die Kapſche, die kleinau blinde Maus, das gemeine, das amerikaniſ Murmelthier; eine neue Art deſſelbigen (Empetra) polniſche Maus abgebildet, und in den Bogen Pppp bis Sſſs das Ende der zwoten Mäuſe, und ein großer Theil der dritten Abtheilung richten Schwänzen beſchrieben.

Die Schmetterlinge in Abbildungen nach der und Beſchreibungen, von Eug. Joh. Eſper. Erlangen, bey Walther. 4. 1776. 1777. Heft I—IX. Pl. I—L. S. 31 Th. II. 1778—1780. Heft X—XIII. Pl. I— XXIV. S. 104.

In dieſem Werke, das bis jetzt nur europäiſche Ar ſten Theile der Tagfalter, im zweyten der T falter, enthält, hat ſich der Verfaſſer Linné ganz zum gewählt, und nach demſelben dieſe weitläuftige (getheilt; nur daß er den Abtheilungen, oder, wie den Horden und Familien deutſche, und ſo wie an den Arten ihre Eigenſchaften beſſer auszeichnende N Der Erklärung der abgezeichneten Schmetterlinge, der erſten Theile gegen hundert und ſechs und ſechzig beſt eine Einleitung in die Geſchichte dieſer Ordnung der eine nähere Beſtimmung der Geſchlechter und ihrer Z gen, vorausgeſchickt. Die erſte Horde der Tagfalter die Breitflügler, theilt er wieder in zwo Linien, und unbandirte. Die Kleinflügler in klei d flügige und goldglänzende. Zeichnung und Fa wir bey der Vergleichung ſehen, der Natur ger und Verwandlungshülſen ſind ſeltner abgebildet,

sind, so wie in der Geschichte der übrigen Thiere, andere gute Schriftsteller mit guter Auswahl genützt, und dem Endzweck der meisten Leser Genüge geleistet.

Des Herrn Baron Karl Degeer Abhandlungen zur Geschichte der Insecten. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von J. A. E. Götze. Dritter Band. Mit 44 Kupfertafeln. Nürnberg, bey Raspe. 1780. 454 S. in 4. nebst einem vollständigen Register.

Dieser Band hat vornehmlich die Insecten mit halben Flügeldecken zu seinem Gegenstande; nur in der dreyzehnten Abhandlung sind auch ausländische Arten aus andern Ordnungen mit häutichten und aderichten Flügeln beschrieben. Zuerst das Geschlecht des Blasenfußes, von dessen Bläschen an den Füßen Hr. G. bemerkt, daß sie eben dieselbige Structur haben, wie die Blasen an dem Fuße der Käfermilbe, (coleoptratorum,) womit sie diese an die glatte Hornhaut der Käfer sich ansaugt. Hr. B. behält den lateinischen Namen Linnes auch in der französischen Urschrift bey, ob er gleich damals, da er das Insect zuerst unter allen Naturforschern bemerkte und beschrieb, ihm den Namen Physapus gegeben hatte. Thrips corticis ist mit dem Wachholderblasenfluß nicht eben derselbige, wie Linne geglaubt zu haben scheint. Flügel und Fühlhörner sind verschieden; von dieser Art giebt es geflügelte und ungeflügelte; jene sind nach Hrn. G. Vermuthung Männchen, diese Weibchen. Dann das zahlreiche Geschlecht der Blattläuse. §. 20. beschreibt Hr. G. die allmähliche Zunahme des Embryo in dem Blattlauseyer, bestätigt mehrere Wahrnehmungen des Hrn. von Gleichen, und zeigt, daß darinn die Blattläuse mit den Arm- und Federbuschpolypen übereinkommen, welche gleichfalls im späten Herbste runde Eyerstöcke absetzen, aus denen sich im Frühlinge Junge ziehen lassen: nur müssen, wenn man den letztern Versuch mit den Blattlauseyern machen will, diese nicht in die warme Stube gesetzt werden; die Blattläuse, und zwar die Jungen, welche zu Ende der schönen Jahreszeit lebendig zur Welt kommen, legen sie auf die Zweige, nur von solchen Bäumen, deren Blätter nicht abfallen, an die Blätter, und befestigen sich gemeiniglich durch ihren langen Saugrüssel

se.

ſo, daß dieſer parallel mit dem übrigen Körper zu ſtehen kömmt. Die wollichte Fichtenblattlaus, die Erlenblattlaus, die Pflaumenblattlaus, die Apfelblattlaus, die Wachholderblattlaus, die Schaafgarbenlaus, die gepuderte Weidenlaus, die Blattlaus in den Rüſterblaſen, die Heckenkirſchenlaus; Arten dieſes Geſchlechts, welche Linné noch nicht berührt hat, werden hier beſchrieben. Die Arten dieſes und anderer verwandten Geſchlechter nach ihrem Aufenthalte zu beſtimmen, hält Hr. G. für ſehr unſicher, weil oft eben dieſelbige Art ſich auf ſehr verſchiedenen Gewächſen, Vögeln oder Säugthieren aufhält. Warum einige Blattläuſe Flügel haben, ſieht Hr. G. nicht; ſie breiten ſie wenigſtens nicht zum Fluge aus; nur werden ſie oft vom Winde umgeworfen, und nach einer andern Pflanze geführt: die Blattläuſe auf den Roſen häuten ſich nur ſelten fünfmal. Unter den Rüſterblattläuſen findet man zuweilen Nymphen von länglichovalen, dunkelbraunen Wanzen; warum einige Blattläuſe, wie die Gallweſpen, Gallen bilden, davon ſucht Hr. G. ſehr richtig den Grund in der Bildung ihres Saugrüſſels; die Blattläuſe in den Tannengallen legen bloß Eyer. Auf dieſe folgen die Afterblattläuſe oder Blattſauger, von welchen Hr. B. nur die Arten anführt; dann die Cicaden, mit zehn neuen Arten, der Wellenlinie, der Salweidencicade, der blätterförmigen, der braunblätterichten und der kielförmigen, der Augencicade, der glasglänzenden, der blutrothen, der Cicade mit dem Halsbande, und der gelbbordirten, vermehrt; der ſogenannte Schaumwurm giebt bey ſeinen Springen einen knackenden Laut von ſich, und läßt ſich noch am beſten mit dem Fangeiſen fangen, womit man Schmetterlinge fängt; an dieſe hängt Hr. B. die Laternenträger an; auch hier zwo neue Arten, der braune Laternenträger und das wandelnde Blatt. Nun das große Geſchlecht der Wanzen mit neun einheimiſchen und zwanzig ausländiſchen Arten, deren Linné nicht gedacht hat. Viele Wanzen haben Zellen; aber die Bettwanzen nicht; mit dem Saugrüſſel ſaugen ſie den Saft aus Pflanzen und Inſecten, die Bettwanze das Blut aus größern Thieren; das ſtarke Auflaufen von dem Stiche dieſes Thieres leitet Hr. G. davon ab, daß der Saugrüſſel aus mehrern hohlen Pfeilen beſteht, welche die Wanze in der Wunde aus einander legt; ſo beſteht auch der Rüſſel der Pferdebremſe aus ſechs äußerſt ſcharfen, ſpitzigen und hornartigen Lanzetten. Bey den Wanzen hat Hr. G. die vierte Häutung beobachtet. Die Geſtalt ihrer Augen, (der Bettwanzen, wenn ſie ſchon etwas alt ſind,) vergleicht er mit

einem kleinen Zuckerhute. Die Waſſerwanzen, unter welchem Namen Hr. B. die Geſchlechter des Waſſerſcorpions und der Waſſerwanze vereinigt; Hr. G. beſchreibt ihren Stich weit ſchmerzhafter als den Bienenſtich; ihr Geruch iſt eben ſo abſcheulich, als der Geruch der Bettwanzen, und die Larven und Nymphen eben ſo fertig im Laufen und Rauben, als die entwickelten Inſecten. Die Fangheuſchrecken oder Geſpenſtkäfer, mit einer neuen Art, dem durchſichtigen, vermuthlich aus Amerika. Die Heuſchrecken, eine Abtheilung des Linnäiſchen Geſchlechts Gryllus, mit einer upſaliſchen, ſieben ſurinamiſchen, vier penſylvaniſchen, und noch einer andern ausländiſchen Art, von welchen Linné insgeſammt keine Meldung thut. Die Schnarrheuſchrecken, gleichfalls eine Abtheilung des gleichen Linnäiſchen Geſchlechts, mit zwo neuen Arten, die auf den Wieſen in Schweden gemein ſind, zehen ſurinamiſchen, drey penſylvaniſchen, einer ſineſiſchen, zwo indianiſchen, und noch einer andern ausländiſchen neuen Art. Die Grillen, mit vier ſurinamiſchen, drey penſylvaniſchen, und zwo andern neuen ausländiſchen Arten. Die Schabe, (Blatta,) mit einer penſylvaniſchen und 7 ſurinamiſchen neuen Arten. Die Ohrwürmer, die Hr. G. als ſehr gefährliche Nelkenfeinde angiebt. Und nun die ausländiſchen Arten anderer Ordnungen von Inſecten, von welchen wir nur diejenigen nennen wollen, die bey andern Schriftſtellern nicht vorkommen. Die Libelle mit einem einzigen braunen Flecke, aus Surinam; die glatte ſurinamiſche, die weſpenförmige, die herzförmige, die roſtfärbige, die Biene mit erzfärbigen Flügeln, alle aus Surinam; die penſylvaniſche, und die Biene mit grauem Bruſtſchilde, auch aus Penſylvanien, und die Rieſenbiene, ſo groß als ein Maykäfer, aus Indien; die olivengrüne Weſpe, aus Amerika, und die roſtfärbige mit ſchwarzen Flügeln aus Penſylvanien; der Raupentödter, (Sphex,) mit roſtfärbigem und ſchwarzem Hinterleibe, aus Penſylvanien, und der Plattkopf, aus Surinam; die chagrinartige Schlupfweſpe, (Ichneumon,) vermuthlich aus Indien; die vierbandirte Blattweſpe, (Tenthredo,) und eine andere aus Surinam mit roſtfärbigem Untertheile des Bruſtſchildes; die penſylvaniſche, und die Stinkameiſe, aus Surinam. Auch in der Gegend von Quedlinburg hat Hr. G. ungeflügelte Schlupfweſpen gefangen. Aus dieſen wenigen Proben läßt ſich urtheilen, wie reichhaltig auch dieſer Band ſchon in der Urſchrift für den ächten Liebhaber der Naturgeſchichte der Inſekten ſey, und wie viel er noch mehr

durch

durch die Bemühungen des Herrn Ueberſetzers gewonnen habe.

Ib.

Beſchreibung eines beſondern Weltauges, welches in dem Kabinette eines Naturfreundes zu Hamburg befindlich. An Herrn Ignätz Edlen von Born. Mit einer ausgemalten Kupfertafel. Hamburg, bey Reuß. 3½ Bog. in 4.

Der ungenannte Verf. ſagt, dieſes Weltauge ſey das erſte, welches ihm die Natur deſſelben kennen zu lernen Gelegenheit gegeben habe, und er beſitze es bereits über zehn Jahre. Er habe nur deswegen nichts eher bekannt gemacht, weil er deſſen Erzeugungsart nicht gewußt habe. Eigentlich aber habe er die eigentliche Natur dieſes Steines zuerſt entdeckt. Er beruft ſich auf eine der Akademie der Wiſſenſch. zu Paris übergebene Handſchrift, und beſchreibt darauf den auf der Kupfertafel unter viererley Veränderungen gut abgebildeten Stein. Die Schreibart iſt gar zu dehnend, und der Verf. hält ſich zu ſehr bey Kleinigkeiten auf. Druck und Papier ſind ſonſt ſchön.

D.

Hermenegildi Pini C. R. S. P. De Venarum metallicarum Excoctione. *Vol. I.* Vindobon. apud Krauſium. 1780. 275 S. in 4. und 24 Kupfertafeln.

Wer die deutſchen und ſchwediſchen Werke eines Schlüter, Cramer, Gellert, Cancrinus, Scopoli, Schwedenborg, Wallerius, Rinnmann, und die kleinern oder zerſtreueten Aufſätze anderer Gelehrten über die Schmelzkunſt leſen und brauchen kann, dem wird freylich das gegenwärtige Buch, bey welchem der Verf. dieſe angezeigten Schriften ſehr ſtark genutzt hat, ziemlich entbehrlich ſeyn. Selbſt die Kupfer ſind ihnen abgeborgt. Indeſſen hat Herr Pini für ſeine Landsleute und andere Perſonen, die die deutſche Sprache nicht verſtehen, keine unnütze Arbeit übernommen, und durch den Vor-

tag in gutem Latein, durch einige eigene Erklärungen der chymischen Grundsätze dieser oder jener Arbeit, (wovon dennoch nicht alle ganz richtig sind, oder in allen Fällen passen,) und vorzüglich durch die eingestreueten Anmerkungen und Nachrichten über die Verfahrungsart bey den italienischen Schmelzwerken, kann sein Buch auch deutschen Lesern interessant werden. Es ist überhaupt noch nicht so viel über die Schmelzkunst geschrieben, daß man über die Menge der Einleitungen und Abhandlungen davon klagen dürfte. Wir bemerken mit Vergnügen, daß Herr Pini, dessen andere kleine Schriften über die Insel Elba und über den Feldspath bekannt sind, Hr. Fortis, Sestini, und die Italiener jetzt selbst anfangen, die Alterthümer und Merkwürdigkeiten der Natur in ihrem schönen Lande zu beschreiben, und nicht länger müßig zusehen, daß Fremde über die Alpen kommen müssen, um sie auf diese reizende Gegenstände aufmerksam zu machen, und sie zu unterrichten.

Gm.

Bern. Grants encyklopädische Lehrstunden über die Naturlehre und Naturgeschichte. Gotha, bey Ettinger, 1779. 8. Ohne Zueignung an den Bischoff von Würzburg und Vorrede 204 S. mit einem niedlichen Titelkupfer, auf welchem ein physikalischer Lehrsaal vorgestellt ist.

Es ist dieses eigentlich eine neue Ausgabe eines neuen Lehrbuchs, das der V. schon vor mehrern Jahren in lateinischer Sprache herausgab, nun aber vermehrt und bereichert in deutscher Sprache liefert. Freylich ist in den beyden erstern Theilen, welche die allgemeine Naturlehre und Naturgeschichte begreifen, der Vortrag etwas zu kurz abgebrochen, als daß das Buch ohne nähern Unterricht recht nützlich werden könnte; aber der Absicht eines gründlichen Lesebuchs für den größten Theil derjenigen, welche Vorlesungen über diese Wissenschaften besuchen, ziemlich angemessen; nur müßte es alsdenn auch in diesem Betrachte nicht so sehr durch Druckfehler, die hin und wieder den Sinn der Worte ändern, und wenigstens dem Lehrlinge falsche Begriffe beybringen können, entstellt seyn. Hr. G. hat nicht für nöthig erachtet, durch Anführung vieler

Schrift-

Schriftſteller und Schriften ſein Werk zu vergrößern, und ihm in den Augen mancher ein gelehrtes Anſehen zu geben; aber ein aufmerkſamer Leſer wird, vornehmlich in dem erſten Theile, bald finden, daß er mit den beſten Schriften, und mit den wichtigſten neuen Entdeckungen bekannt iſt. In der Lehre von der Elektricität folgt Hr. Gr. Fränklin. Daß er in der Naturgeſchichte gerade zu, ohne einen Schritt von ihm abzuweichen, nach ihm lehrt, iſt vermuthlich ſeinen Zuhörern zu Liebe geſchehen, die er gerne einem als mehrern Wegweiſern anvertrauen wollte. In den deutſchen Benennungen der Thiere hat Hr. Gr. manche Verbeſſerung angebracht, als: Veſpertilio, Flatterthier, Phoca, Rolle, Hyſtrix, Stachelthier, Hippopotamus, Nilroß, Trochilus, Könizvogel, Trogon, Kreuzſchnabel, Alca, Faltenſchnabel, Tantalus, Kropfvogel, Fulica, Bleſsling, Pſophia, Knarrvogel, Numida, Perlvogel, Caprimulgus, Tagſchläfer, Boa, Schildſchlange, Petremyzon, Pricke, Scarabaeus, Pillkäfer, Coccinella, Tüpfelkäfer, Lampyris, Lichtkäfer, Gryllus, Grashüpfer, Sipunculus, Röhrwurm, Hirudo, Saugwurm, Myxine, Bartwurm, Pholas, Ritzmuſchel, Argonauta, Schifferſchnecke, Voluta, Faltenſchnecke, u. a. Unter den Corallen vermiſſen wir die Madrepora, deren deutſcher Name der Millepora, (vielleicht auch durch einen Druckfehler,) beygelegt, und überhaupt in dem ganzen Thierreiche die neuerlich entdeckte Geſchlechter. In dieſem ſowohl, als in dem Mineralreiche nennt Hr. Gr. die Geſchlechter nur, in dem letztern fügt er einige Linnäiſche Merkmale, mit mehr als Linnäiſcher Kürze bey. In dem Pflanzenreiche, wo Hr. Gr. Linné gleichfalls ganz auf dem Fuße nachgeht, führt er nur einzelne Geſchlechter als Beyſpiele der Ordnungen an, und ſetzt ihre Charaktere ungefähr nach dem Muſter des Murrayiſchen Syſtema vegetab. in deutſcher Sprache bey; die deutſche Benennungen ſind größtentheils von Hr. Planern geborgt. Die Kenntniß der Mineralien wird freylich dadurch ſchwerer, daß ihre Geſtalt nicht ſo beſtimmt iſt; aber dagegen iſt ihre Miſchung leichter zu entdecken; daß ihre Theilchen ohne Abſicht über einander geworfen zu ſeyn ſcheinen, und daß man die Geſetze der Zuſammenſetzung und Verbindung nicht ausfündig machen könne, möchten wir nicht ſagen; die Geſetze der chemiſchen Anziehungskraft erklären doch viel; richtiger iſt es wohl, daß die meiſten Mineralien zur Zeit ihrer Entſtehung in einem flüßigen Zuſtande geweſen ſind. Hr. Gr. warnt vor Schlüſſen von Hauptveränderungen einzelner Gegenden auf Hauptveränderungen

rungen des Ganzen. Den dritten Theil dieser Encyklopädie macht Physiologie, die freylich für den jungen Schüler viele Mühe und einen noch vielfachern Nutzen hat. Wir freuten uns schon, hier eine Physiologie des ganzen Thierreichs zu finden; aber Hr. Gr. hat sich bloß auf den Menschen eingeschränkt; man findet also hier nichts, als einen kurzen Inbegriff der Physiologie, wie sie gewöhnlich in den Lehrsälen der Aerzte gepredigt wird, mit einer uns bisweilen ohne Noth zu trocken scheinenden anatomischen Beschreibung der Theile. Unbestimmt ist es doch, wenn Hr. Gr. von dem Schleime sagt, er werde er dem Feuer zu Wasser; und unter den gemischten Säften den wir zuerst das Blut nennen. Sonst hat Hr. Gr. die lerischen Schriften gut genützt. Würde er nicht besser gethan haben, wenn er jedem Naturreiche eine Classification, unter dem Thierreiche jeder Classe, in sofern sie etwas besonderes in ihrem innern Baue hätte, eine kurze Physiologie ausgeschickt hätte?

Hf.

D. Joh. Pet. Eberhard vermischte Abhandlungen aus der Naturlehre, Arzneygelahrheit, und Moral. Dritter Theil. Halle, bey Renger, 1779. 284 Seiten, in 8.

Der nunmehr verstorbene Verf. ein verdienstvoller Naturforscher, setzte durch diesen Theil die schon von ihm bekannte Sammlung, nach demselben Plane fort, daß er nämlich gemeinnützige Lehren, aus den auf den Titel angeführten Wissenschaften auf eine faßliche Art bekannter zu machen suchte. Sie sind gröstentheils zwar schon in die Hällischen Intelligenzblätter abgedruckt gewesen; aber hier wieder durchgesehen, umgearbeitet und vermehrt. I. Von den Kinderblattern, deren Cur und Ausrottung. Allerdings sind die Pocken nicht erblich, wenn noch jetzt viele Tausende, besonders der Amerikaner, damit ganz verschont sind. Die Pocken sind eine wirklich ansteckende, nicht blos inflammatorische Krankheit; sie erscheinen deshalb nicht immer, bey gegebener Gelegenheit im Körper, weil sie eine gewisse Disposition erfordern. So steckte das blatternde Kind einer stillenden Mutter, die die Pocken noch nicht gehabt hatte, sie nicht an: sie bekam an der Brust nur zwey bis drey Blattern, ohne andere Folgen. — Diese Blatterndisposition, hängt von

von ſo vielen Umſtänden, (die vorzüglich bey Kindern ſtatt finden) ab, daß ſie ſelten mehr als einmal zuſammen treffen. Sehr richtig iſt die Bemerkung, daß wir und ähnlich lebende Nationen, im Winter nicht dieſelbe erkältende Curart in den Blattern brauchen müſſen, als in England, weil wir an die Wärme der Oefen gewohnt ſind. Auch dort müſſe man, wegen der individuellen Empfindlichkeit, nicht immer gleiche Kälte bey den Pocken anwenden. — Warnung, auch bey der erkältenden Methode, die Mittelſtraſſe zu halten. — Es ſey ein ſchädliches, doch gemeines Vorurtheil, nie in den Pocken zur Ader zu laſſen; oder ein Abführungsmittel zu gebrauchen; oder Opium zu geben, da doch oft ein heftiger Krampf der Haut den Auswurf hindert. (A. glaubt unterdeſſen doch, daß faſt in keiner Krankheit das Opium ſo leicht ſchade, als in Pocken.) Auch Blaſenpflaſter und Clyſtiere ſoll man nicht blos, als Mittel in der äußerſten Noth anſehen. — Geſchichte der Ausroſtung der Blattern, von Digby an. Die dagegen angegebenen Mittel ſeyen gröſtentheils lächerlich, auch die Pocken nicht blos ein Entzündungsfieber, (wie Hr. Medikus will) und auch dieſes könne gewiß nicht immer durch die Rinde gedämpft werden. Die Pocken, wie die Peſt zu verhüten, ſey zwar an ſich nicht unmöglich; aber bey uns nicht praktikabel. Eine wirkſame Vorkehrung würde es alsdenn erſt werden, wenn man z. E in ganz Deutſchland, binnen 4 Wochen, alle Kinder und Erwachſene inokulirte; und darauf die genaueſte Aufſicht auf der Gränze hätte, um die neue Einbringung dieſer Krankheit zu verhüten. II. Von den Mitteln, ertrunkene Perſonen zu retten. Kein Ertrunkener könne, vor den deutlichen Zeichen der Fäulniß, nicht für todt gehalten werden. Bey den ins Waſſer gefallenen Perſonen dringe das Waſſer durch die Luftröhre in die Lunge, erwecke durch den Reiz convulſiviſche Bewegungen in der Bruſt, welche die Luft mit dem Waſſer vermiſchen, und einen Schauer verurſachen: dadurch werde der Kreislauf ganz gehemmet; das nach dem Kopfe dringende Blut preſſe das Gehirn, u. ſ. w. Rettungsmittel; ein warmes Bett, Oeffnung der Droſſel- oder auch einer andern Blutader: Einblaſen des Athems von einem geſunden Menſchen, oder vermittelſt des Blaſebalgs: Reiben durch Tücher mit Weingeiſt angefeuchtet, Nieſepulver, Salmiaksgeiſt, eingeblaſener Tobacksdampf in den Mund; (welches alles doch ſicherer erſt, nach vorgenommener Aderlaß geſchieht) Tobacksrauch in den After. Nach wiederhergeſtelltem Schlucken gebe man etwas Thee

mit

mit Eßig, oder Hofm. schmerzstillende Tropfen. Bey Angst ꝛc. Uebelkeit, oder vorhergegangener Anfüllung, verordne man ein ganz gelindes Brechmittel aus Cardebenedikten, u. dgl. — Im äußersten Falle dient die Bronchotomie, und das Einlegen in warme Asche. Man lege den Kopf bey Ertrunkenen nie niedrig, nie gebe man viel Brandtewein oder andere hitzige Sachen, noch, ohne vorhergegangene Aderlaß, ein Brechmittel; auch unterlasse man alle heftige Bewegung. III. Ob man die Gewitter vertreiben, und ob man sich für denselben in Sicherheit setzen dürfe? — Blitzableiter nehmen zwar die Elektricität aus den Wolken; aber man könne schwerlich allezeit hoffen, daß diese, (wenn sie sehr groß sind) jene dadurch gänzlich verlieren würden. — Gefahr hoher Thürme zu Pulverbehältnissen; Vorschläge, durch elektrische Drachen die Gewittermaterie abzuleiten, und Vorkehrungen dazu. — Die Blitzableiter, nach dem vortrefflichen Reimarus; und einige andere gute Regeln zur persönlichen Sicherheit; überhaupt verdient die ganze Abhandlung gelesen zu werden. IV. Von der Lage und der Witterung der Stadt Halle, und besonders dem strengen Winter 1776. Halle liegt unterm 51sten Grade 7 Minuten nördlicher Breite, 450′ über der Fläche des mittell. Meers: die höchste Wärme ist 27° Reaum.; die höchste Kälte einige Grad unterm Frierpunkte: außer 1776. einmal 8° 1777. 10° unter diesem. Die Witterung ist sehr veränderlich; die Gewitter kurz; fast immer unschädlich. — Die strenge Kälte 1776. war am 20sten Jenner 18° unter 0; (die strengste Kälte von 1740.) Den 21sten 21° unter 0; den 27sten 19° und 2 Nebensonnen. Den 29sten 21°; den 31sten 19°. — Die Ursache dieser Kälte sey eine durch den Wind verursachte Anhäufung der Frostmaterie. (Diese Erklärung ist sehr schwankend, weil diese Materie vielen Naturkündigern, wenigstens Rec. noch unerwiesen scheint.) Weinsteinöl, Salzwasser, Harn froren ganz zu Eißklumpen. V. Von dem auf 1778. vorausgesagten Kometen. Diese Körper können weder an unsere Erde anstossen, noch sie aus ihrer Bahn bringen, (da sie theils Millionen Meilen von uns entfernt sind, theils zu schnell vorübergehen) noch sie anzünden, weil sie Planeten sind. VI. Von dem innern, sogenannten zweyten Gesicht. Die Fähigkeit der Seele, sich sinnliche Vorstellungen durch die Wirkung unkörperlicher Wesen zu bilden, ist innrer Sinn; dies auf Sehen angewandt, ist das innere Gesicht. — Duncan Campbell war ein schlauer Betrüger; da hergegen Pordage und Schwe-

Schwedenborg ſich ehrlich von ihren Geſichtern überzeugt hielten: doch verliert ſich ihre innre Glaubwürdigkeit dadurch, daß ſich 1) beyde in ihren Nachrichten ſehr widerſprechen, 2) völlig abgeſchmackte und lächerliche Dinge, als Wahrheit erzählen. — Seiner wahren Beſchaffenheit nach, iſt dieſes ſogenannte innere Geſicht, eine Krankheit, die zwiſchen die Katalepſis und die Nachtwanderung gehört. Sie erfordert eine gewiſſe Prädiſpoſition; ein melancholiſches Temperament, ſehr lebhafte Einbildung, enthuſiaſtiſche Frömmigkeit, Hang zum Wunderbaren, frommen Aberglauben, Neigung zur Einſamkeit, und zu Kenntniſſen aus der andern Welt; auch etwas Stolz: dieſe Prädiſpoſition wird durch Leſen myſtiſcher und ſchwärmeriſcher oder tranſcendenteller metaphyſiſcher Schriften völlig entwickelt, und zur Thätigkeit gebracht. Dieſe Verwechſelung der Bilder der Phantaſie mit Empfindungen bey ſolchen Perſonen hat mehrere Gründe. Oft geſchieht von außenher ein Eindruck in die Nerven, (welcher vielleicht auch ehemals mit einer beſtimmten Gedankenreihe verknüpft war,) die Summe der einzelnen Perceptionen giebt aber noch kein vollſtändiges Bild; die Seele ergänzt alsdenn daſſelbe durch ihre Einbildungskraft: und das aus den wirklichen und eingebildeten Perceptionen erwachſene Bild, hält ſie nun völlig für eine Empfindung. — Zu Zeiten erlangt ein durch eine Reihe dunkler Vorſtellung bewirktes Bild plötzlich eine größere Klarheit; die Seele wird ſich deſſelben alsdenn bewußt, ohne zu wiſſen, woher es kömmt; und glaubt daher leicht, daß es von einem äußern Objecte hervorgebracht ſey. — Endlich können Einbildungen durch die Schwäche der Nerven, oder durch ſehr häufige Wiederholungen, dieſelbe Stärke und Lebhaftigkeit erhalten, als wahre Empfindungen, und daher für dieſe gehalten werden. (Dieſe ganze Abhandlung iſt ſehr reichhaltig an richtigen medicinisch philoſophiſchen Bemerkungen.) — Anhang. Gedichte zum Lobe der Gottheit, (die der Verf. in ſeiner Jugend gemacht hatte, und denen er, vorzüglich der guten Abſicht wegen, die Größe des Schöpfers zu preiſen, hier einen Platz einräumte.) 1. Die Unermeßlichkeit Gottes. 2. Das Lob Gottes aus der Betrachtung der Natur. Ob dieſe Gedichte gleich den hohen Schwung der Ramlerſchen und Uziſchen Oden nicht erreichen; ſo verdienen ſie doch immer einen Platz zwiſchen Haller und Gellert: ſie ſind aus einem warmen, durch die Naturkunde aufgeklärten, Herzen gefloſſen; und der Verf. erinnerte ſich noch kurz vor ſeinem Tode der dabey gehab-

senſ Empfindungen mit Entzücken: eine Belohnung von ſehr großem Werthe für ihn. Sie werden in einem unverdorbenen Herzen gleichfalls edle Empfindungen erregen; und ſie würden gewiß von der Menge bewundert werden, wenn der Verf. statt des gewählten Gegenſtandes, ein Voltairiſches Thema auf gleiche Art behandelt hätte. — Aerzte und Weltweiſen kennen und ſchätzen die Einſichten und den faßlichen Vortrag des Verf. in dieſen Wiſſenſchaften; Rec. kann ſich aber jetzt nicht entbrechen, ſtatt der Monumente, die man Dichtern, für die Anwendung ihrer Talente auf die Untergrabung der Religion und Sittlichkeit ſelbſt, dem Verf., für ſeine, aus Liebe zur Religion gefloſſenen, Bemühungen zu ihrer Aufklärung, und der Entwickelung ihrer Wohlthätigkeit, einige Blumen auf ſein Grab zu ſtreuen.

Ew.

Du Hamel de Monceau von Obſtbäumen, überſetzt von Oelhafen von Schöllenbach, mit Kupfern von Winterſchmidt ꝛc.

Von dieſem mehrmals erwähnten und bekannten Werke haben wir wieder 3 Bogen Text und 19 Kupfer erhalten; davon vier Miſpeln und Azerole, eins den ſchwarzen Maulbeerbaum, und 14 die Pfirſchen abbilden. Ohngeachtet die Kupfer zu den bisherigen Lieferungen ſehr gut waren; ſo ſind doch dieſe noch ſchöner, und inſonderheit bey einigen Pfirſchen das Sanfte und Sammetartige ſo natürlich, daß man es fühlen zu können glauben ſollte. — Der Ueberſetzer hat S. 69 das: comme latinée durch ſchillernd überſetzt; welches man, wenn nicht das Franzöſiſche dabey ſtünde, könnte gelten laſſen, ob es gleich etwas uneigentlich wäre, richtiger iſt: wie Atlaß. In der Beſchreibung des Geſchmacks der Früchte, ſind manche einzelne Worte dem Rec. fremde; der aber es für eine Unbilligkeit halten würde, dies zu rügen, da die Verſchiedenheiten dieſes Sinnes ſo ſehr ſchwer durch Worte auszudrücken ſind, und einer feinern Zunge eines größern Kenners ein Ausdruck ſehr bedeutend ſeyn kann, der es für Rec. nicht iſt.

Des Ritters von Linné vollſtändiges Pflanzenſyſtem nach der XIII. lat. Ausgabe und dem holländ. Text

kupferſchen

kuynſchen Werke überſetzt ꝛc. Fünfter Theil, mit 10 Kupf. 2 Alph. 7 Bogen. Nürnberg, 1779. in gr. 8.

Die vorhergehenden Theile ſind in der Allg. d. Bibl. (A. zu B. 24–36. V. Abt. S. 3060) angezeigt; dieſer Vte enthält die Kräuter bis an die fünfte Linnäiſche Klaſſe, und auf den Kupfern ind ein Paar neue Arten, auch eine von Houttuyn Crinita genannte neue Gattung vom Cap abgebildet. Wir bedauern, daß die Geduld der Käufer durch ſo viel Bände ſich noch wird durcharbeiten müſſen, von welchen mancher wohl nur deswegen fortfährt, um nicht ein defektes Werk zu haben. — Die ganze Anlage der Ueberſetzung des Houttuynſchen Werks, auch ſchon vom Thierreiche, hätte billig anders ſollen eingerichtet werden;) das Pflanzenreich hätte ganz wegbleiben können, da wir nzwiſchen die in manchem Betracht weit beſſre onomatologia botanica vom Gmelin erhalten haben, und die wenigen neuen Pflanzen nebſt den Kupfern, die hier mehr ſind, die Kon nicht verlohnen, und in der Abhandlung oft das nicht einmal hier geſagt iſt, was in jener ſteht. Wer Botanik verſteht, braucht dies nicht, ſondern die Quelle; wer ſie nicht verſteht, dem hilft ſchwerlich die meiſtens nur baare Ueberſetzung der lateiniſchen Namen und Beſchreibung im Linné nebſt den gleichfalls lat. Synonymen.

Icones Plantarum medicinalium *Centuria I.* Abbildungen von Arzneygewächſen. Erſtes Hundert. Nürnberg, auf Koſten der Raſpiſchen Buchhandlung, 1779, in 8. ſchwarz, und andre Exemplare illuminirt.

Wir wiſſen den Herausgeber nicht; er habe aber unſern beſten Dank für den geſunden Einfall, und noch mehr für deſſen Ausführung, Anfängern und Apothekern richtige Abbildungen der Arzneygewächſe wohlfeil zu liefern; denn ſo gut das Blackwellſche Werk zur Erweiterung der Kenntnis iſt, ſo iſts doch zum Anfange theils unbequem, theils viel zu koſtbar. Und das wäre denn im Allgemeinen unſre Meinung von dem Werke. Denn ſo viel wir durchgeſehen haben, iſt keine Abbildung falſch, obſchon nicht alle botaniſch gleich gut ſind. Bey jeder iſt die Zergliederung der Blume geſetzt, um das Examinirn zu erleichtern. Hin und wieder ſind bey den illuminirten

die Farben zu dick aufgetragen. Im Texte ſteht in zwey Spalten, deutſch und lateiniſch die Erklärung der abgebildeten Theile unter dem Namen, der im deutſchen nach Planern, im lateiniſchen nach dem Syſt. Veget. ed. Murrayi beſtimmt iſt, und dem zuweilen noch andere Synonymen beygefügt ſind. Die Brauchbarkeit wird das Werk gewiß empfehlen. Alle halbe Jahre ſollen 50 geliefert werden. — Eine gewiſſe Ordnung hat nicht ſtatt; ſoll aber durch Regiſter erſetzt werden, welches wir bey dieſem erſten Hundert auch ſchon finden; nämlich 1) ein alphabetiſch lateiniſches; 2) ein dergleichen deutſches; in beyden auch die Synonyma mit; 3) ein ſyſtematiſches nach den Klaſſen. — Eine Verbeſſerung müſſen wir anzeigen, die nur an einigen Exemplaren ſtatt haben ſoll, daß für Ajuga pyramidalis zu ſetzen iſt Ajuga *reptans* Tab XI.

Pflanzenabbildungen zu Millers Gärtnerlexikon. Nürnberg, Fol.

Davon haben wir die Fortſetzung von Tab. 244—253 nach anzuzeigen. Weil bey ſolchen Fortſetzungen keine Titel gegeben werden, ſo wiſſen wir nicht, wie lange dieſe Lage ſchon heraus iſt, und die Leſer werden das Werk kennen, (geſetzt daß wir die Aufſchrift nicht mit denſelben Worten genannt hätten) da ſchon mehrmal davon in der Allg. d. Bibl. Erwähnung geſchehen. Indeſſen ſcheint es langſamer jetzt als vorher herauszukommen, und wenn einige Beſitzer der bisherigen Platten ſaumſelig im Bezahlen oder Abfordern geweſen wären, ſo möchte dies wohl daher kommen, weil die Illumination in dieſen 10 wenigſtens bey weiten ſo ſchön nicht iſt, als in den erſten Hundert. So ſehr es zu bedauern wäre, wenn der Nachſtich des in England ſelbſt ſchon ſeltnen und ſehr theuren Werkes ganz ins Stecken geriethe, und ſo gerne Rec. ſ., wenn es bey ihm ſtünde, es gegentheils befördert ſehe: ſo wohlgemeint muß er dem Herausgeber rathen, genauer auf die Illumination, und vielleicht auch auf den Stich zu ſehen.

Die hier gelieferten Pflanzen ſind:

244. Senecio Africanus folio retuſo Hort. Cath. iſt nicht im Linné; aber ſonderbar iſt, daß nach Figur und Beſchreibung hier zwey Stämpfel, die bis an den Saamen gehen, und nicht blos 2 Narben ſind. Sollte das wohl bey mehrern ſeyn?

245.

245. Serratula fol. lanceolato-oblongis ſerratis paucidibus ſubtus hirſutis. (Linn. *S. praealta.*)
246. Serratula fol. oblongo-ovatis obtuſe dentatis, caule ramoſo patulo, calycibus ſubrotundis mollibus.
247. Sideroxylum maximum inerme.
248. Siliquaſtrum *Caſt. Durant.* Gercia Siliquaſtrum Linn.
249. Solanum caule inermi ſuffruticoſo, fol. oblongo-ovatis ſinuatis utrinque glabris, floribus alaribus. (*Sol. macro-carpon* L. wo aber im Syſt. Veget. ein Druckfehler iſt, und Mill. ic. 294 ſtatt 249 ſteht.)
250. Solidago, caule paniculato racemis recurvatis, flor. erectis foliis lanceolatis integerrimis glabris.
Solidago — — racemis infer. ſimplicibus ſummis conferriſſ. fol. glabris integerrimis. Beyde nicht im Linné.
251. Solidago fol. lanceolatis ſubcarnoſis glaberrimis, margine ſcabriuſculis panicula corymboſa, ſcheint L. S. latifolia.
252. Spartium — *radiatum* Linn.
Geniſta — *ſagittalis* L.
253. Spiraea — *trifoliata* L. wieder im S. Veg. verdruckt, 256 ſtatt 253.
254. — — *tomentoſa* L.
— fol. lanceolatis acute ſerratis, flor. paniculatis caule fruticoſo, nicht im Linné.
255. Stapelia — *hirſuta* Linn.

Joh. Andr. Benignus Bergſträßer Nomenklatur und Beſchreibung der Inſekten in der Grafſchaft Hanau — Münzenberg ꝛc. 2ter Jahrgang, 1779. in 4.

Wir haben den erſten Jahrgang in der Allg. d. Bibl. 39. B. 1. St. S. 195 angezeigt; dieſer zweyte verdient eben das Lob als jener. Er enthält 10 Bogen Text und 24 fortgezählte Kupfer, lauter Schmetterlinge. Da dieſe Art von Inſekten unter den Sammlern die meiſten Liebhaber findet; ſo wird dieſer Jahrgang auch unter dem Titel: Naturgeſchichte der europäiſchen Schmetterlinge, beſonders ausgegeben, und man iſt willens „die übrigen Falter, die außer den dortigen „Gegenden in Europa zu Hauſe ſind, entweder nach und nach „in die Nomenklatur einzurücken, oder zum Vortheil der Liebhaber, die nicht viele Werke anſchaffen können, zuletzt in einem

„Anhange beyzufügen.“ Wenn unſre Bitte erhört gelten ſollte: ſo wünſchen wir das letztre; denn das Werk ſelbſt wird ohne ſie mehr innern Werth haben, weil es eine Beſchreibung der Inſekten von Hanau und der Wetterau ſeyn ſoll; und das iſt es nicht mehr, ſobald auch nur andre deutſche Schmetterlinge hineinkommen: bey einem Anhange iſt keine Irrung zu befürchten. Von Taf. 45 — 48. kommt eine Menge der Abbildung kleiner Schmetterlinge vor, die Linne Papilio plebejus rurales heißt, und die ſo oft nicht gut zu beſtimmen ſind. Der Verf. iſt ſo billig (S. 71) dieſe nicht für lauter verſchiedene Gattungen, (ſoll vermuthlich Arten heißen) auszugeben; verlangt aber auch mit Recht, daß man ſie nicht ohne Unterſuchung für Spielarten halten ſoll. — Was mag aber der Satz S. 45. „Ihre Vervielfältigung (der Raupe des Kirſchenfal„ters Pap. polychloros L.) iſt in manchen Zeiten vielmehr „eine Wohlthat, wenn ſie gerad diejenigen Früchte verzehren, „die uns eben in dieſem Jahr würden ſchädlich geweſen ſeyn,“ heiſſen ſollen? Welche Früchte verzehren ſie? die Kirſchen? und die wären ſchädlich? in irgend einem Jahre? — Der Verf. hat zuviel Einſicht bewieſen, als daß wir ihm das zutrauen ſollten. Und was iſt die Meinung der Worte ſonſt, wenns dieſe nicht iſt? — Wenn ſich das Werk ferner gleich bleibt, ſo wird es an Käufern nicht fehlen, und es kann zu einer Grundlage dienen, an mehrern Orten über die nämlichen Thiere und ihren Einfluß ins Ganze mehr Beobachtungen zu machen, ohne daß deswegen beſondere Faunae znm Vorſchein kommen. Denn eine ſolche wie die Fauna ſuecica zu liefern, auch ipſo bethelt in dieſer Klaſſe, verlohnte ſich wohl der Mühe; erfordert aber auch einen zweyten von Linne.

* Jk.

D. Fr. Aug. Cartheuſer Abhandlung über die Verfälſchung der Weine, welche der Geſundheit ſchädlich ſind. Gieſen, 1779. in 8. In der Kriegeriſchen Buchhandlung. 4 Bogen.

Der erſte Abſchnitt dieſer Schrift enthält die Anführung der ſchädlichen Weinverfälſchungen, die mit Zuſätzen aus dem

* Bey dem erſten Jahrgang am angeführtem Orte iſt ein Druckfehler im Zeichen des Rec. N. ſoll heißen Jk.

dem Pflanzenreich geſchehen. Darunter wird zuerſt die Schar-ley oder das Scharlachkraut, ingleichen die wilde Salbey angeführt, wodurch zum Nachtheil der Geſundheit die Weinkü-per den Muskatellergeſchmack zu erkünſteln ſuchen; ſodann die Blüthen des Holunders, wodurch der Moſelerwein nach-geahmet werden ſoll. Ferner ſollen nach Behrens Zeugniß einige Bewohner am Rhein Koloquinten und Turpitwurzel als einen Einſchlag gebrauchen, (vermuthlich um bey jungen Weinen den Geſchmack der alten hervorzubringen.) Dahin wird auch der Weingeiſt gerechnet, wodurch ſchwache und geringe Weine ſtärker und haltbarer zu machen geſucht werden. Hierbey merkt der Verf. ſehr richtig an, daß dieſer Kunſtgriff nützlich ſeyn könne, wenn einem ſchwachen Moſte vor der Gährung eine gewiſſe Menge Weingeiſt zugeſetzet werde. Der Verf. billigt aber mehr, daß ſchalgewordenen Weinen friſcher Moſt zugeſetzet werde; welches auch nach unſerm Bedünken unter allen angeklagten Künſteleyen das unſchuldigſte Mittel iſt, einen in der Verderbniß begriffenen Wein noch zu retten, deſſen Schädlich-keit für die Geſundheit gewiß nicht beträchtlich iſt; ob ſchon ehemals dieſer Vortheil unſchuldiger Weiſe, wie der Verf. dar-thut, in England verboten geweſen iſt. Im zweyten Abſchnitt wird von den der Geſundheit ſchädlichen Weinverfälſchungen, die durch Zuſatz aus dem Mineralreich geſchehen, gehandelt. Zuerſt iſt die berüchtigte Verfälſchung mit Bley und deſſen Kalchen angeführt, auch das bekannte Mittel, aus Auripigment und Kalch beſtehend, zur Entdeckung jenes Betrugs beſchrieben. Der Verf. will ſolches bey dieſer Gelegenheit von den wider deſſen Zuverläßigkeit gemachten Einwürfen retten, indem er da-gegen einwendet, daß niemand ſich jemals einfallen laſſen wür-de, mit den übrigen Metallen eine Verfälſchung des Weins anzuſtellen, weil ſie alle dem Wein mehr Unannehmlichkeit als urſachten. Dies wollen wir zugeben; allein es bleibt dennoch eine wichtige Wahrheit zu wiſſen: daß jene Weinprobe zwey-deutig iſt. Denn es könnte leicht eine blos zufällige Verunrei-nigung des Weins mit Eiſen oder einem andern Metall, außer dem Bley, die der Küper nicht vorſetzlich verurſachet hat, ihm eine nachtheilige Unterſuchung und Verurtheilung auf den Hals laden, wenn dieſe Probe für untrüglich gehalten wird; dagegen er aber in dem angenommenen Falle gerechtfertiget werden müßte, wenn bey der Zweydeutigkeit der Probe, noch eine andere Unterſuchung mit einem ſolchen verdächtig gehaltenen Weine angeſtellet werden würde. Die gewöhnliche Weinprobe

kennt also immer die erste Zuflucht bleibet; nur aber bleibt dann noch nothwendig, ehe auf die Untersuchung eines Weines, bey der Erscheinung eines schwärzlichten Niederschlages, sicher auf eine Bleyverfälschung geurtheilt werden kann, diesen Niederschlag erst genauer zu prüfen. Der Arsenik oder der versüßte Queckſilbersublimat ist wohl niemals anders, als aus mordsüchtiger Bosheit gebrauchet worden; beyde können eben sowohl durch jene Schwefellauge entdecket werden. Ferner rechnet der Verf. unter Mineralien, die zu den Weinverfälschungen gebrauchet werden, den Kalch, von dessen lang eingeführetem Gebrauch schon im Plinius Nachricht anzutreffen ist. Dieser Handgriff ist allerdings unerlaubter als ein kleiner Zusatz eines alkalischen Salzes. Noch viel schädlicher als ersterer ist allerdings der darauf angeführte gebrannte Gips und Bley, wohin auch die mit Schwefel überzogenen und mit Mennig bestreueten Leinwandstreifen, so wie überhaupt die allzustarke Schwefelung der Weine billig gehören; dagegen der Verf. selbst räth, eine geringe Menge Vitriolsäure zu einer ziemlich grossen Menge Wein, zur bessern Aufbewahrung, beyzumischen; welchem Vorschlage wir aber unsern Beyfall gänzlich versagen.

Aw.

Specimen inaugurale chemicum, sistens experimenta circa mutationem colorum quorundam vegetabilium a corporibus salinis, cum corollariis, Auctore *Io. Fried. Ad. Becker*. Gotting. 1779. 58 Seiten, in 4.

Schon mehrere Scheidekünstler, Nagel, Model, Macquer, Keßler, Rose und andre haben bemerkt, daß die gewöhnliche Prüfung der Salze durch die Veränderung, welche sie in dem Veilchensafte hervorbringen, sehr unzulänglich sey, und ihre große Einschränkungen erfordere; auch hat uns außer andern neuerlich Delaval, den Hr. B. nicht gekannt, wenigstens nicht genützt zu haben scheint, gezeigt, daß sich diese Veränderungen von verschiedenen Geschlechtern der Salze nicht blos auf den Veilchensaft und Lackmusaufguß einschränken, sondern auch auf andere blaue, auch auf rothe, violette und selbst gelbe Pflanzenfarben erstrecken, auch die Unbeständigkeit mehrerer dieser neu hervorgebrachten Farben, und ihren Uebergang in andere

andere ausführlich beſchrieben. Hr. B. liefert in dieſer Probeſchrift einen guten Beytrag zu dieſem Theil der Chemie, deſſen fernere Ausarbeitung gewiß auch für die Färberey wichtige Vortheile haben wird. Er zog die Farbe auf eine gedoppelte Art aus; er rieb nämlich die Blumen, nachdem er ſie von allen anderſt gefärbten Theilen geſäubert hatte, mit Waſſer; oder er lies das Waſſer bey einer ganz gelinden Warme eine Zeitlang darüber ſtehen; jenes nennt er tincturam per triturationem, dieſes tincturam per digeſtionem: ſo zog er aus den Blumen des hohen Ritterſporns, der franzöſiſchen Roſe, den Blümchen der Kornblume, die am Rande ſtehen, aus ähnlichen Blümchen der Wegewarten, und aus den Blumen des gemeinen Otternkopfs eine Farbe: durch Reiben erhielt er aus dem hohen Ritterſporn eine neue ſattblaue, durch Digeſtion eine unreine violblaue Farbe, welche ſich auf die Vermiſchung mit mineraliſchen Säuren, in eine rothe, die doch nicht ſo rein war als in der Veilchentinktur, und, wenn man ſich der Salpeterſäure bedient hatte, bald in eine blasgelbe übergieng, vom Bernſteinſalze eine wenigſtens vier Wochen daurende Roſenfarbe annahm, von Pflanzenſäure wenig verändert wurde auf die Vermiſchung mit Laugenſalzen, Borax, Kalchwaſſer, Brechweinſtein, Bleyzucker, Kupfervitriol, Eiſenvitriol, eiſenhaltigen Salmiakblumen, mit Auflöſung des Eiſens in Eſſig und mit Alaun eine grüne, meiſtens bald in eine blaugelbe Farbe übergehende Farbe bekam, welche letztere auch die Auflöſung des ätzenden Sublimats hervorbrachte. Auch Saftgrün ſah Hr. B. von Säuren roth, von Laugenſalzen gelb werden. Die Farbe, die Hr. B. durch Reiben aus den Blumen der franzöſiſchen Roſe erhielt, war ohngefähr wie die Farbe des geſäuerten Honigs, (Oxymel ſimplex) die ſich von allen Säuren in eine bleibende Roſenfarbe, von Laugenſalzen, ſo wie von Kalchwaſſer und Borax, ohne einen Uebergang durch das Feuer, in eine Citronenfarbe, von Bleyzucker und Kupfervitriol in eine grüne, von Brechweinſtein in eine braunrothe, von Eiſenauflöſungen in eine ſchwarze, von Salmiak und Citronenſaft wenig, vom ätzenden Sublimat gar nicht veränderte. Die ſchwarzgraue Tinktur, die Hr. B. durch Reiben aus den Blumen des Eiſenhütchens erhielt, war viel empfindlicher gegen die Säuren, als die andere, welche eine graublaue Farbe hatte; ſie verhielt ſich zu ihnen eben ſo wie die Ritterſporntinktur; auch die Laugenſalze und die andere zuvorgenannte Salze brachten die gleiche Veränderung hervor; aber hier bemerkte Hr. B. insbeſondere,

was er auch schon bey andern blauen Pflanzenfarben wahrgenommen hatte, daß die gelbe Farbe, in welche die durch die Laugensalze erregte grüne Farbe übergieng, sehr matt war, wenn er sich des feuerfesten Laugensalzes aus dem Gewächsreiche; satter, wenn er sich des mineralischen, und am stärksten, wenn er sich des flüchtigen Laugensalzes bediente. Das Hombergische Salz brachte keine Veränderung hervor. Die Tinktur, die Hr. B durch Digestion aus der Kornblume bekam, hatte zwar die Farbe eines Gerstentranks; erhielt aber ihre Empfindlichkeit gegen die Säuren mehrere Tage, nahm von der Vermischung mit mineralischen Säuren eine Feuerfarbe, die jedoch wenn man sich der Salpetersäure darzu bedient hatte, bald vergieng; von der Vermischung mit sehr starken (auf Westendorfische Art concentrirten) Essig von Sauerkleesalz, von Bernsteinsalz eine Rosenfarbe, die jedoch bey beyden letzteren bald vorüber gieng, von Laugensalzen eine blaßgelbe, immer stärker werdende, vom Kalchwasser eine blaßgrüne, in eine blaßgelbe sich verlierende, vom Eisenvitriol anfangs eine satt veilblaue, nachher grüngelbe, von den eisenhaltigen Salmiakblumen und der Eisenauflösung in Wasser, eine dunkele, beynahe schwarze, nachher aber schmutzig gelbgrüne, von Alaun eine schöne beständige veilblaue, vom Bleyzucker eine blaugrüne, vom Borax eine grünlichte, aber darauf eine citronengelbe, vom Kupfervitriol eine dunkele, aber bald darauf eine schöne grüne Farbe an, und erlitt n der Citronensäure kaum, vom Salmiak aber, vom Sublit und Brechweinstein gar keine Veränderung: hingegen tte diejenige, die er durch Reiben mit Wasser aus den gleichen lumen erhielt, so schön und satt himmelblau sie auch war, in acht Stunden schon alle Farbe, und alle Empfindlichkeit gegen Säuren und Laugensalze verloren; frisch nahm sie auch von mineralischen Säuren eine viel mattere Röthe, die von der Salpetersäure noch geschwinder vergieng, von sehr starkem Essig eine ziemlich lange anhaltende Röthe, von Sauerkleesalz, Bernstein und Citronensäure eine nach und nach erblassende Rosenfarbe, vom feuerfesten Gewächslaugensalze eine blaßgrüne, nur ganz wenig in die gelbe spielende, und in die hochgelbe übergehende, vom mineralischen Laugensalze eine grasgrüne, in eine mattergelbe sich verlierende, vom flüchtigen Laugensalze eine blaugrüne noch mattergelbe, vom Kalchwasser eine blaßgrüne, doch nach einigen Stunden vergehende, vom Eisenvitriol und andern Eisenauflösungen eine schmutzige gelbgrüne, vom Alaun eine schöne veilblaue, vom ätzenden Sublimat eine

dunkel

dunkel veilblaue, bald in eine blaßblaue übergehende, vom Bleyzucker eine blaugrüne, vom Borax, Hombergischen Salze und Brechweinstein, eine satte veilblaue bald verschwindende, und vom Kupfervitriol anfangs eine blaugrüne, aber nach und nach eine reine grüne und bleibende Farbe an; auch sie veränderte sich vom Salmiak nicht. Die dunkelblaue Tinktur, welche der V. rf. aus den Blumen des gemeinen Otternkopfs und der Wegwarten durch Reiben bekam, war sehr wenig empfindlich gegen Säuren; die andere war wie Nachbier gefärbt, nahm von allen mineralischen Säuren eine ungemeine Röthe, die sich selbst, wenn er Salpetersäure gebraucht hatte, in vier Wochen noch nicht verloren hatte; vom starken Essig, Sauerkleesalz und Bernsteinsalz eine Rosenfarbe, von Laugensalzen sogleich eine citronengelbe Farbe an, die anfangs bey dem feuerfesten Laugensalze des Gewächsreiches am dunkelsten, bey dem mineralischen höher, und bey dem flüchtigen viel blasser war; auch Kalchwasser brachte eine gelbe, Kupfervitriol eine schöne und bleibende grüne, die Eisenauflösungen eine dunkelgrüne, Bleyzucker eine matte grüne, Borax eine blaßgrüne bald in die gelbe übergehende, Alaun eine blasse veilblaue Farbe, Citronensäure kaum einige, Salmiak, Sublimat, Hombergisches Salz und Brechweinstein keine Veränderung hervor. Eben so bemerkt nun Hr. B. auch einen Unterschied bey der Wiederherstellung der ursprünglichen Farbe, wenn sie durch Säuren oder Laugensalze verändert waren, wie nachdem er sich dieser oder jener Säure, dieses oder jenes Laugensalzes, in dieser oder jener Menge, zur Zerstörung oder Wiederherstellung der ursprünglichen Farbe, wie, nachdem er sich vornämlich dieser oder jener Pflanze bedient hatte. Hr. B. bemerkt auch das als etwas besonders, daß die Farbe der beyden giftigen Blumen, die er untersuchte, nämlich des Eisenhütchens und des hohen Ritterspornes, unter sich, so wie die übrigen unschädlichen in seinen Versuchen übereinstimmten. Daß die Salpetersäure den meisten blauen Pflanzensäften nur eine vergängliche Röthe mittheilt, macht ihn muthmassen, daß wenigstens dem Salpetergeiste, der aus dem Salpeter selbst kommt, diese Eigenschaft wesentlich sey; da sie in dieser Eigenschaft mit dem Essig übereinkommt, so schließt Hr. B. daraus überhaupt auf eine Uebereinstimmung der Salpetersäure mit der Essigsäure. Wenn der destillirte Essig nach neuern Vorschriften zubereitet wird, so zweifeln wir, ob er auch in denen, von dem Verf. angestellten Versu n, fl schwächer als der gemeine verhalten wird. Uebrig s

wir darinn dem Verf. gänzlich bey, daß man mit gemeinem nicht destillirten Essig wohlfeiler ein kräftigeres geblättertes Weinsteinsalz bekommt, als wenn man destillirten Essig darzu nimmt. Der Uebergang der grünen Farbe, welche die Laugensalze in blauen Pflanzensäften hervorbringen, in die gelbe, zeichnet die Laugensalze vor andern Körpern aus, welche die blaue Pflanzensäfte ebenfalls grün machen. Die gelbe Farbe ist aber nach der Verschiedenheit des Laugensalzes verschieden. Sauerkleesalz zu einigen Granen mit einigen Blumen des Eisenhütchens gerieben, geben dem Wasser eine veilblaue Farbe; auf Zugießen einiger Tropfen von einer gesättigten Alaunauflösung, wurde sie hochroth; da aber noch mehr Alaunauflösung darunter gerieben wurde, himmelblau. Daß der ätzende Sublimat keine Veränderung in blauen Pflanzensäften macht, ist wohl keine besondere Erscheinung; thun es doch andere mit Metallen vereinigte Säuren auch nicht, wenn sie nur gänzlich gesättigt sind. Hr. B. glaubt in einem blauen Pflanzensafte eine sicherere Weinprobe zu finden, als wir sie bisher haben. Der Beraf scheint allerdings sich nicht immer gleich in der Verhältniß seiner Bestandtheile zu seyn; aber gewiß hat der meiste ein Uebergewicht von ungesättigtem Laugensalze. Eine blaßrothe Blume der gemeinen Papierblume wurde in der Auflösung eines Laugensalzes grün; aber bald darauf, auf das Zugießen einer Säure, wieder roth. Rothe Blätter vom Ruprechtskraut und Hainbüchen geben dem Wasser, womit man sie reibt, eine rothe Farbe, die sich auf die Vermischung mit Laugensalzen in die grüne verwandelt; aber aus den grünen Blättern erhielt Hr. B. weder mit Wasser noch mit Säuren eine rothe Farbe; überhaupt stammt die rothe Farbe der Pflanzenblätter immer von der grünen ab, und geht, wie Hr. B. besonders bey einer Amarantart bemerkt hat, durch das Vermischen mit Laugensalz in diese über; Hr. B. leitet sie daher mit andern von einer Säure her, deren Ausdünstung bey vielen Pflanzen erst die Herbstfröste zurückhalten. Auch die grüne Eisenschlacken, die selbst von kupferfreyen Eisenerzen fallen, der Eisenvitriol, überhaupt die frische Auflösung des Eisens in Vitriol oder Salzsäure, zeigen offenbar, daß das Eisen nicht selten in dieser Farbe erscheint. Hr. B. ist sehr geneigt, alle Farben im Pflanzenreiche vom Eisen abzuleiten.

It.

8. Ge-

Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

Paul Reinhards Einleitung zu den welt-
Geſchichten der vornehmſten Staaten,
auche akademiſcher Vorleſungen. Dritte
hrte Auflage. Erlangen, 1778. 4.

V. dieſes Lehrbuchs bereits im vorigen
en, ſein Nachfolger im Amte, nach der
en Lehrer, ein eigenes Handbuch
es eben an Handbüchern von gewöhnlichem
lt, ſondern weil ein neues Handbuch
neue Revenüe verſchafft; da auch die
in Deutſchland nach gerade eine
anfängt: ſo zweifeln wir, daß das
Tode ſo öftere Auflagen, als
erleben werde. Das Buch iſt aus den
nnt genug; wir können alſo unſere
ngen und Zuſätze dieſer Ausgabe
lte und neue Geſchichte. Letztere,
ichte der Reiche eintheilt, die ehedem
chen Reiche gehört und nicht gehört
Plane, eine Fortſetzung der alten; aber
eit und allgemein umfaſſender, als
taatengeſchichten geſchrieben. In der
Plan der vier Monarchien, ein
gewöhnlichen Begriffe nicht ganz
chichte umfaßt, und ſchwerlich, da
worden, wieder ſein Glück machen
ganz die Spöttereyen verdient, die
ſelten damit verbundene Unwiſſenheit
wenn man entweder ſich nicht bis an

Griechen, Araber und Deutsche, als vier Monarchien stiftende Nationen annimmt, durch welche die wichtigsten Revolutionen bewirkt worden. In der neuern Geschichte hat der V. noch weniger Uebersicht und Methode, welche bisher noch keiner unter den vielen Compendienschreibern unter uns beobachtet hat, und es ist bloß Kriegs- und Regentengeschichte. Destomehr aber ist es zu empfehlen, daß er fast keinen jetzt oder ehedem unabhängigen Staat übergangen, und die Begebenheit mancher Reiche in der Kürze abgehandelt, deren Geschichtbücher theils selten, theils voluminös sind. Er hat daher alle Italienische Staaten, die Schweiz, Graubündten, Ungarn, Böhmen, ja Croatien, Sclavonien und die Bulgarey, Liefland, und Curland, das türkische Reich, und die Veränderungen von Afrika und Amerika in besondern Abschnitten abgehandelt. Verschiedene derselben sind in dieser Ausgabe zuerst erschienen, und mit mehrerer Vollständigkeit, Fleiß und Richtigkeit geschrieben, als die wenigsten unserer andern Compendienschreiber ihre bloß aus andern Handbüchern zusammengestoppelte Grundrisse und Staatengeschichtsentwürfe zu geben im Stande sind.

Historisch-Statistische Abhandlungen über Rußland. Aus dem Französischen des Ritters d' Eon von Beaumont. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung. 1779. 8.

Uns hat es lange schon gewundert, daß die Loisirs des Ritter d' Eon noch nicht insgesammt verdeutscht, oder in einen Auszug gebracht worden; denn wenn unsere Uebersetzungsfabriken so fortarbeiten, wird unsere Litteratur bald unter die Holländische herabsinken, und aus lauter Uebersetzungen bestehen. Eigentlich verdiente, was d' Eon in seinen Nebenstunden von Rußlands Geschichte und Staatsverfassung gesammelt hat, ganz und gar keiner Uebersetzung. Denn zum Theil besaßen wir schon dieselben Aufsätze in deutschen Werken über Rußland, die Herr Richter uns hier zum zweytenmale auftischt; theils kann Deutschland die Nachrichten von diesem Kaiserthume immer eher und näher haben, wie Frankreich und England, und wir haben nicht nöthig, aus den Werken dieser Ausländer zu schöpfen. Das beste Beyspiel geben die bekannten Reisen der

Russi-

Russischen Akademiker, durch die wir Rußland erst recht haben kennen lernen; diese sind nicht nur meistens deutsch verfaßt, sondern auch an die 10 Jahre in Deutschland bekannt. Nicht so in England und Frankreich; da wird jetzt erst als ein neues Werk eine allgemeine Geschichte der Russischen Entdeckungen aus den Journalen der reisenden Akademiker angekündigt, das etwa mit dem Berner Auszuge der Russischen Reisen Aehnlichkeit haben wird. Wir zweifeln im geringsten nicht, daß auch diese Entdeckungsgeschichte ihren Verleger und Uebersetzer finden wird, da die Menge derer, welche jetzt in Deutschland die Schriftstellerfeder führen, und den Pflug oder Handwerkszeug führen sollten, täglich wächst, und unsere Schriftsteller nicht die Nationen erleuchten, durch ihre Schriften Fortschritte in den Wissenschaften machen, sondern nur durch den bejammernswürdigen Gewinnst des Uebersetzens und Büchermachens ihren Magen füllen wollen.

Daß gegenwärtige Abhandlungen über Rußland zu den sehr entbehrlichen neuen Büchern gehören, brauchen wir kaum zu beweisen, da jeder Leser vom Metier, der nicht, wie unsere Recensentenmitbrüder in Zeitungen und Journalen, eine jede Meßwaare als neu, und Erweiterung der historischen Litteratur anstaunt, bey der ersten Uebersicht findet, daß die hier übersetzten Abhandlungen entweder bekannt genug sind; oder doch dieselben Gegenstände von deutschen Gelehrten besser bearbeitet worden. Gleich der erste Aufsatz, die Geschichte der Kaiserinn Eudoxia Foedorowna, ist so oft deutsch vorhanden, und steht unter andern in den Leipziger Miscellaneen, einer nicht unbekannten Schrift. Die Verordnung Peters des Großen, die Reformation der Mönche betreffend, vom J. 1725, findet sich, trotz der Versicherung, daß sie noch niemalen öffentlich bekannt gemacht worden, im ersten Bande von Büschings Magazine S. 78. Der Aufsatz vom Russischen Handel S. 172. steht größtentheils schon französisch im neunten Theile von Büschings Magazine. Hier ist er freylich vollständiger, mit den Preisen verschiedener Russischen Waaren, dem Verhältniß Russischer Münzen und Maaße mit den Französischen, und einigen Nachrichten von Rußlands Producten vermehrt. Allein die Beschreibung der Handelsproducten ist ausnehmend seicht; bey den Preisen fehlt gerade, was diese Preiscourante brauchbar machen könnte, nämlich in welchem Jahre die Russischen Waaren für den angegebenen Preis verkauft wurden. Die S. 287. gegebene Nachricht von der Hand-

Handlung des schwarzen Meeres, enthält nichts von dem gegenwärtigen Zustande dieses Handels, den man unendlich besser aus dem Petersburger Journal und Maiers Briefen über Rußland kennen lernen kann. Der Petersburger Zolltarif, der von S. 294—429. den größten Theil des ganzen Buchs ausmacht, steht mit allen Anhängen schon in Meiers Briefen über Rußland. Da er hier aus dem Französischen übersetzt ist, so hat er einen sehr wesentlichen Fehler, der das Nachschlagen sehr erschwert. Die Waaren sind nach ihrer französischen Benennung alphabetisch aufgeführt; wer also bloß den deutschen Namen einer Waare weiß, und für diesen ist doch d' Eon nur übersetzt, dem ist der ganze Tariff unbrauchbar. Wer aus der Untersuchung, oder vielmehr Deklamation, über die Russischen Gesetze den alten und neuen Zustand der Justizpflege dieses Kaiserthums zu lernen denkt, wird gewiß seinen Zweck verfehlen. Die bekannte und in alle europäische Sprachen übersetzte Gesetzcommission der jetzigen Kaiserinn, verbunden mit Strubens Reden von den verschiedenen Veränderungen der Russischen Gesetze, (sie stehen im ersten Theile von Haigolds Beylagen zum neuveränderten Rußland, und sind auch bey dieser Abhandlung benutzt worden); und was Herr Schmidt in seinen Materialien über die Russische Geschichte von demselben Gegenstande gesagt, verschafft gewiß deutlichere und vollständigere Begriffe. Das einzige, was dieser sonst in allem Betracht unbrauchbaren Buchhändler-; und Uebersetzerunternehmung einigen Werth giebt, sind die am Ende übersetzten Handelstractaten zwischen England und Rußland von 1734 und 1766, die wir uns nicht anderswo gelesen zu haben erinnern.

Dg.

Einleitung zur allgemeinen und besondern europäischen Staatskunde, entworfen von M. E. Tozen, Herzoglich Meckleub. Justizrathe, und Professor auf der Universität zu Bützow. Erster Theil. Von Europa überhaupt, Spanien, Portugal, Großbrittannien. Zweyter Theil. Von den vereinigten Niederlanden, Dänemark, Schweden, Polen, Rußland. Bützow, bey Berger und Bödner. 1779. 2 Alph. 9 Bog. in gr. 8.

Eigent-

Eigentlich ist dieses Werk eine umgearbeitete Ausgabe des gegenwärtigen Zustandes von Europa (1767) von eben diesem Verf. Längst schon hatte man sich nach einer neuen Ausgabe gesehnt, worinn nicht nur die seit jener Zeit vorgefallenen häufigen Veränderungen in den meisten Staaten, bemerkt, sondern auch die Statistik der in jener ersten Ausgabe fehlenden Reiche eben so genau und gründlich abgehandelt wäre. Nun haben wir zwar hier eine neue Ausgabe, und die neuesten Nachrichten und Veränderungen sind darinn sorgfältig benutzt und beschrieben worden; aber sie entspricht doch nicht ganz unsern Wünschen. Erstlich sehen wir es ungern, daß Hr. T. seine Arbeit so sehr ins Kurze gezogen hat. Die alte Ausgabe ist um ein Alphabeth stärker, als die neue. Durch dieses Zusammenziehen ist nicht allein der Vortrag hier und da magerer geworden; sondern man muß darüber auch manche angenehme Nachrichten und Allegaten entbehren. Die Weitläuftigkeit der ersten Ausgabe war unsers Wissens niemand unangenehm, sondern vielmehr erwünscht; ja, man hätte das Werk gern noch weitläuftiger ausgearbeitet gesehen. Als Kompendium zu akademischen Vorlesungen kann es weder in seiner ältern, noch in seiner neuern Gestalt gebraucht werden; unter beyden ist es zu diesem Zwecke zu umständlich; und was die Hauptsache ist, es fehlen, so wie freylich auch im Achenwallischen und in den meisten andern Kompendien, viele Staaten, nämlich: Preußen, Oesterreich, überhaupt Teutschland, alle italienische Staaten, die Schweiz, und das osmannische Reich, deren Kenntniß doch so wichtig, nützlich und nothwendig ist; wichtiger, als Portugal. Diese Unvollständigkeit ist eben der zweyte Punct, der uns nicht gefällt. Welche Freude würde Hr. Toze dem historischen Publikum gemacht, wie viel Lob und Dank würde er sich erworben haben, wenn er während der Zwischenzeit zwischen der ersten und zweyten Ausgabe auch die Statistik der fehlenden Reiche, nach dem Plane der ersten Ausgabe, verfertigt und mitgetheilt hätte! Zwar macht er am Ende der Vorrede einige Hoffnung zu einem dritten Theile, worinn er einen Versuch mit der Beschreibung einiger anderer Staaten machen will; allein, dies geschieht sehr zweifelhaft. Es soll, wie Hr. T. sagt, von der Aufnahme dieser beyden Theile, und von dem Urtheile der Kenner abhängen. In der That, zu bescheiden! Denn das konnte doch Hr. T. an der allgemein guten Aufnahme seines ersten statistischen Werks erkennen, daß man die Fortsetzung von seinen Händen gern und dankbar empfange.

Er

Er hat aber eben diese Sprache in der Vorrede zu dem gegenwärtigen Zustande von Europa geführt. Wofern, sagte er dort, der gegenwärtige Versuch Beyfall finden sollte: so bin ich Willens, künftig den Staat von Deutschland auf das Licht zu stellen, und demselben zugleich eine kurze Beschreibung der geist- und weltlichen Monarchie des römischen Stuhls beyzufügen. Ey, warum ist denn dieses herrliche Versprechen nicht erfüllt worden? Denn an dem dazu verlangten Beyfalle hat es doch wahrlich nicht gefehlt!

Da indessen die Sache nicht zu ändern ist, so müssen wir freylich mit dem, was Hr. T. geleistet hat, vorlieb nehmen. Neue, d. h. ungedruckte und unbekannte Nachrichten, hat er in dieser Ausgabe so wenig, als in der ersten, mitgetheilt; aber er hat das, was andere hier und da zerstreut vorgetragen, mit kritischer Genauigkeit und Auswahl benutzt, und alles an die gehörigen Plätze hingestellt. Die Quellen und Hülfsmittel zur Statistik eines jeden Reichs sind in der neuen Ausgabe nicht, wie in der alten, beym Schluß angeführt, sondern beym Anfang; und die neuesten Bücher sind dabey nicht vergessen worden.

Of.

Blatt zur Chronik von Riga mit angezeigten Urkunden, an den Grafen von Falkenstein. Im Jahre 1780. 5¼ Bog. in 4.

Eine Gelegenheitsschrift, die wir wider unsere Gewohnheit anzeigen, weil darinn, außer den Nachrichten von allen J. 1779 seewärts in Riga ein- und ausgeführten Personen, ein dem Geschichtschreiber brauchbares Verzeichniß der im Rigischen innern Rathsarchiv bewahrten ältern Urkunden, geliefert wird, für dessen Bekanntmachung der ungenannte H. (vermuthlich ein Mitglied des dasigen Stadtraths,) Dank verdient. In dem uns zu Gesichte gekommenen Exemplare haben wir einige Druckfehler gefunden.

Kn.

Briefe Pabst Clemens XIV. (Ganganelli) von einigen Verehrern desselben gesammelt, und aus dem Italienischen

lienischen übersetzt von Baptista Picolmini. Leipzig, bey Schneidern. 1779. 8½ Bog. 8.

Diese fünfte Sammlung enthält zwanzig Briefe, welche Ganganelli, noch ehe er Kardinal ward, geschrieben haben soll. Man sieht aus ihnen, daß ihr Verfasser ein gutdenkender Mann war, der Tugend, Religion und Wissenschaften liebte, ein freundschaftliches Herz hatte, und mancherley Kenntnisse besaß. Mehr aber wird man in ihnen nicht entdecken. Der zehente Brief redet von dem Fortgange der schönen Wissenschaften unter den Deutschen; und Ganganelli, der einige in das italienische übersetzte Oden von Hagedorn gelesen hatte, wünscht, daß er der deutschen Sprache mächtig seyn möchte, um noch mehr diese Gedichte bewundern zu können. Der Uebersetzer und Vorredner aber, angeblich ein jetzt in Deutschland lebender Italiener, der Ganganelli persönlich gekannt zu haben versichert, will, Clemens XIV. habe französisch, spanisch, portugiesisch, englisch und deutsch, ja wie man sage, auch polnisch, gesprochen und geschrieben. Der eilfte Brief an einen Deutschen von Adel, (dessen Namen zu nennen doch wohl unverfänglich gewesen wäre,) ist eine Danksagung für das überschickte Corpus iur. Frideric. bey welcher Gelegenheit die Weisheit des Königs ehrfurchtsvoll bewundert wird.

Franz Xaver Mannharts kurzgefaßte Geschichte der christlichen Alterthümer. Aus dem Lateinischen übersetzt. Zwey Theile. Augsburg, bey Riegers Söhnen. 1779. 2 Alph. 15½ Bog. 8.

Der Verf., welcher ein Mitglied der erloschenen Gesellschaft Jesu war, rühmt sehr den Vorzug der christlichen Alterthümer vor den griechischen und römischen, daß sie lauter reine und untrügliche Quellen haben. Diese sichern Urkunden theilt er in drey Fächer. Das erste besteht aus biblischen Schriftstellern; das andere aus den Schriften des Klemens, Ignatius, Polykarp, Justin, Dionys des Areopagiten, und des Laktantius; das dritte aus der Kirchengeschichte des Eusebius, Rufin, Sozomenus, und des Christophorsons, eines Engländers, Fewers, fährt er fort, bezieht sich eben dieses Fach auf die Jahrbücher des Baronius, die Werke der Bollandisten u. s. w. Mehr bedarf es nicht, um den Grad der Richtigkeit und Voll-

ſtändigkeit der Kenntniß des Verf. von den Quellen der alten Geſchichte kenntlich zu machen. Nimmt man aber noch dazu, daß auch die den erſten römiſchen Biſchoffen angedichtete Decretalen dem Verf. lauter untrügliche Urkunden ſind: ſo weiß man vollſtändig, was man von ihm ſich zu verſprechen hat. Sein Werk reicht nicht weiter als bis in die Zeiten Conſtantins des Großen; enthält aber nicht bloß das, was man ſonſt gewöhnlich unter dem Namen der Alterthümer zu verſtehen pflegt, ſondern verbreitet ſich faſt über alle Gegenſtände, die man zur Kirchengeſchichte rechnet. So redet der V. z. B. von der Ausbreitung des Chriſtenthums und von den Verfolgungen. Niemals, ſagt er, I. 117, grünte vollkommen das Oehlzweige des Friedens in der Kirche, das nicht eine unvermuthete Verfolgungs Göhrung die reizenden Blüthe deſſelben abgepflückt. Und zwar erweckte der Bluttieger Nero die erſte grauſamſte Verfolgung: derſelbe rührte die Grundſuppe der Tyranney auf. Beſagtes fürchterlich knaſterndes Ungewitter der raſenden Tyranney fieng im Jahre Chriſti 64 an. — Auch die Ketzer werden nicht vergeſſen; welche grunzend Eber den Weinberg der Kirche untergruben, und das Höllengeſchmeiß der heidniſchen Weltweiſen, die der hölliſche Affe, als ſeine getreue Mithelfer, den Apoſteln Chriſti entgegen ſtellte, unterſtützten. Daß aber die Witze der abgötteriſchen Weltweiſen die muthigen Hörner zerſtöſſte, und daß das Ketzergift die reine Lehre nicht anſteckte, das hat man den Lehrern und Vätern der Kirche zu danken, von denen daher der V. zu unterlaſſen hat. Man findet hier manche kuriöſe [illegible] von denen ich einige meinen Leſern nicht vorenthalten kann. Th. II. S. 150. wird beklagt, daß aus der ungeheuern Menge der gelehrten Werke des Origenes wenige, und nur in zween Bände eingetragene Schriften vorräthig ſeyen. Aber über dieſen beträchtlichen Verluſt, der um ſo empfindlicher ſeyn muß, da Jedermann bisher in der Meinung ſtund, die Gebrüder de la Rüe hätten Origenis Werke in vier ſtarken Folianten geſammlet, wird man ſich wieder tröſten, wenn man Th. I. S. 129. lieſt, acht ſchwehre Bände ſeyen noch vorräthig, die eben der Origenes wider den verſchmitzten Celſus mit vielem Nachdrucke geſchrieben habe, (wovon bis jetzt nur Ein nicht ſehr ſchwehrer Band öffentlich bekannt worden iſt, der acht Bücher oder tomos in ſich faßt.) Außerdem lernt man hier kennen Tertullians Buch an den Scapulus, I. 389. und II. 146. des Irenäus Werk von den Verjährungen, I. 161.

des

des Dionysius von Alexandrien Schrift über den Apokalypsis, nebst desselben Sendschreiben an den Paulus von Samosata, II. 156. auch einen Isidor von Pelusiot, u. s. f. Daß übrigens P. Mannhart die Mönche, Märtyrer und Reliquien nicht vergessen hat, versteht sich von selbst; einige Märtyreraкten sind sogar ganz eingerückt. — Wundern muß man sich, daß so viele Legenden hier wieder aufgewärmt worden, welche einsichtsvolle Gelehrte der römischen Kirche längstens verworfen haben.

Reformations- und Kirchengeschichte des Fürstenthums Oels, mit dazu gehörigen Beweisen, von Gottlieb Fuchs, Pastor zu Hünern. — Breslau. 1779. bey Korn dem Aeltern. 2 Alphab. 3 Bogen in 8.

Der Verf. hat sich durch mehrere in die Specialkirchenhistorie einschlagende Schriften als einen fleißigen Geschichtforscher schon bekannt gemacht. Gegenwärtiges Werk verdient ganz eben den Beyfall, den seine frühern Arbeiten erhalten haben. Außer der Sinapiusischen Olsnographie hat er das fürstl. Archiv, jedoch nur durch fremde Hände, und die meisten Kirchenbücher Auszugsweise genutzt, und auch zur Litterairgeschichte der Oelsnischen Geistlichkeit eigenhändige Aufsätze der jetzt lebenden Kirchen- und Schullehrer gebraucht. Die erste Abtheilung giebt eine geographisch-historische Beschreibung und Regentengeschichte des Fürstenthums, und des Religionszustandes in demselben bis zur Reformation. Der V. zählt 8 Städte, 348 Dörfer, eben so viel herrschaftl. Vorwerke und 63990 im Jahre 1777 lebende Menschen. (In der Summe der Bauern S. 19. muß ein Druckfehler seyn.) Bey der Schilderung des Religionszustandes möchte man wünschen, daß noch speciellere Nachrichten hätten gegeben werden können. Abth. 2. von den Verdiensten der Oelsnischen Herzoge um die Lutherische Kirche in ihrem Herzogthume. Abth. 3. von Einrichtung und Erhaltung des evangelischen Kirchenwesens seit der Reformation. Man findet hier unter andern einen weitläuftigen Auszug aus der Kirchenagende und Kirchenconstitution vom J. 1664 mit einer Anzeige der neuern Abänderungen. Abth. 4. Gerechtsame der Lutherischen Religion. Abth. 5. Bedrückungen derselben. Abth. 6. Verzeichniß, Eintheilung,

Veränderungen und besondere Nachrichten von allen lutherischen Kirchen, die ehemals unter das Oelsnische Konsistorium gehört haben, oder noch darunter stehen. Es sind überhaupt 73 Kirchen, und eben so viele gottesdienstliche Lehrer. Bey den Nachrichten von den einzelnen Kirchen wird jedesmal die Zahl der Gebohrnen und Gestorbenen von 1776—1777 angemerkt, woraus sich ergiebt, daß in diesem Jahre überhaupt im Oelsnischen Fürstenthume, das Militare abgerechnet, 2561 gebohren werden, und 2345 gestorben sind; nur ists Schade, daß der V. nicht solche Listen von mehrern Jahren mitgetheilt hat. Auch wird bey jeder Kirche die Reihe der Lehrer, die daran gestanden haben, angegeben, ihre vornehmsten Lebensumstände werden berührt, und ihre Schriften, wenn dergleichen von ihnen da sind, verzeichnet. In dem Anhange dieser Abtheilung werden die katholischen Kirchen durchgegangen; besonders wird von dem fürstlichen Stifte und Jungfrauenkloster Cisterzienserordens zu Trebnitz Nachricht ertheilt, und die Reihe der Aebtissinnen beygefügt. Abth. 7. von den evangelischen Schulen und Schullehrern, ingleichen von dem ehemaligen Waisenhause zu Glauche, das ein Prediger, Mischke, ohne irgend einen andern Fond dazu zu haben, 1720 stiftete, und sehr schnell in Aufnahme brachte, das aber 1727 auf Kaiserlichen Befehl völlig aufgehoben werden mußte. Von S. 527—696 folgen 50 Beylagen zur Reformations- und Kirchengeschichte des Fürstenthums, worunter sich auch der Stiftungsbrief der Oelsnischen Probstey vom Jahre 1380 befindet.

Do.

Capitularia Regum Francorum, additae sunt Marculfi et aliorum formulae veteres, et notae doctissimorum virorum. *Stephan. Baluzius* in unum collegit, ad Cod. veteres emendavit, notis illustravit et edidit 1677. Nova Editio auctior et emendatior ad fidem Autographi Baluzii, qui de novo textum purgavit, notasque castigavit et adiecit. Accesf. vita Baluzii, Catalogus operum suorum etc. Curante *Petro de Chiniac*, regia capitulii, Pro-

fene-

seneſcallo generali civili Vſerchae. *Tom. I.* Pariſ. ex typis Quillen. 1780. fol.

In der Vorrede schreibt der Verf. daß der Abdruck Seite von Seite nach der ersten Edition wiederholt sey; nur sind die kleinen Verbesserungen, so zur Erklärung des Textes dienen, und von dem Baluzio selbst in seinem Exemplar beygeschrieben sind, hier gleich beygedruckt worden. Die Varianten und die Zusätze aus andern Codicibus sollen in 2 Bänden unter dem Titel: Supplementa Capitularium Baluzii ſ. Novus Codex Legum, Diplomatum Chartarumque ad ius publicum Gallicanum Germanicumque ſpectantium, nach chronologiſcher Ordnung folgen, und soll aller Orten genau angezeiget werden, wo die Zusätze und Varianten hergenommen sind. Auch der Ort, wo der Codex vorhanden, und von welchem Alter er sey. Er verspricht ferner, alle Urkunden, so ad ius publicum gehören, bis zu dem dritten Fränkischen Geschlechte, so nur aufzutreiben sind, in den 2 folgenden Bänden mitzutheilen.

Baluzius selbst ist schon Willens gewesen, eine neue Edition zu veranstalten; daher er am Rande seines Exemplars die Varianten bemerkt, die hier beygedruckt und mit einem aſteriſco bezeichnet sind. Es sind auch schon einige Capitula hier ganz von neuem verbessert, wie z. B. dasjenige ad A. 854. p. 347. Tomi II. so in der alten Edition ganz unverständlich edirt ist.

Diese Edition der II ersten Bände ist also eigentlich fast bloß diejenige, so Baluzius selbst hat ediren wollen, und wenn man die kleinen Emendationen im Texte, und was hier sonst noch angezeigt ist, ausnimmt, so ist sie auch der alten völlig gleich. Doch findet man hier überdem noch das Leben des Baluzius vorgesetzet, so er größtentheils selbst beschrieben hat, das übrige aber von dem Buchhändler Martin hinzugethan ist. Und noch ein weitläuftiger Catalogus von des Baluzius Schriften, den der Herr von Chiniac selbst verfertigt, und mit gelehrten Anmerkungen versehen hat. Seine gedruckten Werke, worunter einige sehr stark und wichtig sind, betragen 43 Stück. Die, so er mit Noten verbessert, und zum Theil ediren wollen, worunter auch Scriptores Rer. German. sind, z. B. Reginonis Chronicon, Chronic. Abbat. Vrsperg. Aimoinus etc. ingleichen LL. Salicae, Hincmarus Rhemenſis etc. und andere mehr, mit alten Handschriften collationiret,

und mit Noten erkläret, betragen zusammen 112 Seiten, woraus man den großen Fleiß des Mannes bewundern wird. Den Franzosen zu Gefallen, hat der Herr von Chiniac auch die weitläuftige Vorrede des Baluzius, die 61 Seiten enthielt, auf der gebrochenen Seite französisch übersetzet, zu einem Beweise, daß die französischen Gelehrten nicht alle Latein verstehen müssen, da man sonst die Ursache davon nicht einsehen kann. Diese Vorrede, die mit so großer Einsicht und Kenntniß der ehemaligen geistlichen und weltlichen Staatsverfassung abgefaßt ist, verdient von jedem Kenner gelesen zu werden, und würde wegen des theuern Preises von dem Buche, auch nicht schaden, wenn jemand sie besonders drucken ließ.

Der I Tomus endiget sich mit dem Capitulo Herardi APpi Turonensis A 858. worauf ein weitläuftiger Index folgt, der aber doch mit der ersten Edition völlig gleichlautend ist. Der Text enthält 8 Alphab. und die Vorrede 22 Bogen.

Der II Tomus ist zu Paris typis Bened. Morin, 1714. fol. gedruckt, und fängt mit dem Capitulo Ludovici II. ad A. 867. an. Darauf folgen Marculfi formulae Lib. II. Appendix Formular. alsdenn Formulae Sirmondicae — Formulae Lindenbrogii — Nova Collectio Formular. Baluzii — Francisci Pithoei Glossarium ad LL. Salic. — Ei. Glossarium ad Libr. Capitular. — Iac. Sirmondi Notae ad Capitularia — Hieron. Bignonii Notae ad LL. Salic. — Ei. ad Marculfum — Ei. ad Formulas Sirmondicas — Baluzii Notae ad Capitularia — Ei. Notae ad Marculfum. Appendix Actorum veterum, quorum in notis facta mentio est, so viele alte Urkunden der Fränkischen Könige auch enthält. Am Ende ist noch eine nova additio ad Notas beygefügt, so auch noch einige Urkunden mittheilet. Hierauf folgt das Register ebenfalls der ersten Edition völlig gleich, und auf der 1659 S. noch eine kleine neuere Zugabe zu der S. 1576. die auch noch 7 Urkunden von neuen bekannt macht. Diese II Tom. ist fast 16 Alph. stark.

Wir wünschten, daß der Hr. von Chiniac von den 2 noch folgenden Supplementbänden 200 Exemplare mehr abdrucken ließe, damit diejenigen, so die alte Edition von dem Baluzius haben, solche sich besonders zukaufen könnten, indem diese 2 bereits edirten wenig oder nichts mehr enthalten, wie die alte Edition. Weil er aber das Werk auf seine Kosten drucken läßt, und die 2 ersten Tom zu 9 Liv. theuer verkauft, so wird wohl darauf nicht zu hoffen seyn.

Der

Vermischte Beyträge zur physikalischen Erdbeschreibung. Dritten Bandes Erstes — Viertes Stück. Brandenburg, bey den Gebrüdern Halle. 1778—1780. zusammen 1 Alph. 8 Bog. in 8.

Lange mußten wir seit der Herausgabe des ersten Stücks auf die folgenden warten; dies machte uns für die Fortsetzung dieser brauchbaren Beyträge besorgt: um desto angenehmer ist es uns nunmehr den ganzen dritten Band mit einemmale anzeigen zu können. Wir wollen den Inhalt desselben kürzlich angeben. 1. Allgemeine Betrachtung der Pflanzen, von denen festen, flüßigen und zusammengesetzten Theilen, sowohl denen, die der Pflanze zum Leben, als denen, die zu ihrer Fortsetzung und zu Erzeugung neuer Pflanzen dienen, von ihrem Wachsthume, Kräften, Krankheiten und Tod, von ihrem Vaterlande, verschiedenem Boden und Lagen, mannichfaltigen Abtheilungen und Unterschieden — ein sehr brauchbarer und lesenswürdiger Aufsatz für Pflanzenliebhaber, die nicht Naturkenner von Metier sind. 2) Nachtrag zur Beschreibung des Berges Aetna, aus P. Brydonens Reise durch Sicilien und Maltha, erstem Theile, der bereits aus dem Buche selbst bekannt genug ist. 3) Dritter und letzter Beytrag, (das sollte er nicht seyn, da wir noch einige Höhlen in Deutschland kennen, die hier noch nicht beschrieben sind,) von den unterirdischen Höhlen — in Rußland, aus Lepechins Reisen, zum Theil sehr merkwürdig, von der Bradewindershöhle in der Oberpfalz, und von der Fingalshöhle, die Hr. Banks zuerst 1772 in der kleinen Insel Staffa, die in dem Busen von Mull, nicht weit von der Insel Jona, in Nordschottland liegt, bemerkt hat, die zugleich durch ein Kupfer abgebildet ist. 4) Von einigen Wasserfällen in Dalmatien. 5) Des Aldo la Grane Briefe von den Strömen und Wirbeln im Kanal von Messina, vornehmlich zwischen Scylla und Charybdis, aus dem Giornale d'Italia. Auch hieraus erhellet, daß die fürchterlichen Beschreibungen, die die Alten davon machen, übertrieben sind. Die Abgründe in diesem Canale sind nicht Ursachen, sondern Wirkungen und Folgen des Wirbels. Der V. stellt sich den ganzen Canal als das Bette eines großen Flusses vor, welches voller großen Steinklumpen und Klippen ist, und diese verursachen, daß das Wasser, wenn es in seinem schnellen Laufe

darauf ſtößt, allerley Bewegungen und Kreiſe macht. Das Gurgeln, das man ſehr deutlich hört, entſtehe daher, wenn das Waſſer ſich an einander ſtoße, u. ſ. w. 6) Auszug aus einem oryctographiſchen Briefe des Hrn. Abt Fortis, worinn von einer merkwürdigen Höhle in dem Cornial Nachricht gegeben wird, aus dem baieriſchen Magazine. Es wird behauptet, daß die Grotte auf Antiparus weder an Regelmäßigkeit noch Schönheit mit dieſer zu vergleichen ſey. Für viele Leſer aber wäre wohl eine Anmerkung zur Beſtimmung ihrer Lage nothwendig geweſen; ſie werden nicht wiſſen, wo ſie ſolche ſuchen ſollen. 7) Betrachtung der Oberfläche der Erde überhaupt, und insbeſondere des feſten Landes. Ein weitläuftiger Kommentar über das, was die allgemeinen Geographien darüber zu ſagen pflegen, mit unter eine vollſtändige Geſchichte, nicht nur der Reiſen um die Welt, ſondern auch der Verſuche, um die nordweſtliche Einfahrt in das ſtille Meer zu entdecken, mit den Gründen für und wider die Wahrſcheinlichkeit dieſes Durchganges. 8) Hrn. P. S. Pallas Beobachtungen über die Berge und die Veränderungen der Erdkugel, beſonders in Beziehung auf das Ruſſiſche Reich, aus dem Franz. des V. überſetzt, die ſchon aus mehrern periodiſchen Schriften unter den Deutſchen bekannt ſind. 9) Beſchreibung der natürlichen Brücke zu Veja, aus einem Briefe des Abts Fortis, im Giornale d'Italia. Das iſt die bekannte, von der Natur gebildete Brücke bey Creſcena, einem Dorfe im Veroneſiſchen. „Man ſtelle ſich, ſchreibt der V., eine Brücke aus einem Stücke vor, die funfzig Fuß breit iſt, daran nie eine menſchliche Hand gelegt worden, die aus einem mehr als zwanzig Fuß dicken Bogen beſteht, der die gedachte Weite hat, und auf einem Paar Pfeilern aus Felſen ruht, die 86 Fuß hoch ſind. Welchen Eindruck muß dieß verurſachen!“ Man kann über 30 Abtheilungen im Felſen des Brückenbogens zählen; er ſelbſt iſt im lichten 114 Veroneſ. Fuß weit geſpannt. Die Brücke geht über ein tiefes Thal, durch das ſich ein vom Regen geſammelter Bach zwiſchen aufgethürmten Felſenſtücken hindurch ergießt. Unter der Brücke iſt auf beyden Seiten eine Höhle, die gleichfalls hier beſchrieben werden. Hr. Ferber hält ſie mit andern für Ueberbleibſel einer ehemaligen Höhle; andere aber für ein Werk des Regenwaſſers, das durch weniger feſte Schichten ſich allmählig einen Weg gebahnt, die nicht feſt zuſammenverbundenen Theile getrennt, und indem es die

unterſten

unterſten weggeſpühlt, dadurch verurſacht habe, daß [illegible]
ſten geborſten ſind, und dem Waſſer einen neuen Gang
haben, bis ſie nach einer langen Reihe von Jahren herunter
geſtürzt wären. — Uns ſcheint dieſe Meinung allerdi
wahrſcheinlicher. Schade, daß die Abbildung nicht beyge
iſt, die Jaccar. Betti ſeiner Beſchreibung dieſer Brücke v
Jahr 1766. beygegeben hat. 10) Von den na ir
Merkwürdigkeiten der Inſel Island, aus des
Uno von Troil Briefen, über eine im Jahr 1772.
Island angeſtellte Reiſe. Aus dem Schw
Upſal und Leipzig, 1779. Sie betreffen die
heißen Quellen dieſer Inſel, Zuſätze zu den Vulk Zu
im zweyten Band dieſer Beyträge; nebſt einem chronolog
Verzeichniſſe der Ausbrüche des Hecla. 11) Von
pfeilern auf der Inſel Staffa, und beſon
galshöhle, vom Hrn. von Troil, eben da
ment zu No. 3 dieſes Bandes im erſten Stück. 12)
einem merkwürdigen See in der obern M
Baaden, vom Hrn. Prof. Sander, in den B
Geſellſ. Naturf. Fr. beſchrieben: ſie heißt die
und hat mit dem Czirknitzer See, in Anſehung
Veränderungen, Aehnlichkeit. 13) Vom Rio de la
größtentheils aus dem Bougainville. 14) Von
ſprung, Laufe und Ausfluſſe des Rheins, aus
heys Naturgeſchichte von Holland, I. Band. Am weit
ſten von dem ehemaligen und itzigen Ausfluß deſſelben, vey
Aenderung hauptſächlich von den vielen Ableitungen des Flu
ſoll veranlaßt worden ſeyn. 15) Vom Lauf der Ma
Werwe, Waal, Lech, Yſſel und den übrigen Flü
Hollands, nebſt einigen Anmerkungen über den Stra
die Ebbe und Fluth der Nordſee an der holländiſch
Küſte — aus eben demſelben. 16) Allgemeine Betr
tung der Thiere, aus Leskens Anfangsgründen der Naturg
geſchichte. Die beyden letzten Artikel werden fortgeſetzt. Da
uns öffentliche Nachrichten vorgegangen ſind: ſo finden wir
kein Bedenken, den Königl. Preuß. Geheimen Secretair beym
General-Poſtamt zu Berlin, Hrn. Otto, als Herausgeber
dieſer Beyträge, zu nennen.

Ag.

Fragmente von der Reformationsgeschichte der christlichen Theologie. Ein philosophisches Gespräch, von einem Weltpriester. Ulm, bey Wohler, 1779. 5 Bogen, in 8.

Ein helldenkender Kopf sagt in diesen wenigen Blättern viel Gutes und Richtiges, das auch von Protestanten, wenn es gleich von einem Weltpriester herkommt, beherzigt zu werden verdient. Eine Reformation der Theologie, sagt der Verf. ist keine der Religion. Die Theologie gehöret so gut in das Reich menschlicher Kenntnisse als die Wissenschaft der Natur. Man kann für ihre Vervollkommung kein schädlicheres Vorurtheil denken, als die Meinung, sie wäre so unveränderlich als ihr Gegenstand. In den übrigen Wissenschaften kommt es lediglich darauf an, daß man das Ziel menschlicher Kenntnisse immer um etliche Schritte weiter hinaussetze: in der Theologie müssen wir zurückgehen, uns unser Verdienst darinn suchen, daß wir dem Evangelium näher kommen. — Zweyerley sucht der Verf. aus der Erklärung der Theologie, daß sie eine wissenschaftliche Kenntniß der Religion sey, herzuleiten, und gegen allerley Einwürfe zu behaupten; nämlich einmal, daß mit Beyseitsetzung aller unnützen Grübeleyen, nur das, aber auch alles das, in die theoretische Theologie gehöre, was zur wissenschaftlichen Religionskenntniß ein erhebliches Mittel ist; mithin nicht blos das Wesentliche der Dogmen, sondern auch eine reelle Erklärungsart derselben, welche durch Hülfe einer ächten Philosophie zeigt, daß die Dogmen nicht unmöglich und widersprechend sind. Zur Erläuterung giebt er ein Beyspiel an dem Lehrsatz seiner Kirche, daß im Abendmal Christus wahrhaftig geopfert werde, und glaubt, man könne dieses katholische Dogma nicht verfechten, so lange man das Wesentliche des Opfers in der Zerstörung der geopferten Sache suche; hingegen fielen alle Schwierigkeiten weg, sobald man zum Opfer nichts als eine thätige Bestimmung einer Sache zum Gottgefälligen Gebrauche aus dankbarer Anerkennung der unendlichen Majestät rechne. (Ob nicht hierdurch das Meßopfer in einen Tropum verwandelt werde, und ob ein Opfer in tropischer Bedeutung die Folgen und Wirkungen haben könne, welche dem Meßopfer beygelegt werden; darüber mag sich der Verf. mit seinen Glaubensbrüdern einverstehen.) Zum andern vertheidigt der Verf. den Gebrauch der scientifischen Methode in der Theologie, und

sagt

sagt darüber ganz brauchbare, wenn gleich für uns nicht neue Sachen. Einige Sätze am Ende dieser kleinen Schrift verdienen noch ausgezeichnet zu werden. Auch Schöpfung, sagt der Verf., auch Natur, ist Gnade. Und jede Gnade ist wohlthätige Gottesnatur, schaffende, erlösende, heiligende, vervollkommnende Liebe. Wenn nun Gott ganz Liebe ist, wenn alle seine Handlungen für uns Gnade sind, wenn Schöpfung wie die Erlösung, Erlösung wie die Erweckung von den Todten, Gnade sind; wenn wir die Gesetze der Natur durch einförmige Erfahrung, und die Gesetze der göttlichen Liebe durch einförmige Zeugnisse des Evangeliums kennen lernen; wenn Evangelium und Erfahrung gleiche Gewißheit der anschauenden Seele gewähren: wer wird die Möglichkeit des Beweises (den die scientifische Theologie von einem Dogma giebt) durch eine entbildete Disharmonie zwischen Natur und Gnade anfinden können? — Der in der Vorrede angegebene Zweck dieser kleinen Schrift, die Gotteswürdigen Bemühungen oder vielmehr Absichten verdienstvoller Männer, die an der Reinigung der Theologie arbeiten, zu schildern, entdeckt die Ursache, weswegen der Verf. sein philosophisches Gespräch, ein Fragment der Reformationsgeschichte der Theologie genannt haben mag.

Hg.

Anzeige der in dem Herzogthum Neuburg entlegenen Klöster, Herrschaften, Hofmärkten, und adlichen Sitzen, dann deren Innhabere, wie auch Städt- und Märkten, mit beygesetzten Bißthümern, Pfarreyen und Gerichtern, von Joh. Nepom. Anton Freyherrn von Reisach, Regierungsrath in Neuburg. Regensburg, bey Montag, 1780. 3 Bogen, in 4.

Der Hr. Verf. hat seine topographische Beschreibung des Herzogthums Neuburg tabellarisch unter 5 Rubriken eingetheilet, nämlich: 1) Oerter, 2) Bischofthum, 3) Pfarrey, 4) Gericht, 5) Innhaber. Alle Oerter sind nach dem Alphabet eingetragen, und obwohl das Verzeichniß nur sehr mager ist, so hat es doch seinen Nutzen, wenn sonst die 5 Rubriken bey jedem Orte richtig angegeben sind, daß

man daraus den angeseſſenen Landadel, (worunter die Freyherren von Schneid am ſtärkſten angeſeſſen ſind) ſowohl erſehen, als auch bemerken kann, wie groß die Anzahl der Oerter, ſo den Klöſtern und andern geiſtlichen Stiftungen gehören. Die Reichsklöſter Kayſersheim, zu St. Ulrich in Augsburg und Neresheim; ferner: die Klöſter Maldersbach, Bierzenhofen, Prüel ꝛc., beſonders das Collegium der Jeſuiten zu Neuburg, und das *Seminarium Litteratorum* daſelbſt, dieſe zuſammen beſitzen einen großen Antheil davon. Der Landesherr hat außer den Städten und Flecken nichts.

Am Ende iſt ein Verzeichniß des ganzen eingeſeſſenen Landadels und der geiſtlichen Beſitzer beygefüget, ſo im Grunde überflüßig iſt, weil ſolches ſchon aus der 5. Rubrick deutlich zu ſehen iſt. In der Vorrede ſagt der Verf. daß er dieſes magere Verzeichniß durch eine von ihm betitelte — Hiſtoriſche topographiſche allgemeine und ſonderliche Beſchreibung vom Herzogthum Neuburg, ſo auch noch in dieſem Jahre erſcheinen würde, erläutert und aufgeklärt hätte. Hat er die in dieſem Fache höchſt nöthige Genauigkeit beobachtet, und richtige Quellen genutzet, die man bey ihm als wirklichen Regierungsrath des Hrzogthums Neuburg vermuthen muß: ſo hat er ſich um die Provinz allerdings verdient gemacht.

Beyträge zur Geſchichte von Bayern, IV. Stück, von J. N. Mederer. Regensburg, bey Montag, 1780. 8 Bogen, in 8.

Nach einem langen Aufſchub, den der Verf. in der Nachſchrift andern Arbeiten zuſchreibt, der vielleicht aber den Bayerſchen Succeſſionsſtreit zum Grunde hat; erſcheinet das IV. Stück der ſehr gründlich ausgearbeiteten Beyträge zur älteſten Bayerſchen Geſchichte. Wir finden eben den Fleiß, und die geſunde forſchende Beurtheilung auch in dieſem Theil, ſo die vorhergehenden Theile ſo kenntbar gemacht haben. Alle Sätze ſind mit den beſten gleichzeitigen Schriftſtellern und Urkunden, ſo viel in einem ſo entfernten Alter möglich iſt, erwieſen.

In den 14 erſten §. beweiſet der Hr. Verf. mit Bezug auf ſeine vorhergehende III. Stücke, daß, ſo lange die Merovingiſchen Könige regieret, zwiſchen dieſer und den Agilolfingiſchen Herzogen eine genaue Freundſchaft obgewaltet, und

jene

jene niemals dieser ihre Regierungsart angefochten haben. Wie aber der Merovingische Stamm von den Karolingern unterdrücket ward, wie besonders im 2, und 3. §. klar gezeiget ist, so erfolgte auch gleich darauf die Unterdrückung der Agilolfinger. Zwar Carl Martell ließ den Herzog Odilo noch ungestört; dieser ließ den heil. Bonifacius nach Bayern kommen, um die vier errichteten Bischofthümer in völlige Ordnung zu bringen, und jener bekümmerte sich darum nicht. Wie Martell A. 741. starb, theilte er vorher das Reich unter seine Söhne, so daß Karlomann Austrasien, Schwaben und Thüringen, Pipin aber Neustrien, Burgund und Provence bekam. Von Bayern ist nichts gedacht, zu einem sichern Beweiß, wie der Verf. nicht unwahrscheinlich angiebt, daß Bayern damals noch keine fränkische Provinz, und ihre Herzoge noch keine fränkische Statthalter, wie z. B. der Herzog von Allemannien, sondern selbst Eigenthümer und Grundherren waren ꝛc. (Weil aber doch die Annal. Metenses ad A. 743. schreiben: — Ogdilo Dux Bajoarior. se et etiam Ducatum suum, *quem largiente olim Principe Karolo habuerat*, a dominatione Francorum subtrahere nitebatur — und der Verf. § 5 selbst schreibt, daß Karl Martell den Herzog in dieser Würde, obwohl nur in Kraft der alten Rechte der Merovinger, bestätiget, so bleibt der Umstand noch dunkel, wenn man annimmt, daß die Karolinger, wenn sie auch gleich Usurpanten, und die Merovinger unterdrückt hatten, in dieser ihre Rechte getreten sind.)

Dem sey wie ihm wolle, so giebt der Verf. selbst zu, daß wie der Odilo im Jahr 743. von dem Carlemann und Pipin am Lech geschlagen worden, die Herzoge durch den 744. erfolgten Vergleich den Nordgau verlohren, und die fränkische Oberherrschaft anerkannt. Und weil er §. 5 gestehet, daß Karl Martell den Herzog Odilo im Jahr 736. in der herzoglichen Würde, Kraft der alten Rechte der Merovingischen Könige, bestätiget, (nach den vorher angeführten Annal. Metens.,) so scheint es allerdings, daß die Bayerschen Herzoge nicht ganz unabhängig, und wie der Verf. §. 1 schreibt, mit unbegränzter Freyheit die Rechte wahrer Souverainen ausgeübet haben.

In dem XIV. §. beweiset er sehr deutlich gegen die allgemeinen Meinungen aller Bayerschen und anderer Schriftsteller, daß dieser Herzog Odilo nicht im Jahr 761, noch 765, sondern 747. gestorben sey.

Cein

Sein Sohn Thassilo II., der 740. folgete, folgte ihm in war höchstens 5 Jahr alt, und entweder sein Vetter Carl, sonst aber Pipin selbst, führte die Vormundschaft. Anlaß der Verf. §. XVI. über die Verdrängung der Merowinger von den Hausmeistern, und wie die fränkischen Geschichtschreiber diese Handlung, wie sie auch nicht anders konnten, weil sie unter der Regierung der Abkömmlinge des Pipins lebten, auf der besten Seite vorgestellet haben, sehr gute Anmerkungen gemacht, und gezeiget hat, auf welche Art Pipin sich auf dem Throne befestiget, so führet er die Behandlung an, so Pipin mit dem jungen Herzog Thassilo vorgenommen. Er mußte auf den fränkischen Reichstägen erscheinen, und als ein wirklicher Vasall gegen die Longobarden mit zu Felde ziehen. Und weil er dem Pipin doch verdächtig schien, so mußte er auf dem Reichstage zu Compiegne 757. förmlich den Eyd der Treue ablegen. Er war damals höchstens 15 Jahr alt, und mußte sich alle diese Neuerungen gefallen lassen, auch die Regierung des Pipins, so vorher niemals geschehen war, in seinen Briefen und Urkunden einschreiben lassen. Wie er aber 763. abermals auf den Reichstag nach Nevers verschrieben ward, und als ein Vasall gegen den Herzog von Aquitanien zu Felde gehen sollte, so wandte er eine Krankheit vor, und blieb zu Hause. Wahrscheinlich sahe er bey seinen jetzigen Jahren ein, daß man zuviel von ihm verlangte. Er wandte sich an den Pabst, und vielleicht ist Pipin abgehalten durch dessen Vorstellung; kurz der letzte starb, ohne den jungen Herzog weiter zu beunruhigen. Nach Pipins Tode bekam Carl Austrasien, wozu gewissermassen auch Bayern gerechnet ward. Seine Gesinnungen entdeckten sich bald, und wie Thassilo durch seine Vermählung mit der longobardischen Prinzessinn Luitberg sein Haus mit dem Bayerschen Rhätien (welches 725—28. von Bayern abgerissen worden) vergrößerte, so vermehrte sich dadurch zugleich auch der Haß des Carls gegen ihn. (§. XIX.) Doch verbarg er solche bis ins Jahr 781. Man findet keinesweges, daß Thassilo binnen der Zeit auf einen Reichstag, noch zu einem Vasallendienst aufgefordert sey. Seine Urkunden sind ohne Benennung der Regierungsjahre des Carls ausgestellet, und alle seine Handlungen entdecken einen freyregierenden Fürsten. Er bekriegte im Jahr 772. die Kärnter, und in eben dem Jahre hielte er aus freyer Landesherrlichen Macht zu Dingelfingen eine Nationalversammlung der Bayerschen Bischöffe ꝛc., worüber er einen förmlichen gesetzmäßigen Ausspruch abfassen ließ, der unter dem

Namen

Namen *Decretum Thassilonis* bekannt ist. Hierinn hat der Verf. völlig Recht, und was er daselbst von S. 279 u. f. gegen den Heyrenbach (Grundsätze der ältern Staatsgesch. Oesterreichs,) der die vorzüglichen Rechte der ältesten Herzoge von Bayern zu verkleinern gesucht hat, eingewandt, ist nicht zu verwerfen. Allein eine völlige Landeshoheit, wie der Verf. dem Thassilo klar zuschreibt, und doch eine Verbindlichkeit gegen die fränkischen Könige zugesteht, können wir aus allen den Sätzen nicht einsehen. So klein wie Heyrenbach ihre ansehnlichen Rechte machen will, sind sie gewiß nicht; sondern die Bayerschen Herzoge hatten unter K. Carls Regierung und vorher, gewiß vor andern Fürsten in Deutschland sehr viel voraus, allein soviel doch nicht, wie der Verf. S. 279. schreibt, daß sie eine vollständige Landeshoheit gehabt haben. Worinn hätte denn der Nexus oder die Verbindlichkeit gegen die fränkischen Könige bestanden?

In dem XXXI. §. legitimirt er das vorgedachte Decretum Thassilonis gegen die Einwürfe verschiedener Gelehrten, wobey über die Chronologie und Data der Urkunden sehr gute Anmerkungen gemacht sind. Wenn er aber S. 288 behauptet, daß in ächten Meichelbeckschen Urkunden von A. 758. und 763. schon die Jahre der Menschwerdung Christi angeführt sind, so zweifeln wir sehr, daß solche richtig sind.

Im Jahr 778. fundirte der Herzog das Kloster Kremsmünster, so in dem Lande ob der Ens liegt, und sagt im Stiftungsbriefe — aus seinem ihm von Gott verliehenen Eigenthume. — Hier faßt er den Heyrenbach, der am angeführten Orte nicht zugeben will, daß solches zu Bayern gehöret hat. Noch war das Vernehmen mit dem K. Carl recht gut, weil er den Herzog ums Jahr 778. mit Ingolstadt ꝛc. belehnte. Allein im Jahr 781. verlangte der K. Carl den Eyd der Treue von ihm, den er auch zu Worms geleistet hat. Er zerfiel aber bald wieder mit dem Kayser, der Pabst mengte sich in die Sachen, that ihn in den Bann, und weil der Kayser ihm mit einer ganzen Armee auf den Hals kam, so mußte er abermal den Lehneyd ablegen. Es gereuete ihn aber bald, er hieng sich an die Hunnen, die Großen seines Landes empörten sich gegen ihn, und wie er im Jahr 787, auf den Reichstag nach Ingelheim beschieden war, und erschien, so klagten die vornehmsten bayerschen Edelleute und auch Bischöffe den Herzog an, daß er die Hunnen wider den Kayser aufgewiegelt ꝛc., und daß er im Jahr 763. von dem Kriegsheer des Pipins davon gegangen, und das

Verbre-

Verbrechen, so man Herisliz nannte, begangen hätte. Furcht vor dem Pabste, meint der Verf. nicht unwahrscheinlich S. 319, auf Seite der Bischöffe, und Hoffnung des eigenen Vortheils auf Seite der Großen des Landes, sey die Ursach dieser unwürdigen Handlung gegen ihren Herzog gewesen, die den traurigen Fall nach sich gezogen.

Zuletzt ist noch eine vortreffliche Anmerkung [illegible] den K. Carl bewogen, 6 Jahre nachher, den [illegible] mals auf den Synodum nach Frankfurt komm damit er daselbst nochmals auf Bayern für sich und Verzicht thun müssen ꝛc., nämlich um sich vor der rechtfertigen, und die harte Behandlung zu besch war überhaupt die Sache des Kaisers, auch sein handlungen den Anstrich der Religion zu geben, und d Pabst zu negotiiren ꝛc. Daher muste auch diese H sogar in den 3 Canon des Synodus eingetragen. Ueberhaupt ist die ganze Abhandlung mit vieler Ge Belesenheit geschrieben, die man mit Nutzen gegen die renbachschen Sätze lesen wird.

Diplomatische Geschichte der alten Grafen [illegible] vensberg mit einer Geschlechtstafel, Landk[illegible] Urkundenbuche von 139 Urkunden, v[illegible] mey, Churpfälzischen Hofrath und Bib[illegible] Mannheim, 1779, 1 Alph. 8 Bogen, in 4.

Der berühmte Hr. Verf. giebt in der [illegible] Nachricht von den vorigen Schriftste[illegible] schichte der Grafen von Ravensberg zum [illegible] Haben; weil aber außer des Culemanns R[illegible] Merkwürdigkeiten, so in 3 Theilen in 8. e[illegible] übrigen von gar keiner Erheblichkeit sind, so [illegible] Mühe werth sie anzuführen. Die reichste Q[illegible] der Hr. Verf. geschöpfet hat, ist eben die betr[illegible] lische Urkundensammlung, so der sel. Hofr[illegible] Vorrede des ersten Bandes seiner akadem[illegible] zur Gülich und Bergischen Geschichte [illegible] den hat.

In den zwey ersten §. unter [illegible] der Grafen von Ravensberg mit [illegible] tik. Er behauptet darinn mit

häuser nur fähig sind, über das XI. Jahrhundert ihre Geschlechtstafel dokumentirt auszuführen; die geringern aber dieses Jahrhundert nicht übersteigen. Eine Wahrheit, die der Natur der Sache angemessen ist, weil die Erblichkeit der Länder und ihre Geschlechtsnamen, so sie davon annahmen, erstlich in dem Jahrhunderte ihren Anfang genommen haben. Möchten doch alle die Gelehrte, so sich mit Untersuchungen über die Geschichte der alten Grafenhäuser in Deutschland abgeben, diesen Grundsatz genau befolgen, wenigstens auf ihr Objekt mit gehöriger Prüfung anwenden: so würden wir mit sehr vielen ungegründeten Hypothesen verschonet bleiben, und sie selbst Zeit und Mühe sparen, die sie öfters sauer auf die Ausführung und den Anstrich verschwenden. Man kann von einem Geschichtschreiber, wenn er nicht in das Romanhafte fallen soll, nicht mehr verlangen, als wozu die historischen und diplomatischen Data Grund und Stoff geben. Er giebt also den zum ersten Stammvater an, den ihm diese an die Hand geben; die übrigen läßt er in ihrer Dunkelheit, bis Glück und Zufall sie ans Licht bringen, wozu aber bey den gräflichen Häusern wohl die wenigsten Hoffnung haben, aus dem natürlichen Grunde, daß ihre Vorfahren nur mit ihren Vornamen in den Urkunden genannt sind.

Aus diesem richtigen Gesichtspunkte hat der Hr. Verf. seine Ravensbergische Grafengeschichte behandelt. Er fängt sie mit einem Grafen Herrmann, der sich von Kalverlage nannte, an, so nach dem Zeugnisse des sächsischen Annalisten die Edelind, eine Tochter des Herzogs Otten von Nordheim, in dem letzten Viertheile des XI. Jahrhunderts zur Gemahlinn hatte. Sein Sohn Herrmann kommt schon bey frühzeitigen Schriftstellern, und auch in Urkunden, in den Jahren 1115. und 1119. als *Comes de Calverlage* deutlich vor. Er war ein eifriger Anhänger und Vertrauter des K. Lothars, mit dem er durch seine Mutter nahe verwandt war. Noch findet man ihn im Jahr 1134; nach der Zeit aber verschwinden die Grafen von Kalverlage, und des Herrmanns II. Söhne erscheinen nunmehro von ihrem Wohnsitze Ravensberg, als Grafen von Ravensberg. Sie hießen Otto und Heinrich. Ihre Abstammung von Herrmann II. und die Veränderung ihres Geschlechtsnamens ist aus dem Albrecht von Stade erwiesen; obwohl er irrig Herrmann I. zu ihrem Vater angiebt. Beyde Brüder kommen hernach öfters als Zeugen unter der Benennung von Ravensberg in Urkunden vor. Den letzten

findet man 1175, und den erstern 1170. zuletzt in Urkunden, Hermann III., ein Sohn des Ottens, hat das Geschlecht fortgepflanzet, und wieder drey Söhne hinterlassen, davon der dritte Ludewig I. es weiter fortgeführet, dessen Sohn Otto III. zwar vier Söhne hinterließ, von welchen allein, nur Otto IV. zwey Töchter zeugte, davon die jüngste Margaretha als Erbtochter die Grafschaft Ravensberg an ihren Gemahl Gerhard, den erstgebornen Sohn des Markgrafen Wilhelms von Jülich, brachte; und auch die letzte ihres Geschlechts war. Der Kaiser Ludewig gab dem vorgedachten Gerhard im Jahr 1346. (S. 68) über die Grafschaft Ravensberg einen Lehnbrief, woraus man schließen muß, daß ihres Vaters Bruder Bernhard, der letzte von dem männlichen Geschlechte, kurz vorher gestorben ist, und sie die Margaretha die einzige Erbin nunmehro geworden war. In dem Lehnbriefe selbst ist von diesem Transport kein Wort gedacht; aber in dem Bestätigungsbriefe des Gerhards, den er 1346. den Landständen von Ravensberg ertheilet hat, gestehet er deutlich, dieses Erbrecht durch seine Gemahlinn erhalten zu haben. Auf solche Art ist also die Grafschaft in Verbindung mit den Herzogthümern, Julich, Cleve und Berge, gekommen, und durch die Nachkommenschaft von ihrem Sohn Wilhelm ferner geblieben.

Die Specialgeschichte der Grafen selbst hat der Hr. Verf. aus den besten Quellen ausgeführet und bewiesen; davon man aber hier keinen Auszug erwarten wird. Nur einige Bemerkungen wollen wir daraus anführen. S. 26 wird man ein Beyspiel finden, wie nützlich es sey, die Siegel der Fürstlichen und Gräflichen Damen in Kupfer stechen zu lassen, weil die darauf befindliche Wapenschilder gar oft ihr Geschlecht entdecken, so sonsten verborgen bleibt. S. 27 zeiget einen richtigen Beweis, daß der Adel gar häufig seinen Geschlechtsnamen nach seinem Wohnsitz abgeändert hat, daher man sich in der Genealogie deswegen nicht irre machen lassen muß, sobald das Wapen und andere historische Data zutreffen. S. 37 u. f. w. Hier ist aus zwey Urkunden des dänischen Königs Erichs VI. von den Jahren 1265. und 1267. erwiesen, daß die Grafen Otto und Ludewig auch Güter in Dännemark besessen haben, so sie von ihrem Bruder Johann, der vermuthlich eine Gräfinn von Holland zur Gemahlinn gehabt hatte, geerbt hatten. S. 69 u. f. w. sind einige geographische Anmerkungen über die Grafschaft Ravensberg beygefüget, woraus man sieht, daß Hrn. Büschings Beschreibung nicht völlig richtig ist. Der

Verf.

Verf. ſchreibt, nach Büſchings Beſchreibung ſollen in der Grafſchaft nebſt den Städten noch 130 Dörfer ſich befinden. Allein Dörfer nennt man daſelbſt nur diejenigen, ſo Kirchen haben, und deren giebt es nur 19. Alle übrige Ortſchaften werden Bauerſchaften genannt, davon es über 200 giebt. Ferner die beyden Güter Heide und Stedefreund liegen nicht im Kirchſprengel Jöllenbeck, ſondern gehören nach Herford ꝛc. S. 72 u. f. w. findet man eine gute Nachricht von dem Schloſſe und Amte Sparenberg, woſelbſt der Verf. gegen den Teſchenmacher und Büſching bewieſen hat, daß dieſes Schloß nicht im Jahr 1554., wie ſie angeben, erſtlich erbauet ſey, ſondern im Jahr 1257. ſchon exiſtent geweſen, worauf auch die drey Sparren in dem uralten Wapen der Grafſchaft Ravensberg wahrſcheinlich Bezug haben. Das Amt ſelbſt iſt das wichtigſte und größte unter allen. Von den Aemtern Ravensberg, Limberg, Vlotho, findet man gleichfalls noch Specialbemerkungen. Der Anfang und das Ende der hiſtoriſchen Ausführung iſt mit zwey Siegeln des Grafen Bernhards von A. 1336. und des Grafen Otten von Ravensberg von A. 1324. gezieret, ſo beyde ſigilla equeſtria ſind. Hierauf folgt eine accurate Landcharte von der Grafſchaft, und hiernächſt ein wichtiger Codex diplomat. von 139 Urkunden, ſo das Werk ſelbſt noch wichtiger macht. Er iſt aus der vorgedachten weſtphäliſchen Urkundenſammlung genommen, fängt mit dem Jahre 940. an, und hört mit 1542. auf. Einige davon ſind ſchon bereits in den *Origin. Guelficis* 3. B. p. 12. 14, und beſonders in *Schatenii Annal. Paderbor. p.* 44. 74. 84. abgedruckt; aber ſehr fehlerhaft, daher man ſie hier in richtigen Abſchriften mit Recht nochmals geliefert hat. So ſind auch diejenigen beſchaffen, die in Culemanns Ravensbergiſchen Merkwürdigkeiten befindlich ſind, und hier von neuem richtiger erſcheinen, wie p. 36. 74. 78. 92. ſeq. geſchehen iſt. Möchten doch die Herren, ſo Urkunden drucken laſſen, vorzüglich darauf ſehen, von Urſchriften zu ediren, genau zu leſen und auch abdrucken zu laſſen; ſonſten macht ihre Arbeit mehr Schaden als Nutzen, und es iſt beſſer, ſie ſo lange ihrem Schickſale zu überlaſſen, bis ein Kenner ſie mit Critik von Originalien bekannt macht, als uns mit diplomatiſchem Ballaſt zu beladen.

Um ſo mehr hat das gelehrte Publikum dem berühmten Hrn. Verfaſſer Urſache zu danken, daß er nicht allein dieſe ſchätzbare Urkundenſammlung aus einem fürtrefflichen

Codice bekannt gemacht, sondern auch die Geschichte dieser ansehnlichen Grafen aus echten Quellen so genau als möglich bearbeitet hat, die man allemal als ein Muster von einer Geschichte der Art ansehen und empfehlen kann. Hätte Rec. das Vorhaben des Hrn. Verf. gewust, so würde er demselben einen Ort nachgewiesen haben, wo noch wichtige Gräfliche Ravensbergische Urschriften vorhanden sind, die ihm nicht verweigert geworden wären. Nun wünschet man, daß auf solche Art auch die Geschichte der Herzoge von Jülich und Cleve ausgearbeitet werden möchte; alsdenn würde die Geschichte von Westphalen vieles von ihrer Dunkelheit verlieren.

Hk.

9. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Alte Denkmäler der Kunst, zuerst von Johann Winkelmann herausgegeben und erläutert. Erste Lieferung, 1 bis 40 Kupfertafeln, und 8 Bogen Text. Berlin, 1780. bey Christian Ludewig Stahlbaum. in Folio.

Statt mit der vorläufigen Abhandlung über die Zeichenkunst der Alten; hat der Uebersetzer mit der Beschreibung und Erklärung der Denkmäler selbst den Anfang gemacht, und verschiebet jene zu letzt zu übersetzen. Da wir schon längst eine weitläuftige Recension dieses Buches gegeben, so finden wir hier es vor überflüßig, noch einmal hiervon zu reden. Wir betrachten dahero blos des Uebersetzers Mühe; und des Kupferstechers Genauigkeit, loben des Erstern Uebersetzung und Fleiß in Berichtigung der vom Verf. falsch angeführten Stellen der Autoren, und der gelehrten Zusätze, können auch bey Gegeneinanderhaltung des Originals mit diesen Kupferplatten, letztere nicht tadeln; sondern versichern, daß solche ziemlich getreu copiret, und einige hier in Contorn gezeichnet, nur zudient sind, welche dorten sauberer in Kupfer gestochen, angetroffen werden. Wir empfehlen dieses Werk jedem deutschen Liebhaber des Alterthums, und hoffen, der sehr billige Preis werde dem Verleger Liebhaber und Käufer verschaffen.

Am.

P. Vs.

P. Virgilii Maronis operà in tironum gratiam perpetua annotatione novis curis illuſtrata, a *C. G. Heyne. Tom. prior.* Lipſ. 1779. 2 Alph. 8.

Wer kennt nicht Heynens Verdienſte um den Virgil? Wer weiß nicht, daß er durch ſeine Ausgabe dieſes Dichters, gewiſſermaſſen der Vater einer vernünftigern geſchmackvollern Methode, über die alten Dichter zu kommentiren geworden, und daß ſein Beyſpiel, obgleich noch von keinem völlig erreicht, dennoch auf andere Herausgeber nach ihm einen ſehr ſtarken Einfluß gehabt, und daß man überzeugt worden, es ſey zur Herausgabe eines alten Dichters nicht hinlänglich, (was die Burmanne und ſo viele holländiſche Editoren für hinlänglich hielten) Varianten und Druckfehler zu ſammlen, und einen Schwarm ähnlicher oder ähnlich geglaubter Stellen aus andern Dichtern zuſammen zu treiben? Heyne zeigte zuerſt, was andre vor ihm nur ſchüchtern und nebenher verſucht hatten, wie man einen Dichter mit Gelehrſamkeit, und doch auch zugleich mit Geſchmack und Gefühl erklären müſſe. In der That hat nicht leicht ein Humaniſt einen ſo tiefen kritiſchen Scharfſinn, ſo helle Beurtheilung, und einen ſo feinen zur Beobachtung der verſteckteſten Schönheiten geſchärften Geſchmack mit ſo vieler Gelehrſamkeit und ausgebreiteter Beleſenheit vereinigt. Alle Schriften dieſes vortrefflichen Mannes, deſſen mit allen ſeinen Verdienſten verknüpfte Beſcheidenheit jedem Humaniſten und Kritiker Muſter ſeyn ſollte, ſind redende Beweiſe hiervon: aber vorzüglich ſein Virgil. Doch war bisher der Nutzen dieſer Ausgabe wegen des Preiſes noch immer auf zu wenige eingeſchränkt, und viele Lehrer, die auf Schulen den Virgil zu erklären hatten, begnügten ſich daher lieber mit ihren alten, wenn gleich noch ſo troſtloſen, Editionen. Noch weniger konnte ſie in die Hände lehrbegieriger Jünglinge kommen, und auf die Bildung und Richtung ihres Geſchmacks den Einfluß haben, den ſie mehr als alle Theorien und Aeſthetiken haben konnte. Daher muß es ohnſtreitig jedem Freunde der alten Litteratur ſehr angenehm ſeyn, daß der würdige Herausgeber ſich entſchloſſen, ſelbſt einen Auszug aus ſeiner größern Ausgabe zu machen, deſſen erſterer Theil, der die Eklogen, die Georgika, und die vier erſten Bücher der Aeneide enthält, unter oben angezeigtem Titel bey Fritſch in Leipzig erſchienen. Wir wollen kurz die Einrichtung dieſes Auszugs beſchreiben, und anzeigen, worinn er von der größern Ausgabe verſchieden iſt. Alles blos für den Gelehrten und

Humaniſten von Profeſſion gehörige iſt weggeblieben. Daher unter den Vorabhandlungen die Abhandlung von den Handſchriften und Ausgaben des Dichters, die mit Anmerkungen begleitete fabelhafte Biographie deſſelben vom Donat, und die Teſtimonia de Virgilio. Hingegen iſt die chronologiſche Biographie, und die Abhandlung über die bukoliſche Poeſie geblieben. Die Einleitungen zu den einzelnen Eklogen, und den Büchern der Aeneide, ſind hie und da verkürzt. Ferner ſind der ganze kritiſche Apparatus und alle Exkurſus weggelaſſen. Auch in dem eigentlichen Kommentar iſt alles weggelaſſen, was mehr zur gelehrtern als deutlichen Darſtellung des Sinnes dient. Daher z. E. die meiſten Vergleichungen mit andern Dichtern, die Anführung und Mißbilligung fremder Auslegungen, manche nicht unmittelbar zum Verſtändniß des Dichters nöthige hiſtoriſche und litterariſche Nachrichten, u. ſ. w. Im übrigen iſt Gang und Einrichtung des Kommentars genau wie in der größern Ausgabe, und alle unmittelbar zur Erklärung und Entwickelung der poetiſchen Schönheiten abzweckenden Anmerkungen ſind meiſtentheils wörtlich dieſelben, konnten auch nicht füglich kürzer zuſammen gezogen werden, wenn nicht die Deutlichkeit und überhaupt die ganze Beſtimmung der Ausgabe zur hellen Einſicht in den Sinn und die Schönheiten des Dichters dabey hätten leiden ſollen. Doch haben wir hie und da, vorzüglich bey den Eklogen und den Georgicis, manchen kleinen Zuſatz, auch manche Berichtigung, wenigſtens Veränderung, einer in der erſten Ausgabe vorgetragenen Erklärung gefunden. So war z. E Ecl. 2, 29. figere cervos in der erſten Ausgabe vom Erlegen eines Hirſches erklärt, hier hingegen wird cervos erklärt durch furcas ad caſam ſuſtentandam, welches freylich zu dem unmittelbar vorhergehenden humiles habitare caſas beſſer paßt. Genauer uns auf einzle Anmerkungen einzulaſſen, halten wir darum für unnöthig, weil wir hoffentlich vorausſetzen können, daß jeder Kenner der alten Litteratur des berühmten Herausgebers Art zu kommentiren ſchon aus der erſten Ausgabe hinlänglich kennt, und es aus dem Gebrauch derſelben weiß, wie genau er in den Sinn des Dichters einzudringen, und wie deutlich und beſtimmt er den erforſchten Sinn ohne vieles Wortgepränge vorzutragen pflegt. Es ſind nur ſehr wenige Stellen, wo wir eine andre Auslegung annehmen möchten. So ſcheint uns, um doch ein Exempel zu geben, die Erklärung der Stelle Aen. l. 1, 395. cygni — nunc terras ordine longo Aut capere aut *captas* iam *deſpectare* videntur doch etwas

etwas zu hart und nicht natürlich genug. Der Herausgeber erklärt nämlich diese Stelle hier, wie in der ersten Ausgabe: — partim iam *capere terram*, consedisse in terra, partim ex aere deorsum in terram ferri, eique tam propinquos esse, ut iam *capta* terra et occupata ab ipsis videri possit. Uns wundert, wie weder ihm noch einem der vorhergehenden Ausleger eingefallen, die Stelle aus dem Körperbau der langgehälsten Schwäne, wie sie Homer nennt, zu erklären, die theils sich eben erst auf der Erde lagern, theils schon mit ihrem hohen langen Halse auf den bereits erwählten Ruheplatz herabschauen. —

Der Text ist übrigens genau derselbe, wie in der ersten Ausgabe, nur daß hie und da die Interpunktion verändert worden. Druck und Papier ist an diesem Auszuge empfehlungswürdiger, als bey der größern Edition, die mit der, unsern deutschen Buchhändlern bey dergleichen Büchern gewöhnlichen, und für sie selbst nachtheiligen, Sparsamkeit gedruckt war; ohngeachtet sie mehr als jede andere Ausgabe eines klassischen Schriftstellers einen solchen äußern Schmuck verdiente, der auch die Augen des von Ausländern verwöhnten Liebhabers (denn der Kenner sollte sich billig durch das Kleid nicht abschrecken lassen) anzulocken vermögte. — Wir wünschen sehr, diese kleinere Ausgabe bald in den Händen vieler Jünglinge zu sehen, und wir sind überzeugt, daß Eltern ihren der Lektür des Virgil fähigen Söhnen, nicht leicht ein angenehmeres und nützlicheres Büchergeschenk machen können; ob es gleich zu bedauren ist, daß die Bücherpreise gegenwärtig so hoch gestiegen und immer höher steigen, daß auch der nach itziger Art freylich billige Preis dieser Ausgabe für manchen armen Jüngling noch immer zu groß ist. Aber unverantwortlich wenigstens wäre es, wenn irgend ein Schullehrer künftig den Virgil erklärte, ohne wenigstens diese kleinere Heynische Ausgabe dabey zu gebrauchen.

Wir können uns bey dieser Gelegenheit nicht des Wunsches erwehren, daß doch der vortreffliche Herausgeber sich bald entschließen möchte, die angenehme Hoffnung, die man uns gemacht hat, den Homer auf eine ähnliche Art wie den Virgil von ihm bearbeitet zu sehen, zu erfüllen.

Ik.

Die Laſter, aus dem Griechiſchen des Plutarch. Zweyter und letzter Theil. Augsburg, bey Mauracher. 1780. 136 S. 8.

Wem daran genügt, zu wiſſen, was Plutarch etwa geſagt haben mag, ohne das Eigenthümliche ſeiner Beredſamkeit kennen lernen zu wollen, und wem es dabey nicht darauf ankömmt, in einem alten berühmten Schriftſteller einige Flecken mehr oder weniger zu finden, dem können wir dieſe Ueberſetzung empfehlen. Wer aber für ſeinen Plutarch nur ein wenig eingenommen iſt, und ihn gern auch ſo ohngefähr deutſch ſehen möchte, als er ihn griechiſch empfindet, wird nicht unterlaſſen können, ſehr oft die Achſeln zu zucken, und zu wünſchen, daß Ueberſetzungen der Alten doch in beſſere Hände fallen möchten. Zum Beweiſe ein Paar Proben gleich aus dem Anfange: die Unwiſſenheit in göttlichen Dingen theilt ſich gleich Anfangs in zween Ströhme, wovon der eine über rauhen Boden hinfließt, und in rauhen und widerſpenſtigen Gemüthern die Gottesverläugnung erzeuget; der andere aber in feuchtem Grunde, im weichen und zarten Lande, den Aberglauben hervorbringt. Hier iſt der V. ſeinem Vorgänger, dem lateiniſchen Ueberſetzer, zu getreu geblieben. Wir würden etwa ſo überſetzen: die Unwiſſenheit und Unkunde in Anſehung der Götter theilt ſich von ihrer Quelle an in zween Ströhme; der eine im rauhen und harten Bette fortfließend, erzeugt Gottesläugnung; der andere über einen weichen und ebenen Grund gehend, bringt Aberglauben hervor. So glaubten wir wenigſtens die Härte der Metapher in unſern Ohren durch eine kleine Vorbereitung gemildert zu haben. Ferner: Irrthum mit Leidenſchaft iſt, was Entzündungskrankheiten im Körper ſind; Verrenkungen der Glieder ſind mit blutenden Wunden weit gefährlicher; eben ſo iſt es auch die Verkehrtheit der Seele, die mit Leidenſchaften begleitet iſt. Hält jemand die Atomen und das Leere für den Urſprung aller Dinge: ſo iſt dieſes ein falſcher Wahn, der aber keineswegs den Krankheiten gleicht, die Geſchwüre, Herzklopfen und zuckende Schmerzen nach ſich ziehen; ſetzt aber einer ſein höchſtes Guth in die Reichthümer, ſo iſt dies ein vergifteter Irrthum, der dem Menſchen die Seele zerreißt, ihn ganz außer ſich ſelbſt bringt, nicht ſchlafen läßt, wahnſinnige Bewegungen bey ihm hervorbringt, ihn gleichſam vom Felſen herabſtürzt, faſt erſtickt, ihm alle Freymüthigkeit

zu reden benimmt. Auch hier ist dem lateinischen Uebersetzer zu sehr gefolgt; Plutarch sagt so: jede Leidenschaft ist ein mit Entzündung vergesellschafteter Irrthum; und wie Verrenkungen mit Wunden gefährlicher sind, so auch Verkehrtheiten der Seele mit Leidenschaft. Hält jemand die Atomen und den leeren Raum für Grundursache aller Dinge. Die Meinung ist falsch; aber sie erzeugt doch keine Geschwüre, kein Klopfen, keinen beunruhigenden Schmerz. Glaubt jemand, Reichthum sey das höchste Gut? Dieser Irrthum ist giftig, er verzehrt die Seele, er bringt sie außer sich, er läßt nicht schlafen, er erfüllt sie mit Raseren, er stürzt vom Felsen, er erstickt, er benimmt alle Freymüthigkeit.

Uk.

Psyche, nach dem Lateinischen des Apulejus, von August Rode. Berlin, bey Mylius. 1780. 127 S. 8.

Meine Aufmerksamkeit, sagt der V., ist besonders dahin gegangen, die Annehmlichkeit des Originals ins Deutsche hinüberzutragen, ohne vom Sinne desselben abzuweichen. Diese scheint uns vollkommen erreicht, weil sich gegenwärtige Arbeit von der gewöhnlichen Steifigkeit unserer Uebersetzungen, vornehmlich der Alten, sehr vortheilhaft unterscheidet. Doch hat die Treue ein wenig dabey gelitten, welche doch, dünkt uns, der Annehmlichkeit unbeschadet, besser hätte beobachtet werden können. Verschönerte Uebersetzungen gleichen verschönerten Copien eines Gemäldes, und sind daher nicht bloß Uebersetzungen mehr. Zwar hat der V. darinn, daß er einige eckelhafte oder unanständige Stellen weggelassen hat, vieles für sich; allein auch hier sollte man doch treu bleiben, weil sonst die Uebersetzung den Autor von einer bessern Seite darstellt, als er hatte; und weil überhaupt römische Ohren hierinn nicht so fein waren, als unsere. Doch das ließe sich, vornehmlich da es in den Anmerkungen ausdrücklich angezeigt ist, noch wohl entschuldigen. Auch dieß, daß ein Schriftsteller, wie Apulejus, bey einer Uebersetzung nothwendig gewinnen muß, als worinn seine verdorbene Sprache nicht anschaulich gemacht werden kann, und folglich seine wesentlichsten Fehler wegfallen müssen.

Daß aber der V. Apulejus weitläuftigern Stil oft ohne Noth in einen abgebrochenen verwandelt hat, dürfte sich vielleicht nicht entschuldigen lassen; vornehmlich da auch die Annehmlichkeit darunter zu leiden scheint. Zur Probe gleich den Anfang: „In einem gewissen Lande lebten einst ein König und eine Königinn, welche drey Töchter hatten. Witz und Anmuth schmückten die beyden ältesten in sehr hohem Grade. Doch verschwanden beyde, wie im Schatten, neben dem strahlenden Glanze ihrer jungen Schwester. Die Natur schien an dieser all ihren Reichthum erschöpft zu haben. Ihre Schönheit war weit über das Menschliche. Kein Lob konnte sie erreichen. Ja, jede Sprache war zu arm, sie nur zu beschreiben.“ In so conapulsivischem Entzücken spricht Apulejus nicht; er fasset dies alles in zwo Perioden; und so fällt die Erzählung angenehmer ins Ohr. Etwa so: Es waren in einem gewissen Lande ein König und eine Königinn; diese hatten drey ausnehmend schöne Töchter. Die ältesten, obgleich sehr reizend, glaubte man doch noch nach Verdienste erheben zu können; aber der Jüngsten so auszeichnende, so glänzende Schönheit, war über allen Reichthum menschlicher Sprache. Aus der Vergleichung sieht man, daß der V. hier nicht nur den Stil verändert, sondern auch noch eigene Gedanken eingeschoben hat. Gleich darauf hat er einige weggelassen, die sich doch, unserm Bedünken nach, sehr gut hätten beybehalten lassen, und dem Ausdrucke mehr Kraft würden gegeben haben. Man höre: Auch zogen Eingebohrne sowohl als Fremdlinge, durch den Ruf von dieser Wunderschönheit neugierig gemacht, in Menge dahin. Alle wurden so von Bewunderung darüber außer sich, daß sie die Prinzessinn nicht anders, als ob sie die Göttinn Venus selbst wäre, in aller Förmlichkeit anbeteten. Apulejus in einer Periode eben so: ja viele einheimische und zahlreiche Fremde, die der Ruf einer solchen Wunderschönheit in neugieriger Menge versammelt hatte, beteten, staunend über diese unerreichbare Schönheit, und die Rechte mit dem Zeigefinger auf den aufgerichteten Daumen gebogen, küssend, die Prinzessinn wie die Göttinn Venus selbst in heiliger Ehrfurcht an. Des V. Ausdruck ist freylich wegen der Simplicität angenehmer; aber der affectirende und überall preziöse Apulejus ist nicht mehr darinn sichtbar. In der Anmerkung glaubt der Verf., die ausführliche Beschreibung der Bethandlung würde sich in der Uebersetzung nicht gut lesen lassen. Von manchen süßen Herren und Damen vielleicht nicht; aber vom Liebhaber des Alterthums

und von dem Künſtler, dem doch der V. dieſe Ueberſetzung vorzüglich beſtimmt hat, gewiß. Dieſem ſind ſolche individuelle Beſchreibungen allemal am meiſten willkommen, weil ſie ihn im Geiſte der Alten und nach ihrem Coſtüme arbeiten lehren. Und dann giebt auch dieſer Zuſatz dem Ganzen mehr Nachdruck, als der allgemeine Ausdruck: ſie beteten in aller Förmlichkeit an.

Hin und wieder iſt der V. auch nicht auf die beſten deutſchen Ausdrücke gefallen; z. B. man feyert ihr Feſte; wandelt ſie auf den Straßen, begleitet ſie im Gepränge das Volk, wirft ſie mit Sträußern und Kränzen: für wandelt ſie — ſo wirft ſie, u. ſ. f. An manchen Orten iſt dieſe Wendung gut; hier wird ſie durch den Zuſammenhang zweydeutig und dunkel. Ferner: Wie? ein Kind des Todes ſoll gemeinſchaftliche Opfer mit mir haben! Für eine Sterbliche; Kind des Todes wird gemeiniglich von uns nur dann gebraucht, wenn wir einem mit dem Tode drohen. Ferner, böſer Dank iſt bey uns nicht gewöhnlich, auch nicht einmal vollkommen richtig: denn mala gratia iſt hier Ungunſt, oder die affektirte Antitheſe zu behalten: überdem kann ich mir dieſer guten Frau ſchlechte Gunſt nicht zuziehen. Ferner, wird die Gewohnheit (conſuetudo) zur Aufwärterinn der Venus gemacht; eigentlich iſt es wohl der Umgang, und ſo erklärt es auch Beroald. Endlich ein Kleinkind für Enkel, iſt zu franzöſiſch. Wer den Apulejus ſonſt nicht geleſen hat, oder ihn in der Grundſprache nicht leſen kann, dem empfehlen wir das Werk als eine ſehr angenehme Lektüre, die jetzt vorzüglich in unſern romanſüchtigen Tagen, wo alles ernſthafte und Anſtrengung erfordernde faſt für Pedanterey gehalten wird, ſehr willkommen ſeyn wird. Wir haben die Ueberſetzung etwas ſchärfer unterſucht, um dem V. falls er ſich mehr in dieſem Fache zeigen ſollte, einige, unſerer Meinung nach, nützliche Winke zu geben.

Rz.

Repertorium für bibliſche und morgenländiſche Literatur. Fünfter Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1779. 228 S. 8.

Dieſer fünfte Theil enthält folgende Stücke:

I. N.

I. D. Joh. Bernh. Köhlers kritische Anmerkungen über die Psalmen, drittes Stück. Wir wollen jetzt, da wirs bisher bey der bloßen Anzeige bewenden ließen, ein Paar Proben dieser Kritik, wo der Verf. den Text ändert, aus dem 18ten Psalm geben. V. 8. heißt es hier ומיסדי ההרים, im Buche Samuel מוסדות השמים; aber David schrieb ותרעש ותגעש הארץ מוסדות השמים: Da zitterte und bebte die Erde; die Grundveste der Himmel regten sich, und zitterten; denn er zürnte. Der kühne, aber schöne poetische Ausdruck selbst, (wie im Virgil Coelifer Atlas axem humero torquet stellis ardentibus aptum,) und vielleicht etliche verblichene Buchstaben waren Schuld, daß ihn Abschreiber in der Psalmenausgabe änderten. Auch der Verfasser des Hiob nennt die Berge עמודי שמים, Säulen des Himmels. Aber מאמו V. 9. ohne alle Autorität für באפו ist gewiß auch eine unnöthige Aenderung. V. 13. hat der Psalm נגהו עביו עברו ברד וגחלי אש, und man übersetzt ohne Sinn: Vom Glanze vor ihm zerflossen seine Wolken; Hagel und glühende Kohlen. Der V. macht es wahrscheinlich, daß aus dem einzigen נגהו, wie hier das Buch Samuel lieset, das falsche עביו עברו ברד entstanden sey, und übersetzt: Vom Glanze vor ihm (verständlicher und deutscher, vom Glanze seines Antlitzes; denn anders kann man doch wohl nicht den hebräischen Ausdruck verstehen,) entbrannten feurige Kohlen. Auch im folgenden Verse hält er die Worte וגחלי אש, die der Text im Samuel nicht hat, für eine falsche Wiederholung aus dem vorhergehenden, da dieser schon verdorben war, und liest ebendaselbst בשמים für משמים. V. 29. כי אתה תאיר נרי, denn du erleuchtest meine Leuchte, wo Kennikott in seiner ersten Dissertation der Lesart des Psalms Beyfall giebt, und jene andere im Samuel, wie er sich ausdrückt, für ganz unwürdig des großen Vaters der Lichter hält, giebt der Hr. D. doch billig der letzten כי אתה נירי יהוה, weil sie wirklich ein edleres Bild giebt, den Vorzug; aber er hätte nicht das אלהי des Psalms nach ויחיה verwerfen sollen: denn du bist, Jehova, meine Leuchte; Jehova, mein Gott, schaffet mir in der Finsterniß Licht. V. 35. ותחתה für ותטה, auf das Zeugniß der Alten, du machst meinen Arm zum ehernen Bogen. Die, wir wissen nicht, ob mit Grund verworfene Lesart, hätte der V. genauer nach dem Worte so verbessern können: Er macht meine Hände geschickt zum Streit;

Streit; und mein Arm lernt den ehernen Bogen spannen. V. 39. und einige folgende werden aus dem Buche Samuel verbessert. V. 43. hat die Psalmensammlung ואשחקם, כעפר על־פני רוח כטיט חוצות אריקם und das Buch Samuel, כעפר ארץ כטיט חוצות אדיקם ארקעם. Beyde Texte sind nicht ganz fehlerfrey; אריקם im Psalm, ein ἅπαξ λεγόμενον, unstreitig ein Schreibfehler, auch das letzte ארקעם im Samuel, das in den LXX und einer Kennikottischen Handschrift fehlt, und כעפר על פניהוח im Psalm scheint die eigenmächtige Aenderung eines Abschreibers zu seyn. Der Verf. übersetzt sonach den verbesserten Text: Ich zermalmte sie, wie Staub der Erde; ich zertrat sie, wie Koth auf den Gassen. Endlich V. 51. liest er מגדול aus dem Samuel, oder auch מגדל: Ein Thurm des Heils ist er seinem Könige, und thut wohl seinem Gesalbten, David und seinem Saamen ewiglich. Wir haben nur einige und wichtigsten Verbesserungen des Psalms, die der V. durch Vergleichung beyder Abschriften und aus den alten Uebersetzern bestätigt, hier anzeigen können; und auch das Exemplar im Samuel hat häufige Verbesserungen erhalten. Aber diese Verschiedenheit und Vergleichung zwoer Abschriften eines Liedes, wo der Verf. alle diese Abweichungen, deren Schultens nahe an neunzig zählte, nicht, wie man insgemein will, für Aenderungen des Dichters in verschiedenen Ausgaben, sondern für, was sie wirklich sind, Schreibfehler oder Aenderungen der Abschreiber hält, wie auch die Zusammenhaltung einiger Erzählungen im zweyten Buche Samuels und der Chronik, wo diese nur abschreibt, die man von ihm im zweyten Theile des Repertoriums S. 256 ff. findet, zeigen doch unsers Bedünkens allzudeutlich, daß der Text unserer hebräischen Bibel, wie es bey dem so hohen Alter dieser Bücher nicht anders möglich ist, nicht wenig verdorben, und eine sorgfältige Berichtigung desselben aus den alten Versionen, wie sie Hr. D. K. jetzt zu den Psalmen giebt, sehr zu wünschen sey. Bey genauerer Durchlesung eines Theils dieses Aufsatzes, und auch sonst stiessen wir oft, und manchmal auf den Sinn störende Druckfehler. Die Verlagshandlung sollte doch für eine recht genaue Korrektur, die zumal bey kritischen Abhandlungen sehr nöthig, und dem Leser unangenehm ist, wo sie gefehlt hat, Sorge tragen. Z. B. S. 89. Z. 11. muß man ohne Zweifel sie lästern und ruhen nie lesen, wo es hier heißt, sie lästern und rufen.

ſen mir. Das jetzt abgedruckte Stück geht bis zum Ende des 35ſten Pſalms.

II. Friedr. Andr. Stroths Verſuch eines Verzeichniſſes der Handſchriften der LXX. Eine ſehr wichtige, und dem bibliſchen Kritiker nützliche Arbeit, da noch ſo wenig die Kritik der LXX bearbeitet iſt, aus der wir aber keinen Auszug geben können. Die bloßen Namen der Handſchriften, die wir abſchreiben könnten, würden gar keinen Unterricht geben. Der V. verſpricht ein hiſtoriſches Verzeichniß; aber oft hat er auch, ſo viel ers aus vorhandenen Nachrichten thun konnte, den innern Werth der Handſchriften angegeben. Eine Fortſetzung wird in den folgenden Theilen die noch rückſtändigen bekannten Handſchriften des Hiob, der Bücher Salomons, der Propheten und einzelner Bücher erzählen.

III. G. G. Tychſens Beſchreibung der erſten Pſalmenausgabe von 1477. Auch eine dem Kritiker ſehr nützliche Arbeit; und wir wünſchen, auch von den übrigen erſten Drucken hebräiſcher bibliſcher Bücher, die der Hr. Hofr. beſitzt, ſo genaue und brauchbare Nachrichten, mit der Anzeige der Varianten aus einem Theile wenigſtens der Ausgabe, zu erhalten. Sie lehren doch, daß dieſe erſten Ausgaben nicht aus beſſern Handſchriften gefloſſen, als unſere jetzigen. Von der Pſalmenausgabe, der Kimchis Kommentar beygefügt iſt, kennt man nur zwey Exemplare; eines, das der Hr. Hofr. ſelbſt durch Tauſch vom Hrn. Detoſſi erhalten; ein anderes beſitzt dieſer Gelehrte noch, der es auch kurz, aber gar nicht genau und richtig genug, in ſeiner Diſſert. de hebr. typogr. orig. p. 10. beſchrieben hat. Das Buch iſt im September 1477 aus der Preſſe gekommen, und der Druckort war vermuthlich Bologna. Der erſte bekannte hebräiſche Druck iſt in eben dem Jahre, aber im May zu Peſaro, herausgekommen, Levi Gerſons Kommentar über den Hiob; aber vermuthlich ſind einem ſo unerheblichen Buche andere Werke vorhergegangen. Zur Probe hat der V. von den erſten 40 Pſalmen alle Verſchiedenheiten, und die vorzüglichſten der übrigen ausgezeichnet, und bey den wirklichen Varianten, die nämlich nicht bloße Leſemütter ſind, die Hoogtſche Lesart mit angemerkt.

IV. D. Joh. Ge. Roſenmüllers Erklärung der Geſchichte vom Sündenfall. Ein neuer Verſuch, dieſe Geſchichte bildlich und allegoriſch zu erklären; obgleich der Verf. ausdrücklich im Eingang verſichert, daß er ſie nicht allegoriſch erkläre, noch für eine lehrende Fabel halte; ſondern das ganze Kapitel, wie

wie alles Vorhergehende und Nachfolgende, für Erzählung wirklich geschehener Begebenheiten. Wir zweifeln sehr, daß er Beyfall erhalten werde; aber wir wollen bloß erzählen, und unsere Leser urtheilen lassen. Der Anblick der in Niebuhrs Reise abgebildeten Hieroglyphen hat den V. auf seine Vermuthung gebracht. Die Lehre von der Schöpfung und vom Ursprunge des Bösen, meynt er, sey Anfangs so, wie man sie durch Tradition von Adam her wußte, in Bilderschrift aufbehalten worden, und aus dieser habe sie nachher Moses, oder schon vor ihm ein anderer in Buchstabenschrift übergetragen. (Aber so, wie sich der V. im Folgenden erklärt, war das alte Denkmal, das den Fall der ersten Menschen erzählte, und welches nachher ein anderer schriftlich verfaßte, keine wirkliche Hieroglyphe, sondern bloß Gemälde, eine allegorische Vorstellung begangener Sünde; und wir haben sonst schon gesagt, daß wir sehr daran zweifeln, daß es je eine eigentliche, die Gedanken malende Schrift gegeben, wenn es nicht gewissermaßen das Sinesische ist, und haben die Niebuhrschen Hieroglyphen nie für Schrift halten können.) In dem Gemälde also nach des V. Vorstellung war erstlich eine Schlange, als Sinnbild des bösen Geistes, durch den Eva war verführt worden. Das Oeffnen der Augen V. 5. sey aus der Bilderschrift zu erklären, wo ein verschlossenes Auge Unwissenheit, und ein geöffnetes erlangte Erkenntniß anzeige; und für Ihr werdet seyn, wie Gott, möchte der Verf. Ihr werdet seyn, wie Engel, übersetzen; denn der Name Elohim allein scheine überhaupt himmlische Wesen oder Engel anzuzeigen. (Wir haben sonst immer geglaubt, der Name Elohim sey der Charakter älterer Dokumente, die Moses vermuthlich oft wörtlich einrückt; wo er selbst redet, sagt er Jehova, oder Jehova Elohim.) Der Verführer also versprach Eva größere Einsichten. Nach dem Genuß der Frucht, (aber was bedeutete denn in der Bilderschrift der Baum, den der V. ganz übergeht?) erkannten sie wirklich, was sie noch nicht gewußt hatten, den Unterschied zwischen Guten und Bösen; aber sie schämten sich ihrer Vergehung. Die Verführten waren nackend vorgestellt; nun suchten sie Feigenblätter zusammen, um ihre Blöße zu bedecken. Sie schämten sich der verübten Handlung, und wollten gern ihre Schande verbergen. Ein Donnerwetter ließ sich gegen Abend hören, das lang anhielt, und sie in große Furcht setzte. Nach dem Gewitter ließ sich Gott mit dem Menschen in eine Unterredung ein. Adam fürchtete sich,

weil

weil er nackend war, das heißt, weil er gesündigt hatte. Dem Verführer, der vermuthlich in menschenähnlicher Gestalt erschien, aber im Bilde eine Schlange war, kündigt nun Gott die Strafe der Vergehung an. Hier sahe man vielleicht eine zur Erde gekrümmte, im Staube kriechende Schlange. „Du Verführer, sagte Gott, sollst elender seyn, als alle lebende Geschöpfe, und nie aus dem tiefen Elende, worinn du hinabgesunken, befreyet werden. Ich will Feindschaft stiften zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Anhang und einem ihrer Nachkommen. Dieser soll dich deiner Macht gänzlich berauben, obgleich du ihm auch wehe thun wirst.“ Auf dem Bilde war nun eine Schlange, nebst mehrern kleinen Schlangen, als Sinnbildern der Verführer, der gleichgesinnten abtrünnigen Geister. Ein dem Adam ähnlicher Nachkomme der Eva widersetzt sich der Schlange. Diese sticht ihm zwar in die Ferse; aber er zertritt ihr den Kopf. Zur Eva aber sagt Gott: „Ich will dich große Schmerzen der Schwangerschaft leiden lassen, mit Schmerzen sollst du Kinder gebähren; du sollst dich nach dem Willen deines Mannes bequemen, und er wird über dich herrschen.“ Nur eine der vornehmsten Unbequemlichkeiten, denen das weibliche Geschlecht ausgesetzt ist, wurde durch das hieroglyphische Gemälde wirklich vorgestellt. (Also auch eine kreissende Frau war auf dem Gemälde, oder in der Reihe der Gemälde, die den Sündenfall abbildeten. Der Verf. sagt es wirklich, und wir bewundern die Kunst des alten Meisters.) Zu Adam aber sprach Gott: „Weil du deinem Weibe Gehör gegeben, und von der Frucht des Baumes gegessen hast, dessen Genuß ich dir untersagt hatte, so soll die bisherige Fruchtbarkeit dem Lande, das du bauest, entzogen werden, u. s. f.“ Hier war auf dem Gemälde saurere Feldarbeit abgebildet. Adam aber faßte wieder Muth, weil die gedrohete Todesstrafe nicht sogleich an ihm vollzogen ward, und nannte sein Weib Chava, (Leben,) weil sie die Stammmutter aller Lebenden ward. So deckte Gott ihre Schande zu, und beruhigte sie, wegen ihrer zu Schulden gebrachten Vergehung. Nicht mit Feigenblättern, womit sie ihre Blöße nicht hätten bedecken können, sondern mit Fellen, wie dieses auch im Gemälde vorgestellt war. Nun durfte der Mensch in seinem bisherigen angenehmen Aufenthalte nicht bleiben, Gott vertrieb ihn aus der schönen Gegend, und machte durch schreckliche Gewitter, furchtbare Blitze und unterirdische Entzündungen die Morgenseite des Gartens unzugänglich, so daß man

nicht

nicht mehr zum Lebensbaume kommen konnte. In dem Gemälde waren hier Donnerpferde und blinkende Schwerdter angebracht. So weit dieſes hieroglyphiſche Gemälde; oder, wie man das Ding lieber nennen möchte, die magiſche Laterne des Verf. Wir haben es bloß darum kopirt, weil wir uns wirklich wundern, daß ein gelehrter Mann ſo etwas im Ernſte hat ſchreiben können, und nun erſt den ſo lange verborgen gelegenen Schlüſſel zur Erklärung der Erzählung Moſis vom Sündenfall des Menſchen gefunden zu haben glaubt.

V. J. G. Eichhorn über Moſis Nachrichten von der Noachiſchen Fluth. Der V. behauptet nach andern, daß Moſes in ſein erſtes Buch alte hiſtoriſche Denkmäler Wort für Wort, wie er ſie fand, eingerückt habe; aber den Gedanken glaubt er eigen zu haben, daß von einer Begebenheit ſich im Moſe mehrere Denkmäler in einander verwebt finden, und macht hier einen Verſuch, ein altes Dokument von andern zu ſcheiden. Der Gedanke wird ſehr wahrſcheinlich gemacht durch die Nebeneinanderſtellung der Wiederholungen; aber uns beucht noch ein anderer, den wir immer gehegt haben, und deſſen wir ſchon vorhin erwähnten, bleibt übrig, daß nämlich Moſes in dem einen Texte, worinn er Gott mit dem ihm eigenthümlichen und zu ſeiner Zeit angenommenen Namen Jehova nennt, die Geſchichte ſelbſt, vielleicht noch mit Zuziehung andrer Nachrichten erzähle, und der andere, worinn Gott Elohim heißt, die wörtlich eingerückte alte Urkunde ſey. Auch die Verſchiedenheit des Ausdrucks in beyden Texten, da die ältere Erzählung, die Gott Elohim nennt, ganz die Farbe einer Poeſie trägt, und die andere bloß hiſtoriſch iſt, ſcheint uns dieſen Gedanken zu beſtärken. Die ſchnelle Bevölkerung Aſiens nach der Fluth macht dem V. Zweifel gegen die Richtigkeit der Chronologie im hebräiſchen Texte.

VI. Deſſelben hiſtoriſche Unterſuchung über den Kanon des A. T. Aus den von dem Verf. hier geſammleten Nachrichten zeigt ſich, deucht uns, offenbar, daß nicht lange nach dem Ende des babyloniſchen Exils, als die neue hebräiſche Kolonie am Jordan ſchon einiges Anſehen gewonnen hatte, man eine Sammlung aller noch vorhandenen Schriften der hebräiſchen Nation, die Alter, Inhalt und Verfaſſer den Mitgliedern des neuen Staats wichtig machten, veranſtaltet habe. Zur Zeit Chriſti und der Apoſtel ſtimmte unſtreitig der Kanon der Juden dem Umfange nach mit unſern jetzigen Bibelausgaben überein. Der V. hat dieſe Abhandlung hie und da er-

was erweitert, jetzt von neuem in seiner kürzlich erschienenen Einleitung ins A. T. drucken lassen.

VII. G. G. Tychsen von Nissels hebräischer Bibelausgabe. Hr. Hufnagel hat im zweyten Theile des Repertoriums einige Verschiedenheiten aus dem Pentateuch ausgezeichnet, die aber bloße Druckfehler sind. Die Ausgabe ist von gar keiner Erheblichkeit, und aus dem Hutterischen abgedruckt. Die vielen Zirkel sind keine Anzeigen von Varianten, sondern weisen auf eine masorethische Anmerkung.

Qr.

10. Erziehungsschriften.

Robinson Krusoe, neu bearbeitet. Zweyter Theil. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung. 1780. 14 Bog. in 12.

Robinson der Jüngere, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für Kinder. Zweyter Theil von J. G. Campe. Hamburg, 1780. beym Verfasser und in Commission bey Bohn. 1 Alph. kl. 8.

Man hatte Grund, den Wezelschen Robinson für gerathen zu halten. Hr. W. hatte ihn nur so weit zu bearbeiten übernommen, als die Beschreibung seines Einsiedlerlebens, und die dadurch veranlaßten Beschäfftigungen seines Erfindungsgeistes nach dem Urtheile einiger Erziehungsschriftsteller, unsrer Jugend eine unschädliche und unterhaltende Lectüre verschaffen konnte; und diese Erzählung war mit dem ersten Theile beschlossen. Indem er nun wider Erwarten auch den zweyten Theil umgearbeitet erscheinen läßt: so protestirt er in der Vorrede gegen den Gedanken, den er doch selbst in der Vorrede zum ersten Theile bestärkt hatte, daß ihn Rousseau durch seinen bekannten Vorschlag zur Umarbeitung des Robinsons veranlaßt habe. Er ist selbst darauf verfallen, das, was er für das Dessauer Institut von der Geschichte des Menschen schreiben wollte, in die Geschichte des Robinsons einzukleiden. Dem sey nun, wie ihm wolle, Robinson Crusoe ist nunmehr, nach dem

Hrn. W. neuer Bearbeitung ganz vorhanden: und wie der erste Theil den Robinson in seinem einsamen Zustande geschildert, und Beyspiele der Veränderungen gegeben hat, die die vier Haupturheber der menschlichen Erfindungen, Noth, Zufall, Leidenschaft und Witz, in dem Zustande des Menschen hervorgebracht; wie sie die Aufsuchung der Materialien und ihre Anwendung zum Bedürfniß oder zur Bequemlichkeit veranlaßt haben; so liefert nun dieser zweyte Theil Beyspiele von den Veränderungen in dem Zustande der Gesellschaft, und von den Erfindungen, die aus der gesellschaftlichen Vereinigung herfließen, Gesetzgebung, Subordination, Gütereigenthum, Tausch, Handel, Geld, Luxus, Unterdrückung der Reichern, u. s. w. Hr. W. hat von dem alten Robinson nur ohngefähr die Beschaffenheit der Kolonie beybehalten, in der sie Robinson bey seiner Rückreise auf die Insel antraf. Das übrige alles ist ein ganz neuer Roman von Hrn. W. eigner Erfindung. Die Unbequemlichkeit der Gütergemeinschaft verursachte Theilung und Privateigenthum; die Faulheit einzelner Kolonisten machte sie zu Räubern und Unterdrückern der Fleißigern; Mangel und Schwäche machten die Unterdrückten zu Knechten oder Vasallen und Zinsleuten. Die Abtheilung des Grund und Bodens, und der dadurch und durch den ungleichen Fleiß bewirkte Unterschied unter Armen und Reichen, veranlaßten manche Streitigkeiten, die die Bestellung gewisser Schiedsrichter nothwendig machten, deren Entschädigung für die Versäumnisse ihrer eigenen Arbeit die Frohndienste einführte. Krieg mit den Wilden gab ihnen Sclaven und Weiber, und gab ihnen Anlaß zu einem Tauschhandel, und zu der Ernennung eines Befehlshabers. Man mußte auf Maaß, Gewichte und Geld sinnen; und glänzende Steinchen vertraten die Stelle des letztern. Robinson wurde inzwischen von den verschiedenen Gesellschaften der Insel Robinsonia zum allgemeinen Regenten und Vater ernannt; er macht zu deren Cultivirung verschiedene heilsame Einrichtungen, die man wie gewöhnlich, als Neuerungen, mit Murren annimmt, und nach seinem Tode erst ihre Wohlthätigkeit einsieht; doch hütet er sich durch Gesetze wider die Verbrechen, die noch nicht vorhanden waren, Lust zu den Verbrechen zu machen. Er ließ durch einen mitgebrachten Geistlichen eine Art von Gottesdienst einführen, " bald aber wurden die gottesdienstlichen Handlungen Vergütungsmittel, die eine barbarische Religionsfurcht der Gottheit anboth. Der Aberglauben, der daraus erwuchs, schuf allenthalben Ge-

genſtände der Furcht; er ließ Geiſter herumwandeln, und die Todten wieder zurück kommen.“ Aus Unzufriedenheit endlich über die Verkennung ſo vieler wohlgemeinter Abſichten, verläßt Robinſon die Inſel, geht nach England; ſchickt aber dagegen ſeinen Sohn mit neuen Koloniſten zurück. Die Ankunft dieſes herrſchſüchtigen Jünglings veranlaßt eine totale Zerrüttung, und nach und nach die Entſtehung verſchiedener kleiner Republiken in erbaueten kleinern Städten, oder einer Art eines unabhängigen Adels. Es werden reichhaltige Goldminen entdeckt, (da doch der alte Robinſon bey ſeinem langen Aufenthalte nicht die mindeſte Spur eines Metalls bemerkt hatte,) der Handelsgewinſt treibt einige Inwohner auf Canots an die Küſte des feſten Landes. Hier hören kaum die Spanier von den entdeckten Goldminen, ſo kommen ſie und nehmen, durch die Uneinigkeit der Einwohner unterſtützt, die Inſel in Beſitz. Der Ruf von ihren Reichthümern vermehrte ihre Bevölkerung; die Menge des gefundenen Goldes aber, und der damit bereits eingetauſchten Bedürfniſſe verminderte deſſen Werth, und verſchaffte dem Bleye, woran man Mangel litte, den Rang des Goldes; man verfertigte goldnes Haus- und Ackergeräthe, ſpeiſete aber an Galatagen auf Bley, und ſchämte ſich einen goldenen Topf unter das Bette zu ſetzen. — (Eine etwas unwahrſcheinliche Erdichtung — als wenn man beym Handel nach Europa für Gold nicht alles, und alſo auch Bley haben könnte; als wenn zu Potoſi und Sonora das Gold im Gebrauch zu Gefäßen von Kupfer und Bley herabgewürdigt wäre.) Die Herrſchſucht der ſpaniſchen Statthalter und ein Religionsſtreit, ob Perſonen, die zur Büßung ihrer Sünden von einem heiligen Orte der Inſel zum andern, auf den Knien rutſchten, Hoſen tragen dürften, oder ob ſie dieſe Wallfahrt mit bloßen Knien verrichten mußten; veranlaßten innerlichen Krieg, Ermordung des Statthalters, darauf folgende Anarchie, Verwüſtungen, Einäſcherungen, und eine gänzliche Entvölkerung, ſo daß die Inſel „eine menſchenleere Wüſte wurde, wie ein „tragiſches Theater, auf welchem ein barbariſcher Dichter ge„würgt hat. Nichts blieb übrig,“ das ſind die letzten Worte des Buchs, die wir hieher ſetzen wollen: „als Spuren der „Bevölkerung, Steine mit Aufſchriften, verſchüttete Pantof„feln, Trinkgefäße und Nachttöpfe, vermoderte Strümpfe — (die können kein Object eines Antiquitätenſammlers werden,) „verſtreuetes Geld, zerbrochene Waffen, umgeſtürzte Heili„genbilder, damit dereinſt ein amerikaniſcher Antiquar — die

Alterthümer ausgraben, und der Akademie der Wissen-
ten in Kanada, oder der Societät der Alterthümer un-
Hudsonsbay mit vielen Citaten aus den alten deutschen,
ösischen und englischen Schriftstellern beweisen kann, daß
einmal Europäer wohnten. Wie viele Thätigkeit wird
: verödete Kothhaufen noch einmal nach Jahrtausenden
: dem Menschengeschlechte verbreiten! Die Alterthums-
)er in Nordamerika werden sich zanken, ob die Robinso-
:r hohe oder niedrige Absätze an den Schuhen trugen; sie
en sehr scharfsinnig die verschiedenen Epoken dieser Höhe
zen; sie werden englische und spanische Inschriften auf
ulten Brodschrankthüren," — (Inschriften auf verfaul-
)olze?) „nach selbst erfundenen Alphabeten entziffern,
alles darinne finden, was sie wollen. Die Eskimaux
n alle diese kostbaren Reste sauber in Kupfer stechen las-
und einen Kommentar dazu schreiben; in Novazembla
man sie nach, übersetzt den Kommentar mit Anmerkun-
nd Verbesserungen, und schimpft in jeder Zeile auf die
mmten Esquimaux, die alle Namen verhunzen, und
Jahrzahl, kein Datum, kein Kapitel in ihren Citaten
angeben. Die Grönländischen Nachdrucker lassen ein
plar kommen, drucken den Text auf Löschpapier nach,
n so vielen Unsinn hinein, als sich in ihren Köpfen auf-
n läßt, und machen in Island einen starken Absatz damit.
Recensenten, die bey der Novazemblischen Uebersetzung
gebraucht worden sind, fangen an launisch zu werden,
weisen mit Schimpfwörtern, daß kein einziger Strumpf
)riginale gemäß abgezeichnet ist, das sie nie gesehen ha-
man läßt sie schwatzen, wird des Bilderbuchs über-
, und macht daraus ein Elementarwerk für Kinder:
die Kinder werden eckel: Niemand kauft das Werk
die Buchhändler verschicken große Schiffsladungen
em Makulatur nach Kamtschatka zu Patronen; weil
n blutiger Krieg entstanden ist, worinn man sich mit
)binsonia illustrata die Köpfe zerschießen will. Einen
Theil des Werks erhandeln die Papiermacher in Si-
weil die schöne Litteratur unter den Samojeden, Tschu-
n und Buräten, so gewaltig eingerissen ist, daß man
o viel Papier machen kann, als die Tschuwaschischen Rei-
)erse drucken lassen. Die dritte Hälfte wird in Küchen,
n, Kramläden und an andern Orten zu beliebiger Con-
n verbraucht; und endlich ist der Name Robinsonia

„aus allen menſchlichen Köpfen und Büchern ſo gänzlich ver„tilgt, daß man ſo wenig von der Inſel weiß, als wie vom „Südpole. Sic tranſit gloria mundi!“

Das Buch iſt alſo im Ganzen genommen, ein politiſcher Roman, von den Veranlaſſungen, Vortheilen und Nachtheilen verſchiedener bürgerlichen Verfaſſungen und Verhältniſſe, von den Fehlern der Regierung und deren Folgen u. ſ. w. und kann in ſofern jungen Leſern dienen, den gewöhnlichen Lauf der Welt, und die Triebfedern der Veränderungen ganzer Reiche hier im Kleinen zu lernen, zumal da Hr. W. ſein Angeben in den Noten durch Erläuterungen aus der Geſchichte beſtätiget. Daß es dabey an ſatiriſchen Stellen mancher Art nicht fehlen werde, kann man nicht anders vermuthen. Dahin rechnen wir unter andern die Stelle S. 271. von den ſtehenden Truppen, die ſich die kleinen Herren auf der Inſel, nach dem Beyſpiele des Statthalters hielten, die nicht eine Spanne Landes wider den kleinſten europäiſchen Fürſten zu vertheidigen vermochten; aber doch gleichwohl ſich ſchwenken und drehen, marſchiren und feuern mußten, daß ſie weder Arme noch Beine fühlten — bloß um fünf oder ſechs Sterbliche nicht vor Langerweile umkommen zu laſſen. Zuweilen iſt ſein Witz verunglückt, z. B. S. 266. von den 16endigen Hirſchgeweihen auf den Köpfen des Robinſoniſchen Frauenzimmers, und der Liebesbrief eines verabſchiedeten Liebhabers, „ich habe mit Betrübniß in „dem ſchwankenden Geweihe Ihres Kopfes geleſen, daß Sie „mich nicht mehr lieben wollen.“ Ferner S. 284. wenn Herr W. bey Gelegenheit der Religion der Robinſonianer ſagt: „Die Kamtſchadaler machen ihre Götter zu Schweinen, weil „ſie es ſelbſten ſind; die Griechen zu Mädchenſchändern und „Trinkern; die Lappen zu Dummköpfen, weil ſie ſelbſt keine „Ideen haben; der chriſtliche Philoſoph zum höchſten Verſtande, und zum beſten Willen.“ Wie? hat denn die letzte Idee von Gott ſonſt keinen Grund, als daß ſich der Menſch das Unſichtbare gern ſo vorſtellt, wie das Sichtbare iſt, das er kennt, wie ſich der Verf. gleich vorher ausdrückt? Iſt ſie gleich ungewiß und gleich irrig, als die Begriffe der Wilden, mit denen ſie verglichen wird? Offenbar hat die Begierde witzig zu ſeyn, Hrn. W. verleitet, etwas zu ſchreiben, was er ſelbſt mißbilligen wird. Daß er Amsdorfen, der die Schädlichkeit der guten Werke behauptete, in einer Anmerkung S. 298. ins zwölfte Jahrhundert ſetzt, iſt wohl ein Druckfehler.

Die

Die Vorrede fängt mit den Worten an: „Wäre Roußeau „ein schadenfroher Mann gewesen, so könnte seine Seele itzt „ein köstliches Vergnügen genießen, wenn sie von dem Fixster„ne, wo sie etwa wohnen mag, einen Blick auf Deutschland „würfe, und die mannichfaltigen Bewegungen wahrnähme, die „ein einziges Urtheil über den Robinson, unter Autoren, Dru„ckerpressen, Verlegern, Herausgebern, Papierhändlern, „Buchbindern, Recensenten, und vielleicht auch unter Lesern „veranlaßt hat.“ Davon wollte der Leipziger Censor die Stelle von Roußeaus Seele im Fixsterne nicht paßieren lassen, und der Verleger sah sich deswegen genöthigt, die Vorrede anderswo drucken zu lassen. Dies erzählt Hr. W. selbst zum Schluß der Vorrede launicht und beißend. Beydes wird ihm jeder gern verzeihen, wer jemals über den Unfug der Büchercensur selbst zu klagen Ursache gehabt hat. Bey dieser Stelle ist die Bedenklichkeit um so viel lächerlicher, da kein Censor weder den Schlüssel zu Himmel und Hölle, noch das Recht hat, einen Fixstern zum Wohnplatze der Rechtgläubigen oder Irrgläubigen nach dem Tode ausschließungsweise anzuweisen. Ob aber Hrn. W. nicht persönliche Gründe abhalten konnten, sich namentlich über seinen Censor lustig zu machen, darüber können wir nicht urtheilen.

Der zweyte Theil von Hrn. Campens Umarbeitung fängt mit Robinsons Wiedergenesung an, enthält die zwo letzten Perioden des Robinsonischen Lebens, den Einsiedler in Gesellschaft des erretteten Freytags, und im Besitz der nöthigsten Wirthschafts- und Handwerksgeräthe aus der Ladung eines gescheiterten Schiffes, und endiget sich mit Robinsons Rückkehr nach England, da wo sich Hrn. Wezels erster Theil schließt. Die Einkleidung ist ganz die vorige: die Erzählung wird einem Hausvater in den Mund gelegt, der sie seiner versammleten jungen Familie erzählt, und ist daher in Abende eingetheilt. Aus jedem Blatte leuchtet die wohlwollende Absicht des V. hervor, dem Herzen und Verstande seiner jungen Leser nützlich zu werden. Jedes Stück der Erzählung wird zu gelegenheitlichem Unterricht über verschiedene Gegenstände der Handlung, der Seefahrt und des gemeinen Lebens, und zu warmen Ermunterungen zur Gottseligkeit, Rechtschaffenheit und Arbeitsamkeit genutzt. So wird z. E. auf eine den Kindern faßliche Art erklärt, was Pallisaden, Stapel, Strand und Strandrecht, Bankerott, Horizont, Wrak, Sclavenhandel, u. a. m. bedeuten. Sehr treffend sind auch die Vorstellungen von der Un-

vernunft des Religionszwanges S. 290. von der Unsicherheit anderer Leute Handlungen und Absichten zu beurtheilen, von den wohlthätigen Absichten Gottes bey dem, was uns ein Unglück scheint, S. 237. und viele andere mehr. Wir versprechen also dem Buche bey der Jugend, nach allen Seiten, vielen Nutzen.

Zf.

Einiger vom Dessauischen Philanthropin abgegangenen Lehrer Gedanken über die wichtigsten Grundsätze der Erziehung, und die darauf gegründete Einrichtung einer Erziehungsanstalt, als eine Erweiterung der dem Publicum durch Jselin bekannt gemachten philanthropischen Aussichten redlicher Jünglinge ꝛc. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1779. 564 S. in gr. 8.

Ich muß etwas über dieses Buch sprechen, zwar nicht mit dem Verfasser, Mochel; der ist, leider! nicht mehr, wie ich S. 561. lese; aber doch mit seinen eben so warmen und wackern Freunden. Diesen edlen jungen Männern, die S. 562. sagen: „Wie das Publicum diesen, und den im ganzen Werke „herrschenden Enthusiasmus aufnehmen werde, wissen wir „nicht;“ diesen ist freylich, sobald sie das Werk der Erziehung wirklich beginnen, oder einen vollständig detaillirten Plan, (denn der hier gelieferte, so weitläuftig er ist, enthält immer nur noch das Allgemeine,) entwerfen wollen, mehr kaltes Blut, als Enthusiasmus zu wünschen. Denn dieser ist nur gut, wenn man einzelne kühne und große Thaten verrichten will, die in Stunden und Tagen geschehen können. Aber jenes ist dann unentbehrlich, wenn man Sandwüsten Jahre lang zu durchwaten, Meilen lange Dorngesträuche täglich zu durchwandern, in diesen Wüsten und Dornen Wege zu zeichnen, Ziele zu stecken, Millionen Sandkörner einzeln und in Haufen zu zählen und zu wägen, Triebsand umzugehen, Ungeziefern auszuweichen, und sie zu tödten oder unschädlich zu machen hat. Und das scheint mir der Fall mit der Erziehung zu seyn, besonders wenn von Anlegung neuer Institute die Rede ist, noch mehr, wenn diese Institute Schul- und Erziehungsreformatorisch seyn sollen. Hier ist das bestimmteste und ausführlichste

lichste Detail nöthig, welches die außerordentlichste Ge
ud, Ruhe des Geistes, Umherschauen, Prüfen, Ver
eichen, Ordnen, erfordert, welches alles nicht die Sache
s Enthusiasmus ist. Hier muß man mit dem Zirkel in
r einen, mit der richtigsten Goldwaage in der andern Hand,
d mit dem Einmaleins im Kopfe, eine unbeschreibliche Men
Data messen, wägen, zählen, trennen, verbinden, u. s. w.
ieß sehen auch die Herausgeber ein. „Unser Wunsch, sa
en sie S. 562, und Bestreben wars, der kältesten und pene
rirendsten Vernunft, und dem wärmesten, liebevollsten Her
en gleiche Genugthuung zu geben.“

Außer einem Vorberichte von 20 Seiten, der eine Erläu
ung des in dieser Schrift befolgten Unterscheidungssystems
bt, (mit welchem System aber nur wenige zufrieden seyn
rden,) und einer Einleitung von 59 Seiten, worinn von
: menschlichen Natur überhaupt, in Rücksicht auf Erziehung,
handelt wird, enthält dieses Werk sechs Abschnitte folgen
s Inhalts: 1) die in dem Zwecke der Erziehung gegründeten
gemeinen Foderungen des Weltbürgers an den Erzieher sei
: Kinder. 2) Von dem Zustande und der Beschaffenheit ei
: Erziehungsanstalt, in welcher diesen Foderungen ein Ge
ge kann geleistet werden. 3) Von Erziehung und Unter
yt. Der Unterschied zwischen beyden. Die verschiedenen
ziehungsarten, körperliche, sittliche, gesellschaftliche.
r Unterricht in den verschiedenen Altern; in den verschiede
n Sachen, Religion, Sprachen, Wissenschaften, Uebun
n in Künsten, vorzüglich Musik und Malerey. 4) Von ei
: Schulbibliothek, oder den Lehrbüchern, die zum Gebrauch
einer solchen Erziehungsanstalt noch vor ihrer Stiftung fer
vorhanden seyn müssen. 5) Von der Art und Weise, wie
: uns zu diesem großen Unternehmen künftig noch ferner vor
:iten werden. Worinn die Vorbereitung bestehe? Entwurf,
h dem wir arbeiten wollen. Einige Vorschläge ans Publi
n. 6) Von dem Zustande aller Umstände, unter welchen
das Werk anfangen läßt. Die Bedingungen, unter wel
n wir uns einem Fürsten oder einem Staate zu dienen an
chig machen können.

Da es der Raum einer Recension nicht verstattet, sich
r alles auszubreiten, was in einem solchen Werke anmer
swürdig ist: so will ich nur einiges ausheben, wobey ich
ige Erinnerungen zu machen habe, die ich der Prüfung der
sichtsvollen Herausgeber überlasse. S. 37. und an mehrern

Stellen, will der V., daß man Kindern nichts verbiethen, und keinen Gehorsam von ihnen fodern solle. Ich zweifle, daß sich jemals eine so vollkommene Erziehung zu Hause oder in öffentlichen Anstalten auch nur denken, vielweniger einrichten lasse, wo es möglich wäre, ohne Verbot und Gebot mit den Kindern durchzukommen. Daher wär ich geneigt, diese mit zu dem großen Gesetz der Nothwendigkeit zu rechnen, denen sich die Kinder, nach des Verf. und auch nach meiner Meinung, früh unterwerfen müssen. Weil der Verstand sich in den Kindern später entwickelt, als die sinnlichen Triebe: so wird man sie anfänglich für den Wohlstand aller Dinge, auch in ihrem jedesmaligen natürlichen Wirkungskreise, (S. 36.) nicht fühlbar machen können, wenn man nicht Gebieten und Verbieten zu Hülfe nimmt. Der Strom der Sinnlichkeit ist eher da, als der Damm der Vernunft, und der Mangel dieses Damms muß durch einen andern ersetzt werden, den der Willen des Erziehers macht, und durch Strafen befestigt. Daß er nebenher immer an dem andern Damm arbeiten, ja dieses seine Hauptsache seyn lassen müsse, versteht sich von selbst. S. 238 u. ff. wird von dieser Materie mehr geredt. Der Verf. redt mit der Wärme, die eine Wirkung einer völligen Ueberzeugung von der Wahrheit seines Satzes ist. Ich möchte wissen, ob diese Ueberzeugung nicht geschwächt worden, oder gar verschwunden wäre, wenn er mehr praktisch, als theoretisch, die Erziehung betrieben hätte. Die wenigen Fälle, die ihm vorgekommen seyn mögen, und woraus er seine Regel abstrahirt hat, möchten von vielen entgegenstehenden überwogen werden, aus denen man die Nothwendigkeit des Foderns eines unbedingten Gehorsams folgern muß. Wenn S. 244. das Vernünfteln eben so, wie das Fodern eines unbedingten Gehorsams, verworfen wird: so zweifle ich nicht, der Verf. würde dieß bey mehr Erfahrung so eingeschränkt haben, daß nur das allzuviele und zu unrechter Zeit angebrachte Vernünfteln vermieden werden müsse. Dann würd ich auch statt Vernünfteln lieber setzen, Vernunftgründe brauchen: denn jenes scheint mir einen Nebenbegriff von Spitzfindigkeit und Sophisterey zu haben, der in dem Substantiv Vernünfteley sehr merklich ist, und auch leicht das Vernünfteln im guten Verstande als eine verächtliche Sache ansehen macht.

Der siebenzehnte Grundsatz, von der Gewöhnung, bedarf einer ausführlichern und genauern Erklärung, als der Verf.

arüber gegeben hat. Wider den achtzehenten Grundsatz hab ch auch viel einzuwenden; oder eigentlich zu reden, ich würde hn viel genauer bestimmen, und so sagen: Man muß der Jugend (gleichviel ob vor oder nach dem zwölften Jahr) keine Gesetze geben, die nicht gehalten werden können, über deren Haltung die Lehrer nicht wachen können noch mögen, und deren Uebertretung also unter hundertmal nicht einmal entdeckt und bestraft wird; oder wenn der Fall von der ersten Art ist, (daß nämlich die Gesetze nicht gehalten werden können,) wo die Uebertretung so oft entdeckt wird, daß man nichts thun kann, als in einemfort strafen. Hieraus folgt nun freylich, daß man mit dem Gesetzgeben sehr behutsam verfahren müsse; aber es folgt nicht daraus, daß man gar keine Gesetze geben dürfe. Man muß freylich hundertmal mehr verhüten als verbieten; aber etwas muß man doch verbieten, auch kleinen Kindern, und zwar wegen der Unmöglichkeit alles zu verhüten. Wegen eben dieser Unmöglichkeit muß man auch den obgedachten unbedingten Gehorsam fodern.

Wider den ersten Grundsatz in Absicht auf die Verbesserung des Unterrichts, hab ich das einzuwenden, daß er unmöglich auszuführen ist, sobald man mehr als ein Kind zu unterrichten hat. Kinder lernen gewisse Dinge nie, wenn sie sie nicht in festgesetzten Stunden lernen. Aber freylich müssen sie nicht täglich der festgesetzten Stunden ein Dutzend, nicht einmal ein halb Dutzend, sondern höchstens ein viertel Dutzend haben, und in der übigen Zeit muß man sie lehrreich amusiren. „Wir wünschen überhaupt, heißt es, S. 222, daß Menschen so „vernünftig ausgebildet würden, daß sie sich in ihrem ganzen „Leben nie gezwungen sähen, etwas zu thun, es sey in einem „Amte, Beruf und Stand, in welchem es wolle, was ihnen „unangenehm wäre.“ Ich wünsche das auch; zweifle aber, ob diese Ausbildung, wenn sie allgemein seyn soll, vor dem Jahr 2440 oder selbst in und nach diesem Jahr möglich seyn wird. An mir selbst arbeite ich täglich, daß ichs so weit bringen möge, und arbeite nicht ganz vergebens. Aber es scheint auch, daß jeder diese Arbeit sebst an sich verrichten müsse; daß sie ein gewisses Temperament, ein gewisses Alter und gehörige Erfahrungen voraussetze, wenn sie gelingen soll. Wenigstens allgemein kann sie nie an der Jugend gelingen. Warum wollen wir doch solche Grundsätze festsetzen, die nie allgemein werden können? Die Erziehung, die ohnehin mühsam genug ist, wird einem verleidet und verbittert, wenn man an solche Grundsätze

glaubt,

glaubt, die man nicht ausführen kann. Bald mißt man, wenns nicht gehen will, ſich die Schuld bey, bald den Kindern, bald den Eltern, bald der menſchlichen Natur überhaupt, oder gar dem böſen Feind. Am Ende findet ſichs, daß es blos daran lag, daß wir von einem irrigen Grundſatz betrogen, zu viel von dem Menſchen erwarteten, und zuviel leiſten wollten. Wir können nicht alles bey der Erziehung dem Zufall entreißen, ob wir uns gleich beſtreben müſſen, ihm ſo wenig zu laſſen, als nur immer möglich iſt. Wenn wir ihm aber auch nach der Geburt des Kindes alles entreißen könnten: ſo entzieht er ſich noch immer unſern weiſeſten Anſchlägen in Anſehung alles deſſen, was vor der Geburt des Kindes, oder gar vor ſeiner Zeugung vorgeht. Wer, wie Triſtram Shandy, neun Monate vor ſeiner Geburt verſehen worden, an den arbeitet die Erziehung in manchen Stücken vergebens. Wer gerade ſo verſehen worden, daß er durch das Verſehen ein Temperament bekommen hat, welches dem ſanguiniſchen oder philoſophiſchen, oder wie man das, wovon itzt die Rede iſt, ſonſt nennen will, gerade entgegen ſteht: bey dem wird keine Erziehung in der Welt es dahin bringen, daß ein ſolcher ſich nie gezwungen ſehen ſollte, etwas zu thun, das ihm unangenehm wäre. Doch der Verf. ſagt es auch ja nicht als einen Grundſatz; ſondern als einen Wunſch, und ſo mag es hingehen, wenn man nur durch die Nichterfüllung dieſes Wunſches nicht gequält wird.

Dem ſiebenten Grundſatz kann ich eben ſo wenig beyſtimmen. Er heißt ſo: „Jede fremde Sprache muß aus Original„ſtücken der beſten Schriftſteller der Nation, und ſchlechterdings „nicht aus Ueberſetzungen erlernt werden.“ Dies iſt weder „möglich, noch nöthig. Was hinter dem ächten Grundſatz noch beſonders von dem Latein in dieſer Hinſicht geſagt wird, hat anfänglich etwas ſcheinbares; hält aber doch am Ende nicht Stich. Da in dieſer Bibliothek ſchon ſonſt von dieſer Materie weitläuftig geſprochen worden, ſo halt ich mich dabey nicht auf.

Der Unterſchied unter Erziehung und Unterricht läßt ſich meines Bedünkens kürzer und genauer beſtimmen, als der Verf. S. 311 auch vorher und nachher gethan hat. Erziehung iſt das Ganze, und Unterricht iſt ein Theil, ein weſentlicher Theil dieſes Ganzen, ein ſo weſentlicher Theil, daß Manche ihn bis dieſe Stunde irrig für das Ganze nehmen.

Ohngeachtet aller dieſer Einwendungen, die ich wider manche Sätze des Verf. habe, halte ich ſein Buch für ſehr nützlich

und schätze es als das Werk eines Selbstdenkers, der
[illegible] wir nicht viele haben. Wer schätzt nicht Rousseau,
wie viel hat man nicht dem ohngeachtet wider ihn einzu-
[illegible]n? Hätten Rousseau und unser Verf. eine Erziehungs-
[illegible]art angelegt, oder nur einige Jahr an einer öffentlichen
[illegible]le gearbeitet: so würden sie einige von ihren Grundsätzen
[illegible]anz fahren gelassen, manche anders bestimmt haben. Wer
[illegible]loß auf seiner Stube über die Erziehung nachdenkt, der bringt
[illegible]ere Sätze heraus, als wer ihr eine Zeitlang in einer Anstalt
[illegible]t; und wer selbst eine geraume Zeit Hand angelegt hat,
denkt wieder von dem verschieden, der bloß zusieht. Ob der
aber richtiger denke, als die beyden ersten, davon kann er
nicht eher überzeugen, als bis sie auch lange genug gethan
[illegible], was er that.

Hz.

eine Encyklopedie, oder Lehrbuch aller Elemen-tarkenntnisse — aus dem Französischen, von Joh. Sam. Halle, Prof. am Cadettenkorps zu Berlin. Erster Band. Berlin, bey Decker, 1779. 1 Alph. 15 Bogen, in gr. 8.

Die Materien, welche in diesem Bande abgehandelt werden, sind folgende: 1) der Mensch sowohl nach seiner geistigen Natur, als nach seinem Körper, ersteres sehr kurz, das andere [illegible]lich umständlich. 2) Die Hervorbringungen der Natur, [illegible]s es der Uebersetzer stylisirt, oder eine Naturgeschichte. Zuerst [illegible]e Thiere, unter welchen die unvernünftigen den Anfang ma-[illegible]n als wenn noch die vernünftigen folgten; sondern [illegible]as [illegible]ich, (nach dem Ueb. Hornthiere) und das Schwein. [illegible]n [illegible]n die Dienstthiere, das Geflügel (das zahme,) [illegible]dyrer, Federwild, die Flußvögel, die Gesangvögel, [illegible]e [illegible]ögel, Raubvögel, wilde Vögel, die Waldthiere, [illegible], fremde Thiere, reißende Thiere, und endlich die [illegible]n and Insekten, alles ziemlich bunt durcheinander. Fer-[illegible]er [illegible], zuerst die Seefische, dann andere Meerprodukte, [illegible]lich, und auf diese die Flußfische. Eingerückt [illegible]o y [illegible]n veeschiedenes von dem Uebersetzer, und darunter [illegible]veru [illegible]arte Naturleiter. Das Pflanzenreich ist nach der [illegible]Men[illegible]de, wie das Thierreich abgehandelt. Das Mineralreich

zalreich nur kurz; Steine, Edelsteine, Mineralien, (worunter der Verf. allerhand versteht: Salze, Thon, Mergel, Quecksilber, Spießglas, Polychrestsalz ꝛc.) und die Metalle. 3) Kenntnisse in Absicht der menschlichen Bedürfnisse, als Oekonomie; Baukunst, die praktische, des Maurers, Zimmermanns ꝛc.; die mechanischen Künste; die schönen Wissenschaften, Tonkunst, Singkunst, schöne Baukunst. 4) Kenntnisse in Absicht der Erziehung. Erstlich etwas, das weder allgemeine Grammatik, noch deutsche, noch französische ist; dann etwas über die hebräische, griechische, lateinische und französische Sprache, und über die deutsche von dem Uebersetzer, der auch eine deutsche nicht sehr zuverläßige Bücherkenntniß beygefügt hat; die Rednerkunst; die Dichtkunst, ganz in Beziehung auf die französische Sprache; die Mythologie; die Geographie; die Geschichte, von dem Verf. nur allgemeine Anmerkungen, hauptsächlich über die Methode sie zu lernen, von dem Uebers. ein Abriß der Universalhistorie.

Wenn ein Buch, wie dieses, auch noch so gut abgefaßt wäre, so würde es doch nicht geradezu zu übersetzen seyn; sondern es müßte das Nationale darinn von dem Uebersetzer geändert, und ein unserer Lage und unsern Bedürfnissen gemäßes Ganze geliefert werden. Allein das Gegenwärtige hat ungemein viel Fehler, die der Uebersetzer gar nicht verbessert hat, und dazu hat er noch alles stehen lassen, was dem französischen Leser wohl konnte gesagt werden; den deutschen aber gar nicht angeht. Es ist hier nicht der Ort, wo wir alle Unrichtigkeiten eines seichten unbekannten französischen Schriftstellers angeben dürften; einiges wollen wir aber doch zur Probe anführen, soviel sich ohne Weitläuftigkeit thun läßt. Da der Verf. den Bau des menschlichen Körpers ziemlich umständlich beschreibt, so ist dennoch von einer Hauptsache, von der Bewegung des Blutes, sehr wenig gesagt, nichts von der absteigenden Verengerung der Pulsadern, der aufsteigenden Erweiterung der Blutadern, oder wie das Blut in die Lunge geht. Vom Instinkt der Thiere (S. 40) sehr falsch und unrichtig. Lebensgeister, welche sich mit den Kräften des Instinkts verstehen, sollen in den Nerven laufen, sie verkürzen oder verlängern. Ueberhaupt hat der Verf. von den Lebensgeistern sehr crasse Begriffe; eine so problematische Sache gehörte nicht in ein Lehrbuch. — Der Saft und das Mark des Bockes soll (S. 44) die Nerven besänftigen. — Wie ein gutes Pferd beschaffen seyn müsse, brauchte hier nicht so weitläuftig erzählt zu werden. Der Uebers. hat aber nicht

einmal

einmal genug daran gehabt; sondern noch ein mehreres hernach beygefügt. Von der Hühnerzucht und von Hühnereyern fast zwey Seiten; das junge Hühnerfleisch ist am besten, und die alten sind zu Kraftbrühen gut. — Der Adler ist von den Raubvögeln, dem Habicht und Falken getrennt, und dem Storch und Strauß beygesellt. Ueberhaupt sind die Thiere seltsam klassificirt. — Die Zunge der Schlangen, heißt es, theilt ihr Gift durch den Biß mit. — Die Natter spritzet ihr Gift durch die Zunge aus. Etwas zwar weiß der Verf. von den Giftzähnen der Schlangen; es ist aber verwirrt. — Die großen Affen sind vielmehr Ungeheuer als Thiere, ein sonderbarer Ausdruck! Ungeheuer haben nur in der eingeschränkten Vorstellungskraft des Unwissenden, oder in Feenmährchen statt. — Von den Heringen nur zwey Zeilen, nichts von ihren Zügen. — Die Meerschwämme sind wahre Thiere, (gut!) gebären lebendige Jungen, und gleichen den Austern, da man in jeder kleine Austern findet. Man sieht, daß der Verf. etwas, aber nicht recht gehört hat — die Frösche setzt er unter die Fische. — Als Früchte der Eiche giebt er an: die Eicheln, die Gallapfel, und die Mistel. — Vom Pfropfen sehr verwirrt und unvollständig. — „Der Brand im Korne ist eine Art von Nebel „(Blattläuse.)“ Soll das Beygesetzte zur Verbesserung dienen, warum nicht den Nebel weggestrichen! „Der Rost ist eine „Art von brauner Substanz.“ Nun ist man recht unterrichtet. — „Die Krappe wächst nicht viel höher als ein Finger.“ — „Die Blumen bekommen ihren Ursprung aus ihren Zwiebeln.“ — „Nelken zieht man nicht in freyer Erde, und setzt sie den Winter „über ins Gewächshaus.“ — Der Biesam hat seine Stelle unter den ausländischen Pflanzen erhalten. Rhabarbar kommt aus Indien. — „Der Bernstein ist eine Art von Erdpech mit Eisentheil„chen vermischt. — Die Steine hat die Natur aus einer sehr „schlechten Erde gebildet, und sie unterscheiden sich von den „Metallen dadurch, daß ihre Theile weniger ästig, weniger in „einander geflochten, und weniger zum Schmelzen geschickt „sind.“ — Der Türkis unter den Edelgesteinen, als wenn er gleicher Natur mit ihnen wäre. — „Ein Mineral ist ein ausgegrabener Körper, welchen man in der Erde findet, und welcher sich darinn, durch die in den Eingeweiden der Erde eingeschlossene Dünste erzeuget.“ — Daß der Verf. allerhand „Dinge unter dieser Rubrik seltsam zusammen bringe, ist schon erwähnt, wozu wir nur fügen, daß nach ihm der Nitor ein Salz ist, welches in einem flüchtigen Salze eingeschlossen ist,

und

und daß das Queckſilber ein weißes metalliſches ſehr ſchwer wiegendes Waſſer iſt. Aus Queckſilber und Merkurius ſind zwey Artikel gemacht. Ueberhaupt iſt das aus der Mineralogie angeführte ſo unrichtig und unverſtändlich, als es keiner ſich vorſtellen kann, der es nicht ſelbſt lieſet. Von den Gewichten ſehr verwirrt; „die eine Art von Gewicht iſt das Mark oder Halb„pfundgewicht, welches auf der Waageſchale abgewogen wird; „es iſt zuſammengeſetzet aus einem Pfunde, welches zwey Mark „hat ꝛc.“ (Der Theil iſt alſo aus dem Ganzen zuſammengeſetzt.) „Die andere Art von Gewichte wird auf der römiſchen „Waage gewogen, welches eine eiſerne Stange iſt ꝛc.“ Alſo Arten zu wägen, und Arten des Gewichts ſind einerley. — Das Waſſerwägen wird ſo ſchlecht definirt als es gelehrt wird. — Die Verfertigung der Nehnadel wird nur bis auf das Ziehen beſchrieben. — Die Mäurerkunſt heißt die Kunſt zu bauen. Die Maurerey mit Fugenverbindung iſt wenigſtens im Deutſchen ſehr undeutlich beſchrieben. Der vorſpringende Quaderſtein ſoll ſeine geradeſte Seite nach außenhin kehren. Ueberhaupt iſt der ganze Artikel von der Baukunſt ſchlecht, nur Terminologie aus der Maurer- und Zimmermannskunſt, ſo wie das ganze Buch meiſtens nur Terminologie iſt. — Die Beſchreibung der mechaniſchen Künſte iſt aus Mangel an Kupfern ſehr undeutlich. Dieſe würden freylich das Buch ſehr vertheuert haben; aber eben deswegen hätte deſtomehr Sorgfalt auf die Deutlichkeit der Beſchreibung gewandt werden müſſen; vielleicht wäre es auch möglich, durch leichte Abriſſe den ſchwierigſten Stellen zu Hülfe zu kommen. Denn übrigens geben wir gerne zu, daß es ſehr nützlich iſt, die Jugend auf die mancherley ſinnreichen Erfindungen in den mechaniſchen Künſten aufmerkſam zu machen, die oft mehr werth ſind, als viele gelehrte Unterſuchungen und Grübeleyen. — Die Muſik iſt zum Theil von dem Ueberſetzer; aber auch mit dieſen Zuſätzen nicht viel bedeutend, da ſie nicht einmal die erſten Elemente der mathematiſch-phyſikaliſchen Muſik enthält, und von der praktiſchen Tonkunſt auch nichts ſagt. — Der ſchönen Baukunſt geht es nicht viel beſſer. Das meiſte iſt Terminologie. Thüren und Fenſter ſollen noch einmal ſo hoch ſeyn, man rathe warum? weil der Menſch zweymal höher als breit iſt. — Am Ende des Aufſatzes von der Malerey werden die vornehmſten Kunſtwörter dieſer Kunſt erklärt, an der Zahl vier. — Ein Verbum erklärt der Verf. durch ein Wort, welches auszudrücken dient, was man Dingen zuſchreibet, und was man davon verſichert, welches

welches man auf Adjektiva ziehen könnte. — „Die hebräische „Sprache hat einen entsetzlichen Reichthum an Verbis; der „meiste Theil ihrer Wörter und Fürwörter sind nur Buchstaben, „welche entweder am Anfange oder am Ende der Wörter hin„zugefüget sind.“ Wer versteht das? Der Verf. hat etwa sagen wollen: daß durch hinzugefügte Sylben mehrere Bestimmungen in einen Ausdruck zusammengefaßt werden. — Weitläuftig beweiset er, daß die hebräische Sprache die älteste unter allen ist, welches hier gar nicht verlangt wird, wenn es auch seine Richtigkeit hätte. Saturn leitet er von Satur, verbergen, ab; Jupiter von Jehova; Ceres von Gheres, gedroschene Körner. — Sermo, honor, facio, braucht er als Beyspiele von dem Gebrauche der Accente im Griechischen. Ist es denn wider den guten Ton in Frankreich, wenn man von der griechischen Sprache redet, griechische Wörter anzuführen? Oder warum schwieg er lieber nicht von einer solchen Nebensache, wie die Accente sind? Ueberhaupt ist über das Griechische so seicht als möglich hingefahren. — Der lateinischen Sprache wird nach andern Lobsprüchen auch folgender beygelegt: „Es ist dieses die gewöhnlichste Sprache fast aller Kirchen, „und in dieser Sprache singet man das Lob Gottes, segnet die „Gemeine, man erflehet seine Hülfe von ihm, suchet ihn zur „Barmherzigkeit zu bringen, und bringt ihm in dieser Sprache „das heiligste und größte aller Opfer.“ Was soll in aller Welt unsere protestantische Jugend mit diesem Lobspruche auf die lateinische Sprache machen? So wird auch an einer andern Stelle der tridentinische Catechismus als der lehrreichste und gründlichste Auszug von den christlichen Lehrsätzen empfohlen. — Daß die Wortfügung der französischen Sprache sich immer gleich bleibt, soll ein Vorzug derselben seyn. — Mathematische Geographie und Chronologie berührt der Verf. ohne das geringste von Geometrie und Astronomie abgehandelt zu haben. — „Der Aequator (welches der Uebersetzer durch Mit„tagslinie giebt) ist der größte unter allen Zirkeln, weil hier „die Erde am dicksten ist, und wird in zwey Punkten durch„schnitten. Der Meridian geht durch beyde Pole, und durch „eine Stadt, wenn daselbst Mittag ist.“ Außer der Mittagszeit also wohl nicht. — Die Geographie ist meistentheils trocknes Namenverzeichniß. Von Frankreich für uns zu viel. Die Ordnung ist bisweilen sonderbar. Nach Deutschland bekömmt Böhmen einige Zeilen, dann fünf Seiten von Berlin, nun ein weniges von London, Paris, Wien, Dreßden, Petersburg.

tersburg, (vermuthlich von dem Ueberſetzer eingerückt) weiterhin dennoch von England, Rußland — Die Regierung von England ſoll zu gleicher Zeit monarchiſch, ariſtokratiſch und demokratiſch ſeyn. — Weſtmünſter wird ein großer Pallaſt genannt. — Die Religion in England heißt die Reformirte, welches einem deutſchen und auch einem franzöſiſchen Leſer unrichtige Begriffe macht. — Die Türken ſollen durch die Vielweiberey weibiſch geworden ſeyn. — Das Caſpiſche Meer ſoll mit dem Perſiſchen Gemeinſchaft haben, wovon vorher das Gegentheil behauptet iſt, — Eine ſehr verwirrte Stelle aus der Chronologie iſt folgende. „Man hat aſtronomiſche Betrachtungen (Beobachtungen) „die ehedem angeſtellet wurden, um die Pe„rioden eines jeden Planeten zu wiſſen. Seit dieſer Zeit hat „man durch die Fernröhre am Himmel Dinge entdeckt, die „ohnmöglich mit bloßen Augen geſehen werden konnten.“ — Bewegliche Feſte ſollen ſeyn ſolche, welche nicht alle Jahre vorkommen, und auf einerley Tag fallen. — „Die Sonntage „heißen bey den Sternkundigen Dies ſolis (Sonntage) — „Die Julianiſche Periode macht, daß die Welt 710 Jahre „älter wird.“

Doch wir haben ſchon viel mehr angeführt, als wir willens waren; indeſſen mag es nicht ſchaden, bey einem Buche, das dem Unterrichte der Jugend gewidmet iſt, und möglichſt fehlerfrey ſeyn ſollte. Billig hätte der Ueberſetzer das alles und die vielen übrigen unrichtigen oder nichtszweckmäßigen Stellen ändern ſollen. Allein man ſieht aus allem, daß es nur Fabrikarbeit iſt. Die Ueberſetzung iſt nicht allein im Ganzen ſteif; ſondern auch in einzelnen Stellen häufig undeutſch und unrichtig. Z. E. S. 16. Dieſes macht; weil der Sinn des Gehörs härter iſt; ſoll heißen: dieſes macht, daß ſolche Leute hart hören. S. 18. Fünf von dieſen Klappen machen in der linken Herzkammer eben denſelben Zutritt. — S. 23. Der Schenkel iſt derjenige Theil des Körpers, der zwiſchen dem Beine und dem Stamme liegt. — Fließwaſſergefäſſe ſollen vermuthlich die vaſa lymphatica ſeyn. — Sechs Pinten, warum nicht Quartier? Die Kälber, welche in der Normandie bey Rouen erzogen werden, heiſſen Maſtkälber. Merkte denn Hr. H. nicht, daß hier ein Provinzialausdruck erklärt ward? — Die Tauben, welche man Canchoin nennt, ſind große Tauben, welche aus dem Lande Caux, aus der Normandie, kommen. Was gehen uns die Tauben aus der Normandie, die der Verfaſſer, ſo wie die Maſtkälber ſeiner

Denkung

Provinz, vielleicht oft mit Appetit verzehrt hat, an? — Von der Kanarieninsel, vielleicht ein Druckfehler, statt von den Kanarieninseln. — Die Männchens, die Weibchens, und so der Pluralis, auf gut Niedersächsisch mit s. O! die liebe Grammatik! — „Die Meise, ein Vogel des Vogelheerdes,“ sonderbar gegeben! — „Das Männchen des Falken heißt Tiercelet.“ Wir wollen hier ja kein Französisch lernen. — „Das „Weibchen des Seidenwurms legt seine Eyer oder Graines ꝛc.“ wozu das Französische? — „Man nennt die kleinen Thiere, „welche in Schalen eingeschlossen sind, und deren Körper keine „merkliche Glieder haben, Muschelwerk.“ (So heißt man wohl Zusammensetzungen von Muschelschalen in Grotten.) „Die schönsten Karpfen werden in der Loire gefangen.“ Nun! unsere Elbkarpfen sind auch nicht zu verachten. — „Wenn „man schlechtweg Getraide oder Korn sagt, so versteht man „in Frankreich immer Waizen darunter.“ Wie mechanisch übersetzt oder vielmehr übergesetzt! — Die officinellen Kräuter setzet der Uebersetzer nach französisch-alphabetischer Ordnung. Welche Bequemlichkeit! Diesmal sagt er es selbst. Anfangs konnten wir uns aus der sonderbaren Ordnung der unter einer Rubrik angeführten Dinge, nicht finden; es ist aber mehrmals der Fall, daß der Franzose die Dinge nach der in seinem Vaterlande beliebten alphabetischen Ordnung gesetzt hat, und der Deutsche sie so stehen läßt. — „Die Blume ist eine Hervor„bringung der Pflanze. — Der Chinabaum wächset bey „Peru.“ — Was die besten Steinarten in Frankreich zum Bauen sind (S. 165) das gehört in dieses Buch nicht. — Was bois blanc und blanc bois ist, auch nicht — desgleichen die Landmaaßen in der Normandie und in Burgund, oder das Getraidemaaß in Paris. — „Um das Schmelzen des Eisens „zu erleichtern, so fügt man zu den Kohlen eine gewisse Menge „Eisen hinzu, dieses ist eine Erde, die voller Eisentheile ist.“ Wer versteht das? — „Die Mode bestimmt die Vollkommen„heit des Goldes nach 24 Karaten.“ — Legende auf Münzen durch Handschrift übersetzt. — Kabinette der Neugierigen, statt Liebhaber. — „Die Bearbeitungen der Gießkunst kön„nen in 9 Punkte abgetheilt werden.“ — Dessen, Herer, denen, rechnet der Uebersetzer zum Artikel. — Daß die Vorsylbe de, welche im Französischen das Zeichen des Genitivus ist, oft für die Präposition ex oder de gesetzt werde, wird in einer Sprachlehre für die deutsche Jugend angeführt. — Gebet mir Brod, Wasser, soll elliptisch seyn. — Regnier und Boi-

ler werden in einer deutſchen Orthographie citirt — Daß eine franzöſiſche Poetik mit lauter franzöſiſchen Exempeln unſerer Jugend übergeben wird das iſt wirklich Hochverrath gegen die deutſche Sprache. — Die Orthographie des Ueberſetzers iſt fehlerhaft; hätte er das doch beherzigt, was der Verf. ganz richtig über die Neuerungen in der franzöſiſchen Orthographie ſagt. Junge Leute müſſen wenigſtens erſt das gewöhnliche lernen. Durch des Ueberſetzers eigenmächtige Veränderungen, beſonders griechiſcher Namen, werden ſie ganz irre werden. Das y verwandelt er mehrentheils in i, läßt es aber auch ſtehen, als in Cybele, Pythagoras, auch wohl unrecht, als S ſiphone, (ſoll heiſſen Tiſiphone.) Man muß auch nicht Bacchus oder Bakchus ſchreiben Bachus, welches k klingt, oder Colus ſtatt Aeolus. Wer kann Wermillan, meil, Emalge ausſtehen? Zuweilen ſind ſehr anſtößige D fehler unterlaufen, Sancrocſmuſſe für Sarcasmus, der Termus ſtatt Terminus, Napen für Napeen oder Orkaden für Oreaden; Erechtheus für Erechtheus, e Bändern ſeiner Werke, ſtatt Bänden. — Rollins alte Hi wird ein Werk von langen Athem genannt. Das mag ſeyn, damit dieſe Recenſion nicht auch eine von gar zu k Athem werde.

Nw.

Neujahrsgeſchenk aus Jamaika in Weſtindien, für ein Kind in Europa. Göttingen, in der Vandenhökiſchen Buchhandlung, 1780. in 12.

Zwar nur zwey Bogen; die aber dem Recenſenten viel Vergnügen gemacht haben. Das Neujahrsgeſchenk beſteht aus einem Paket Briefen von einem Reiſenden aus Jamaika, an einen ſechsjährigen Knaben in Göttingen. Die Nachrichten von dem Reichthum, den Producten, insbeſondere dem Zucker, und beſten Plantagen dieſer Inſel, von dem Negerhandel, von der Lebensart, Kleidung, Gottesdienſt, Luxus und der Sterblichkeit der Inwohner, die hier ſelten über 40 Jahre alt werden ſollen, von der Fruchtbarkeit des Bodens und Wärme zu Weyhnachten, da man Citronen und Ananas vom Feld und Gärten hohlt, und vieles andere, müſſen für einen jungen Leſer ungemein viel Anziehendes haben. Niemand aber laſſe ſich durch die auf dem Titel angegebene Beſtimmung für Kin-

der,

der, abhalten, diese Bogen selbst zu lesen: sie werden jedem, wer diese Art von Lektüre liebt, Unterricht und Vergnügen gewähren. Möchte es doch Hrn. Schlözern gefällig seyn, diese schöne Idee, Kinder mit den Besonderheiten des vierten Welttheils bekant zu machen, weiter zu verfolgen.

Ag.

Der Schulmeister wie er berufen wird, und nach seinen Verhältnissen gegen die Kirche, die Schule, den Pfarrer und die Gemeinde, von Carl Benedikt Stößner. Chemnitz, bey Stößel, 1779. 7½ Bogen, in 8.

Der Verf. will auch gern sein Scherflein beytragen, dem Verderben des Schulwesens abzuhelfen, und beweiset daher recht zweckmäßig, vorzüglich aus der sächsischen Kirchenordnung, daß ein Küster nichts mehr als ein Küster sey, und auch in küsterlichen Schranken fein bleiben müsse.

U.

11. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Beleuchtung zweyer politischer Rhapsodien. Im Jahr 1779. 327 Seiten, in 8.

Diese Rhapsodien, welche neben obiger Beleuchtung wieder abgedruckt worden, sind zu München herausgekommen, und haben, wie es scheint, zur Absicht, gewisse Grundsätze der Staatswirthschaft in ihrer Anwendung aufzuhalten, die ohnstreitig durch eine unzeitige Applikation, vieles Verderben anrichten können, auch in dem Lande, wofür jene Schrift hauptsächlich bestimmt ist, merkwürdige Beweise davon nachgelassen haben sollen. Wie aber eine allgemeine Anwendung der unter bestimmten Limitationen nicht verwerflichen Grundsätze der Politik sehr oft äußerst gefährlich ist; so ist es auch auf der andern Seite leicht, dadurch zu fehlen, daß man ihren Gebrauch, auf jeden möglichen Fall verwirft. Wir haben dieses abermals an obigen Rhapsodien wahrgenommen, denen man

es übrigens leicht anſieht, daß ſie ihr Daſeyn den ſcharfſichtigen Unterſuchungen eines helldenkenden Philoſophen zu danken haben.

In der erſten derſelben wird gegen die Beſchränkung des Handels mit aus- und eingehenden Produkten und Waaren zum Vortheil einheimiſcher Manufakturen geſtritten; in der zweyten aber wider die Hemmung der freyen Kornausfuhr und des einländiſchen Handels der Verkäufer.

Der Verf. verwirft ohne Ausnahme alle Arten der vorgedachten Begünſtigung der Manufakturen, ganz übereinſtimmend mit den phyſiokratiſchen Lehrſätzen. Denn er erkennt die Erde für die einzige Quelle aller Reichthümer. Daher leben alle Menſchen, die nicht Grundeigenthümer ſind, auf Koſten der letzteren, und aus dieſer Urſache, muß in einem fruchtbaren Lande ſich alles auf die Agrikultur ſtützen, und das Intereſſe der produktiven Klaſſe das wahre Intereſſe des Staats ſeyn. Dieſe Klaſſe leidet aber in beyden Fällen, man mag entweder den Preiß ihrer Produkte durch Verbote der Ausfuhr herunter ſetzen; oder das Einbringen fremder Manufakturartikel, theils ganz unterſagen, theils mit Auflagen beläſtigen. Geſchieht erſteres, ſo wird die Reproduktion abnehmen; ergreift man die letzteren Mittel, ſo muß der Einwohner die fremden Waaren zu ſeinem Schaden theurer bezahlen, als er vorhin genöthiget war, und ſein Auskommen wird erſchwert.

Rec. hält die Beförderung des Ackerbaues für die wichtigſte Angelegenheit eines jeden Staats, deſſen Boden nicht aus kahlen Felſen beſteht; davon aber weiß er ſich nicht zu überzeugen, daß hierinn die einzige Quelle aller Reichthümer liegen ſollte. Würde auch in dem fruchtbarſten Lande der ergiebigſte Ackerbau Reichthum hervorbringen können, wenn jeder Landeseigenthümer ſich deſſelben blos als Subſiſtenzmittel für ſich und ſeine Familie bediente, wenn nicht einheimiſche oder fremde Handwerker und Fabrikanten, theils durch Bearbeitung der rohen Produkte zu einem Gebrauche, der ſonſt nicht allgemein ſtatt haben würde, theils durch ihre Conſumtion, den Schätzen des Ackerbaues, einen venalen Werth verſchafften? Vergeblich wird eine kornreiche Provinz, in einer benachbarten, ihre überflüſſigen Früchte abzuſetzen ſuchen, die ihr an Fruchtbarkeit und Volksmenge gleich kömmt. Man denke ſich aber eine andere darneben, die von vielen Handwerkern und Fabrikanten bewohnt wird, für deren Arbeit und Unterhalt, die einheimiſchen Produkte unzureichend ſind, alsdann kann jene erſt, durch

Acker

Ackerbau Reichthum gewinnen. Wenn demnach Handwerker und Fabrikanten, zur Erwerbung des Reichthums der Ländereyeigenthümer das ihrige mit beytragen: so läßt sich auch ohnmöglich behaupten, daß erstere auf Kosten der letzteren lebten. Geben diese dann auch einen Pfenning, ohne Dienste, die man ihnen leistet, und ohne Waaren, die sie empfangen, nach Abzug der eigentlichen Almosen, an jene unentgeltlich aus? Nichts destoweniger aber muß man allerdings sorgfältigst jede Einrichtung vermeiden, die dem Ackerbau nachtheilig seyn könnte. Nach Rec. Meinung giebt es jedoch Fälle, in welchen man ohne dessen Bedrückung, einheimische Produkte bey der Ausfuhr, und fremde bey dem Einbringen, zum Forthelf der Fabriken beschweren darf. Erstere z. B. wenn der Absatz davon im Lande sehr beträchtlich ist, und an viele verschiedne Aufkäufer geht, dabey aber fremde Provinzen ihrer nicht entbehren können, noch solche anderswoher sich mit gleichem Profit zu verschaffen wissen, und man durch eine mäßige Auflage blos die Vortheile des Arbeitslohns gegen die Fremden zu gewinnen sucht, davon sie gewissen Lokalumständen nach genießen. Letztere hingegen, wenn man auswärtige Artikel bringt, die von höheren Klassen der Unterthanen aus Modesucht gebraucht werden, um durch deren vertheuerte Preise zu verhüten, daß die Consumtion solcher Artikel, zum Nachtheil einheimischer aus Landesprodukten verfertigter Waaren, die ihre Stelle sehr gut vertreten können, nicht allgemeiner werde.

Den Hindernissen des unbeschränkten Kornhandels, und der freyen Ausfuhr der Früchte, macht der Verf. in der zweyten Rhapsodie den Vorwurf, daß sie theils ungerecht, theils unpolitisch seyn sollen. Ungerecht, weil der Staat die Pflicht hat, jedem Einwohner bey seinem Eigenthum zu schützen, welches in einem wichtigen Theile angegriffen wird, wenn der Producent nicht freye Macht hat, seine Früchte zu verkaufen, wenn, wo und an wen es ihm beliebt; unpolitisch, weil das Verbot der Ausfuhr nicht den Preis der Früchte, sondern nur die Erzeugung derselben, oder ihre Qualität vermindert.

Auch Rec. hegt die Meinung, daß das Eigenthum selbst des niedrigsten Bürgers unverletzlich seyn müsse. Daraus scheint ihm eben kein unlimitirter Gebrauch desselben zu folgen. Vielmehr glaubt er, daß keine Gesellschaft bestehen könne, worinn nicht die Anwendung des Eigenthums der Unterthanen, an gewisse Pflichten gegen den Staat und gegen den Mitbürger gebunden ist. So würde es z. B. gegen die Pflichten

laufen, die der Staat mit Recht fodern kann, wenn man um seines Vortheils willen, einem andringenden, des Landes unkundigen Freund, von der Lage aller Strässen und Oerter, genaue Abrisse verkaufen wollte, die man selbst verfertigt, und woran man also das gröste Eigenthumsrecht erlangt hätte, das sich nur denken läßt. Den Pflichten gegen den Mitbürger würde es aber z. B. zuwider seyn, wenn jemand ein sein Gut durchströhmendes Gewässer, welches benachbarte Mühlen triebe, um die Einkünfte des Guts zu verbessern, dergestalt von jenem ablenkte, daß sie ganz unbrauchbar würden.

Eine freye Benutzung des Eigenthums von der Art, wie man sie sich im Stande der Natur zueignen darf, streitet mit dem Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, sobald sie das öffentliche Wohl, oder die Eigenthumsrechte der Mitbürger verletzet. Mithin läßt sich aus selbiger, eine allgemeine Ungerechtigkeit der Fruchtsperre nicht beweisen. Unpolitisch möchte das Verbot der Fruchtausfuhr, auch wohl nicht zu allen Zeiten seyn. Denn wenn man solche in seltenen Nothfällen eintreten läßt, so zeigt die Erfahrung, daß die Hervorbringung sich deshalb nicht schwächt, welches daraus mit abzunehmen ist, daß auf theure Jahre, selbst in Ländern, wo man während selbigen gesperret hat, gewöhnlich wieder sehr niedrige Kornpreise folgen. Wenn jedoch nicht wirklicher Mangel vorhanden, oder solcher mit Grunde für unvermeidlich zu achten ist, billiget Rec. keine Fruchtsperren; sondern hält mit dem Verf. der Rhapsodien, einen ganz uneingeschränkten Kornhandel, in und außerhalb dem Lande, für äußerst heilsam. Nur scheint es ihm selbst zum Vortheil der Ländereyeigenthümer zu gereichen, wenn der Aufkauf im Kleinen, nicht anders, als auf öffentlichem Markte geduldet würde, weil der Vorkäufer sonst mehrentheils unter dem Marktpreise bezahlt, und folglich sich mit dem Schaden der Producenten und der Consumenten bereichert.

Nun noch ein Wort von der Beleuchtung der obigen Rhapsodien. Der Endzweck beyder Schriften ist so verschieden, als ihr innerer Werth. Man merkt es sogleich, daß es dem Verf. der letztern, ernstlich darum zu thun ist, die Menschheit glücklicher zu machen; der Verf. der Beleuchtung zeigt hingegen durchgängig, wie ihm nur vorzüglich daran gelegen gewesen, Haß und Unwillen wider die Person seines Gegners zu erregen. Jedoch trägt derselbe vieles vor, was Rec. seinen Grundsätzen nach für Wahrheit anerkennen muß. Aber diese Wahrheit ist mit so unwürdigen Vertheidigungsmitteln ausgerüstet, und mit einem

einem ſo eckelhaften und unanſtändigen Gewande bekleidet, daß man kein Wohlgefallen an ihr finden kann. Offenbare Verdrehungen des Sinnes der Rhapſodien, leere Deklamationen, matter Witz, und perſönliche Anzüglichkeiten, das ſind die Waffen und der Schmuck, womit ſie an vielen Stellen auftritt. Der Verf. der Beleuchtung eignet dem Staat an allen Aeckern und Kornboden der Unterthanen ein Eigenthumsrecht zu. Sollte man nicht mit weit beſſerem Grunde, ein Eigenthumsrecht der Würmer an den Produkten ſeiner Feder darthun können!

Wir verbinden mit vorſtehenden, noch die Anzeige einer andern kleinen Schrift, welche gleichfalls gegen erwehnte Rhapſodien grrichtet iſt, und den Titel führt:

Noch ein Geſpräch im Reiche der Lebendigen, zwiſchen einem Amtmann und einem Schultzen, über die Handlungsfreyheit und die Landesinduſtrie. Mit zween Tabellen, als ein Nachtrag zum Geſpräche zwiſchen einem Schulzen und einem Bauer. 1779. 3 Bogen, in 4.

Der Verf. zeigt darinn hauptſächtlich, durch ſinnliche, jedoch nichts neues enthaltende Vorſtellungen, wie ein iſolirtes Land, ohne allen auswärtigen Handel für ſich beſtehen, und auf der andern Seite nach und nach durch einen fremden Paſſivhandel gänzlich zu Grunde gerichtet werden kann. Wider das dabey angenommene Exempel, ließe ſich zwar noch wohl manches einwenden. Wir wollen aber um ſo lieber verſchiedene ihm nöthige nähere Beſtimmungen ſtillſchweigend hinzudenken, als wir das Reſultat der Unterſuchungen des Verf. buchſtäblich zu unterſchreiben, kein Bedenken tragen, welches dahin geht: bey jetziger Lage der Sachen, wird derjenige Staat ſehr den Kürzern ziehen, der nicht durch Gegenvorkehrungen die ſchädlichen Folgen abzuwenden ſucht, welche ihm der Handlungszwang anderer Staaten zugezogen hat. — Eine jede Nation, die mehr Geld ausgiebt als einnimmt, muß ohnfehlbar, wie einzelne Familien unter gleichen Umſtänden, verarmen. — Will man einem Staate, in Anſehung des Reichthums und der Bevölkerung, die größte Vollkommenheit, deren er fähig iſt, mittheilen; ſo muß man nicht Süllv oder Colbert allein, ſondern beyden zugleich nachahmen.

Sehr sonderbar ist es uns übrigens vorgekommen, daß ein Dorfschulze, dem die Namen jener Männer nicht unbekannt sind, sich S. 12 eine Erklärung der auf den angehangenen Tabellen befindlichen Vignetten geben läßt, welche Tabellen den Gang der verschiedenen Circulation in den beyden Fällen vorstellen, da das zum Beyspiel gesetzte Volk, anfangs isolirt lebt, und hernach einen auswärtigen Passivhandel treibt.

F.

Carls von Dalberg Beyträge zur Geschichte der Erfurter Handlung, mit Urkunden und Fürstl. Sächsischer, von Kurmainz und dem Fürstlichen Hause Sachsen renovirter Geleitstafel von 1441. Erfurt, bey Keyser. 1780. 52 S. 4.

Hr. von D., der nebst einem Zedlitz, einer der wenigen wahren Mäcenen Deutschlands ist, laß diese Abhandlung in der Kurmainzischen Gesellschaft der Wissenschaften ab; und sie ist auch in die Schriften dieser Gesellschaft vom J. 1778 und 1779 eingerückt; zu mehrerer Gemeinnützigkeit ist sie aber auch besonders gedruckt. Der Inhalt der Abhandlung ist in dem Betracht besonders wichtig, weil wir nicht hoffen können, den ehemaligen Zustand von Deutschland, und die Handelsgeschichte unserer Vorfahren gehörig kennen zu lernen, ehe man nicht die noch vorhandenen Nachrichten der vornehmsten Städte nach und nach bekannt macht. Obgleich nun Erfurt nicht unter die ersten Handelsstädte der mittlern Zeiten gehört, und z. B. London, Danzig, u. a. m. wegen ihrer Größe, und der Lage am Meere, keinesweges gleich kömmt; so gehört sie doch unter die Handelsstädte vom zweyten Range. Daß sie allerdings sehr viele andere deutsche Städte hierinn übertroffen habe, bezeugen unter andern noch viele große öffentliche und Privatgebäude; andere noch vorhandene Denkmale ihrer Größe zu geschweigen. Zur Ausbreitung ihres Handels trugen die Bündnisse mit den Hanseestädten, die Privilegien, die deutschen Waaren nach den Seestädten zu bringen, ihre gute Lage gegen Nürnberg und Augsburg; endlich viele vom Kaiser ihnen verliehene Handelsrechte sehr vieles bey. Alle diese Umstände hat Hr. von D. mit großem Scharfsinn und Fleiße in ein gutes Licht gesetzt, dessen sie fähig sind, und bey dieser Gelegenheit

in

in einer edeln und gedrängten Schreibart eine ſo große Menge anderer hiſtoriſcher und politiſcher Bemerkungen beygebracht, als man in manchem dickbeleibtem ähnlichem Buche vergebens ſuchen würde. Man würde es ungemein bedauern müſſen, daß die Lage des Hrn. v. D. ihn verhindert, bey den ſo weit a gebreiteten, gründlichen Kenntniſſen, (die ſich auf ſo v cherley Wiſſenſchaften, ſelbſt auf die Naturlehre und E nic erſtrecken,) und bey dem tiefen, durchdringenden Scharf deſſelben, Deutſchland öfterer zu belehren; wenn er nicht e dieſe Lage ſo vortrefflich anwendete, jede Zweige nütz Kenntniſſe zu pflegen, und ihre Ausbreitung auf alle We befördern.

Ew.

Johann Heinrich Ludwig Bergius Neues Pol und Cameralmagazin, nach alphabetiſcher nung. Fünfter Band, welcher die Buchſta R und S in ſich enthält. Leipzig, bey W manns Erben und Reich. 1779. 2 Alph. 3 gen in 4.

Außer den hier beſchriebenen Manufakturen finden wir in dieſem Bande noch zween ſehr Artikel unter den Rubriken: Remiſſion und loß gewordener Menſchen. Erſterer iſt ein Nachtrag dieſes Artikels im erſten Magazin, und letzterer enthält Auszug aus dem Königl. preußiſchen Edikte vom 15ten 1775 dieſen Gegenſtand betreffend; und der verdiente lerdings eine Stelle. Bey der Beſchreibung der e feſſioniſten iſt der V. auch hier den beſten Schrift folgt; indeſſen würde dies freylich den Werth dieſes nicht beſtimmen, weil man ohnehin ſchon Nachrichten in Menge hat, ſondern nur dadurch empfiehlt ſich die barkeit deſſelben, daß der V. jede Profeſſion auch Poli ſig betrachtet, und die verſchiedenen Landesordnu en, v lich die Preußiſchen, allenthalben nutzt. In ſ Rücn iſt dies Werk alſo immer für jeden Kameraliſt Lexikon.

Magazin

Magazin der Regierungskunst der Staats- und Landwirthschaft. Drittes Stück. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1779. 19½ Bog. 8.

Dies ganze Stück enthält, den letzten halben Bogen abgerechnet, die versprochene Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Abhandlung über die Zirkulation. Dieser ganze Aufsatz enthält allerdings sehr interessante und wahre Bemerkungen; nur wünschten wir, daß der V. derselben sich kürzer gefaßt, und seinen Vortrag nicht so außerordentlich gedehnt hätte. Alles was hier gesagt worden ist, hätte ganz füglich auf die Hälfte der Bogenzahl eingeschränkt werden können. Wir müssen also auch noch diesmal unser Urtheil zurückhalten, weil der Schluß dieses Aufsatzes noch versprochen wird. Die letzten drey Blätter enthalten eine Nachricht von der zu Paris getroffenen Anstalt zu Unterstützung armer Industrioſen. Der König hat gewisse Kassen errichtet, die sechs Handelsleuten in verschiedenen Gegenden der Stadt anvertrauet worden sind. Diese müssen Materialien kaufen, die sie an dürftige Professionisten in kleinen Portionen zur Verarbeitung austheilen; ist die Waare fertig, so bringt der Arbeiter sie an den Kaufmann, der ihm die Materialien überliefert hat, zurück, empfängt dagegen den Werth seines Fabrikats in baarem Gelde, nachdem der Werth des erhaltenen Materials abgezogen worden, und erhält aufs neue wieder Materialien. — Diese Einrichtung ist allerdings löblich, und die Bekanntmachung derselben verdiente hier eine Stelle.

Mm.

Grundfeste der Staaten, oder die politische Oekonomie von Johann August Schlettwein. Gießen, in der Kriegerischen Buchhandlung. 1779. 1 Alphab. 17 Bog. nebst 1½ Bog. Vorrede.

Es würde höchst überflüßig seyn, den ganzen Inhalt dieses in vielen Stücken guten Buchs hier mitzutheilen; Leser, die das physiokratische System kennen, wissen ohnehin schon, was darinn enthalten ist. Der würdige Verfasser bittet alle seine Leser aufs dringendste, dieß System in seinem ganzen Umfange aufs genaueste zu prüfen, und ihm ihre Fragen und Zweifel mitzutheilen. Dies Unternehmen wäre kein Werk eines ein-

einzelnen Recension; also behält Rec. sein Urtheil gänzlich zurück, da ohnehin schon in unserer Bibliothek oft genug Einwürfe dagegen gemacht sind. Uebrigens möchte man von dem Verf. fast mit Gellert ausrufen:

Er irrt; doch laßt ihn irrig bleiben,
Damit er Lust zu denken hat.

Denn jemehr dies System angefochten wird, desto eifriger wird es von seinen Anhängern vertheidigt. Wenn er nun auch gleich verschiedene Gegenstände aus einem unrecht gewählten Standpunct betrachtet; so hat doch ein kälterer Beobachter, der für kein System partheyisch eingenommen ist, immer Gelegenheit die Regel für sich zu nutzen: Prüfet alles, und das Gute behaltet.

Q.

12. Haushaltungswissenschaft.

1. Praktische Anweisung zur Gartenkunst für alle Monate des Jahrs. Von Thom. Mawe, John Abercrombie ꝛc. Nach der siebenten verbesserten englischen Auflage übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert. Leipzig, bey Weidm. Erben und Reich. 1779. 535 S. gr. 8.

2. Joh. Jac. Walters, Kunst- und Lustgärtners in Stuttgard, Praktische Anleitung zur Gartenkunst ꝛc. Mit 3 Kupferplatten. Stuttgard, bey Mezler. 1779. 596 S. gr. 8.

3. Christ. Joh. Friedr. von Dießkau Vortheile in der Gärtnerey. In vermischten Abhandlungen. Erste Sammlung. Coburg, bey Ahl. 1779. 212 Seiten.

4. Fr. Herm. Fried. Lueder Beschluß der in den Briefen über die Bestellung eines Küchengartens gege-

gegebenen Anleitung zum Küchengartenbau. Der Küchengartenbriefe Dritter und letzter Theil. Hanover, bey Helwing. 1779. 8.

No. 1. ist unstreitig unter allen diesen Gartenbüchern das vollständigste. Von Monat zu Monat wird alles umständlich und genau gesagt, was in Obst- Küchen- Lust- Baumgarten ꝛc. zu thun ist. Manche Regel und manche Art mit Gewächsen umzugehen, gilt freylich bloß vom englischen Klima. Vom Pfropfen der Bäume wird viel Gutes gesagt. Nicht durchgängig sind die systematischen Namen angegeben. Was die V. vom Weinbau sagen, das wird man freylich in deutschen Büchern besser finden. S. 193 f. finden wir die richtige Lehre vom doppelten Geschlechte der Pflanzen bey Gelegenheit der Gurken angegeben. Ein Umstand, worinn sich unsere deutschen Gärtner von den englischen zu ihrem Nachtheile auszeichnen. Ueberhaupt findet man hier kein einziges von den gewöhnlichen Vorurtheilen der Gärtner, und wir haben durchgängig, wo wir gelesen haben, den Mann von Erfahrung sprechen gehört.

No. 2. Hr. Walter ist ein Schwabe, der das wenige Gute, was er hat, nicht anders, als mit groben Ausfällen auf andere Leute sagen kann. Er fängt mit den Lustgärten an, und macht ein langes mageres Verzeichniß von Pflanzen, ohne daß er etwas neues und besseres von ihrer Wartung zu sagen weiß. S. 68. nennt er den Carthamus tinctorius, der durchgängig Saflor heißt, den wilden Safran. S. 131. will er die Ananas mit Linné nicht zu der Bromelia rechnen, ohne einen Grund anzugeben. Wir müssen uns die Mühe geben, das falsche Geschwätz S. 165. bey Phoenix dactyliferа abzuschreiben, um Hrn. W. seine dreiste Unwahrheit zu verweisen. „Vor einigen Jahren war ein großes Geschrey in den „Zeitungen, man hätte Saamenstaub von Berlin nach Carls„ruh gesandt, und einen solchen Baum befruchtet; nachher „blühete dieser Baum wieder, und trug Früchte, ohne Saa„menstaub von Berlin zu bekommen; da schrye man in Carls„ruh: die Botanik und das ganze Linnäische System wäre „Thorheit. Ich reisete diesem Baume zu Lieb, fand aber zu „meiner größten Verwunderung, daß alle diese Schreyer den „Baum nicht recht gekannt hätten. Dann es war nicht diese „Sorte, sondern der Chamaerops, (wir dächten, man sagte die

„die P. Ch.; aber wir hätten viel zu thun, wenn wir alle „Sprachfehler des Würtembergiſchen Gärtners rügen wollten,) „und hatte Zwitterblumen.“ Hr. W. hat entweder die Sache nicht recht gehört, oder er hat ſie mit Fleiß verunſtaltet. Von Carlsruhe hat man Saamenſtaub nach Berlin geſchickt, um die dortige Palme, die nie reife Datteln trug, zu befeuchten, aber nicht von Berlin nach Carlsruhe. Wenn Hr. W. mehr von Gleditſch in ſeiner Jugend gelernt hätte, würde er das nicht geſagt haben, S. H. Gleditſch vermiſchte p[illegible] L. Oekon. botan. Abhandl. Halle, Th. I. N. V. S. 94 f. [illegible] her entwickelte die P. Chamaerops im Caldario, [illegible] in dem Caldario thut ſie es nicht, ihre flor. hermaphr. [illegible] reifen Saamen. Wenn Unwiſſende und Nichtkenn[illegible] ſcheinung als einen Einwurf gegen das ganze [illegible] ſahen, iſt es deswegen billig, allen Kennern [illegible] ſchern in Carlsruhe ſolche Namen zu geben, [illegible] Hr. W. austheilt? Warum reiſete er bloß auf das Geſchrey der Schreyer? Glaubt er wohl, daß man in Carlsruhe erſt den Gärtner von Stuttgard erwarten mußte, ehe man die Palme ſyſtematiſch kennen konnte? Die Welt weis, daß in Carlsruhe bey Hof und in der Stadt die Botanik mehr Kenner, Verehrer und Beförderer hat, als in Stuttgard, und Rec. weis ſehr genau, daß von Zeit zu Zeit große und vornehme Leute dorther kommen, um die Gärten in Carlsruhe zu beſehen, und manche Stücke von Carlsruher Gärtnern einzukaufen und zu beſchreiben. Wir ſind auch zuverläßig verſichert worden, daß ein Gärtner von Stuttgard bey Gelegenheit des letzten Geburtstages der Gräfinn von Hohenheim nach Raſtadt geſchickt worden iſt, um dort für 80 fl. zwanzig Stück Ananaſſe, die man ausgeſchoſſen hatte, einzukaufen. Es ſcheint alſo doch, daß Hr. W., wenn er wieder nach Carlsruhe reiſen wollte, bey den Markgr. Badenſchen Naturforſchern und Gärtnern noch etwas lernen könnte. Was der V. von Stapelia S. 170. ſagt, iſt auch ſo recht im Gärtners Geſchmack. S. 427. ſtreitet der Verf. für das Rheum Rhabarbarum, und läugnet, daß Rh. palmatum die wahre Rhabarberpflanze ſey. S. 430. weiß Hr. W. Sponging und Langos nicht zu unterſcheiden. Indeſſen können wir nicht läugnen, daß der Verf. auch viel Brauchbares und Gutes, beſonders vom Küchengarten geſagt hat.

No. 3. Wir ſehen mit Vergnügen, daß ein Sächſiſch-Coburg-Saalfeldiſcher Forſtmeiſter hier einige Vortheile bekannt macht, die beym Verpflanzen bey den Gurken, bey den Violen,

Nelken, beym Pfropfen, bey Baumschulen ꝛc. beobachtet werden müssen. Zum Verpflanzen empfiehlt der V. sehr das Einschlämmen der Gewächse. Bey der Erziehung der Gurken werden viele Fehler bemerkt. S. 50. versteht der Verf. unter Levcojum luteum unstreitig Cheiranthus Cheiri L. Das Begießen empfiehlt Hr. von D. bey aller Gelegenheit, und wir wissen doch gewiß, daß es sehr schwer ist, darinn das rechte Maaß zu treffen, und es dünkt uns immer, daß man da leicht der Natur Gewalt anthue. Schön sind die Regeln, die der V. S. 69 f. zur Verhütung der Befruchtung des Saamens von einer guten Art durch Wind oder Insecten, die von einer schlechten Art kommen, gegeben hat. Hr. von D. wird selber Gelegenheit haben, in seinem Forste den Versuch, der S. 104. erzählt wird, fortzusetzen und zu beobachten. Ungemein hat uns S. 158. der Rath des Hrn. von D. gefallen, daß man aus Kernen von wilden Holzäpfeln und Holzbirnen Baumschulen anlegen solle, weil die Bäume aus zahmen Holzkernen gar vielen Krankheiten unterworfen sind. Auch loben wir es sehr, daß der V. überall Reicharts Gartenbuch voraussetzt, und, wie billig, in Ehren hält.

No. 4. Wir halten den Kalender, den Hr. L. den Küchengärtnern gegeben hat, für nützlicher, als die Weitläuftigkeit, womit der V. von den Mistbeeten in Deutschland, England und Frankreich redet, um so mehr, da dieser ganze Aufsatz nichts, als ein Auszug aus dem Hausvater ist. S. 293. geht der Versuch einer Geschichte des Küchengartenbaues an. Hr. L. fängt mit den Aegyptiern an, als nach deren Küchengewächsen die Israeliten lüstern waren. Der letzte Schriftsteller unter den Römern ist Palladius. Sodann kommt am Ende des 13ten Jahrhunderts Petrus de Crescentiis. Der erste Deutsche, der etwas Gutes vom Gartenbau schrieb, war ein brandenburgischer Prediger, M. Colerus, am Ende des 16ten Jahrhunderts. Der Vater der deutschen Gärtnerey aber ist D. Elsholz in Berlin, von dem Hr. L. S. 376. redet. Christian Reichart war 1685 gebohren, ward 90 Jahre alt, und schrieb aus 50jähriger Erfahrung. Von ihm redet Hr. L. S. 438 f. De Combe und Reichart haben auch den Fehler, daß sie bey Erziehung der Saamen nicht Rücksicht nehmen auf das doppelte Geschlecht der Pflanzen. — Auf 2 Kupferplatten sind alle Gartengeräthschaften abgebildet und erkläret worden.

Kr. Christ.

Chriſt. Gottl. Winklers der neueſte Blumenfreund. Eine praktiſch-phyſikaliſch-botaniſche Gartenſchrift. Leipzig, bey Deintzer. 1778. Zwölf Bogen für 12 Monate.

Man kann ſich von dem Geſchmacke des Hrn. W. einen Begriff machen, wenn man ſieht, daß er im St. 4., weil in dem April 1778 die Charwoche fiel, die Paſſionsblume aufgeſtellt, und ſich in Poeſie und Proſa an dem bekannten andächtigen Spiel erbauet hat. S. 46. will er auch wieder Maulwürfe, die doch anim. carnivora ſind, durch vergiftete Nüſſe tödten. Daß es der V. recht gut meint, daran iſt gar kein Zweifel.

Uz.

Der Landwirth, von Michael Hube — Zweytes Stück. Warſchau, 1779. 17 Bog. gr. 8.

Den erſten Theil dieſer gründlichen Schrift haben wir ausführlich angezeigt, und dadurch den Leſer in den Stand geſetzt, ſelbſt zu urtheilen. In dieſem zweyten Theile befinden ſich drey Fortſetzungen von ſo viel im erſten Theile angefangenen Abhandlungen, nämlich vom Mangel, von den europäiſchen Gewichten, und von dem Einfluſſe des Mondes auf die Witterung. Der einzige zweyte Aufſatz in der Ordnung iſt neu; denn es ſind davon in dieſem Stücke überhaupt nur viere; dieſer enthält eine Beſchreibung der grasartigen Pflanzen im Gebrauche des Landwirths, und iſt unſers Erachtens, für den Landwirth, der kein Botaniker iſt, viel zu gelehrt.

Der Landwirth in und nach dem Kriege. Von dem Verfaſſer der Berliner Beyträge zur Landwirthſchaftswiſſenſchaft und der Oeconomia forenſis. Berlin, 1779. 1 Alph. 5 Bog. gr. 8.

Der würdige Verf., Herr v. B., ſagt in der Einleitung, daß er ſchon jetzt den 4ten Krieg erlebet, und in dem ten ſchweren Kriege zwiſchen Preußen und Oeſterreich bereits ndgüter beſeſſen, wo oft der Schauplatz des Kriegs ſelbſt, er doch in der Nähe geweſen; daß er Freunde und Feinde

bey sich gehabt, und stets mit den Befehlshabern beyderseitiger Heere habe umgehen müssen. Daß er ferner ein praktischer Landwirth und ein denkender Kopf sey, hat er in seinen auf dem Titelblatte angezogenen Schriften genug gezeigt; ergo kann ein solcher Mann wohl mit allem Fug und Recht ein Buch schreiben, wie der Landwirth sich im Kriege und hernach verhalten soll, um selbst aus diesem großen Uebel seinen Vortheil zu ziehen. Lasset uns sehen, was der vortreffliche Mann geschrieben hat.

Erster Abschnitt: Von den verschiedenen Folgen, die der Krieg für den Landmann hat. S. 24—94. Solche sind nicht alle von einerley Art. S. 25. Dieser wird arm, und jener reich; indessen halten die schädlichen und nützlichen Folgen des Krieges im Ganzen jederzeit das Gleichgewicht. S. 26 u. ff. wird dieses bewiesen. In den nachfolgenden §§ erzählet der V. was der Landmann bey Durchmärschen, Einquartierungen, Lieferungen, Fouragierungen, Brandschatzungen, Plünderungen, u. s. w. zu leiden habe, und wo augenscheinlich die Erfahrung mitredet, welcher man daher allen Glauben beymessen muß. Wie man seine besten Sachen vor Marodeurs zu sichern habe? S. 80 u. ff. nämlich nicht in Verstauungen, sondern in Städten, die nur mit einer schwachen Mauer umgeben sind, und dadurch von den Dörfern sich unterscheiden. S. 84. Von dem verstärkten Umlaufe des Geldes im Kriege; woher solcher rühre, und wie der Landmann daran Theil nehmen könne? S. 100. Unter welchen Umständen der Landmann ohne Verletzung der Treue gegen seinen Landesherrn die feindlichen Truppen freundlich aufnehmen kann und muß? S. 102. In welchen Fällen derselbe sein Vermögen in Gefahr setzen, als seine Treue verletzen müsse? S. 108. Von dem schädlichen Flüchten der Einwohner bey der ersten Annäherung eines feindlichen Heeres. S. 116. Grundherren müssen selbst nicht flüchten; jedoch leidet das letztere Ausnahmen. S. 117 u. ff.

Zweyter Abschnitt: Von der vernünftigen Anwendung der einem Landwirthe nöthigen Standhaftigkeit und Vorsicht bey den sowohl schädlichen als nützlichen für denselben aus dem Kriege entstehen könnenden Folgen. S. 95—187.

Dritter Abschnitt: Von der klugen Vorsicht, die ein Landmann bey dem sich im Kriege öfters ereignenden Mangel an den nöthigen Arbeitern zu beobachten hat

S. 188—237. Dieſer Abſchnitt iſt vorzüglich gut ausgearbeitet; ſonderlich der Beſchluß deſſelben, da hierzu eine practiſche Anleitung gegeben wird.

Vierter Abſchnitt: Von dem perſönlichen Betragen der Herrſchaften gegen die Unterthanen in Kriegszeiten. S. 238—245. Irrthum derjenigen, die der Meinung ſind, daß man alsdenn gegen den gemeinen Mann die äußerſte Nachſicht haben müſſe. S. 240. Man muß vielmehr im Kriege auch die kleinſten Vergehungen nicht überſehen. S. 241. ſonſten entſtehen Meutereyen. S. 242. Die Herrſchaft muß aber auch denen, die ohne ihre Schuld in Noth gerathen, alsdenn vorzüglich Hülfe leiſten. S. 243. Warum dieſe Hülfe aber nur als ein Vorſchuß müſſe angeſehen werden. S. 244.

Fünfter Abſchnitt: wie ſich ein Landwirth in Anſehung ſeiner Ackerwirthſchaft in Kriegszeiten zu verhalten habe. S. 246 u. ff. Warum er vermeiden müſſe, daß ſein Acker nicht zwey- oder gar einjährig beſtellt werde. S. 248. Warum er ſein Geſpann im Kriege verſtärken müſſe. S. 249. Die Koſten werden doppelt erſetzt. S. 251. Der Rindviehſtand iſt allenfalls alsdenn zu verringern. S. 253 u. ff. Ein Einwurf dagegen gehoben. S. 257.

Sechſter Abſchnitt: Wie ſich ein Landwirth in Anſehung der rechten Verkaufzeit, wegen ſeiner ſelbſt gewonnenen und erzeugten Producten im Kriege zu verhalten habe. S. 282—301. Zu Anfange des Kriegs muß er mit geringern Preiſen vorlieb nehmen; je länger er aber dauert, jemehr kann er auf hohe Preiſe rechnen. S. 289. Eine vernünftige Ueberlegung der beſondern Umſtände iſt nöthig. S. 291. Von den Grundſätzen, die ein Landwirth, der ſein Getreide auf Speculation liegen laſſen will, beobachten muß. S. 292.

Siebenter Abſchnitt: Von dem Betragen eines Landwirths zu Kriegszeiten, in Anſehung ſeines Viehſtandes. S. 302—360. Dieſe Maaßregeln müſſen ſich nach Verſchiedenheit der Weiden richten. S. 303. Niemals muß man den Viehſtand, aus Furcht ihn zu verlieren, ſchwächen. S. 306. Man muß ihn eher zu vermehren ſuchen. S. 312. Einwendungen widerlegt. S. 313. Schweinemaſtung wird vorzüglich angerathen. S. 345.

Achter Abſchnitt: In wie weit ein Landwirth wohl thue, daß er bey den im Kriege ſich ereignenden hohen Preiſen, auch fremdes Getraide und andere Producten,

an sich zu kaufen, und solche mit Vortheil wieder abzusetzen suche? S. 361—376. wird kurz, aber gründlich erörtert.

Neunter Abschnitt: Von dem Betragen eines Landwirths, so er in den ersten Zeiten, nach einem glücklich geendigten Kriege überhaupt zu beobachten hat. S. 377—389.

Zehenter Abschnitt: Von diesem Betragen in Absicht seiner Unterthanen und Arbeiter. S. 390—399.

Eilfter Abschnitt: Wie sich ein Landwirth nach Endigung des Krieges in Ansehung seines Ackerbaues zu verhalten habe? S. 400—424.

Zwölfter Abschnitt: Wie in Absicht seines Viehstandes? S. 424—432.

Dreyzehenter Abschnitt: Wie er sich in Absicht der noch habenden Vorräthe seiner Producten zu verhalten habe? S. 433. bis zu Ende.

So reichhaltig ist dieß Buch, das ein so vortrefflicher Schriftsteller geschrieben, und mit der ihm eigenen Gründlichkeit ausgeführt hat.

Berliner Beyträge zur Landwirthschaftswissenschaft. Vierter Band. Berlin, 1780, 2 Alph. gr. 8.

Da in dieser Messe der vierte Band dieses für die Oekonomie so äußerst interessanten Werks allererst complet geworden, welchen wir bisher denen einzelnen herausgekommenen Stücken nach, nur bloß angezeigt haben; so sind wir den Lesern unserer Bibliothek die ausführliche Beurtheilung desselben noch schuldig, und eilen um so mehr, solche hier mitzutheilen, weil nur wenig neue ökonomische Bücher selbigem am Werthe gleich sind.

Es besteht dieser Band, wie die vorigen, aus 12 zwölf Stücken, deren Inhalt folgender ist:

Erstes, zweytes, drittes Stück: Erörterung einiger wichtigen Anmerkungen zu dem ersten Bande der Berliner Beyträge zur Landwirthschaft, so dem Verf. von einem hohen Freunde und Gönner mitgetheilt worden. Der Hr. Verf. entschuldigt sich gleich anfänglich, daß die im dritten Bande versprochenen Nachrichten von der Rindviehseuche hiedurch unterbrochen würden; verspricht aber selbige

ſelbige nachzuholen, welches im vierten Stücke geſchieht. Dieſe Anmerkungen ſind von ſo mannichfaltigem Inhalte, daß es uns zu weit führen würde, ſie einzeln zu erörtern; daher wir den Leſer auf das Buch ſelbſt verweiſen, zumal ihre Wichtigkeit und die gründliche Berichtigung derſelben für den Landwirth ſehr unterrichtend ſind, und verdienen ganz geleſen zu werden.

Viertes Stück: Von den verſchiedenen Seuchen und Krankheiten des Rindviehs, deren Entſtehungskennzeichen, und den dagegen nöthigen Präſervativ- und Heilungsmitteln. Der Hr. V. ſagt, daß er viermal auf ſeinen Gütern ein totales Rindviehſterben erlebt, und daher leider! hievon mehr als ein anderer ſagen könne; und Recenſent findet bey auch leider eigenen Erfahrungen, daß dasjenige, was hier angeführet wird, der Wahrheit ſehr gemäß, und dieſe Abhandlung die vollſtändigſte und gründlichſte ſey, welche er jemalen von dieſem traurigen Gegenſtande geleſen habe. Aeuſſerſt merkwürdig iſt der Umſtand S. 193 u. f. daß in denen Jahren 1758 und 1765 bey einem allgemeinen Viehſterben in einem Dorfe, jedesmal fünf bey einander liegende Bauerhöfe ohne alle Präkaution oder Präſervativmittel völlig verſchont geblieben. Der Hr. V. wünſcht mit uns, daß ein Phyſiker hiervon den Grund ausfündig machen möchte, welches von vielem Nutzen ſeyn könnte.

Dieſe vortreffliche Abhandlung wird im fünften, ſechſten und ſiebenten Stücke fortgeſetzt, und iſt keine Art der gefährlichen Krankheiten des Rindviehs ausgelaſſen, welche nicht nach ihren Kennzeichen genau bemerkt, und nach den beſten Präſervativ- und Curativmitteln ausführlich abgehandelt iſt. Wir wünſchten dieſe Abhandlung beſonders abgedruckt, und in den Händen eines jeden Landmanns zu ſehen.

Achtes, neuntes, zehentes, eilftes und zwölftes Stück: Von der Nutzbarkeit, verhältnißmäßigen Anzahl, verſchiedenen Arten, auch richtiger Pflege und Wartung des in einer jeden Landwirthſchaft zu haltenden Schaafviehes. Auch hier hat der V. alles geleiſtet, was man von ſeinen großen ökonomiſchen Einſichten erwarten konnte; und da dieſe Materie für den Landmann ſo äuſſerſt wichtig iſt, ſo müſſen wir auch hier deſto ausführlicher ſeyn.

„Ein Landwirth, ſagt der Hr. V. mit allem Recht §. 1., „hat eines vollſtändigen Unterrichts von der richtigen Behand„lung des Schaafviehes und der Schäfereyen um ſo mehr nö-

[illegible] und Glück mit Vortheil wieder ab[illegible]
[illegible] Bücher? S. [illegible]—178, alles kurz, aber gründlich
[illegible].

Vierter Abschnitt: Von dem Betragen eines Land[illegible]
[illegible], so wie sie sich unter diesen, nach einem glück[illegible]
[illegible] Klima überhaupt zu beobachten hat.
S. [illegible]—[illegible].

Fünfter Abschnitt: Von diesen Betragen in Absicht
[illegible] Unterthanen und Arbeiter. S. [illegible]—[illegible].

Sechster Abschnitt: Wie sich ein Landwirth nach Be[illegible]
[illegible] Umstände zu Anlegung seines Lieferhauses zu
[illegible] habe. S. [illegible]—[illegible].

Siebenter Abschnitt: Wie in Absicht seines Viehstan[illegible]
[illegible]. S. [illegible]—[illegible].

Achter Abschnitt: Wie er sich in Absicht der
[illegible]-ökonomischen Vortheile seiner Producten zu verschaffen
habe? S. [illegible] bis zu Ende.

Da wahrscheinlich in dem Buch, das ich so nachdrücklich
empfohlen, nichts, und mit der Zeit eigenen Gedank[illegible]
[illegible] vermehrt ist.

[illegible] Anweisung zur landwirthschaftlichen Kenntniß.
Dritter Band. Berlin, 1781. 8 Bog. gr. 8.

[illegible]

bige nachzuholen, welches im vierten Stücke geſchieht. Dieſe merkungen ſind von ſo mannichfaltigem Inhalte, daß es s zu weit führen würde, ſie einzeln zu erörtern; daher wir Leſer auf das Buch ſelbſt verweiſen, zumal ihre Wichtig- t und die gründliche Berichtigung derſelben für den Land- rth ſehr unterrichtend ſind, und verdienen ganz geleſen zu rden.

Viertes Stück: Von den verſchiedenen Seuchen d Krankheiten des Rindviehs, deren Entſtehungs- nzeichen, und den dagegen nöthigen Präſervativ- und ilungsmitteln. Der Hr. V. ſagt, daß er viermal auf ſei- n Gütern ein totales Rindviehſterben erlebt, und daher lei- ! hievon mehr als ein anderer ſagen könne; und Recenſent det bey auch leider eigenen Erfahrungen, daß dasjenige, was r angeführet wird, der Wa[illegible]hr gemäß, und dieſe handlung die vollſtändigſte [illegible]lichſte ſey, welche er talen von dieſem traurigen [illegible] geleſen habe. Aeuſ- t merkwürdi[illegible] der Um[illegible] u. ſ. daß in denen hren 175[illegible]s bey [illegible]inen Viehſterben in em Dorfe, [illegible]nf b[illegible]ende Bauerhöfe ob- alle Prä[illegible] Prä[illegible] völlig verſchont ge- ben. [illegible] [illegible]ſer hier- [illegible] [illegible]on vie- [illegible]

[illegible]chſten [illegible]er ge- [illegible]e nicht [illegible] beſten [illegible]delt iſt. [illegible], und in

[illegible]wölftes [illegible]igen An- [illegible]lege und [illegible] zu hal- [illegible]es geleiſtet, [illegible]n erwarten [illegible]n ſo äußerſt [illegible]rlicher ſeyn. [illegible]n Recht §. 1., [illegible]igen Behand- [illegible]m ſo mehr nö- [illegible]thig,

„thig, als dieſe Viehart unter allen die genaueſte Pflege und „Wartung erfordert.“ Von der Nutzbarkeit des Schaafviehes überhaupt. §. 3. Von dieſer Nutzbarkeit in Anſehung der Wolle, und daß die Erhaltung und Vermehrung der Schäfereyen, ſelbſt in das Beſte des gemeinen Weſens einen ſtarken Einfluß habe, und für die Wohlfarth des geſammten Staates eben ſo nothwendig, als nützlich ſey, §. 4. Warum die Wolle auch für einen jeden Privateigenthümer ein ſehr wichtiges und eigenthümliches Wirthſchaftsproduct ſey? §. 5. Daß die Landwirthe zu jetzigen Zeiten bey ſo anſehnlich erhöheten Wollpreiſen, die Sorgfalt für ihre Schäfereyen zu vermehren Urſache haben. §. 6. Woher es komme, daß die Wolle zu unſern Zeiten, gegen die vorigen ſo hoch im Preiſe geſtiegen ſey? Die Vermehrung der Menſchenzahl in Anſehung der Totalität von Deutſchland iſt nicht die eigentliche Urſache davon, §. 7, ſondern vielmehr die ſeit 40 Jahren in Deutſchland gewütheten Kriege §. 8. Beantwortung eines Einwurfs wegen künftiger niedrigen Wollpreiſe. §. 9. Die ſtarken Armeen erhalten auch zu Friedenszeiten die Wolle ſtets im Preiſe. §. 10. Vom Verkaufe des Brackviehes, der Schlachthammel, und des Wehrviehes, und welche Grundſätze dabey anzunehmen. §. 11—18. Warum heute zu Tage die Schäfereyen ihre Herren nicht ſo bereichern, als ehedem? §. 19. Ob das Melken oder Nichtmelken der Schaafe rathſam ſey? §. 20. Phyſikaliſche Gründe, warum das Melken der Schaafe das Wachsthum und die Menge der Wolle verhindere? §. 21. Dieß iſt jedoch noch keine gültige Urſache, das Melken abzuſchaffen. §. 22. Warum das Melken eine ſchwache und geringe Lämmerzucht, auch das Geltebleiben der Mutterſchaafe verurſache? §. 23. Das Melken bringt Schaden bey den Jährlingen, §. 24. 25. auch bey dem Verkaufe der Hammel und des Brackviehes. §. 26. Noch einige Anmerkungen von der Schädlichkeit des Melkens §. 27—29. Von den verſchiedenen Abnutzungsarten des Molkenweſens bey den Schäfereyen. §. 30—38. Von dem Dünger der Schaafe. §. 39. Stercus pro lolatio habemus, ſagt der Herr V. und giebt dieſe ſchmutzige Sache mit Recht für die ſtärkſte Nutzbarkeit einer Schäferey aus. Wem dies noch paradox ſcheint, der iſt nur dem Namen nach ein Landwirth; ein ſolcher leſe aber die hier folgenden §§. ſo wird er eines andern belehret werden. Von dem Unterſchiede des Hortenſchlages und Sommerſtallmiſtes §. 40-46. Beſchluß der Materie von der Nutzbarkeit des Schaafviehes §. 47. Man

muß

§ den Schaafviehſtand an einem jeden Orte verhältnißmäßig
immen. §. 48. Urſachen und auch ſchädliche Folgen einer
rmäßigen Schäferey. §. 49. Ein jeder Schaafviehſtand
§ nach dem Verhältniß des eigenen gewonnenen Futters be-
imt werden. §. 50. 51. Von dem Unterſchiede des Som-
- und Winterfutters, und warum hauptſächlich auf das
: Rückſicht genommen werden muß. §. 52. 53. Grund-
davon §. 54. deren Anwendung durch eine Berechnung
er gezeigt und erläutert §. 55. Dieſe Berechnung hat der
r V. aus ſeiner Oeconomia forenſi (dem vortrefflichen
:ke,) hier eingerückt. Noch eine andere Berechnung nach
Gentebrück §. 56. Cautelen bey dieſer Sache §. 57—
Unterſchied der Zucht- und Hammelſchäfereyen §. 63.
welchen Orten man die Hammelſchäfereyen denen ſonſt ein-
lichern Zuchtſchäfereyen vorziehen müſſe, §. 64. Verſchie-
Einrichtungen der Hammelſchäfereyen §. 65—71. Hiſto-
e Nachrichten von verſchiedenen ein- und ausländiſchen
aafarten nach Gentebrück §. 73. Von den Spaniſchen
aafen, und woher ihre Verbeſſerung gekommen? §. 74. Von
Engliſchen Schaafen §. 75. Von den Franzöſiſchen
aafen, und denen Verſuchen ſie durch die ſpaniſche Schaaf-
: zu verbeſſern §. 76. Von den Schwediſchen und Eſ-
ſtiſchen Schaafen §. 77. Von den Ruſſiſchen, Pol-
)en, Tartariſchen, Isländiſchen, Techſelſchen, Hol-
iſchen und Italiäniſchen Schaafen §. 78. Genueſiſche,
biſche, Kretiſche und Syriſche Schaafe §. 79. Un-
ſche Schaafe, und daß es daſelbſt mehrere Arten gebe.
). Deutſche, beſonders Anſpachiſche, Märkiſche,
miſche Schaafe §. 81. Hannöveriſche, Lüneburgi-
Meklenburgiſche, Niederlausnitziſche und Sächſi-
Schaafe §. 82. Von den Schwäbiſchen verſchiedenen
aafarten §. 83. Eigenſchaften eines tüchtigen Schaafes
). Warum kleinartige Schaafe in großartige zu verwan-
§. 85. Eigenſchaften eines tüchtigen Schaafbocks, §. 86.
guten Mutterſchaafes, §. 87. zu Erhaltung größern Vie-
und guter Wolle §. 88. 89. Unterſchied des reinen und
mierviehes §. 91. Urſachen dieſes Uebels §. 92. iſt anſte-
, §. 93. Unterſchied der naſſen und trockenen Räude
). Gewöhnliches Mittel dagegen §. 95—97. Wie durch
richtige Wahl der Böcke und Schaafmütter eine Schmier-
erey muthmaßlich in eine reine könne verwandelt werden,
. Regeln einer guten Lämmerzucht §. 99—117. Selt-

ſame Meinung des Ariſtoteles, wie man Zibbe- oder auch Bockslämmer erhalten könne. §. 118. Pflege der tragenden Schaafe §. 119-126. Was bey und nach der Geburt der Lämmer zu beobachten? §. 127-133. Von der Veredlung des Schaafviehes durch ausländiſche Böcke §. 134-141. Regeln dabey §. 142-146. Schwierigkeiten in Befolgung dieſer Regeln §. 147. Zur Veredlung gehören auch ausländiſche Mutterſchaafe §. 148. Hier möchten wir dem Herrn V. gern widerſprechen, und findet der Leſer die Widerlegung aus der Erfahrung bewieſen in Haſſifers vortrefflichem Buche von dieſer Materie. Ob zur Veredlung engliſche oder ſpaniſche Böcke vorzüglicher ſind? §. 149. An denen deutſchen nordiſchen Gegenden geſchieht ſie am ſicherſten und bequemſten durch Lideriſtätiſche Böcke und Schaafe §. 150. Nothwendigkeit der guten Pflege der Schaafe §. 151. Ackerweide, Waldhuthung und Bruchweide, §. 152. Grundſatz, welche von dieſen Weidearten die beſte ſey, §. 153. 154. Urſachen, warum die Bruchweide denen Zuchtſchäfereyen höchſt ſchädlich ſey? §. 155. 156. Die Ackerweide hat einen Vorzug vor der Waldhuthung, §. 157. Anwendung derſelben auf die verſchiedene Schaafſorten, §. 158. Schädlichkeit der Feldbrücher, §. 159. Waldthung und deren Eintheilung §. 160-165. Vorurtheil der Schäfer, daß man die Schaafe nur ſparſam, und zu gewiſſen Zeiten gar nicht tränken müſſe, §. 166-168. Cautel beym Schaaftränken. §. 169. 170. Phyſikaliſche Gründe, warum es nothwendig, den Schaafen öfters Salz zu geben, §. 171-173. Winterfutter der Schaafe, §. 174-181. Nothwendigkeit warmer Schaafſtälle, §. 182-185. Was bey den Hörten zu beobachten, §. 186-188. Futterordnung, §. 189. in Abſicht der Weide, §. 190. im Winter, §. 191-193. Vom fleißigen Einſtreuen der Schaafſtälle, §. 194. Schäferunterricht wäre ſehr nöthig, um ihrer Vorurtheile willen, §. 195. Schwediſche Schäferſchule, §. 196. 197. Ein Schäfer müſſe eine ſeiner Fähigkeit angemeſſene Anatomie und Botanik erlernen, §. 198. Von den verſchiedenen Schäfereyeinrichtungen. §. 199. Betrügereyen der Schäfer, und wie man ſich dagegen zu verhalten, §. 200. Den Beſchluß macht ein ſehr ausführliches Regiſter über dieſen vierten Band.

Zu

Die

Die Hausmutter in allen ihren Geſchäfften. Vierter Band. Leipzig, Junius. 1780. 2 Alph. 10 Bog.

Der Leſer nehme ſich die Mühe, und ſchlage unſere Beurtheilung der erſten drey Theile nach, wenn er von dem Werthe und der Einrichtung des ganzen Buchs einen Begriff haben will; denn wir können nicht bey jedem Theile wiederholen, was wir ſchon einmal geſagt haben; obgleich mancher Recenſenten Recenſent mündlich und ſchriftlich dergleichen fordert, um etwas zu fordern, zu tadeln, zu verbeſſern, in Summa zu correcenſiren zu haben. Si tacuiſſes — Nehme der Herr zum Anbiß vorlieb, künftig ein mehreres.

Dieſer vierte Band enthält im erſten Theile folgende Kapitel: 1) das Deſtilliren. 2) Das Eſſigmachen. 3) Die Bereitung des Meths. 4) Das Cidermachen. 5) Die Bereitung allerley wohlſchmeckender, auch arzneyiſcher Getränke. 6) Milch, Butter und Käſe. 7) Der Flachsbau im Felde. 8) Vorbereitung des Flachſes zum Spinnen. 9) Das Garnweben. Mancherley Bereitungsarten der Leinwand. 11) Das Bleichen. 12) Ausländiſche Leinwandsſorten. 13) Verſchiedene Spitzen oder Kantenſorten. 14) Aufbewahrung und Erhaltung des Leinenzeuges. Im zweyten Theile. 1) Die Rindviehzucht. 2) Die Schweinezucht. 3) Die Federviehzucht und Poularderiegeflügel.

Glauben Sie aber nicht, meine ſchönen Damen! daß Sie der Hr. V. hier bey den kleinen Spanferkeln und in den Hühnerſtällen verlaſſen, und nun das Buch zumachen wird: o nein! dazu iſt er viel zu galant, ſo ſehr er Geiſtlicher iſt. Hören Sie nur, was er Ihnen noch für ſchöne Sächelchen verſpricht. Er ſagt am Ende der Vorrede alſo: „Habe ich „aber für den letzten Band dieſes Werks, in dem erſten Plane „dazu, eine in das Gebiet der ſchönen Künſte gar ſehr hin„eingehende Anweiſung, wie das Innere eines Hauſes im „neueſten Geſchmacke zu verſchönern ſey, angekündigt: ſo dür„fen die Leſerinnen höhern und geringern Standes nicht beſor„gen, daß dieſes Kapitel von mir als einem etwanigen ſoge„nannten Dilettanten nur in der Oberfläche werde berührt „werden. Ich hoffe ſie auf einmal beruhiget zu haben, wenn „ich ihnen voraus ſage, daß die Behandlung gedachter Mate„rie, das Werk einer Meiſterhand ſeyn wird, welche bereits „ſeit 27 Jahren unter Allerhöchſter Anordnung Sr. Majeſtät

„des Königs ſo vielen Antheil an Potsdams äußern und innern „Schönheiten gehabt, und noch hat.

„Ich habe daher Urſache zu glauben, daß jede der drey „verſchieden angenommenen Klaſſen, nämlich, die obere, mittlere und untere des Mittelſtandes, welche das Innere ihrer „Häuſer durch die Verbindung des Schönen mit dem Nützlichen im neueſten Geſchmacke erheben wollen, in Anſehung „dieſes Artikels nicht unbefriedigt bleiben ſollen.“

Hören Sie wohl? meine ſchönen Damen! — Nun im fünften Bande ſprechen wir uns wieder, und denn ſollen Sie lauter Schönes, lauter Nützliches im neueſten Geſchmacke ſehen. Bis dahin leben Sie wohl! —

Pz.

Unterredungen über das Mahlen des Korns zwiſchen J. L. Muret und J. Chr. Füllmann. Leipzig, bey Weidmann, 1779. 74 Seiten, in 8.

Solche gemeinnützige Abhandlungen verdienen Nachſicht in der Beurtheilung, auch wenn ſie wirklich mangelhafter ſind, als dieſe wenige Bogen, welche hie und da Stellen haben, die Aufmerkſamkeit verdienen. Eine genaue und beſtimmte Beurtheilung wird erſt dann Platz finden, wann die S. 38 und 72 verſprochene Fortſetzung erfolgt. Um dieſe gemeinnütziger und vollſtändiger zu machen, findet Rec. nöthig, folgendes zu erinnern. Soll ein Aufſatz von der Art von Leipzig bis in die ſogenannte welſche Schweiz nach Lauſanne brauchbar ſeyn, ſo müſſen die Sorten des Mehls, Simmel, Grieß, Boll ꝛc., ſo wie die Sorten der Feldfrüchte nach ihren hie und da verſchiedenen Namen genauer beſtimmt werden. Z. B. Korn, (d. h. ſonſt Roggen) bezeichnet hier den ſogenannten Kernen, wenn er abgeſpitzt iſt, da er vorher Dünkel (nicht Tünkel heißt) dieſes Abſpitzen heißt ſonſt Gerben, Schälen, Tennlen, und der Gang, der es bewürkt, Gerbgang ꝛc. Bey der Berechnung des Ertrags des Mehls, kommt gar viel auf den Umſtand an, welche Frucht ſtärker genetzt werden darf, als die andere ꝛc. zumal da das Mehl dadurch nicht nur weiſſer, ſondern auch geſchlachter wird. Ein Mühlenmeiſter, wie der Verf., ſollte genau beſtimmen, worinn die eigentliche Güte des Mehls nebſt der weiſſen Farbe, da dieſe nicht allein in Betrachtung kommt, beſtehe, indem das Nationalwort: geſchlachtes Mehl, etwas

is anzeigt, das ein tüchtiger Mühlenmeiſter wohl allein be-
men kann, da ſonſt Brod- und Paſtetenbecker nur unbe-
mt klagen, das Mehl ſey zu röhricht, zu kurz, bey zu
ellem Lauf der Mühlſteine durch zu ſtarke Wärme an der
rlichen Güte beſchädigt ꝛc. Bey der Unterſuchung vom
:ſtäuben des Mehls unter dem Mahlen, iſt nach des Rec.
inung eine der vornehmſten, und zwar eine unvermeidliche
iche nicht berührt worden, nämlich die Wärme, ſo das
ben der Steine nothwendig verurſachen muß. Was der
ſ. weitläuftig von Aufſtellung eines beſondern Aufſehers
die Mühlen ſagt, muß allen denjenigen Leſern ſehr auffal-
die in Ländern wohnen, die eine ganz genau gedruckte
hlenordnung vor ſich liegen haben, und davon Obrigkeiten
halbe, oder wohl alle Vierteljahre eine ernſtliche Mühlen-
htigung durch einen Herrſchaftlichen Commiſſarius, der
t des Mühlenbaues und Mühlenweſens ſowohl, als der
ſtmeiſter, den er mit ſich führt, kundig ſeyn muß, zu
ewiſſen Zeiten, oder ohne die Müller zu warnen, vorneh-
laſſen. Hrn. Gerſtlachers merkwürdige Sammlung
Baadendurlachiſchen Verordnungen und Anſtalten,
ält im Th. 3. etliche Bogen, welche über den Inhalt dieſer
erredungen viel Licht verbreiten könnten. Von ganzem
zen unterſchreibt Rec., was der Verf. vom Schaden der
ngmühlen ſagt. In der Fortſetzung wünſchten wir vor-
ich eine richtige Beſtimmung des unvermeidlichen Abgangs
dem Mahlen anzutreffen, da Müller und Mahlgäſte dar-
ſo oft in Streit gerathen, da manche redlich geſinnte
igkeit dieſe Saite ſo oft berührt, und ſie gehörig zu ſtim-
, immer neue Schwierigkeiten gefunden hat, und da Rec.
der Meinung iſt, das ordentliche Abwägen der Frucht, des
hls und der Kleyen, könne ein dem Gewiſſen des Müllers,
dem Sack des Mahlkunden gemäſſes Regulativ gewähren,
jeder Art von Frucht, weil man, um das betrügliche Ne-
: oder Anfeuchten der Frucht, wodurch das Gewicht des
hls freylich merklich verſtärkt wird, zu entdecken, Probe mit
Mehl ohne Weitläuftigkeit machen kann. So gern Rec.
gens dem Mühlenmeiſter einige in den Unterredungen vor-
mende Erzählungen geſchenkt hätte, ſo muß er doch auch
anbringen, die vielleicht hier und da lehrreich ſeyn könnte.
: einiger Zeit klagte ein Bürger bey ſeiner Obrigkeit über
Müller, weil er ihm einen Sack Frucht bey dem Mahlen
verdorben, und zu wenig, oder zu ſchlechtes Mehl geliefert
hatte,

hatte, auch alle Schadloshaltung abgeſchlagen, mit dem trotzigen Anhang, er ſollte ihm künftig keine Frucht mehr bringen, weil er ihm nimmermehr mahlen wollte. Der Kläger verlangte nicht nur Erſatz, ſondern auch Befehle, daß ihm der Müller ferner als Dorfmüller mahlen und recht mahlen müſſe, weil man dem Müller in der Frohnde den Mühlenbach ſäubern, auch im Winter bey gefährlichem Eisgang helfen müſſe ꝛc. Der Müller wurde kurz zum ferneren Mahlen angewieſen, und da er ſich wegen der Schadloshaltung darauf berief, daß damals, als des Klägers Frucht aufgeſchüttet wurde, etwas am Mühlwerk und ſelbſt am Beutel gebrochen ſey, ſo ward geſprochen, daß der Müller, da ein Unfall erfolgt, nicht als ein Betrüger in Strafe zu nehmen, dem Mahlgaſt aber allen Schaden zu erſetzen ſchuldig ſey, weil dieſer ihm den Bolzer bezahlt, folglich nicht er, ſondern der Müller die Folgen des Unfalls am Mühlwerk zu tragen habe. Wo ſtunden wohl je unter einer Sentenz mit mehrerem Recht, als unter dieſer, jene Zauberworte der Rechtsgelehrten: V. R. W.? Noch eine Frage wünſcht Rec. in der Fortſetzung erörtert zu finden. In ſeinem Vaterland giebt man den Sechzehnten Theil zum Mahllohn. Setzen wir den Fall, der dem redlichen Mahlgaſt nicht wegen ſeines offenbar geringen Vortheils, ſondern wegen der Richtigkeit des Abwägens der zu mahlenden Frucht, und des zu erhaltenden Mehls beträchtlich iſt. — Er bringt 16 Seſter, Simri, Viertel, Miſpel ꝛc. zum Mahlen in die Mühle, und dem Müller ſeinen Mahllohn beſonders — iſt der Müller nicht verbunden, ihm das andre alles ohne Abzug zu mahlen? Geſchieht es nicht, ſo mahlt der Müller doch offenbar zu wenig, und nur $\frac{1}{15}$? Unſre dürftige Brüder verdienen auch eines Rec. Mitleiden in einer Angelegenheit, die das tägliche Brod betrifft, und oft mit vielem Druck verknüpft iſt. Und wenn es privilegirte, oder halbprivilegirte Vervortheilung des Nebenmenſchen giebt, wo giebt es ſie, wenn es nicht in der Mühle iſt? Und wo iſt Remedium nöthig, wann ſie nicht bey der Angelegenheit des täglichen Brodes nöthig iſt; zumal da Müller ſo viele, ſo leichte, ſo überwiegende Gelegenheit haben, das bekannte: plus valet favor in iudice, quam canon in codice, zu ihrem Schutz gelten zu machen.

Neue

Neue Sammlung phyſiſch-ökonomiſcher Schriften, herausgegeben von der ökonomiſchen Geſellſchaft in Bern. Bern, bey der typographiſchen Geſellſchaft. Erſter Band. 1779. S. 334.

Unter dieſer Aufſchrift ſetzt die Geſellſchaft ihre, einige Zeit unterbrochene Schriften fort; ſie ſind Hrn. von Tſcharners verdiente Lobrede auf ihren großen Präſidenten, den Hrn. von Haller, und ſeinen Lebenslauf ausgenommen, mit welcher dieſer Band anfangt, alle Landwirthſchaftlichen Inhalts, und bis auf eine einzige Abhandlung, Produkte von Eingebohrnen. Die Geſellſchaft wird aber in Zukunft auch andere in die Naturlehre einſchlagende Abhandlungen, wenn ſie auch mit der Landwirthſchaft und den Künſten nicht in der nächſten Verbindung ſtehen, aufnehmen, und ladt auch Auswärtige zur Theilnehmung an ihren Arbeiten ein.

Hr. Gruner redet ſehr ausführlich in einer gekrönten Preisſchrift von Schwellenbau, einem Gegenſtande, der freylich für die Schweiz deſto wichtiger iſt, da die Ströhme dieſes Landes meiſtens auf ſehr hohen Gebirgen entſpringen, durch den Fall von einer ganz außerordentlichen Höhe, einen reiſſenden und geſchwinden Lauf bekommen, und noch überdies durch den gröſſeren Vorrath Schnee, der zu gewiſſen Jahrzeiten oft auf einmal ſchmelzt, ungeheuer anſchwellen, und Verheerungen anrichten. Hr. Gr. findet die Urſachen des öftern Unheils, welches die Ströme in der Schweiz anrichten, 1) in ihrem oft krummen Laufe; 2) in der ungleichen Breite der Strohmbahn; 3) in den übeln Rundungen der unzähligen Ströhme, Waldwaſſer und Bäche, welche in die Hauptſtröhme fallen; 4) in den ungeheuren Laſten von Sand und Steinen, die ſich in dem Strohmbette aufhäufen; 5) in dem zu ſteilen; 6) in dem allzu niedrigen Ufer; und 7) in der Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Uferbeveſtigungen, was Veſtigkeit und Dauer betrifft; erläutert dieſe Urſachen durch Gründe, und aus ſeinem Staate entlehnte Beyſpiele, und giebt für jeden dieſer Mängel die ihrer Natur am meiſten angemeſſene, zum Theil auch ſchon durch glaubliche Erfahrungen erprobte Hülfsmittel an.

Auf dieſe folgt III. ein Auszug aus verſchiedenen Wettſchriften über die Preisfrage: Iſt der Erdapfelbau dem Getraidebau nachtheilig? Er enthält wenig Neues. Aller Boden tauge zum Erdapfelbau, und bey dem Erdapfelbau gebe ein Erd-

apfelland

apfelland mehr und beſſer Getreide, als neu aufgebrochenes Wieſenland; vorzüglich vortheilhaft ſind ſie dem Berglande; ſie gerathen in neuen Aufbrüchen und guten Feldern auch ohne Dung, und ſind wenigern Zufällen unterworfen, als das Getreide: dagegen leide Flachsland durch den Erdapfelbau; er vertheure den Dünger, und mache den Arbeiter träger. Der Herausgeber verſteht unter Erdäpfel, was wir in Niederſachſen Kartoffeln nennen.

IV. Handelt Hr. Ortmann gründlicher und genauer, als wir es je geleſen zu haben uns erinnern, vom Miſchelkorn oder Gemenge, wo nämlich Getreideſaamen von verſchiedener Art, oder auch Getreideſamen und Saamen von Hülſengewächſen oder Klee, mit einander in verſchiedenen Verhältniſſen ausgeſäet werden, wiegt den Vortheil und Nachtheil dieſes Verfahrens in Vergleichung mit dem gewöhnlichen gegen einander ab, beſtimmt die Umſtände, unter welchen es ſchädlich und nachtheilig, ſo wie diejenigen, unter welchen es vortheilhaft ſeyn kann und muß, und beſchreibt die nach ſeiner eigenen Erfahrung, (ſo wie überhaupt ſeine meiſte Sätze mit Erfahrungen belegt ſind) ſicherſte Art, wie man dabey zu verfahren habe; er räth z. B. den Waizen allein und zuerſt, und erſt nach einiger Zeit den Rozgen auf das gleiche Feld zu ſäen. Man ließt hier auch vieles von der Zubereitung des Ackers und Saamens, was man nicht gerade hier erwartet. Durch die Probe der Saamenkörner mit Seifenſiederlauge, auf welcher ein Ey nicht untergeht, werden allerdings die zu leichte Körner ſehr kenntlich; aber wir fürchten, daß auch manche an ſich gewiß gute dieſe Probe nicht aushalten.

In der V. Abhandlung empfiehlt der Hr. Gr. von Albon aus Gründen und Erfahrungen, den Gebrauch der Ochſen zum Landbau, vor dem Gebrauch der Pferde.

In der VI. liefert ein breisgauiſcher Liebhaber der Landwirthſchaft, der ſich Freyh. von Börklin unterſchreibt, ſehr ſchön, nur etwas zu wortreich erzählte glückliche Erfahrungen, die er mit dem Sommerweizen, Sommerroggen und Johanniskorn oder Staudekorn angeſtellt hat. Die Urſache vieler Krankheiten des Getreides ſucht der Verf. darinn, daß der Becker ſeine Erndte zu früh nach Hauſe bringt.

Zulezt ſezt Hr. Landv. Gruner ſeine Erfahrungen über die vortheilhafteſte Weiſe der Bienenzucht im Jahr 1774. fort, und beſchreibt eine ſehr einfache Art, Ableger zu machen. Noch

itzt sollen jährlich 50000 für Honig, und eben so viel für Lachs aus seinem Vaterlande gehen.

Ib.

13. Vermischte Nachrichten.

Reden im Menschenton. Vom Verfasser der Menschenfreuden. Erster Theil. Berlin, 1779. bey Decker, 19½ Bogen. in 8.

Ein unangenehmes Gemisch von Tändeley und Ernst, im Ton der Menschenfreuden; doch etwas gemäßigter. Die Affectation leuchtet schon aus dem Titel hervor, noch mehr aus den Titeln der Reden und der Vorrede. Letztere ist überschrieben: Verbeugung des Redners ans Publikum einmal für allemal. Daß er öffentlich hintritt und redet, glaubt er bey den Herren und Damen, vor denen er in Gedanken steht, nicht entschuldigen zu dürfen. Wer reden kann, darf reden, sagt er. Es kommt darauf an, wie man das kann nimmt. Wenn der Satz gelten soll, so macht der Redner sich selbst ein großes Compliment. Die Titel der Reden sind ganz amusant, weswegen wir sie anführen wollen. I. Ueber die Schönheit der Welt. Eine Rede an mich selbst gehalten, als ich am ersten Frühlingstage im freyen Felde war; an der ich aber jedem gefühlvollen deutschen Mitbürger gern Theil nehmen lassen möchte. II. Von der Religionsspötterey. Priester und Layen mögen dabey zuhören. III. Ueber den Genuß des Lebens. Das Auditorium ist das ganze menschliche Geschlecht; wollte Gott, daß dabey weder Schwarzen noch Weissen Thränen ins Auge kämen. — Die Schwarzen werden nun freylich so leicht dabey nicht weinen. IV. Vom Dagewesenseyn und Wiederkommen. Um Mitternacht, als der Vollmond übern (über dem) Kirchhof schwebte, unter lauter Gräbern gehalten. V. Ueber die Rückkehr zur Tugend. Zwischen zweyen Sterbebetten, auf welchen ein Paar 25jährige Wollüstlinge, Tags darauf, ihren Geist aufgaben; in Gegenwart vieler Jünglinge, die besonders dahin zusammen berufen waren. VI Ueber die Menschlichkeit gegen Verbrecher. In jeder großen Stadt auf öffentlichem Markte zu halten.

halte. Aus der Versammlung, welche dabey sehr zahlreich ist, treten von Zeit zu Zeit betrübte Personen hervor, welche dem Redner herzlich die Hände drücken. VII. Ueber das Glück im ehelichen Leben. Anfangs sind nur lauter Braupaare dabey zugegen; hernach aber kommen auch noch viele Verehlichte hinzu. Man sieht aus den von dem Verf. zugesetzten Umständen der Zeit und des Orts, daß seine Einbildungskraft ziemlich unregelmäßig ist. Von dem Inhalte kann man sich aus dem angeführten schon hinlängliche Vorstellung machen. Damit wir aber einige angezeichnete Stellen nicht vergebens bemerkt haben, so wollen wir die merkwürdigsten in Form eines Registers, der Kürze willen, hersetzen. Gotteswelt, die große, weite, ist sehr herrlich. S. 7. Mond. Es ist gar eine herzliche Sache um ihn. S. 10. Scheint sehr häufig in diesen Blättern besonders von S. 132—172. Bach, es sitzt sich herzlich daran, und läßt sich den Gründlingen und Krebsen gut zusehen. S. 19. Schiff. Der Verf. möchte gerne auf (auf einem) Schif (Schiffe) an den Seeküsten eine kleine Fahrt machen. S. 20. Sterbebette. Der Verf. will seines unter den freyen Himmel tragen lassen, wenn er im Lenz oder Sommer sterben sollte, damit es ihm zu guter letzt nicht an Zeitvertreib fehle. S. 38. Staroſten und Woiwoden. Der Verf. will nicht mit ihnen tauschen. S. 34. Haben auch ihre liebe Noth, ib. Religionsspötter. Der Verf. hat zwey mit Beyfall aufgenommene Predigten wider sie gehalten. S. 45. Hätte beynahe auf einem Dorfe eine noch bessere wider sie gehalten. ib. Schämt sich seiner zwey Predigten, weil er keinen richtigen Begriff von Religionsspöttern gehabt hat. ib. Himmel und Erde, der Verf. steht mit ausgestreckten Armen zwischen beyden. S. 87. Menschenkinder, ihre Eintheilung in solche, die zur Krone geboren werden, und solche, die den größten Theil ihres Lebens mit blossem Kopf zubringen müssen. S. 83. Erde, wird künftig noch schöner seyn, als des Verf. Garten, ob gleich in diesem viele tausend Tulpen und viel hundert Malven stehen. S. 139.

Das Buch für Familien. Ein Pendant zu den Menschenfreuden. Wittenberg und Zerbst, bey Zimmermann, 1779. 1 Alphabet 4 Bogen, in 8.

Es

Es iſt noch ein Titel: **Menſchenfreuden. Aus meinem Garten vor J. Dritter Theil**; beygelegt Allein wir wollen lieber es als ein beſonderes Buch nehmen. Jener Titel iſt mehr angemeſſen, und wird durch die Ausführung erfüllt. Der Verf. redet in dieſem Theile eine etwas natürlichere Sprache, als in ſeinen andern Schriften, und hat nur ſelten Anwandlungen von der übertriebenen Empfindſamkeit und aufbrauſenden Einbildungskraft, die in ſeinen Menſchenfreuden und Reden im Menſchenton einem vernünftigen Leſer wenigſtens höchſt beſchwerlich fallen. Es ſcheint alſo, daß die Kritiken, über die er ſich ſo heftig beſchwerte, doch etwas Gutes an ihm gewirkt haben. Die Materien, die er abhandelt, ſind intereſſant, und mit ziemlicher Abwechſelung eingekleidet. Sie betreffen die Pflichten aller, die zu einer Familie gehören, der Ehegatten, der Kinder, des Geſindes u. ſ. w. Zuerſt eine Anrede des Verf. an einen jungen Ehemann, und ein Schreiben an eine junge Ehefrau von einer Freundinn; eines Ehemannes Anrede an ſeine Frau als Mutter ihrer Kinder; des Verf. an Eltern; an Herrſchaft; an Schwiegereltern; an Großeltern; an Stiefeltern; eines ſterbenden Vaters zu dem künftigen Vormunde ſeiner Kinder. Wiederum der Verf. an Kinder; ein Sohn zwiſchen 12 und 15 Jahren ſpricht zu ſeiner Schweſter von ähnlichem Alter von ihren beyderſeitigen Pflichten, recht lehrreich und ziemlich natürlich. Der Verf. an völlig erzogene Kinder, an Schwiegerkinder, an Stiefkinder, an Enkel. An einen Mündel von einem Freunde ſeines Vaters; ältere Geſchwiſter an jüngere. An Anverwandte überhaupt; an Anverwandte, welche in einem Hauſe beyſammen leben. Ein Dienſtbote an ſein Mitgeſinde. Eine Hausmutter an die Kinderwärter. An Nachbarn. An Familien, die Arbeiter, die nicht ihre Hausgenoſſen ſind, betreffend; noch an Familien, über die Gegenſtände ihrer Barmherzigkeit. — Wirklich glauben wir, daß dieſe Schrift des Verf. Nutzen haben könne; beſonders wenn er ſich bemühen will, bey einer fernern Durchſicht diejenigen Stellen auszumerken, wo der Ausdruck für Leute, die wenig leſen; zu hoch und nicht faßlich genug iſt, ob er gleich Grüblern keine Schwierigkeit macht. Seine Schreibart iſt überhaupt noch zu nachläßig, mit fremden Wörtern mehrmals verunſtaltet. Er ſchreibt zu geſchwinde. Wir wollen ihm nunmehr ganz freundſchaftlich rathen, ſeine Feder, die ſelbſt nach Ruhe verlangen wird, etwas ausruhen zu laſſen; fleißig Philoſophie, Geſchichte und andre Wiſſenſchaften, die den Verſtand

ſtand bereichern, zu ſtudiren, um davon zu ſeinen ganz löblichen Abſichten deſto mehr Gebrauch zu machen. Wenn er ohne dieſe Erholung und Verſtärkung zu ſchreiben fortfährt: ſo wird er in ſeinem engern Kreiſe ſich mit Worten herumtummeln, ſeine ohnedem im Ganzen nur mittelmäßigen Gedanken wiederholen, und den geduldigſten Leſen ermüden. Indeſſen ſehen wir, daß er aufs neue mit einer ſeinen vorigen Schriften ähnlichen Schrift hervorgetreten iſt.

Reden im Augenblick der Veranlaſſung. Ein Impromtü, vom Verfaſſer der Menſchenfreuden, Leipzig, 1779. bey Cruſius. 1 Alph. 5½ Bogen. in 8.

Impromtüs, Pendants und dergleichen Schnörkelchen auf den Titeln, pflegen nichts Gutes anzuzeigen. Doch kann man mit dieſen Reden weit beſſer zufrieden ſeyn, als mit den Reden im Menſchenton, von demſelben Verf. Manche derſelben ſind ziemlich gut gerathen, und alle können ſie einigen Nutzen haben. Nur ſind ſie lang und ermüdend, beſonders wenn man mehreres von dem Verf. kurz vorher geleſen hat. Seine Art zu denken iſt gar zu leer und einförmig, und ſeiner Zunge weiß er keinen Einhalt zu thun. Er erdichtet ſich allerhand Situationen, worinn er die Gelegenheit ergreift, Reden ex tempore zu halten, denen man aber doch das Studierte genug anſieht. Die erſte Rede iſt an ein junges Frauenzimmer gerichtet, neben welcher eine Stunde hindurch ein warmer Jüngling geſeſſen hatte, dem ſie, als er weggehe, einen Blick nachwirft, welcher ſprach: Ich hätte ihn gerne ewig bey mir. Darauf nimmt unſer Redner deſſen Platz ein, und zieht, wie er ſagt, ihre Aufmerkſamkeit an ſich. Wir wollen nicht unterſuchen, ob es nicht ein wenig indiſcret geweſen ſeyn würde, über einen Blick ein Verhör des Herzens anzuſtellen; glauben inzwiſchen, daß obgleich die Ermahnungen und Vorſichtsregeln, die er dem Frauenzimmer giebt, ganz gut und nützlich ſind, daſſelbe doch mehr an ihren Geliebten gedacht, als dem ohnedies ſo ſehr langweiligen Redner zugehört haben möge. — Eine Rede, als die erſte Nachtigall ſchlug, iſt ziemlich ſchwärmeriſch. — Eine Rede an eine Tanzgeſellſchaft, die durch einen nahen und ſtarken Donnerſchlag verſtört wird, ein ziemlich ſonderbares Phänomen, eben ſo wie noch eine Rede an eine Tanzgeſellſchaft,

ſchaft, als eine der Tänzerinnen mitten im Tanze zur Erde fiel und todt blieb. Die Erinnerungen beſonders in der letztern ſind gut; wir zweifeln aber doch, ob die Geſellſchaft, ſelbſt unter den angeführten Umſtänden, werde ausgehalten haben. — Die Rede an einige feurige Jünglinge, bey Gelegenheit, da dem Verf. ein Brief überbracht wird, in welchem ein junger Menſch klagte, daß er ſich von einer abſcheulichen Gewohnheit nicht los machen könnte, iſt wohl eine der nützlichſten. Nur möchte die Schilderung von den Folgen dieſes Laſters, zumal da ſie nicht mit wirklichen Thatſachen belegt werden kann, junge Leute etwas ungläubig finden. — Die Rede, als das Geſchrey kam, daß H. ſich ermordet hätte, enthält ſehr menſchenfreundliche Geſinnungen. — Eine Rede an Schnitter auf dem Felde, bey einer reichen Erndte, wird den guten Leuten ſehr befremdend geweſen ſeyn. Auf die Kanzel hätte ſie ſich beſſer geſchickt. Der Verf hätte da freylich den empfindſamen Zug nicht anbringen können, womit er hier ſchließt, daß ſeine Zuhörer ihm einen Stein an die Stelle hinwälzen ſollten, wo er geſtanden, damit, wenn er einmal des Weges wieder gienge, und das Feld leer wäre, er wiſſen könnte, wo er bey ihnen geſtanden habe. — Eine Rede hält er über einen gewiſſen Vorfall in ſeiner Stadt, unter einem Bogengange, bey einem heftigen Hagelwetter, an einige Nebenſtehende, die nun freylich doppelt übel daran ſind, welches auch der Redner ſelbſt ein paarmal zu erkennen giebt. Sie werden inzwiſchen ſeiner eher quit als wir. „Es hat aufgehört zu hageln, Leute, und ich „bin eben mit den Ausſchüttungen meines Herzens gegen euch „fertig,“ ſagt der Redner zu ihnen, und dimittirt ſie darauf mit einer kurzen Schlußermahnung. Wir müſſen ihn aber noch weiter anhören. Denn wir finden noch:

Reden im Menſchenton, vom Verf. der Menſchenfreuden. Zweyter Theil. Berlin, bey Decker, 1779. 18½ Bogen, in 8.

Die Themata ſind: 1) Ueber Tagesbruch, Morgenröthe und Sonnenaufgang. 2) Ueber Geber. 3) Ueber Verkanntwerden und Unbelohntbleiben. 4) Ueber alt und neu. 5) Ueber die Einſamkeit. 6) Ueber Lob und Tadel. 7) Ueber Güte des Herzens. Es ſcheint, daß der Verf. ſich nun ziemlich an eine kühlere Art zu denken gewöhnt, und daher möchte dieſer

Theil vor dem ersten einen merklichen Vorzug haben. Aber! aber! wenn es ihm nur nicht geht, wie einem brausenden Most, der, wenn er zu gähren aufgehört hat, einen schalen Wein giebt! Wenn ein Schriftsteller, wie dieser Verf., weniger blumigte Worte zu brauchen anfängt, so verräth er noch mehr seinen Mangel an Gedanken, und wird langweilig und ermüdend. Vielleicht, wenn man die Reden einzeln mit gehörigem Zwischenraum der Zeit lieset, sind sie unterhaltender, als wenn man sie nebst andern von ähnlicher Manier in Menge hinter einander lesen muß. Inzwischen wollen wir den gegenwärtigen, bey dem guten Inhalte, ihren Nutzen für manche Leser nicht absprechen.

Mr.

Bildnisse der Freyheit und Inquisition wider die Freygeister. Entworfen von Fr. Thomas Aquinas Jost, Ord. Praed. Theol. Lect. 1779. Mit Erlaubniß der Obern. Freysing, gedruckt und verlegt bey Mößner, 81 Seiten, in 8.

Bildnisse boshafter Dummheiten der Freygeister. Entworfen von Fr. Thom Aqu. Jost ꝛc. 1779. Mit E. d. O. Ebendaselbst. 88 Seiten, in 8.

Schreiben über Josts Vorschlag, die Inquisition in Bayern einzuführen. 1779. 55 Seiten, in 8.

Antwort auf das Schreiben wider Jost. Mit Erlaubniß der Obern. Freysing, 1779. 22 Seiten, in 8.

Weil vielleicht auswärtige Leser in dem angenehmen Irrthum stehen möchten, daß Aufklärung, Toleranz und gesunde Vernunft, weiter als blos über den Landesherrn und über die Studierstuben und den Wirkungskreis einiger guten Köpfe, in Bayern verbreitet sey, so ergreift hier ein wildeifernder Mönch seine gallsüchtige Feder, um sie in dieser Täuschung zu stören. Jost ist der blutdürstige Mann, der mit der Wuth eines geharnischten Mönchs aus den finstersten Jahrhunderten, es übernommen hat, gegen die Freygeister das Kreuz zu predigen,

einige

einige seiner Landesleute namentlich mit diesem Namen zu brandmarken, sie zum Scheiterhaufen und Staupbesen zu verdammen, und die Inquisition als das einzige Mittel gegen die Freygeisterey zu empfehlen. Seine zwey oben angezeigten Schriften sind so voll von scholastischem Unsinn, von blindem Religionseifer, von den rohesten theologischen und philosophischen Begriffen, so voll von den elendesten Sophisterey en und Sprachfehlern, daß wir fast nicht glauben, daß noch irgendwo im katholischen Deutschland so was geschrieben werden kann, und daß sich nothwendig alle vernünftige Ordensgeistliche dieses Bruders schämen müssen. In der ersten sicht er gegen die Freygeister überhaupt, und gegen die Gewissensfreyheit, die er die Hauptfahne aller Ketzer nennt. Er macht dabey den Protestanten das Kompliment, daß die wahren Protestanten zwar keine Freygeister wären; daß er sie aber doch mit einander vermenge, weil sie, was die Gewissensfreyheit anlange, mit jenen in ein Horn blieſen, und daß beyde Klassen wider die Inquisition die Feder spitzten. Dann folgt eine Geschichte, Vertheidigung und Empfehlung der Inquisition. Den Anfang seiner Schrift macht er mit einer Stelle aus des Muratori Philosophie der Sitten, um daraus zu beweisen, daß der Mensch eine Vernunft habe: daraus folgert er nun, daß er auch Freyheit besitzen müsse, welche aber die Freygeister leugneten, die deswegen aus dem Doktor Angelicus, seinem Namensheiligen, und dem Augustinus widerlegt werden. Um eine Probe seiner Art zu disputiren zu geben, setzen wir folgende Stelle her: „Ich frage die Freygeister, ob der Mensch, qua Mensch „so frey geboren, daß er an kein positives Gesetz gebunden? „oder der Mensch qui Mensch. Der Hr. Prof. Feder — er„theilet im Namen der Freygeister die Antwort, daß der „Mensch qua Mensch frey geboren und von allen positiven Ge„setzen unabhängig sey. Nun werden wir uns anjetzo ein we„nig mit qua und qui zu balgen haben; so frage ich den Hrn. „Prof. was denn der Mensch qua Mensch sagen wolle? Soll „dieses qua nach der alten Philosophie ein abstractum oder con„cretum seyn? Ist es das erste, so wird der Mensch betrachtet „in einer abstracten Idee, und auf solche Art wandelt ja der „Mensch nicht auf Erden. Ist aber das qua ein concretum, „so heißt es so viel als qui, und aber auf solche Art muß ja der „Mensch nach dem Recht der Natur von seinen Eltern abhan„gen ꝛc.“ Jaupsers fürtreffliche Ode über die Inquisition, (s. A. d. Bibl. XXXV. B. S. 155) nennt er ein schmähsüchti-

ges Pasquill, und diktirt seinem Landsmann Herrn Prokurator Meidinger, wegen seiner Gedanken über die Regierungsformen, den Staupbesen.

In der zweyten Schrift kämpft er ins besondere gegen den Rousseau, Voltaire, Woolston, Hobbes, Helvetius, Bölius, Collins und Toland. Wunderbar ist doch seine Art zu citiren, z. E. Helvetius *in opere de l'Esprit*, Rousseau in seiner *Sermon de Inaequalitate hom.* *Buddaeus Traité de l'Atheisme*, u. a.

Das Schreiben ist eigentlich nur gegen die erste Schrift, oder wie sie hier heißt: klösterlichen Abortus und Produkt der finstersten Mönchszeiten, gerichtet. Es ist scharf und lebhaft geschrieben. Er verfolgt die Trugschlüsse und Bosheiten der Dominikaners Schritt vor Schritt, rettet die Ehre der durch seine Wuth angegriffenen Männer, und widersetzt sich seinen Inquisitionsvorschlägen mit allem dem Eifer, den das Bewußtseyn einer guten und die Ehre der Menschheit betreffenden Sache eingeben kann. „Wenn tausend Josts, heißt es, so eine „Inquisition unter uns Bayern einführen wollten, so würden „wir allen Tausenden mit bayerischen Biederherzen und deutscher Standhaftigkeit entgegen kämpfen, und uns nie einem „Joche unterwerfen, welches über uns den Fluch unsrer spätesten Enkel, und den Hohn der entferntesten Nachwelt über „unsre Nation verhängen würde.“

Die Antwort auf vorstehendes Schreiben ist — ganz Josefens würdig. Z. E. der Verf. der Schreibens hatte in einer trefflichen Schilderung der Inquisition S. 13 gesagt: „Eine zweydeutige Rede, eine minder Ehrfurcht sprechende Miene, „zu wenig Herablassung gegen Mönche und Religionsdiener, „ein vielleicht unfreywilliges Versäumniß gottesdienstlicher Verrichtungen, der Mangel an Scapulier, Rosenkränzen, „Amulete, eine bemerkte Nasenrümpfung gegen — andre „dergley Marktschreyerwaaren, war schon hinlänglich, den „Vater von Weib und Kindern fortzuschleppen, ꝛc.“ Darauf ist die Antwort: „das Geben des Rosenkranzes besteht in einer „gewissen von der Kirche Gottes gutgeheißenen Ordnung mehrerer Vater unser und Ave: ist dann Christus, der uns das „heil. Vater unser gelehret, ein Marktschreyer gewesen?“ Das schönste ist, daß der beschämte Mönch zum Beschluß es platterdings eugnet, daß es sein Absehen gewesen sey, die Inquisition in Bayern einführen zu wollen; welches doch jede Seite seiner Schmähschrift deutlich genug verräth. Noch führen wir daraus

den

en Titel einer andern gegen ihn herausgekommenen Streitſchrift an; die er aber nicht beantworten will, und wir nicht geſehen haben: Meinung über die Schutzſchrift der Inquiſition, welche von einem Dominikaner in Freyſingen, Thomas Aquin Joſt, dem Druck übergeben worden.

Eröfnung einer Journalbibliothek zur Beförderung litterariſcher Kenntniſſe in allen Fächern. Im churfürſtlichen Schulhauſe zu München. 1779. in 4.

Das Inſtitut verdient Bekanntmachung und Nachahmung. Die churfürſtliche gymnaſiſche Schuldirektion, wie ſie hier genannt wird, hat die Anſtalt getroffen, daß ein Vorrath von den neueſten und beſten Auflagen der klaſſiſchen Schriftſteller, guter Wörterbücher, die beſten Schul- und Erziehungsſchriften, und die meiſten gelehrten Zeitungen, Bibliotheken und Journale, alle Tage im kurfürſtlichen Schulhauſe, in einem beſondern Leſezimmer, einem jeden ohnentgeldlich, zum Gebrauch vorhanden liegen. Nur werden Gymnaſiaſten, weil der Gebrauch der Journale, reife Vernunft, viele Klugheit und einige Litteratur vorausſetze, vom Zutritt zu dieſem Leſezimmer ausgeſchloſſen; es ſey denn daß ihnen die Erlaubniß darzu, zur Belohnung für ihren Fleiß und aus Achtung für ihre Talente, beſonders bewilligt werde; welche Einrichtung wir gar ſehr billigen. Die periodiſchen Schriften, deren Verzeichniß angehängt iſt, ſind in allen 42, und darunter die Allgemeine deutſche Bibliothek die erſte.

A.

Gedanken über die Inquiſition. Im Reiche der Menſchheit. 1778.

Empfindungen bey der Leiche des P. Ronos Gſchall, geweſenen Benediktiners und Profeſſors in Obernaltaich. 1778.

Zwey Gedichte aus Bayern, die als Stimmen der ſchreyenden Menſchheit gegen die Wuth der Inquiſition und des

Verfolgungsgeiſtes, aus einem Theil des katholiſchen Deutſchlandes, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden verdienen. Hier iſt der Anfang des erſten:

Empörter Menſchheit derbſte Rache
Zieh' über Tago's Blutſtrohm hin!
Vernunft! es leidet deine Sache,
Und ſtumpf welkt banger Menſchenſinn.
Wie ſeh' ich dich mit ſtarren Blicken,
O Mordgeiſt Inquiſition?
Dein Gift wühlt in zerfleiſchten Rücken,
Du ſprichſt gebeugter Freyheit Hohn!
Sie ragt hervor, die friſchen Hyder
Und tödtend Eiter ſprüht ihr Hauch!
Wie ſteigt empor zum Opfer wieder
Von Menſchenfleiſch geweyhter Rauch!
Der Höllenbrut, o Blutgerichte,
Der Morderfindung Meiſterſtück!
Du giebſt, (abſcheuliche Geſchichte!)
Mit blankem Stahl uns Heil und Glück.
Rings ſchwimmet Leich' auf Leich' im Blute,
Von fetter Prieſterſchaft erwürgt.
Ha! wie in bunter Mönchenkutte
Der Meuchelmörder ſich verbirgt. u. ſ. w.

Der durch das zweyte Gedicht verewigte P. Gſchall, iſt, wie wir aus dem Gedicht ſelbſt, und der angehängten Grabſchrift, ſehen, ein Opfer des Verfolgungsgeiſtes geworden, der ihm 1777. Freyheit und Leben geraubt habe. Wir ſind aber von den Umſtänden ſeines Martyrthums nicht näher unterrichtet.

F.

Sammlung aller Streitſchriften, ſo das Buch Olavides in Dänemark veranlaßt hat. Kopenhagen, 1780. bey Proft. Erſtes Stück. 10 Bogen. Zweytes Stück. 14 Bogen, in 8.

Den Anfang macht die Recenſion des Hrn. D. Schönheyder, welche den ganzen Krieg veranlaßt hat, aus dem Däniſchen überſetzt. Sie ſcheint dem Verf. dieſer Anzeige, der bey dem Streite ganz und gar unintereſſirt iſt, auch gegen das Gedicht

Gedicht Olavides und die begleitenden Anmerkungen ſelbſt manches zu erinnern findet, in einer gar zu leidenſchaftlichen Verfaſſung geſchrieben zu ſeyn. Der Tadel iſt zu heftig, beſonders da er gegen einen Mann gerichtet iſt, der mit Hrn. Sch. in derſelben Stadt lebt, und daſelbſt einen angeſehenen Charakter bekleidet. In einem ſolchen Falle müßte man wohl die allgemeinen Regeln der Höflichkeit im Umgange beobachten. Es giebt freylich in der gelehrten Welt, wie im gemeinen Leben, Fälle, wo man ſchlechten, oder ungezogenen Leuten ohne Umſtände die Thüre zu weiſen, vielleicht gar bey dem Arme ſie hinaus zu werfen berechtigt iſt; allein bey den gegenwärtigen Umſtänden hätte mehr Schonung beobachtet werden müſſen. Ein feiner, ſanfter und dabey gründlicher Tadel thut mehr Wirkung als ein heftiger, ſo wie ein ſanfter anhaltender Regen mehr eindringt als ein Platzregen. Hrn. Sch. kurze Kritik über das Gedicht Olavides als Gedicht betrachtet, iſt in der Materie nicht ungegründet; ob ſie gleich der Form nach wohl glimpflicher hätte ſeyn mögen. Hauptſächlich beſchäftigt er ſich damit, Hrn. H. Geſinnungen gegen die chriſtliche Religion verdächtig zu machen, und hier hat er ſich durch ſeinen theologiſchen Eifer ſehr unvernünftiger Weiſe zu weit hinreiſſen laſſen. Der Stifter unſerer Religion befiehlt, daß man ei fehlenden Bruder ſein Unrecht erſt ohne Zeugen, dann in weg vart von ein Paar Zeugen vorhalten, und wenn er dieſe)t h will, es der Gemeinde ſagen, und wenn er ſich a nicht kehrt, alsdann erſt ihn für einen Heid und t ten ſolle. Hr. Sch. überſpringt dieſe Stufen, H. als einen heimlichen Feind und Spötter der chriſtli M ligion an. Doch wüßten wir nicht, daß man aus ſei Schrift ein mehreres erzwingen könnte, als einen bloßen dacht auf ſeine Religionsgeſinnun ſeiner A einer uneingeſchränkten Du . ſt t zu Inquiſition noch gar zu wei . h die etwa unvorſichtigen, übertrie un rungen vorgeſtellt werden müſſen, er ſich hätte erklären können. Bey ei ſtſtel , philoſophiſche Raiſonnements ſich die P taſte ſo mi war dieſes beſonders nöthig. Wenn es nicht gleichgu ob die Bürger eines Staates, Obern, Untergebene und Bean wahre, falſche oder gar keine Religion haben, wie Hr. mit Recht erklärt, daß es Chriſten nicht ſeyn könne; ſo iſt auch gewiß ſehr daran gelegen, daß den Beamten eines Staa

kein Verdacht feindſeliger Geſinnungen gegen das Chriſtenthum aufgebürdet werde, und daß vielmehr ſelbſt ſolche wirkliche Geſinnungen ſo lange als möglich bedeckt und der Bekanntmachung entzogen werden. Hr. Sch. aber ſcheint uns zu ſehr geſchäftig, die Denkungsart des Hrn. H. zu entblöſſen und ans Licht zu ziehen. Daher überſieht er eine wichtige Beſtimmung in einer angezogenen Stelle, die einen Hauptgrund der Beſchuldigung ausmachen ſoll; welche aber mit dieſer nähern Beſtimmung einen ganz unſchuldigen Sinn haben kann. Das zweyte Stück iſt die ſchon angezeigte Vertheidigungsſchrift des Hrn. Heunings. Der Rec. bemerkt nur noch, daß er durch die Unterſchrift der Zueignung des Gedichts, Olavides an Aganippus, welche vom Fuſſe des Atlas datirt iſt, wegen des Verf. irre geworden. Das Gedicht ſchien Hrn. H. zum Verfaſſer zu haben; und doch wohnt Hr. H. nicht am Atlas. Hr. H. erklärt ſich nun, daß er die Zueignungsſchrift an einen dritten zugleich herausgegeben habe. Wir haben ihn ſelbſt für Aganippus gehalten, und denken daher, daß es Hrn. Sch. wohl zu verzeihen iſt, wenn er eben daſſelbe gemeint hat, nur daß er die Zueignungsſchrift für erdichtet, und der Rec. ſie für eine wirkliche hielt. Der kurze Briefwechſel zwiſchen Hrn. Sch. und H. der nur wenigen Exemplaren der Vertheidigung beygefügt geweſen, iſt in dieſem Abdruck mitgetheilt. Hr. H. hat ſich wohl durch ſeine Empfindlichkeit zu weit hinreiſſen laſſen. Da Hr. Sch. zur Verſöhnung die Hände bot, ſo muſte er ihn mit dem harten Ausdruck, phrenetiſcher Fanatiker, nicht wegſtoſſen. — Das dritte Stück iſt die von dem Hrn. Prof. Smith in dem allgemeinen däniſchen Litteraturjournal erſchienene Vertheidigung ſeines Freundes, Hrn. Schönheyders. Er giebt am Ende zu, daß dieſer in der Form ſeiner Beurtheilung, aber nicht in den Ideen, gefehlt, vielleicht die Sache nicht genug entwickelt, nicht Beweiſe genug vorgetragen, auf Nebenumſtände und Kleinigkeiten geſehen habe, auch wohl in einem ſanftern Tone hätte ſprechen können; allein er habe, da ein Buch, deſſen Meinungen mit dem wahren Chriſtenthum nicht beſtehen können, mit Ruhme angekündigt worden, die Leſer und insbeſondere ſeine Gemeine dafür warnen müſſen. Hr. Sm. ſucht auch für ſein Theil die der chriſtlichen Religion nachtheilige Folgerungen aus Hrn. H. Schrift heraus zu ziehen, wie ſchon in der erſtern Anzeige erwähnt iſt. Es iſt aber immer eine ſehr mißliche Sache, jemanden die Conſequenzen ſeiner Sätze aufzubürden, zumal wenn die eine Prämiſſe S. 65, die andere S. 148. ſteht;

ſteht; wenigſtens ſollte man vorher anfragen, ob er die Schlußfolge vorhergeſehen habe, oder ſie gelten laſſen wolle. Freylich hätte Hr. H. vieles verhüten können, wenn er ſelbſt, wie von uns gleich in der Recenſion ſeines Buchs bemerkt iſt, ſich mehr der edlen philoſophiſchen Simplicität befliſſen, als ſich den unordentlichen unbeſtimmten Vorſtellungen einer brauſenden Phantaſie überlaſſen hätte. No. 4 führt die Aufſchrift: das meinerſeits noch Vonnöthene über das Buch Olavides von Schönheyder, betrifft die Grenzen der Toleranz, und enthält eine Vertheidigung ſeines Verfahrens. No. 5. Hennings Antwort auf das Bedenken des Prof. Smith. No. 6. Einer Ungenannten Meinung über die Streitigkeiten, das Buch Olavides anzehend. No. 7. Etwas über das Buch Olavides und deſſen Schickſal. No. 8. Promemoria in Anleitung des Buchs Olavides. Alle wider Hrn. Hennings; das erſte unbedeutend; das vorletzte witzelnd; das letzte einfältig, vielleicht aber gutgemeint. No. 9. Eine Recenſion aus dem hamburgiſchen Correſpondenten. No. 10. Ein Aufſatz aus der Geſundheitszeitung von Hrn. Hofmedicus Tode, worinn die Fehler der Natur oder der gegenwärtigen Einrichtung der Dinge aufgedeckt werden, gegen Hrn. Hennings und alle, die ſich von der Hoheit und Göttlichkeit der Natur zu große Begriffe machen. (Das Wort Natur iſt ein ſehr ſchwankender Begriff, und hat ſchon unzählige Wortſtreite verurſacht.) No 11. Erläuterungen über das, was in den Streitigkeiten über das Buch Olavides noch dunkel und zweydeutig ſcheinen möchte, von Hrn. Smith. Es mag genug ſeyn, nur die Titel dieſer Aufſätze angezeigt zu haben. Unter allen langweiligen Lektüren, iſt die von Streitſchriften die langweiligſte, wegen des Gewirres, worinn die Streitenden ſich zu verwickeln pflegen.

Iliacos intra muros peccatur et extra.

Qbw.

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus ** vom 22ſten Octobr. 1780.

Der Herr Recenſent der Geſchlechtsreihe der uralten Reichsſtändiſchen Häuſer Iſenburg, Wied und Runkel ꝛc. hat im Anhange zum 25—36ſten Bande S. 3226. den Wunſch geäußert, „den Vornamen des Hrn. Verfaſſers zu wiſſen, um ihn „von vielen andern Gelehrten dieſes Namens (Fiſcher) unterſcheiden zu können.“ Ich kann Ihnen davon folgende Nachricht geben. Der Herr Verfaſſer dieſes Werks heißt Chriſtian Hisklas Heinrich von Fiſcher, und iſt 1731 den 28 Febr. zu Ingelfingen im Hohenlohiſchen gebohren. Er ſtudirte zu Halle, Jena und Marpurg, begleitete darauf einige Grafen von Iſenburg auf Univerſitäten und auf Reiſen; darauf kam er zuerſt in Iſenburgiſche Dienſte als Rath, hernach in Hohenlohe-Neuenſteiniſche Dienſte als Hofrath, und von da nach Neuwied, als Kanzleydirector. Seit dem Ableben des Herrn von Piſtorius bekleidet er die Stelle eines Reichsgräflich Fränkiſchen und Weſtphäliſchen Reichstagsgeſandten.

* * *

Herr Rath Campe in Hamburg will ein ſeinem Robinſon dem Jüngern völlig ähnliches Werk für Kinder und junge Leute herausgeben. Es ſoll aus drey Bändchen beſtehen, deren jedes, wenn man will, ein von dem andern unabhängiges Buch für ſich, ausmachen wird. Die Titel dieſer drey Bücher ſind:

1) Columbus, oder die Entdeckung von Weſtindien.
2) Cortes, oder die Eroberung von Mexiko.
3) Pizarro, oder die Eroberung von Peru.

Alle drey werden zum gemeinſchaftlichen Titel haben: die Entdeckung von Amerika, ein angenehmes und nützliches Leſebuch für Kinder und junge Leute.

Der

* * *

Der Churſächſiſche Artilleriehauptmann Hr. Tielke in Freyberg, wird auf Oſtern 1781 den vierten Theil ſeiner Beyträge zur Kriegskunſt und Geſchichte des Kriegs herausgeben, welcher die vier Belagerungen und Eroberungen von Schweidnitz 1757. 1758. 1761 und 1762 enthalten wird.

* * *

Hr. Joh. Wilh. Häßler will ein neues Werk unter dem Titel Klavier- und Singeſtücke verſchiedener Art herausgeben.

* * *

Von dem Roman Siegfried von Lindenberg wird eine neue umgearbeitete und mit dem zweyten Theile vermehrte Ausgabe bey J. G. Müller, Buchhändler in Itzehoe, gedruckt.

* * *

Von des Hrn. Paſt. Sturms geiſtlichen Geſängen mit Melodien zum Singen bey dem Claviere vom Hrn. Kapellmeiſter J. P. E. Bach kömmt ein zweyter Theil heraus.

* * *

Die Freymäurerloge zum aufrichtigen Herzen in Frankfurt an der Oder will eine Beſchreibung des Monuments herausgeben, welches auf ihre Koſten auf dem Grabhügel des berühmten Kleiſt errichtet iſt. Der Beſchreibung ſollen vier Kupferplatten begefügt werden, auf welchen die drey Seiten des Monuments und das Bruſtbild Kleiſts vorgeſtellt wird.

* * *

Der Herzogl. Meklenburgiſche Hofrath und Kapellmeiſter, Hr. J. W. Hertel will vier Klavierconcerte herausgeben, die in der Oſtermeſſe 1781 erſcheinen ſollen.

* * *

Der Freyherr Adolph von Knigge zu Frankfurt am Mayn giebt ſechs neue Sonaten fürs Klavier heraus, die im Februar 1781 erſcheinen ſollen.

Die

* * *

Die in dieſer Bibl. XLII B. 1ſtem St. S. 283. angezeigten Wochenblätter des Hrn. Pr. Trapp für die Jugend und für die Erzieher, werden erſt zu Neujahr 1781 angefangen. Der Verf. hat die Poſtfreyheit in ſämmtl. K. Preußiſchen Landen für dieſe Blätter erhalten.

* * *

Die zwölf größern d'Anvilliſchen Karten zur alten Geographie will die Weigelſche Kunſthandlung in Nürnberg durch einen genauen Nachſtich wohlfeiler und gemeinnütziger machen, und zugleich ein Handbuch der alten Erdbeſchreibung veranſtalten, bey deſſen Ausarbeitung nicht nur die d'Anvilliſche Geographie ancienne, ſondern auch andere Quellen und Hülfsmittel benutzt werden ſollen. Den Preis beyder Werke, die zuſammen verkauft werden, kann ſie zur Zeit noch nicht beſtimmen: wer aber bis Neujahr 1781 ſubſcribirt, bekömmt ſein Exemplar wohlfeiler, und die erſten Abdrücke jeder Platte auf ſchönes Papier.

* * *

Rabeners Schriften ſind unter folgendem Titel ins Däniſche überſetzt:

G. W. Rabeners ſamtlige Skrivter. Sex Deele. Tillgemed forfatterens Levenetsbeſkrivelſe.

Die auf dem Titel erwähnte Lebensbeſchreibung iſt von dem berühmten Herrn Weiſſe, und auch aus dem Deutſchen überſetzt.

* * *

Herr Konſiſtorialrath Bock in Preußen hat einen Verſuch einer wirthſchaftlichen Naturgeſchichte von Oſt- und Weſtpreußen ausgearbeitet, und zum Druck fertig. Die Handſchrift beſteht aus vier Bänden, die im Abdrucke etwa drey bis vier Alphabethe ausmachen werden. Er hat die Summarien dieſes ganzen Werks abdrucken laſſen, und ſucht dazu einen Verleger.

* * *

Zu Gießen bey J. C. Krieger dem Jüngern ſoll ein Journal unter dem Titel: Geiſt der neueſten Schriften, her-

herauskommen, worinn jeder Autor seine eigenen neuen Schriften selbst zu recensiren ersucht wird. Ob man auf diese Art den Geist der neuesten Schriften erhalten werde; oder ob man nicht oft das Gespenst erblicken werde, das ein oder der andere Verfasser von seinem Werke zu sehen glaubt? sey dahin gestellt.

* * *

Zu Marpurg bey Bayrhofer soll des Hrn. Prof. H. P. Kahrels Einleitung, oder kurzes System der pragmatischen Rechtsgelahrheit der gesammten Rechte, in 2 Bänden, und dessen Neues System der Philosophie in 4 Bänden in 8. herauskommen.

* * *

Herr Lux, Oberkaplan in Gunzenhausen, will eine Beschreibung von der besten Art, Thermometer und Barometer zu verfertigen, herausgeben.

* * *

Herr Greiner, Instrumentenmacher in Wetzlar, hat ein neues Bogenklavier erfunden, das die Manheimer Tonschule, (wird vermuthlich der Herr Kapellmeister Vogler zu verstehen seyn,) in einem besondern halben Bogen ankündigt. Nach der Beschreibung hat es keinen Vorzug vor dem längstbekannten Holfeldischen Bogenflügel, welcher alles leistete, was in dieser Nachricht von dem Greinerischen Bogenklaviere gerühmt wird. Nur soll, laut dieser Nachricht: „wenn man auf diesem Klaviere abstoßt; vielleicht mit „vollständiger Harmonie absetzet, ein sanfter, Wohlgerüche „duftender Nachklang, wie ein Echo aus Elisien sich „äußern.“ Dies konnte Holfelds Bogenflügel nicht leisten: denn durch ein Klavier Wohlgerüche hervorzubringen, war bis jetzt noch unerhört, und scheint nur der Manheimer Tonschule vorbehalten zu seyn, welche am Ende dieser Nachricht, noch: „rechnet getröst auf noch weit herrliche Producte, „die im fruchtbaren Deutschlande noch zahlreich aufkeimen — „erwachsen — zum hohen, unsern Nachbarn weit sichtbaren Baume — im lächelnden Obstgarten der Minerve „erwachsen werden.“ Hr. Greiner mag ein geschickter Instrumentenmacher seyn; aber die Manheimische Tonschule ist wenigstens in der Grammatik noch nicht weit gekommen.

und

und ein kleiner Unterricht in der Lehre von den Metaphern könnte ihr auch nicht ſchaden, damit ſie ſie nicht allzukindiſch anbrächte.

* * *

Auf letzter Oſtermeſſe gab ich aus einer alten pergamentnen Handſchrift eines Ungenannten celtiſchen Mönchs epiſches Gedicht von dem Einfalle des Attila in Gallien heraus, das ich außer Aventin, (Ann. Boic.) Niemand gekannt zu haben glaubte. Seither kamen mir aber gewiſſe Fragmenta chronici Noualicienſis Saec. X. die der Turiniſche Graf von Robilant aus uralten Handſchriften dem Muratori mitgetheilt, und dieſer in die XLII Diſſert. ſeiner Antiquit. Ital. medii aevi Vol. III. p. 64. eingerückt hatte, zu Geſichte, worinn nicht nur der ganze hiſtoriſche Zuſammenhang der Sache vorgetragen wird; ſondern auch aus dem Gedichte ſelbſt ſehr viele Auszüge gegeben werden. Weil ſich nun dadurch die Aechtheit des Monuments mehr beſtärket, und ſich ſeine Lesart hin und wieder verbeſſert, ſo werde ich dieſe Supplemente, die uns zugleich den Ausgang der Begebenheiten liefern, und von der Perſon des Haupthelden Nachricht geben, bey einem weitern Commentar darüber benutzen, und gelegenheitlich Muratori, der es für die älteſte italieniſche Romanze hält, ausführlich widerlegen. Halle, den 10ten Septbr. 1780.

Prof. Fiſcher.

* * *

Herr Hofrath Meuſel in Erlangen hat mit dem 6ten Theile ſeiner Litteratur der Geſchichtskunde geſchloſſen, und wird unter dem Titel, hiſtoriſche Litteratur, eine neue hiſtoriſche periodiſche Schrift, nach einem verbeſſerten und gemeinnützigen Plane, herausgeben.

* * *

In Nürnberg iſt man Willens, die beſten Italieniſchen Schriftſteller nachzudrucken. Zuerſt ſoll la Divina Commedia di Dante Alighieri, und Lettere critiche di Conſtantini, erſcheinen. Beſonders wird auch eine Nachricht von einer neuen Ausgabe des Mercurio und der Memorie recondite des Vittorio Siri in 46 Bänden in gr. 8, welche in der Bauerſchen Handlung in Nürnberg herauskommen ſoll, ausgegeben.

* * *

Zu Weimar in der Hofmannischen Buchhandlung soll eine Bibliothek der Kirchengeschichte herauskommen.

* * *

Der dritte Anhang zur A. d. Bibliothek, welcher zum XXVten bis XXXVIsten Bande gehöret, ist nunmehr ganz erschienen. Er besteht vor sich aus sechs Bänden, und enthält die in den gedachten Bänden noch fehlenden Recensionen neuer Bücher, von den Jahren 1774. bis 1777. auch einige von 1778. desgleichen doppelte sehr vollständige Register über den XXVsten bis XXXVIsten Band, und über die sechs Bände dieses Anhanges selbst.

Es ist beynahe überflüßig zu erwähnen, daß die sämmtlichen drey Anhänge nothwendig zur allgemeinen deutschen Bibliothek gehören, welche ohne dieselbe nicht vollständig, und bey Ermangelung der den Anhängen beygefügten Register nicht so brauchbar ist, als mit denselben.

Folgendes ist das Verzeichniß und der Preiß aller zur allgemeinen deutschen Bibliothek gehörigen Stücke:

Iter bis XIIter Band — —	18 Thlr.	—
Anhang zum I—XIIten Bande. 2 Bände — —	2:	16 Gr.
XIIIter bis XXIVster Band	18:	—
Anhang zum XIIIten bis XXIVsten Bande 3 Bände — —	4:	8 Gr.
XXVster bis XXXVIster Band	18:	—
Anhang zum XXV bis XXXVIsten Bande, 6 Bände —	9:	—
XXXVIIster bis XLIster Band, und XLIIsten Bandes Istes und IItes Stück	9:	18 Gr.
XLIII Bandes Istes Stück	—	18 Gr.
Summa	80 Thlr.	12 Gr.

Es können übrigens alle einzelne Bände und Stücke, außer dem Isten bis VIten Band, (welche nicht besonders zu haben sind,) einzeln gekauft werden. Auch können die Liebhaber, welche die erstern Bände dieses Werks nicht besitzen, jederzeit, und am bequemsten, mit einem Bande, vor welchem ein

Register vorhergeht, z. B. mit dem XXXVIIsten Bande einzutreten, indem mit einem jeden solchen Bande eine neue Periode von Jahren angeht, die sich wieder mit einem Anhange und Register endiget.

* * *

Es ist mir den 2ten November 1780 auf der Post über Duderstadt ein Manuscript, nebst einem Louisd'or zugeschickt worden, wovon ich keinen Gebrauch machen kann und will. Ich ersuche also den unbekannten Absender, das Manuscr. und Geld vor Ende dieses Jahres, gegen Erstattung des Porto, wieder abfordern zu lassen, weil ich sonst das Geld den Armen geben, und für das Manuscript weiter nicht stehen werde. Ich muß bey dieser Gelegenheit jedermann ersuchen, mich mit Uebersendung anonymischer Manuscripte zu verschonen; zumal wenn ihr Inhalt nicht offenbar nützlich, und bey einer öffentlichen Censur zulässig ist. Desgleichen bitte ich, nicht, wie es oft geschieht, mir die Durchsicht und Beurtheilung von Manuscripten und Korrespondenz darüber zuzumuthen, da mich weder meine Neigung zu einer solchen beschwerlichen Arbeit treibt, noch mir meine Geschäffte verstatten, Zeit darauf zu wenden.

Friedrich Nicolai.

Beförderungen.

1780.

Auf der Universität zu Wittenberg, ist Herr D. Nürnberger außerordentlicher Professor der Arzneygelehrsamkeit geworden.

Die Stelle des sel. Sulzers bey der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin ist mit dem Herrn Professor Prevost wieder besetzt werden.

Der Herr Legationsrath von Schirach in Helmstädt, hat seine Professur bey dortiger Universität niedergelegt, und seinen Aufenthalt in Altona genommen, wo er von dem Könige von Dänemark, einer Pension, zur Ausarbeitung einer umständlichen Staatsbeschreibung des Königreichs Dänemark und der davon abhängenden Länder, genießet.

Herr

Herr Prof. Crell zu Helmſtädt iſt zum Bergrathe, nebſt anſehnlicher Erhöhung ſeines Gehalts, ernannt.

Herr D. J. R. Forſter aus London, iſt zum Profeſſor der Naturhiſtorie zu Halle ernannt, und bereits daſelbſt angekommen.

Die Herren Simon und Schweighäuſer zu Straßburg, die durch ihren Eifer für die Verbeſſerung des Erziehungsweſens rühmlichſt bekannt worden ſind, haben von dem Markgrafen von Baden, den Charakter als Legationsräthe erhalten.

Herr Michael Ignaz Schmidt, geiſtlicher Rath, Profeſſor und Bibliothekar zu Würzburg, berühmt durch ſeine noch nicht vollendete Geſchichte der Deutſchen, iſt bey ſeinem Aufenthalt in Wien, zum Kaiſerl. Königl. Hofrath und Oberaufſeher des geheimen Staatsarchivs, mit einem Gehalt von 4000 Gulden und andern Vortheilen, ernennt worden.

An des neulich verſtorbenen Geheimenraths Hoffmann Stelle in Tübingen iſt Herr Hofrath und Profeſſor Gmelin, von Erlangen, berufen worden, und er hat, wie wir hören, dieſen Ruf wirklich angenommen.

Da der Leibarzt des Herzogs von Würtenberg, Herr Doktor Reuß, mit Tod abgegangen iſt: ſo hat der Herr Profeſſor Jäger in Tübingen deſſen Stelle erhalten.

Herrn Profeſſor Wenk in Leipzig iſt des verſtorbenen Hofraths Böhme hiſtoriſche Lehrſtelle bey dortiger Univerſität übertragen worden.

Die vier Jahre lang unbeſetzt geweſene hiſtoriſche Profeſſur in Jena wird nach Verlauf eines Jahres, mit dem, jetzt auf Reiſen begriffenen Herrn Heinrich, Verfaſſer einer deutſchen und ſächſiſchen Geſchichte, wieder beſetzt werden.

Herr Johann Auguſt Stark, ehemals Königl. Preuß. Oberhofprediger und Profeſſor der Theologie zu Königsberg, nachher Profeſſor der Philoſophie an dem Gymnaſium zu Mietau, iſt von dem Landgrafen von Heſſendarmſtadt, zum Oberhofprediger zu Darmſtadt ernannt worden, mit Anwartſchaft auf die erſte theologiſche Lehrſtelle auf der Univerſität zu Gieſen.

Herr Hofrath und Profeſſor Gruner in Jena iſt neulich unter die Mitglieder der freyen ruſſiſchen Geſellſchaft in Moskau aufgenommen worden.

Herr Joh. Gottlob Stritter, der durch seine Memoriae populorum olim ad Danubium etc. incolentium, bekannt ist, ist Adjunkt der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, und Archivarius des Reichsarchivs geworden.

Todesfälle.

1779.

Den 24. April starb in Stralsund, Herr Carl Emanuel Charisius, Königl. Schwed. Assessor des Collegii medici in Stockholm, Doktor der Arzneykunst und Garnisonsmedikus in Stralsund. Hat eine Uebersetzung aus dem Englischen drucken lassen.

Den 28. May starb in Stralsund, Herr Johann Ulfing Hennings, Rathsverwandter und Direktor des Waysenhauses, wie auch des neugestifteten Erziehungshauses für Soldatenkinder. Von seinem Versuch in politischen Schriften sehe man unsrer Bibl. XIII. Band, S. 600.

Den 25. December starb in Stralsund, Herr Mag. Gregorius Langemak, Pastor an der Hauptkirche und Beysitzer des geistlichen Gerichts, ein an dem Orte seines gewesenen Aufenthalts sehr geliebter Prediger. Seine gedruckten Arbeiten sind nicht unbekannt geblieben.

1780.

Am 19. Junius ist Herr Johann Carl von der Lith, Dechant und Stadtpfarrer zu Wassertrüdingen im Fürstenthum Anspach, im 63sten Jahr seines Alters gestorben.

Am 15. Junius starb in Leipzig, Herr Johann Georg Richter, Doktor und außerordentlicher Professor der Theologie, alt 53 Jahre.

Am 17. August starb in Leipzig, Herr Johann Tobias Richter, Doktor der Rechten und Professor des sächsischen Rechts, Collegiat des kleinen Fürstencollegiums, wie auch Rathsherr, in seinem 65. Jahre.

Ebendaselbst starb am 26. August, Herr Doktor Johann Christoph Pohl, Professor der Pathologie, der medicinischen Facultät

Facultät Senior, Decemvir, des großen Fürstencollegiums und des Frauencollegiums Präpositus, Kreis- Amts- und Landphysikus, wie auch Mitglied der Kaiserl. Akademie der Naturforscher, im 74. Jahr seines Alters.

Herr Prof. Fuhrmann ist am 27. August zu Strahlendorf im Mecklenburgischen, wohin er sich nicht lange vorher zu seiner Erholung begeben hatte, an einer auszehrenden Krankheit mit Tode abgegangen.

Am 31. August starb in Tübingen, Herr Gottfried Daniel Hofmann, Doktor der Philosophie und der Rechtsgelehrsamkeit, ordentlicher Professor des Staats- und Lehnrechts, Senior der juristischen Facultät, Herzogl. Würtembergischer wirklicher Geheimerrath, Assessor des Hofgerichts und kaiserlicher Hofpfalzgraf, im 62. Jahr seines ruhmvollen Lebens.

Im September starb zu Halle, Herr Doktor Adam Nietzki, ordentlicher Professor der Arzneywissenschaft, im 66sten Jahr seines Alters.

Im October ist zu Kopenhagen, Herr Johann Heinrich Schlegel, Doktor der Rechten, Königl. Dänischer Historiograph, Justitzrath, Bibliothekar und Professor der Geschichtskunde, in einem Alter von 56 Jahren verschieden.

Druckfehler.

In des XXXIX. Bandes I. Stück.

S. 86. Z. 5. von unten, Contualen l. Cötualen.

In des XL. Bandes II. Stück.

S. 358. Z. 5. von unten, christlichen l. kirchlichen Lehrbegriff. S. 366. Z. 5. von unten, vorige l. ewige. S. 370. Z. 2. darin l. dahin. S. 373. Z. 4. ruchbar l. ruchtbar. S. 379. Z. 19. wenn sie ihren Unterhalt nehmen l. von denen sie ihren Unterhalt nehmen. S. 381. Z. 6. mäwkelt l. mäkelt. S. 387. Z. 5. von unten, eigen Auszug geliefet l. einen Auszug geliefert. S. 393. Z. 7. von unten, wozu l. wobey. S. 409. Z. 17. Zusätze l. Grundsätze.

In des XLI. Bandes I. Stück.

S. 106. Z. 2. von unten, ist nach gänzlich ein Punktum zu setzen; mit Begüterte fängt eine neue Periode an.

In des XLII. Bandes I. Stück.

S. 52. Z. 14. für besten l. festen Grund. S. 62. Z. 11. von unten, muß das nicht wegbleiben, das da einen ganz falschen Sinn giebt. Daß er sich außer den Streit hätte halten können, muß es heißen. S. 67. Z. 9. für hat l. habe. Z. 10. für habe l. hat. Z. 8. von unten, muß doch l. muß er doch.

In des XLIII. Band I. Stück.

Da aus Versehen die letzten Zeilen der S. 193. eingerückten Recension des Naturforschers 14. Stück ungedruckt geblieben sind: so wird S. 197. am Ende nachfolgendes hinzuzuthun seyn:

„VIII. Herrn Capieux Beyträge zur Naturgeschichte der „Insekten, zweytes Stück. Die Verwandlung einer Dornraupe in einen dem Perlenmuttervogel sehr ähnlichen Schmetterling, die Raupe und Puppe des Marmorargus, die Puppe „des Schillervogels, die Raupe und Puppe der Brautjungfer, „und die Weiswolke, sind die Gegenstände dieser Abhandlung. „XII. Herrn Past. Chemnitz kleiner Nachtrag zur Abhandlung „von den Linksschnecken. XIV. Herrn Candidat Götz Naturgeschichte des Goldphasans. XV. Herrn D. Lindenbergs „ausführlichere Nachricht des im zehenden Stück dieses Journals angezeigten brasilischen Rüsselkäfers, nebst einigen Betrachtungen.“

Ib.

Im III. Anhang VI. Abtheilung.

S. 3397. Z. 12. anstatt Mancho l. Sancho. Z. 28. Mond l. Mund. In der Vorrede. S. 15. Z. 11. anstatt geehrte l. gelehrte.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03343 5911